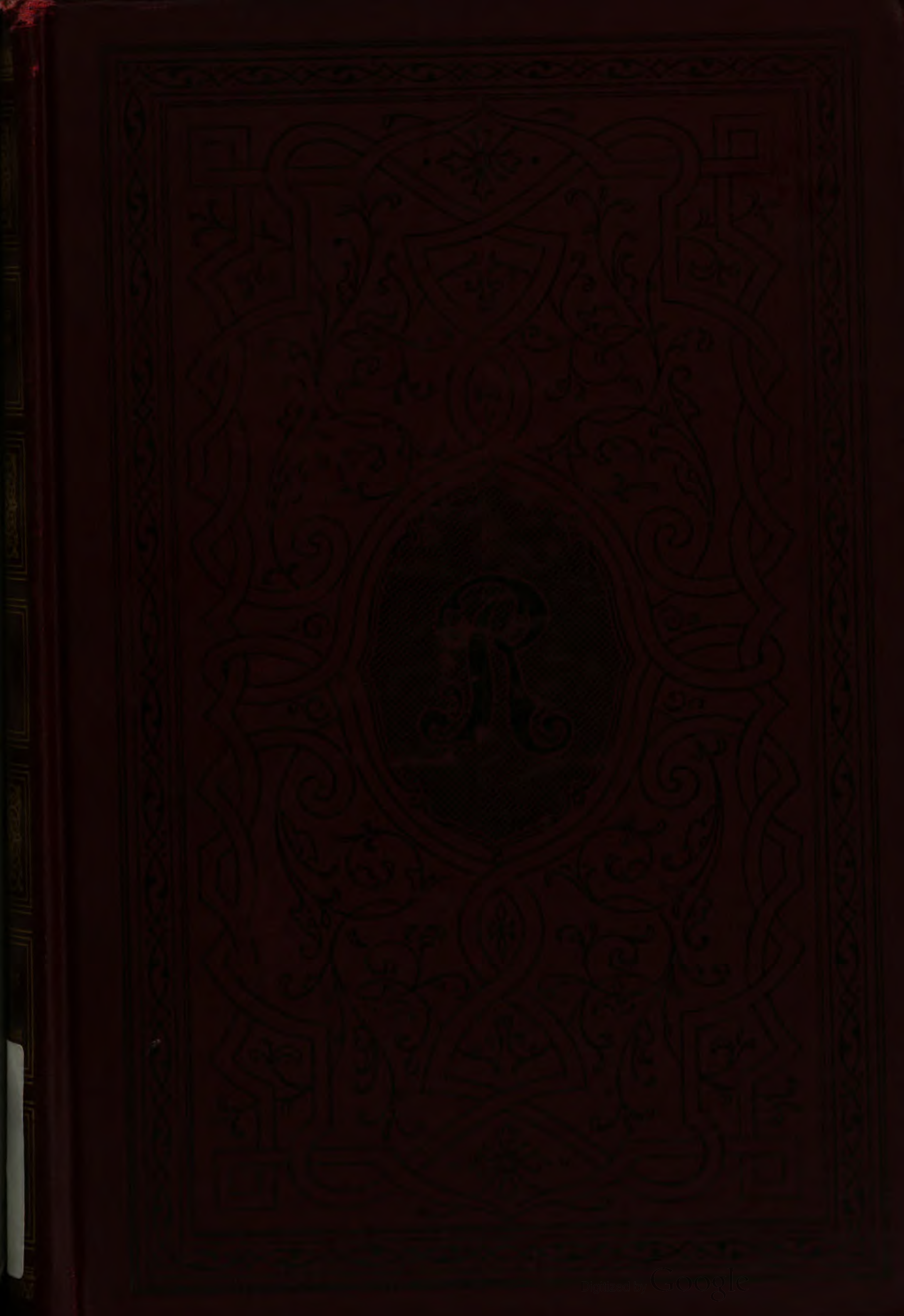
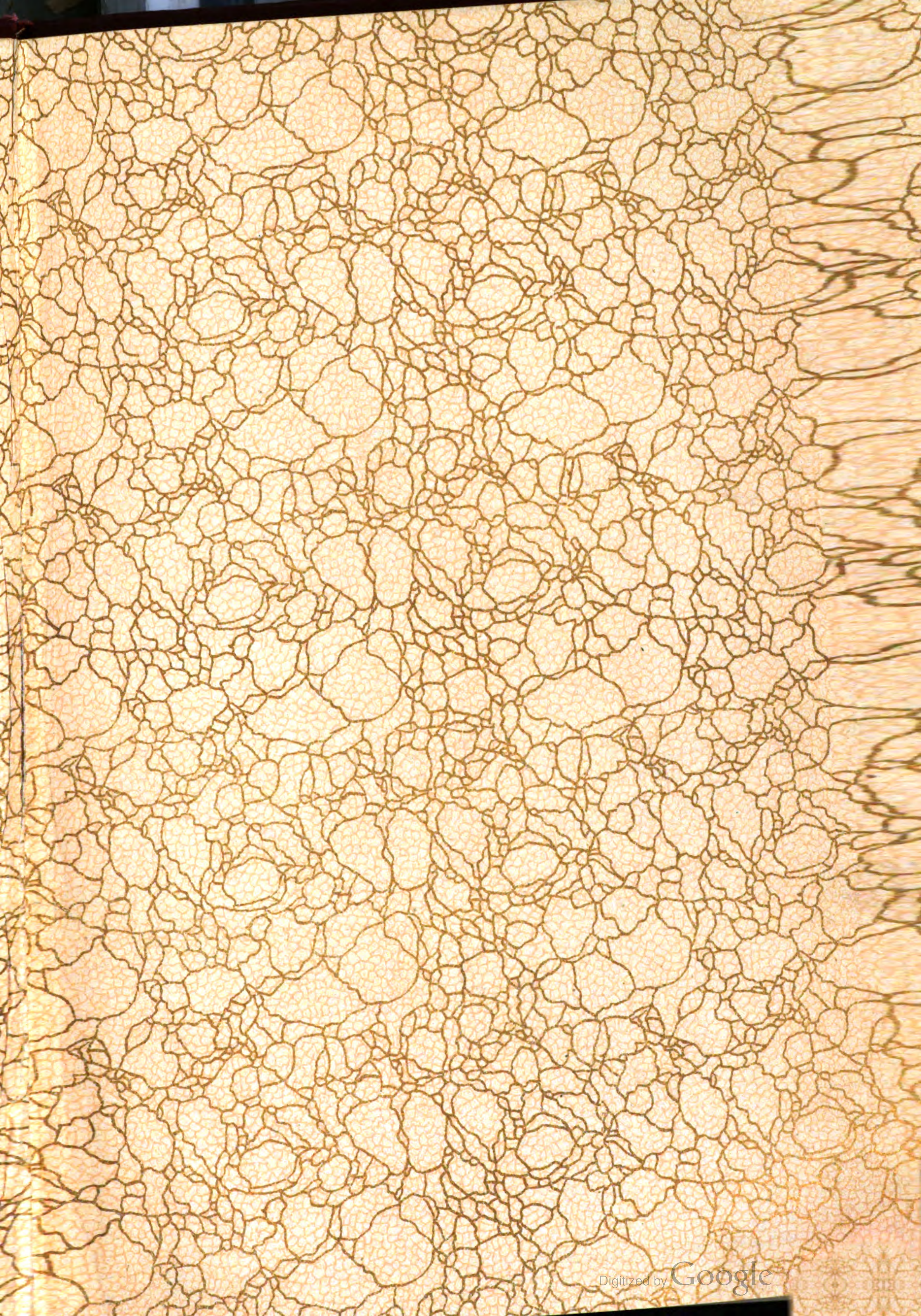



Historical
Wisconsin
Society
Founded 1849



Presented to the State Historical Society of Wisconsin, with compliments of the author.
H. A. Rattermann

Rattermann.

Deutsch-Amerikanisches Biographikon und Dichter-Album.

Erster Theil.

Gesammelte

Ausgewählte Werke.

Von

H. A. Rattermann.

Band X.

Cincinnati, Ohio:
Selbstverlag des Verfassers.
1911.



Franz Lieber

Deutsch-Amerikanisches

Biographikon und Dichter-Album

der

Ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts.

Von

H. A. Rattermann.

Einst wird kommen der Tag des Völkerfrühlings Erwachen,
Wenn in Amerikas Büschen die deutsche Nachtigall flötet.
Karl Emil von der Lühe: „An Flora."
(1790.)

Die Thaten großer Männer sind die Marksteine an der Straße der Geschichte. An ihnen erkennt man den Weg, den die Völker wandelten.
H. A. R. „Aphorismen."

Erster Theil.

Cincinnati, Ohio:
Selbstverlag des Verfassers,
1911.

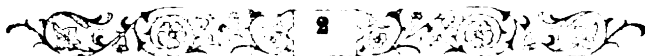
Vorwort.

A field for glory is a field for all!
POPE.

Bei meinen vierzigjährigen Studien der Erforschung des deutschen Elements in der amerikanischen Volksseele, wurde mir der Gedanke klar, daß eine nach den Ingredienten abgesonderte Geschichte einzelner Theile der amerikanischen Nation nicht möglich ist, weil nach kurzem Zusammensein die Elemente allmählig etwas von ihren Eigenschaften abgeben und nur in dem Gesammten mehr oder minder lebendige Züge bewahren. Jede wirklich thatkräftige Nation muß eine Einheit in Geist und Wesen sein, und läßt sich nicht in die separaten Stäbe auflösen, welche die Fasces seiner Lebensfähigkeit bilden. Es ist deshalb gleich thöricht, von einer englisch-amerikanischen oder einer deutsch-amerikanischen Nation und Geschichte zu reden. Wohl aber läßt sich von einer Geschichte, d. h. dem Einfluß der diese Einheit bildenden Theile das Wort führen. Es verhält sich dabei, wie mit den verschiedenen Metallen, die der Gießer zusammenschmilzt, um eine wohlklingende Glocke zu bilden; je mehr das edle Silber vorwiegt, desto heller ist der Klang, die Glocke aber ist ein Ganzes! — In diesem Sinne schrieb ich vor fünfundzwanzig Jahren, als Einleitung zu dem von mir herausgegebenen „Deutsch-Amerikanischen Magazin", mit passenden Aenderungen wie folgt:

„Amerika ist ein Land, das die Blicke der ganzen Welt auf sich gerichtet hat, denn hier geht zur Zeit ein volksorganischer Entwickelungsprozeß vor sich, wie er nie früher kulturgeschichtlich beobachtet werden konnte. In Europa hat man nirgends daran gedacht, das Aufleben, den Fortschritt und Verfall der großen Kulturvölker, besonders die Anfangsphasen derselben in ihrer Zeit genauer zu verfolgen, weil die Zivilisation mehrerer Völker sich nur periodisch ablöste und (außer bei den Griechen und Römern, die beide dem pelasgischen Stamme angehörten,) keine hohen Völkerstufen zusammenliefen. So sind wir in Bezug auf den Beginn jeglicher Volkskultur bislang im Dunkeln geblieben, und nur die Spekulation der Geschichtsforscher vermochte aus unbedeutenden, winzigen Denkmalen, die als Gerippe benutzt wurden, einen Bau zu konstruiren, der einigermaßen, gemäß der schließlichen Gestaltung, unseren Vorstellungen entspricht.

„Ganz anders ist dieses in Bezug auf die Entwickelung der amerikanischen Nation geworden, wenngleich auch hier wieder das eigent-



liche Fundament in dem Boden der europäischen Kultur vergraben liegt. Man sieht ja immer nur den emporragenden Bau, nie die in der Erde ruhenden Grundmauern, die ihn tragen. Aber es gab für Amerika Beobachter, zeitgenössische Kulturvölker, die zusahen, wie die aus Europa herübergebrachten Bausteine gelegt wurden, und diese Zuschauer statteten mehr oder minder vollständige Berichte über ihre Kenntnißnahme ab.

„Auch war, als Amerika durch Kolumbus entdeckt wurde, bereits der nöthigste Faktor zur Erhaltung alles Dessen, was die permanente und vollständige Klarlegung der Ursachen und Handlungen im Völkerdasein, die sich zu Thatsachen gestalten, durch Guttenberg's Erfindungsgeist der Welt geschenkt worden — die Kunst des Buchdrucks. Was bei den alten Völkern nur auf dem Wege der Hypothese, der Spekulation über und Deduktion aus erhaltenen Sagen und Ueberlieferungen zu erlangen möglich war, eine Geschichte, ist der neuesten, erst im Werden begriffenen Nation, der amerikanischen, durchaus leicht gemacht, indem ihre Denkmale der Kultur voll oder nahezu voll in den Schriften der Zeitgenossen aufbewahrt werden.

„Nur in Bezug auf die einzelnen Bestandtheile dieses Volkes, das sich aus dem Blute aller europäischen Nationen, mit Hinzuziehung selbst der asiatischen und afrikanischen Racen zusammensetzt, bleiben dem Ethnologen Felder der Spekulation übrig und diese bloß in sofern, als keine genauen Aufzeichnungen über die einzelnen Partikeln eines Volkes geführt werden können. Und infolge dieser Unmöglichkeit ist es gekommen, daß im großen Ganzen noch immer der Gedanke waltet, das amerikanische Volk sei eigentlich in seiner Hauptmasse ein englisches Volk, was längst durch statistische Zahlen als unrichtig dargethan wurde. A. *von Steinwehr* hat z. B. nach dem Zensus vom Jahre 1870 in seinem ‚Centennial Gazetteer' nachgewiesen, daß damals nicht einmal ein Viertel des kaukasischen Blutes der Vereinigten Staaten mehr dem angelsächsischen Stamme angehörte und daß der deutsche Bestandtheil desselben bereits dem englischen an Masse voranstand.

„Dem zum Trotz aber nimmt der englische Bestandtheil bekanntlich immer noch im allgemeinen Bilde des amerikanischen Volkes den ersten und wichtigsten Platz ein. Das ist an und für sich nichts Uebeles, denn es gebührt ihm diese Priorität aus mehr als einem Grunde. Zunächst als *Erstlingsrecht*, waren Engländer doch die ersten Besiedler des Landes, und dann als *Herrschaftsrecht*, haben sie doch, vermöge ihrer größeren Energie, die Obergewalt über das gesammte Gebiet von Nordamerika, nördlich von Mexiko, ihren Rivalen, den Holländern, Schweden, Franzosen und Spaniern entrissen. Schließlich ist es im weiteren Sinne auch keineswegs zu beklagen, daß es so ist, denn der

angelsächsische Volksstamm war bekanntlich seit Jahrhunderten der Vorkämpfer für Volksfreiheit und Volksrecht, und gerade unser Land ist die Stätte, wo diese Volksoberhoheit zur höchsten Entwickelung gelangte. Voraussichtlich wird der englische Theil des amerikanischen Volkes sein Primat auch in der Zukunft unverkürzt und mit einer nicht zu verleugnenden Berechtigung beibehalten.

„Der Grund dazu ist, daß die amerikanische Geschichte und Literatur zum bei weitaus größten Theile englisch ist. Der angelsächsische Bestandtheil unseres Volkes ist eben, treu seines hegemonischen Karakters, unabläßig thätig, die durch Blutsvermischung verlorene Erstlingsstellung mindestens in Literatur und Geschichte zu behaupten und zu befestigen. Daß diese historische und literarische Strebsamkeit unserer angelsächsischen Volksgenossen den Beifall aller rechtlichen Denker findet, ist ganz natürlich, gewährt man doch der Strebsamkeit überall die wohlverdiente Anerkennung. Nur darin finden unsere fleißigen angelsächsischen Nachbarn keineswegs den ungetheilten Beifall der besseren Kulturforscher, daß sie in der großen Hauptsache sich stets noch als Engländer, statt als Amerikaner fühlen, wenn sie solches auch keineswegs aussprechen, sondern vielmehr das Gegentheil behaupten. Ihre Argumente laufen immer und immer wieder darauf hinaus, daß die amerikanische Kultur eigentlich als eine englische zu betrachten sei.

„Diesem Streben des angelsächsischen hat das deutsche Element in unserem Lande sich bisher wohl etwas zu passiv entgegengestellt; was deshalb auch als Hauptgrund angenommen werden muß, daß dieses Element noch nicht in dem ihm gebührenden Lichte betrachtet und gewürdigt wird, so sehr sich auch sein Einfluß überall im Stillen geltend macht. Man sehe nur wie deutsche Musik, deutsche Kunst, deutsches Wissen in Amerika Boden gewonnen haben; und die gegenwärtig überall wüthenden Agitationen gegen deutsches Volksleben und deutsches Wesen, die unsichtbar von den großen Mittelpunkten des Landes ausströmend allmählig die puritanischen Sitten und Lebensweisen dem Verfall zugedrängt haben, geben lebendige Kunde von der geheimen Macht des deutschen Bestandtheiles der amerikanischen Nation.

„Aber damit ist dem solchen Einfluß ausübenden Element noch keineswegs die gebührende Anerkennung in der Kulturgeschichte des Landes geworden; vielmehr wird dieses in einem ganz anderen Lichte dargestellt werden, im Lichte der inneren Entwickelung, wenn nicht auch äußere Zeugen zur Stelle treten, die der That das Wort reden. Der Acker, den ein Deutscher dem Urwalde, der Wildniß durch seiner Arme Kraft abringt, das Haus, das er baut, die Fabrikate, die er mit kunstgewandten Händen fertigt, die Maschinen, die er herstellt, die Güter, die der Kaufmann umsetzt, und selbst die schweren Goldsummen,

die der Deutsche ansammelt, das alles sind vergängliche Dinge, und in wenigen Jahren sind an den besterhaltenen derselben die Spuren ihrer Schöpfer verwischt. Nur die Geschichte und diese einzig und allein vermag in Jahrhunderten noch zu reden von den Männern und Frauen, die an dem Aufbau dieser großen Kulturnation thätig waren, nachdem ihr Staub längst verweht ist.

„Die ersten sichtbaren Kulturzeichen eines Volkes sind seine Literatur und seine Geschichte. Die Literatur gibt uns Kunde von seinem Wissen und die Geschichte von seinen Handlungen. Welchem Volke diese Wahrzeichen nicht den Stempel des Werthes aufprägen, das hat keinen Werth oder vielmehr dessen Werth geht in der Masse eines andern verloren, das von dem in dieser Weise umsonst Erhaltenen sein eigenes Kulturkapital vergrößert. Faßt das Deutsch-Amerikanerthum sein Kulturingredient im amerikanischen Volke in diesem Sinne in's Auge, so muß es sich selber bekennen, daß es bisher seine Mission nur schwach und unzulänglich erfüllt hat. Im Verhältniß zur Zahl sowohl, als auch seinem geistigen Gehalte gemäß, ist das Deutsch-Amerikanerthum in der eigenen Literatur und Geschichte nur höchst bescheiden aufgetreten, was den so hundertfach geäußerten Wahrspruch veranlaßt hat, daß die Millionen Deutsche in Amerika nur ein Kulturdünger des anglo-amerikanischen Volkes seien.

„Deshalb ist es wünschenswerth, daß die Geschichte in der Zukunft auch den Antheil, den das Deutschthum an der Bildung und Entwickelung der amerikanischen Nation hat, in klaren Zügen nachweisen möge. Zu dem Behufe aber ist es nöthig, daß wir sowohl unsere jetzigen Leistungen auf den verschiedenen Gebieten der Kultur — der Literatur, der Kunst, der Wissenschaften u. s. w. — im Bilde erhalten, als auch das auf's Neue wieder auffrischen, was unsere Vorgänger in bereits verflossener Zeit geleistet haben, soweit uns heute noch durch erhaltene Aufzeichnungen oder durch mündliche Mittheilungen dieses möglich ist. ‚Ueber die Verdienstlichkeit, ja Nothwendigkeit einer solchen Arbeit,‘ schreibt der Herausgeber eines hervorragenden deutsch-amerikanischen Journals dem Verfasser, ‚glaube ich mich bei unserer letzten Begegnung genügend ausgesprochen zu haben. Der Werth derselben kann kaum überschätzt werden. Ohne solche Hülfsmittel, wie sie das (von Ihnen beabsichtigte) Werk zu liefern bestimmt ist, dürfte es bereits am Schlusse des nächsten Jahrhunderts dem Geschichtschreiber bei Prüfung der amerikanischen Volksseele schwer werden, auszufinden, welche Eigenthümlichkeiten derselben durch deutsch-amerikanischen Einfluß angeregt oder ausgebildet wurden. Und doch werden diese Einflüsse tief und nachhaltig sein. Schwer erkennbar vielleicht in der äußeren Form, aber um so wirksamer ihrem inneren Wesen nach.‘

„Dem Deutsch-Amerikanerthum liegt somit die Pflicht ob, dafür zu sorgen, daß alle hochwichtigen Personal- und Kollektiv-Errungenschaften, die zu einer Klarstellung dieser Fragen nöthig sind, dem zukünftigen Historiker zur Verfügung stehen. Diese Faktoren müssen zu dem Behufe gesammelt und in streng objektiver Fassung durch den Druck der Zukunft überliefert werden. Noch mehr, sie müssen von Deutsch-Amerikanern gesammelt und niedergeschrieben werden, denn nur ein Glied des eigenen Volkes kann dessen Kultur vollgültig begreifen und in der Darstellung wiedergeben. Das Verständniß der Sache ist wichtiger als die Liebe und Neigung des Historikers zu seinem Gegenstand. Im Allgemeinen fehlt auch dem Fremden die nöthige Pietät für eine ihn nur aus der Ferne berührenden Sache, und dann tritt der Spruch zu uns heran: ‚Nur Dem, der sich selber hilft, wird geholfen!‘

— — — — — — — — — — — — — — — —

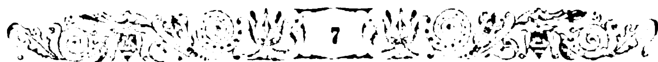
„Vorläufig ist die Geschichte des deutschen Elements in diesem Lande, einige rühmliche Ausnahmen abgerechnet, noch eine große Lücke, die nur allzulaut verkündet, daß unter den vielen Millionen Deutschen eine nicht genugsam zu tadelnde Gleichgültigkeit herrscht, die sie abhielt, die eigene Hand an's Werk zu legen. Wenn wir selber nicht die Bausteine zum Tempel unserer Geschichte zusammentragen, so können wir auch nicht fordern, daß Andere unsern Tempel bauen sollen. Zeigen wir indessen eigene Thätigkeit auf dem Felde der Geschichte, liefern wir nur das Material, so werden uns auch die billig denkenden Anglo-Amerikaner die gebührende Gerechtigkeit widerfahren lassen, wie wir bereits in jüngster Zeit an einigen Beispielen zu sehen Gelegenheit hatten. Sorgen wir also dafür, daß unser Wirken und unser Einfluß auf die Gestaltung dieser kommenden Kulturnation nicht eine Lücke bleibt. Wer nicht für sich selber sorgt, verdient auch nicht, daß Andere für ihn sorgen! Nichts belebt und kräftigt so sehr das Selbstgefühl und den Volksgeist, als die Geschichte. ‚Unter allen Schriften,‘ sagt der große englische Philosoph, Lord Bacon, ‚steht die bürgerliche Geschichte obenan.‘ — ‚In der Geschichte einer Nation,‘ schreibt der berühmte Verfasser der ‚Deutschen Kaiserregesten‘, Friedrich L. Böhmer, ‚scheint mir ihr Selbstbewußtsein zu liegen und das ‚Erkenne dich selbst‘ scheint mir nicht bloß auf Individuen anwendbar, sondern auch auf die Nationen, zumal dann, wenn deren äußeren Zustände gewaltsam erschüttert wurden und wenn dadurch die ursprüngliche Persönlichkeit derselben (welche doch kein willkürliches Werk ist) Verdunkelungen erlitten hat.‘“

Was Böhmer hier von Nationen sagt, ist jedoch noch viel mehr auf die verschiedenen Elemente derselben anwendbar, ja, im rechten Sinne auf die einzelnen Individuen selber, denn am Ende beruht jede Ge-

schichte auf den Einfluß und die Wirksamkeit der leitenden Personen in den Völkerschaften. In diesem Lichte betrachtet, reduzirt sich die Geschichte des Deutsch-Amerikanerthums auf den Geist und das Wirken der hervorragenden Männer, welche beeinflussend auf die Massen in ihrer Zeit thätig waren, also auf die Biographie. In der Darstellung des Wirkens der einzelnen Personen treten die Errungenschaften der Zeiten lebendiger hervor, als in der Gesammtdarstellung. Wir sehen hier, sofern diese Personen irgend welche Bedeutung haben, wie ihr Geist auf die Umgebung wirkt, weit klarer, als wenn wir die Erfolge der Gesammtheit aus dem Knäuel von tausend nebensächlichen Ereignissen loslösen müßten, um schließlich doch in der Einpfählung der Massen eingeschlossen zu bleiben, wo wiederum dann die großen Geister die einzige Beachtung finden.

Für uns Deutsch-Amerikaner ist noch ein anderer Zug in dieser Anordnung wichtig, weil wir die Entwickelung der Geschichte in der Personaldarstellung bis auf ihre Wurzeln verfolgen können, die in einem Gesammtbilde gewöhnlich verborgen bleiben. Unsere amerikanische Geschichte als Gesammtheit würde erst mit unserm Eintritt in dieses Land beginnen; und doch schöpfen wir unsere Kultur aus dem Samen der alten Heimath, den wir in die „Neue Welt" mitgebracht haben und von dem wir hoffen, daß alles was gut daran ist, hier fortwachsen und gedeihen möge. Nicht bloß die hier handelnden Ereignisse sind es, die uns beschäftigen, sondern die Jenseits dieses Landes gespielten Szenen, welche unser Erscheinen in der jungen Nation veranlaßten, regen unsere besondere Aufmerksamkeit an. Wir sehen die Triebfedern, welche zur Immigration in dieses Land die Veranlassung gaben und der amerikanischen Bevölkerung ihre verschiedenen Elemente zugeführt hat.

Die Ursachen der Einwanderung aus dem britischen Inselreich in alter und neuer Zeit, sowie die Immigration aus den romanischen, slavischen und skandinavischen Ländern in der Gegenwart sind einfach: der Zug aus den materiell ungenügenden Verhältnissen hinaus zu gelangen, um in einem andern Lande ein besseres Glück zu finden. Die der Auswanderung aus Deutschland in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts sind komplizirterer Art. Hier offenbart sich nicht bloß das Streben nach materieller Verbesserung, sondern politische Zustände und Tyranneien bildeten Triebfedern, die in den vorgenannten Ländern nicht vorhanden sind. So unterscheidet sich die Geschichte des deutschen Elements, schon vor dessen Eintritt in die amerikanische Nation, von den andern Bestandtheilen derselben, durch eigenartige Triebfedern, welche die deutsche Einwanderung während der ersten sechs Dezennien des neunzehnten Jahrhunderts veranlaßten. Wir beobach-



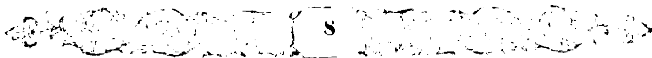
ten dies besonders in einer gebildeteren Klasse der Einwanderung, die durch die Tyrannei der deutschen Fürsten aus dem Vaterlande vertrieben wurde. Es waren dies die Männer, die, nachdem sie ihr Blut und Leben für die Befreiung des Vaterlandes vom Fremdjoch des korsischen Usurpators eingesetzt hatten, nun die versprochenen Rechte und Freiheiten forderten, wie sie die bedrängten Fürsten gelobt hatten. Und weil sie für das Volk diese Freiheiten suchten, schlug man diejenigen, die sich nicht durch die Flucht in fremde Länder retteten, in Kerker und Banden. Es war der Zustand, den Oskar von Redwitz mit folgenden Worten in seinem „Lied vom neuen deutschen Reich“ so graphisch schildert:

„All unser Blut, das wär umsonst geflossen?
Vergeudet all die Opfer, die wir litten?
Verlacht zuletzt all unser gläubig Bitten?
Umsonst die Thränen all, die wir vergossen?

Das wär das Ende, daß auf finstern Rossen
Die Vögte grinsend auf das Schlachtfeld ritten,
Voll Hohn zerstampfend mit der Knechtschaft Tritten
Der Freiheit Saat, die unserm Blut entsprossen?

Das wär das Ende?“ — —

Aus diesen grausigen Kerkern rettete sich eine Zahl der besten Männer des Vaterlandes durch die Flucht nach Amerika. Diese Patrioten sind es zum Theil, denen wir in den Blättern des „Biographikons“ häufig begegnen werden. — Der Verfasser hat sich die Darstellung des ersten Theiles der Geschichte dieser Märtyrer der Freiheit, die zwischen 1817 und 1850 ihr Asyl in den Ver. Staaten fanden, zur besonderen Aufgabe gestellt. Er hat sich auf diesen Zeitraum beschränkt, weil er es voll empfand, daß die Leistungsfähigkeit jedes Schriftstellers nur auf ein geringes Maß beschränkt ist. Der Ruhmredner der späteren deutschen Einwanderung sind so viele, daß wir für die Zukunft keine Besorgniß haben dürfen. Zu einer Zeit in die historische Forschung gelangt, als der Streit zwischen den „Grünen und Grauen“ hier lebendig geführt wurde, konnte ich kein müßiger Zuschauer sein, zumal als meine Aufgabe darin bestand, dem deutschen Element in diesem Lande ihre Bedeutung zu vindiziren. Zu jener Zeit (zwischen 1870 und 1890) räumte auch der Tod unter den Einwanderern des genannten halben Jahrhunderts mächtig auf, und deren Nekrologe und Biographien wurden meine hauptsächliche schriftstellerische Aufgabe. So wurde ich in den Strom jenes Streites mit hineingerissen.



Da trafen mich vornehmlich die frivol hingeschleuderten Behauptungen, daß die deutsche Einwanderung vor Ankunft der sogenannten „Achtundvierziger“ ein ungebildetes Volk gewesen sei, das zumeist, wie sich Heinrich Börnstein in seinen „Memoiren“ ausdrückt, „aus rohe Knoten und Kaffern“ bestanden habe. „Der völlig bildungslose Plebs,“ so schreibt er, „habe allein das große Wort geführt, und über die mehr oder minder gebildete Minorität dominirt.“ — Und Eduard Schläger behauptet in seiner Abhandlung: „Die soziale und politische Stellung der Deutschen in den Vereinigten Staaten“ (Berlin 1874), daß vor der Ankunft der Achtundvierziger von einem Deutsch-Amerikanerthum überhaupt nicht die Rede sein könne, indem sie (die 48ger) diesen Begriff zuerst formulirt hätten. — Und Friedrich Kapp schrieb in der Januar-Nummer 1878 von Julius Rodenbergs „Deutsche Rundschau“ über „die Verkommenheit des Deutsch-Amerikanerthums“ vor 1848, dieses sei so unwissend gewesen, daß nur die „Rinaldo-Rinaldini“ und „Schinderhannes“ Litteratur hier Aufnahme und Verbreitung gefunden habe. Erst mit der Ankunft der Männer von 1848 sei die Bildung und das Bedürfniß für bessere Lektüre hier empfunden und eingeführt worden.

Diesen thatsächlich grundlosen Behauptungen trat ich in der Redaktion des „Deutschen Pioniers“ gegenüber und wies sie durch zahlreiche biographische Aufsätze in ihr Absurdum zurück. Dadurch wurde ich, obwohl ich stets das „suum cuique“ streng beobachtete, von vielen Seiten als ein Lobredner der älteren Einwanderung verschrieen. Doch hat mich das nicht gegrämt, denn ich habe mit meinem Wirken nach besten Kräften versucht, der Geschichte einen Dienst zu erweisen.

Auf diese Art sind etwa die Hälfte der nachfolgenden Biographien bis 1887 erschienen, und nachdem ich von den geschichtlichen Publikationen durch hier nicht zu erörternde Umstände zurücktrat, sind in stillen Stunden die übrigen entstanden, die, wie ich zuversichtlich hoffe, als ein wichtiger Beitrag zur deutsch-amerikanischen Kulturgeschichte aufgenommen werden.

Möge nun ein anderer Freund der Geschichte in die hier gewandelten Fußstapfen treten und die gewiß willkommene Fortsetzung der zweiten Hälfte des verflossenen Jahrhunderts folgen lassen, das ist mein aufrichtiger Wunsch beim Antritt meines achtzigsten Lebensjahres.

Cincinnati, den 14. Oktober 1911.

Der Verfasser.



Charles Sealsfield,
Sein Leben und seine Werke.



Vortrag gehalten bei Gelegenheit der Feier des 100jährigen Geburtstages Sealsfields im "Deutschen Litterarischen Klub von Cincinnati", am 1. März 1893.



In Monarchien liegt der Despotismus in den Gesetzen oder dem Eigenwillen des Monarchen; in Republiken in den Sitten des Volkes.

Sealsfield.

Der wichtige Einfluß der amerikanischen Unabhängigkeit auf die ganze zivilisirte Welt ist längst sichtbar; besonders in Frankreich, in den südamerikanischen Revolutionen und in den Bewegungen in Spanien, Portugal und Italien. Alle verdanken ihren Ursprung nicht sowohl einer Aufstachelung seitens der Vereinigten Staaten, sondern vielmehr des von diesen gelieferten Vorbildes, wie sich eine willenskräftige Nation aus der gedrückten Stellung eines beherrschten Volkes zum selbstherrschenden emporgehoben und das Maß der menschlichen Freiheit sieggekrönt erhöht hat.

„Auf der andern Seite ist auch der Einfluß der europäischen Politik, welcher sich bei der nordamerikanischen Nation bereits geltend macht, nicht zu verkennen. Eine aristokratische Partei, welche seit der Revolution besteht, und die ihre Verzweigungen über die ganze Union ausdehnt, wächst bereits zu hoher Wichtigkeit empor. Geleitet durch die Prinzipien und Methoden europäischer Diplomatie, wurzelt sie sich tiefer und tiefer in das Volk ein, alle Klassen der Reichen, der Gebildeten und Unzufriedenen in ihre Kreise ziehend. Schon sehen wir die Tendenzen der Monarchien in den Vereinigten Staaten wachsen und sich verbreiten, und obwohl es nicht versucht wird, mittelst einer Revolution, welche unfehlbar mißglücken muß, sie zu begründen, so ist doch das Bestreben, sie auf eine besonders vorsichtige, schlaue, ich mag wohl sagen amerikanische Weise herbeizuführen, welche, wenn nicht der Geist der Freiheit hinreichend kräftig ihr Gift neutralisirt, schließlich erfolgreich sein oder in revolutionären Wirren enden wird."

Mit diesen Worten leitet vor jetzt zweidrittel Jahrhundert ein damals ungenannter und unbekannter Schriftsteller sein in englischer Sprache geschriebenes Buch ein: "The Americans as they are", das im Jahr 1828 in London gedruckt wurde und das schon deshalb großes Aufsehen erregte, weil der anonyme Verfasser im selben Jahre ein ähnliches kulturhistorisches Buch über die österreichische Monarchie, unter dem Titel: "Austria as it is", ebenfalls in London hatte drucken lassen, das die kontinentalen Monarchen Europas mit Schrecken erfüllte, und wegen der schonungslosen Kritik, die der scharf beobachtende Autor, der sich in der Vorrede selbst einen Oesterreicher nennt, über die Metternich'sche Politik übte,

in den Staaten des deutschen Bundes konfiszirt und strengstens verboten wurde. Der ungenannte Verfasser zog dadurch die Aufmerksamkeit der europäischen gebildeten Kreise auf sich. Bei genauer Vergleichung stellte es sich heraus, daß bereits Ende 1826 oder zu Anfang 1827 ein zweibändiges Werk in deutscher Sprache im Cotta'schen Verlag zu Stuttgart erschienen war, welches alle Zeichen der Verwandtschaft, wenn nicht der Identität mit dem Buch: "The Americans as they are", trug und daß beide Bücher sicherlich aus einer und derselben Feder stammten. Das deutsche Werk führte den Titel: „Die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika nach ihrem politischen, religiösen und gesellschaftlichen Verhältnisse betrachtet. ..... Von C. Sidons, Bürger der Vereinigten Staaten von Nordamerika."

Wer aber war dieser Sidons? Einen Oesterreicher hatte er sich in dem Buch: "Austria as it is", genannt. Als Sidons und in dem Buch; "The Americans as they are", nennt er sich einen Bürger der Vereinigten Staaten. Ja, das Geheimniß wurde noch dunkler, als 1828 in Philadelphia anonym ein Roman in zwei Bänden erschien: "Tokeah, or the white Rose of the Ocones", dessen Stil und Ideengang eine unverkennbare Aehnlichkeit mit dem zweiten Theil des Sidons'schen Buches nachwies; und als drei Jahre später eine freie deutsche Bearbeitung dieses Romans unter dem Titel: „Der Legitime und der Republikaner", zu Stuttgart in drei Bänden erschien, dessen Dedikations-Vorwort „an J. A. Smith Esq., Dauphin County, Pennsylvania", aus Louisiana Ende September 1831 datirt war, und welchem Werk noch eine ganze Reihe höchst fesselnder, mit wuchtiger Kraft geschriebener Romane folgte, alle „vom Verfasser des Legitimen", der sich später Charles Sealsfield nannte, da war die Mystifikation vollkommen, und man hieß den Autor in der ganzen gebildeten Leserwelt nur den „Großen Unbekannten."

Der Schleier dieses geheimnißvollen Schriftstellers wurde erst gelüftet, als im Herbst 1864 in der Nähe von Solothurn in der Schweiz ein alter Mann starb, der sich daselbst als Amerikaner und unter dem Namen Sealsfield ein Bauerngut gekauft und dieses als Hagestolz während der letzten Jahre seines Lebens bewohnt hatte. Aus seinem Testament, in welchem er die Nachkommen von „Anton Postl" zu Poppitz in Mähren als Erben ernannte, und die auffallende Aehnlichkeit von Postl's Sohn Josef mit dem Verstorbenen, ging hervor, daß sein wirklicher Name Karl Postl, aus Mähren gebürtig und der verschollene ältere Bruder des Josef Postl war.

Zwar ist noch immer viel Räthselhaftes über das Leben dieses Mannes zurückgeblieben, der es liebte, sich in geheimnißvolles Dunkel zu hüllen und diese Geheimnisse mit sich ins Grab nahm; indessen hat er doch von Zeit zu Zeit einige wenige Anknüpfungspunkte in seinen Schriften hinterlassen, nach denen man seine Spuren, wenigstens theilweise, verfolgen kann. Ich habe mir die Mühe gegeben, den dunkelsten, aber für uns Amerikaner doch

gewiß interessantesten Theil seines Lebens, die ersten Jahre seines Aufenthalts in diesem Lande, zu erhellen, und es gewährt mir besonderes Vergnügen, die Resultate meiner langjährigen Bemühungen, wie gering sie auch sein mögen, bei dieser Centennialfeier der Geburt des großen Dichters zum ersten Mal an die Oeffentlichkeit zu bringen.

Charles Sealsfield, oder wie er mit seinem wirklichen Namen hieß, Karl Postl, wurde am 3. März 1793 zu Poppitz bei Znaym in Mähren geboren, wo sein Vater, Anton Postl, Ortsrichter war. Von den Eltern, besonders der Mutter, einer geborenen Juliana Rabel, für den geistlichen Stand bestimmt, erhielt der junge Postl seine Gymnasialbildung in Znaym und wurde dann im Alter von fünfzehn Jahren nach Prag auf das dortige Priesterseminar versetzt. Um das Jahr 1813 trat er als Novize in das Ordenshaus der Kreuzherren zu Prag ein, wo er drei Jahre später die Priesterweihe erhielt, dann Sekretärsadjunkt und kurz darauf Ordenssekretär wurde. Der Priester- sowie Ordensstand scheint dem jungen Postl nicht zugesagt zu haben, denn er war eines Tages ohne Erlaubniß seiner Obern aus dem Kloster verschwunden.

Als Zeit dieser Entweichung aus dem Ordenshause wird von allen Biographen Sealsfields der Herbst des Jahres 1822 angegeben. Mir will es scheinen, daß hier ein Irrthum obwaltet. Die Geschwister Karl Postls machten nach seinem Tode, also mehr als vierzig Jahre später, die Mittheilung, daß ein jüngerer Bruder, Josef, seit 1817 in Prag studirte. Dieser habe einmal, im April 1822 den Besuch seines Bruders, erhalten, der ihm dann die Mittheilung machte, er wolle aus dem Kloster scheiden, da er in seinem Innern mit den Dogmen der Kirche gebrochen habe, und den ihn drückenden Seelenkämpfen nicht länger widerstehen könne. „Willst du von mir Abschied nehmen", habe er gesagt, „so komm morgen früh um acht Uhr aus Kloster; dort wirst du mich in einen Wagen steigen sehen. Ich geleite einen Ordensbruder zur Brunnenkur nach Karlsbad. Aber ich kehre nicht mehr heim, du siehst mich nie wieder." Hier ist schon ein Widerspruch zwischen April und Herbst, bestimmt eine Verwechslung der Jahreszeit in der Erinnerung, die allerdings im Verfluß von mehr als vierzig Jahren dunkel geworden sein mag. Aber ebenso leicht mochten sie sich auch in Betreff der Jahreszahl irren. Sollte der Bruder Josef fünf Jahre in Prag studirt haben und in all dieser Zeit nur einmal vom älteren Bruder, dem Priester, besucht worden sein? —

Uebrigens wird berichtet, daß Karl Postl mit dem früheren preußischen Major, Karl von Bonhorst und dem ehemaligen Frankfurter Kaufmann Passavant nach Amerika und Westpennsylvanien gekommen sei. Letzterer war aber bereits im Sommer 1820 dort und gründete in der Nähe der Rapp'schen Kolonie in Beaver County ein Städtchen, das er „Zelienopel" nannte, und wo Sealsfield öfters im Hause Passavant's Gast war. Er

(Sealsfield) erwähnt seiner in dem von ihm unter dem Namen „Sidons“ herausgegebenen Buch (II, S. 10) als seinen „Freund P — t“, in dessen Hause er immer liebreiche Gastfreundschaft genösse. — Zunächst nennt er sich in diesem Buch schon im Jahre 1826 einen Bürger der Ver. Staaten, er mußte demnach, ehe er im Sommer dieses Jahres nach Europa reiste, bereits volle fünf Jahre in der Union gelebt haben. Ich glaube, die obenberichtete Episode zwischen Josef und Karl Postl sollte in das Jahr 1819, spätestens 1820 zurückversetzt werden.

Karl Postl ging von Karlsbad nach Wien, wo ihm ein Gönner die eben vakant gewordene Stelle eines Hofkaplans zugesagt haben sollte. Es war ein Vorwand, nur um wegzukommen. Er verschwand auf immer, man hörte nie mehr eine Silbe von ihm.

Im Frühjahr 1823 tauchte er in Armstrong County, Pennsylvania, unter dem Namen Sealsfield auf, indem sich ein Mann dieses Namens an einer Landspekulation am Kiskeminitasfluß betheiligte. Sie gründeten dort das Städtchen „Apollo.“ Vielleicht war der bereits genannte Karl v. Bonhorst mit an der Spekulation betheiligt. Sealsfield wohnte damals in der Hauptstadt des genannten Countys, Kittanning — wie lange vorher schon, ließ sich im Jahr 1876 nicht mehr ermitteln. In dem bereits genannten Sidons'schen Buch: „Die Ver. Staaten &c.“, sagt er, daß er sich am 4. März 1825 an der Konvention zu Harrisburg betheiligte, welche Johann Andreas Schulz zum demokratischen Kandidaten für das Gouverneursamt von Pennsylvanien nominirte. War er zu dieser Zeit schon Bürger? Ich komme auf die gedachte Konvention später zurück.

Im Jahr 1823 machte Sealsfield eine größere Reise durch den damaligen Westen und Süden der Union, wobei er die Staaten Ohio, Kentucky, Indiana, Tenessee, Nord- und Süd-Carolina, Georgia, Alabama, Mississippi und Louisiana besuchte und von New Orleans einen Abstecher nach Mexiko unternahm, bis zur Hauptstadt dieses Landes, wovon uns jedoch nichts Näheres als die bloße Thatsache bekannt geworden ist. Im Sommer 1824 war er wieder in Kittanning und nahm, obwohl noch nicht Bürger, lebhaften Antheil an der damaligen Präsidentenwahl, indem er für die Partei des Generals Jackson als deutscher und englischer Redner in West-Pennsylvanien wirkte. Er war ein intensiver Parteianhänger der Demokraten geworden, verehrte Jackson und haßte John Quincy Adams, ein Zug der sich wie ein rother Faden durch fast alle seine Romane, selbst der späteren noch, hindurchzieht. So schreibt er in seinem unter dem Namen Sidons veröffentlichten Buch: „Gleiche Gesinnungen und gleiche Grundsätze machten aus Adams und seiner Partei (den Föderalisten) ein geschlossenes Ganze, das sich vollkommen verstand. Hier fand sich am meisten Geist, wie es sich beim Yankee immer mit einer guten Zugabe von List und Betrug versteht. Den Torys fiel es daher auch nicht schwer, die Partei Jacksons zu

überflügeln, wo der ehrliche aber schwerfällige Deutsche (der Pennsylvanier nämlich) schon Alles gethan zu haben glaubte, wenn er gleich einer Schweizer Leibgarde nur fest an seinem Führer hing." Adams persönlich karakterisirt er wie folgt:

„Man hält Adams für einen großen Kopf; das ist er nicht. Seine Talente sind mittelmäßig, deshalb aber nicht weniger gefährlich, denn es sind nicht die größten, sondern die kalten und ausdauernden Politiker, die der Freiheit eines Volkes gefährlich sind. Seine Schreibart, ein Gemisch von diplomatischem und belletristischem Stil, wird bewundert, weil sie neu ist. Zu läugnen ist nicht, daß sie seine politischen Gesinnungen und tiefgelegten Pläne zu verschleiern ganz geeignet ist. Dieses und Vorliebe für die Diplomatik und Alles, was vom Osten kömmt, mag sie ihm vorziehen lassen. Nach allem ist er für die Freiheit der Vereinigten Staaten der gefährlichste Mann, den es geben kann, und wenn ihn die heilige Allianz selbst gesandt hätte, er könnte nicht mehr ihrem Interesse gemäß handeln." Und an einer andern Stelle: „Als Politiker sind ihm alle Mittel gleich, wenn sie nur zum Ziele führen. Weder Demokrat noch Federal, war er bereits beides, je nachdem es sein Vortheil erheischte. Als Staatssekretär (unter Monroe) sprach er unverholen die merkwürdigen Worte: „Die Vereinigten Staaten werden so lange keinen Rang unter den Nationen einnehmen, als die Präsidentenstelle nicht erblich wird."

„Als einer der nächtlicherweise bei ihm eingeführten Repräsentanten sein Bedenken über die Art seiner Wahl äußerte und auf das Urtheil des Volkes aufmerksam machte, war Adams' merkwürdige Antwort: „Ich denke, Männer unserer Art sollten über das Urtheil des Volkes hinaus sein. Glauben Sie mir, die Zeit wird auch bei uns kommen, wo die Regierung und nicht ein willenloser und eingebildeter Volkshaufen die öffentliche Meinung bestimmen wird. Doch dies ist die Aufgabe; und die Frage ist, ob Sie die Größe derselben und die daraus für Sie entspringenden Vortheile einsehen, oder Ihren bisherigen Weg gehen wollen. Ihr gegenwärtiger Entschluß in Beziehung auf die Wahl entscheidet."

Ich habe bereits angedeutet, daß Sealsfield im Anfang des Jahres 1825 Bürger geworden sein muß und daß er sich an der Harrisburger demokratischen Konvention jenes Jahres betheiligte. Jene Konvention war eine der aufgeregtesten, die je im alten „Keystone"-Staate abgehalten wurden. Am selben Tage, an welchem John Quincy Adams als Präsident inaugurirt wurde, protestirten die Versammelten feierlich gegen diese Usurpation der Macht, gegen die Aneignung des Amtes, das mit Fug und Recht dem Mehrheitskandidaten Jackson und nicht dem Minderheitskandidaten Adams gehöre. Das ganze Land fieberte damals von Unwillen, der sich aller Orten über den Adams-Clay Schacher kund gab. Dieser Unwille wurde noch im Laufe des Jahres verstärkt durch die „Jingoe"-Politik, welche Adams

in Bezug auf die „Monroe Doktrine“ einschlug, und die in dem bekannten Panama Kongreß gipfelte. Die ganze Sache hat sich, wie vor einigen Jahren die Samoa Affaire und neuerdings der „Pan-Amerikanische Kongreß“, in Dunst aufgelöst. Aber die Demokraten von Pennsylvanien verdammten sie damals in den kräftigsten Ausdrücken. Sealsfield schildert die Vorgänge dieser Konvention in den lebhaftesten Farben. Sein Scharfblick sah schon damals den fünfunddreißig Jahre später eintretenden großen Konflikt voraus. „Nichts ist weniger fest“, schreibt er, „und für die Zukunft gesichert, als die Einheit der Union. Eine der wichtigsten und das Eigenthumsprinzip der südlichen Staaten in seiner Grundfeste erschütternden Streitfragen trennt diese von den nördlichen. Es ist der Besitz der Sklaven. Es sind nicht bloß die Parteien, es ist die ganze Bevölkerung, die einander entgegensteht.“ Es würde vielleicht noch längere Jahre im Kongreß — den er mit einer Handelsbörse vergleicht — über diese Frage geschachert werden, aber zum Bruch müsse es einmal kommen. Ob früher oder später, das würde das Jahr 1828 entscheiden. Schon hier zeigt sich Sealsfields Größe und Kraft in der Darstellung. Ein scharfer Denker, beobachtete und zeichnete er den amerikanischen Volkskarakter so sicher und getreu, wie wir es nur selten finden. Und das nachdem er kaum ein paar Jahre vorher das Land betreten hatte.

Im Herbst 1825 machte Sealsfield seine zweite Reise nach dem Süden. Diesmal ging sein Weg von Kittanning über Harmony, New Lisbon nach Canton und von dort in südwestlicher Richtung durch den Staat Ohio nach Cincinnati, wo er sich in den letzten Tagen des Oktobers eine Woche lang aufhielt. Er wohnte hier als Gast in dem Hause des bekannten reichen deutschen Kaufmannes, Martin Baum, in demselben Hause an der Pike Straße, welches jetzt von David Sinton bewohnt wird. Der alte Jakob Gülich, zur Zeit Werkführer in der Baum'schen Zucker-Raffinerie, sagte mir vor fast einem Vierteljahrhundert (1869), als ich mich zuerst mit dem Gedanken trug, eine Skizze über Sealsfield für den „Deutschen Pionier“ zu schreiben, daß er sich desselben sehr wohl erinnere, daß er über alles sich erkundigt habe, sehr fließend englisch sprach und von den Doktoren Selman und Oberndorf immer als Professor angeredet worden sei.

Von Cincinnati reiste Sealsfield durch Kentucky nach dem Big-Bone-Lick, wo damals die großen Mammuthknochen gefunden worden waren, die Professor Rafinesque beschrieben hatte. Dann wandte er sich wieder nach dem Ohiofluß und übernachtete auf der Pflanzung des „Mister W[alton]“, dessen Namen noch der Ort Walton bewahrt hat, an der Kreuzung der Louisville und Nashville und der Cincinnatier Südbahn gelegen. In dem Bruder Walton's, mit dem sich Sealsfield am Abend unterhielt, fand er das Urbild seines „Kentuckiers wie er leibt und lebt.“ Da keiner der Biographen Sealsfields dieses Erstlingswerk des Meisters gesehen hat, es von

keinem derselben, die mir zu Gesichte kamen, überhaupt nur gekannt zu sein scheint, weil es nirgends erwähnt wird, so will ich diese Unterhaltung hier einfügen. Wer die „Lebensbilder in der westlichen Hemisphäre“ gelesen hat, wird hier schon, obwohl noch in kleinerem Maße, seinen „Ralph Doughby“ wiedererkennen, und mir beipflichten, daß „Sidons“ und „Sealsfield“ ein und dieselbe Person sind.

Nachdem er das Land geschildert hat, fährt unser pseudonyme „Sidons“ fort: „Zwei und dreißig Meilen von Cincinnati übernachtete ich auf der Pflanzung eines Mr. W. Der Eigenthümer war mit seiner Frau verreist; sein Bruder, ein Pferdehändler, besorgte die Wirthschaft. Auf meine Anfrage bei einem Sclaven, ob ich Nachtlager haben könnte, erhielt ich ein Ja zur Antwort. Ich war eben an meinem Supper, einem Bleche voll Milch, heißem Wälschkornbrod, das gerade aus der Pfanne gekommen war, und Speckschnitten, als der Bruder des Eigenthümers mit einem Nachbarn ankam. Sie kehrten von einem in der Nachbarschaft gehaltenen Wettrennen zurück. Jeder hatte in seiner Brusttasche einen Dolch, der drei Zoll lang aus dem Rock hervorblickte, und im Gürtel eine Pistole, die sie vor dem Hause abschossen. Wir begrüßten uns, besahen die mitgebrachten und die übrigen Pferde, unter denen einige prachtvolle Stücke waren, die in einigen Wochen zu Wasser nach New Orleans transportirt werden sollten, und kehrten dann in das Haus zurück. Ich ging wieder an mein Supper, mußte jedoch den Willkommens-Trunk zuvor versuchen. In der einen Hand die Bouteille, mit der andern den Tabak aus dem Munde nehmend und die Brühe in den Kamin spuckend, trank der Kentuckier eine halbe Minute, nahm darauf einen Trunk Wassers und reichte mir die Flasche hin, um wie er meinte, einen Dram zu nehmen. Sie war noch am Rande braun von den Tabaksbestandtheilen, die eben seinen Mund verlassen hatten. Die Mündung zu reinigen, wäre schon für den dummstolzen Kentuckier Beleidigung und Veranlassung zu Händeln gewesen.

„Wie weit kommen Sie heute, mein Herr?“ nahm er nun das Wort. — „Von Cincinnati.“ — „Wohnen Sie in Cincinnati?“ — „Nein, mein Herr.“ — „Wo wohnen Sie?“ — „Oberhalb Pittsburgh in Pennsylvanien.“ — „Das ist eine schöne Strecke Weges. Sind Sie ein Pennsylvanier? Ich habe die Bewohner dieses Staates lieb, viel lieber als die verdammten Yankees. Aber Kentuckier sind sie doch nicht.“ — Ich stimmte ihm hierin aus vollem Herzen bei. — „Goddamn!“ fuhr er nun weiter fort, „die Kentuckier sind die allervornehmsten Leute der Welt. Sind sie dies nicht?“ — „Ja wohl, mein Herr!“ — „Es ist ein ungeheuer großes, mächtiges Volk.“ — „Ja, mein Herr!“ — „Die Kentuckier sind die erste, vorzüglichste Nation der Welt.“ — „Ja, mein Herr!“ — „Wie gefällt Ihnen Kentucky?“ —„Sehr gut, ich habe es schon früher einmal durchreist.“ — „Goddamn! ich will ewig verdammt sein, wenn Sie einen einzigen Fleck Landes in ganz

Pennsylvanien haben, der sich mit dem schlechtesten in Kentucky messen könnte. — Bill," fuhr er, sich links zu seinem Nachbarn kehrend, fort, „Bill ist schön gezeichnet! Goddamn! er blutete wie ein Schwein." — „Ja," erwiederte der Andere, „Ike hat scharf gestochen; ich glaube, Bill hat vier Wochen zu thun, ehe er wieder auf die Beine kommt, wenn er ja davon kommt." — „Goddamn!" nahm der Andere wieder das Wort, „aber Ike zu sagen, sein Gaul, auf den er so viel hält, wäre gegen den seinigen eine Schindmähre! — Ich würde ihn für ein solches Wort niedergestochen haben, koste es was es wolle." — „Aber Dick und John!" und nun brachen die beiden Gesellen in ein unmenschliches, heimtückisch-gellendes Gelächter aus, „wie dem seine Augen standen, er sah gerade aus, wie Squire Tom, wenn er die ganze Nacht an der Whiskey Bottle gelegen. Ich glaube, er bringt seine Augen in seinem ganzen Leben nicht mehr in ihre Höhlen!" — „Er sieht nicht," meinte der Nachbar, „und so mußte man ihn nach Hause führen." — „Ja," sprach der Andere weiter, „die Sekundanten rissen Dick mit Vorsatz nicht von ihm. Sie trugen es John schon lange nach. — O, es war der größte Spaß, den ich seit Jahr und Tag erlebte. Goddamn! Dick ist ein mächtiger Gouger, beim zweiten Gang hatte er den langen John unter sich, und seinen Daumen in den Augen." — „Sie haben doch auch Wettrennen in Pennsylvanien?" wendete er sich nun zu mir. — „Ja", erwiederte ich. — „Und Kämpfe und Gougings?" — „Nein, mein Herr!" — Mit einem bedeutungsvollen Blick auf seinen Freund und einem vielsagenden, geringschätzigen auf mich, fuhr er fort: „Die Pennsylvanier sind ein ruhiges, gewissenhaftes Volk; sie vergießen höchstens das Blut ihrer Schweine, und geben lieber das Geld ihren Pfarrern, als daß sie wetten!"

Von Kentucky abreisend besuchte Sealsfield noch die Schweizerkolonie Vevay in Indiana, fuhr dann in einem Flachboote den Ohiofluß abwärts, Indiana, Kentucky und Illinois bei passenden Gelegenheiten berührend, bis zur Mündung des Ohio in den Mississippi, und dann, nachdem er noch St. Louis besucht hatte, mit einem Dampfboote den „Vater der Ströme" abwärts nach New Orleans. Hier traf er mit einem andern Deutschen zusammen, der damals eine Rolle in beiden Welten spielte, mit dem reichen Kaufmann Vincent Nolte aus Hamburg, dessen Buch: „Fünfzig Jahre in beiden Hemisphären" einige von Ihnen gelesen haben werden. Dann machte er von New Orleans Ausflüge nach verschiedenen Richtungen, nach Mississippi, wo er auf der Plantage des Vaters von Jefferson Davis Gast war, und nach den Gegenden am Red River und Sabine Flusses, demjenigen Theil von Louisiana, wo er sich später in der Nähe von Alexandria, im heutigen Rapides County, damals Kirchspiel Saint Landry eine Pflanzung ankaufte, auf der er von Zeit zu Zeit gewohnt hat.

Dieser erste Theil von Sealsfields Leben in Amerika ist, wie bereits bemerkt, seinen Biographen gänzlich entgangen. Weder Alfred Hoffmann,

noch der ungarische Graf Kertbeny, beides persönliche Freunde des Dichters, noch Rudolph Gottschall und Alfred Meißner, die sich nach Sealsfields Tode um Nachrichten über sein Leben bemühten, bringen von seinem ersten Aufenthalt in Amerika nicht die geringste Spur von Kunde. Sie alle haben das unter dem Pseudonamen „Sidons" erschienene Buch und ebensowenig seine Schrift: "The Americans as they are", je gesehen. Sonst würden Sealsfields ersten fünf Jahre, die er in Amerika verlebte, nicht so dunkel geblieben sein. Diese beiden Erstlingswerke des „Großen Unbekannten" sind keine Romane, sondern hochwerthvolle kulturhistorische Studien, auf eigene Beobachtungen gestützt. Und sie sind wahrheitsgetreu und durchaus unbefangen geschrieben.

Vor etwa zwanzig Jahren (1874) machte ich eine Forschungsreise und zwei Jahre später eine andere durch das östliche und mittlere Ohio, in Canton, Zoar, New Philadelphia, Zanesville, Lancaster, Chilicothe 2c., überall der alten deutschen Geschichte nachspürend, bei den älteren Ansiedlern deren mündliche Mittheilungen und in den Gerichtsakten und Grundeigenthumsbüchern dokumentarische Nachrichten suchend. Als ich später das Sealsfield'sche, resp. Sidons'sche Werk erhielt, fielen mir sofort die darin mitgetheilten Nachrichten von Personen und Ereignissen auf, die nach näherer Prüfung mit meinen zum größten Theil noch unpublizirten Aufzeichnungen genau übereinstimmten. Selbst die Stelle, wo der Kentuckier bei Yellow-Springs über die Schlucht gesprungen sein soll, wurde mir gezeigt und ein alter Ansiedler erzählte mir die Episode genau, wie sie Sidons (Band II, S. 50.) und Sealsfield in „Ralph Doughby's Brautfahrt" (Kap. VII), hier allerdings viel drastischer ausgeschmückt, schildern. Da walteten keine Zweifel, alles war so klar und hell, als ob ich selber fünfzig Jahre früher die Wege gewandelt wäre, die Sealsfield schildert.

Ich habe bei diesem Abschnitt von Sealsfields Leben länger verweilt, als ein kurzer Vortrag für einen Gedächtnißabend es sonst erlauben sollte. Aber da hier das Mitgetheilte vollständig neu ist, so werden Sie mich gütigst entschuldigen. Bei dem nun folgenden Abschnitt kann ich mich umso kürzer fassen, indem die Thatsachen allgemeiner bekannt sind.

Ob Sealsfield diesmal von Louisiana nach Pennsylvanien zurückkehrte und von dort nach Europa ging, ist mir nicht bekannt. Im Herbst 1826 finden wir ihn jedoch wieder in Deutschland, mit der Herausgabe des zuletzt geschilderten Buches beschäftigt; das im Cotta'schen Verlag in Stuttgart erschien. Das Buch trägt die Jahreszahl 1827, aber die Vorrede, die gewöhnlich zuletzt geschrieben wird, ist am 30. Oktober 1826 datirt. Von Deutschland ging Sealsfield nach England, wo er die beiden anonym erschienenen Bücher in englischer Sprache herausgab, die 1828 in London an das Licht traten. Dann kehrte er nach Amerika zurück, und schrieb seinen ersten großen Roman in englischer Sprache: "Tokeah, or the white

Rose of the Ocones", der zu Philadelphia 1828 in zwei Bänden erschien. Er soll noch im Jahre 1827 eine dritte Reise nach Louisiana und Texas gemacht haben. Sicher ist, daß er 1828 einen zweiten Ausflug nach und eine größere Reise durch Mexiko machte. Auf diesen Reisen sammelte er die Stoffe zu seinen Romanen, welche sämmtlich die Frische eigener Erlebnisse athmen und die Fülle der erhaltenen Eindrücke ausstrahlen.

Infolge dieser Reisen hatte Sealsfield bereits einige kleinere Novellen und Reiseskizzen veröffentlicht, welche die Aufmerksamkeit auf ihn lenkten. Seine auf das Ganze und Große, auf das nationale Leben zielende Schilderungsweise, ließen auch in diesen Skizzen seine schriftstellerischen Talente unverkennbar hervortreten. So erhielt Sealsfield bei der Begründung der ersten französisch-amerikanischen Zeitung, dem noch jetzt fortbestehenden "Courrier des Etats Unis", die Redaktion angetragen, die er 1829 übernahm und bis zum Ausbruch der Juli-Revolution (1830) fortführte, als das Blatt von dem Exkönig Joseph Napoleon und dem in New Jersey lebenden General Survillier im Interesse der Bonapartistischen Bestrebungen aufgekauft wurde. Eine zeitlang blieb Sealsfield noch in der Redaktion, aber im Jahre 1831 finden wir ihn wieder auf seiner Plantage bei Alexandria, von wo er am 30. September 1831 die Widmung seiner deutschen Bearbeitung des „Tokeah" an A. J. Smith Esqr. in Dauphin County, Pennsylvania, datirt. Sie erschien 1833 unter dem bereits genannten Titel: „Der Legitime und die Republikaner" im Metzler'schen Verlag in Stuttgart.

Angegriffener Gesundheit wegen kehrte er dann nach Europa zurück, wo er abwechselnd in Paris und London lebte und Korrespondenzen für das damals bedeutendste Blatt New Yorks, "The Morning Courier and Enquirer" schrieb und nebenbei Aufsätze für die Monatsrevüe: "The Englishman" lieferte. In Paris lernte er Börne und in London Walter Scott kennen, eine Bekanntschaft mit Heinrich Heine lehnte er ab, mit eigenen Worten: er verschmähe sie, weil er gegen dessen mißbrauchtes Talent und seinen persönlichen Karakter eine tiefwurzelnde Antipathie hege.

Im Jahre 1832 oder 1833 gab er seine Korrespondenzen auf und wandte sich nach der Schweiz, wo er zuerst in Zürich und seit 1853 in dem stillen Solothurn lebte. Zweimal reiste Sealsfield nach den Verein. Staaten, im Jahre 1854, wo er auch als berühmter Autor im „Weißen Hause" in Washington offiziell und in den Hallen des Kongresses glänzend empfangen wurde; und zum letzten Mal im Jahr 1859. Er lebte damals längere Zeit auf seiner Plantage in Louisiana. Diese, deren Werth sich seit ihrem Ankauf mindestens verzehnfacht hatte, gehörte ihm bis zu seinem Tode. Auch besaß er ein größeres, wenn auch unsicheres Kapital in amerikanischen Eisenbahn-Aktien. — Im Mai 1860 war er wieder in seiner stillen, einfachen Wohnung bei Solothurn, die er „Unter den Tannen" nannte.

Der ein Jahr später ausbrechende Bürgerkrieg beugte den bereits alt gewordenen Dichter schwer, denn er drohte ihm Alles zu entreißen was er an Vermögen in der Welt besaß. Er begann zu kränkeln und ein ernstes Unterleibsleiden führte zu dem langwierigen Krankenlager, auf dem er, von treuen Freunden gepflegt, am 26. Mai 1864 in das dunkle Jenseits hinüberschlummerte. Auf dem St. Nikolaskirchhofe unter dem Wyssenstein bei Solothurn ruhen seine sterblichen Ueberreste. Ein schlichtes Denkmal, dessen Form und Inschrift er selbst im Leben bestimmt hatte, kündet dem Besucher die Stelle an, wo der größte deutsch-amerikanische Dichter schläft. Im Jahr 1875 wurde ihm in Znaym ein prächtiges erzenes Standbild errichtet, dessen feierliche, mit großem Pomp verbundene Enthüllung vom Kaiser Franz Joseph selbst vollzogen wurde.

Die chronologische Reihenfolge von Sealsfields Schriften, die Redaktion, Korrespondenzen und Beiträge für Journale abgerechnet, ist folgende:

1. „Die Vereinigten Staaten nach ihrem politischen, religiösen und gesellschaftlichen Verhältnisse. Von C. Sidons", Stuttgart 1827.

2. „Austria as it is." anonym erschienen, London 1828.

3. „The Americans as they are." By the author of „Austria as it is." London 1828.

4. „Tokeah, or the white Rose of the Ocones." Anonym, Philadelphia, 1828.

5. „Der Legitime und die Republikaner." Anonym, 3. Bände, Stuttgart 1833.

6. „Transatlantische Reiseskizzen. Vom Verfasser des Legitimen." Zürich 1833, zwei Bände.

7. „Christophorus Bärenhäuter im Amerikalande." Ebendaselbst 1833.

8. „Der Virey und die Aristokraten. Vom Verfasser des Legitimen." drei Bände, Stuttgart 1834.

9. „Lebensbilder in beiden Hemisphären", Ebenso. Zwei Bände, Zürich 1834. (Dasselbe in 2. und 3. Auflage unter dem Titel „Morton, oder die große Tour." Stuttgart, 1846.

10. „George Howard's Brautfahrt."

11. „Ralph Doughby's Brautfahrt."

12. „Pflanzerleben und die Farbigen", 2 Bände.

13. „Nathan, der Squatter Regulator." (Diese vier Schriften sind in Stuttgart 1838 – 1840 erschienen. Später unter dem Gesammttitel: „Lebensbilder aus der Westlichen Hemisphäre", 5 Bände, Stuttgart 1846.

14. „Die deutsch-amerikanischen Wahlverwandtschaften", 5 Bände, Zürich 1838 – 1842.

15. „Das Kajütenbuch", 2 Bände, Stuttgart 1840.

16. „Süden und Norden", 3 Bände, Zürich 1842 – 1843.

Gesammtausgaben erschienen bei Metzler in Stuttgart zwei, eine in Oktav, 18 Bände, 1846, und eine in Duodez, 15 Bände, 1846. Die erstere enthält die unter Nummern 5, 8, 9 bis 13, 15 und 16 aufgeführten Romane; die letztere alle diese, ohne „Süden und Norden."

17. Nach seinem Tode fand sich noch ein von ihm vergessenes Manuskript, wahrscheinlich ein Kapitel aus einem Roman, „Grabesschuld", das von Alfred Meißner mit einer Biographie des Dichters 1873 in Leipzig herausgegeben wurde.

Englische Uebersetzungen sind erschienen:

18. "The Cabin Book", Boston, 1844.

19. "Life in the New World", eine Uebersetzung der „Lebensbilder aus der Westlichen Hemisphäre" (Nrn. 10 bis 13 oben), in 4to. New York, 1846.

Zwei oder drei bereits vollendete Werke, aus denen er seinem Freund Kertbeny Stellen vorgelesen hatte: „Ost und West", ein Roman in 3 Bänden, den er selber als Seitenstück zu seinem großartigen Werk, „Süden und Norden", bezeichnete; „Ein Mann aus dem Volke", welches, ebenfalls 3 Bände, in der Form eines Romans das eigene Leben des Dichters zum Inhalt hatte; und noch ein ungenanntes drittes Werk verbrannte er kurz vor seinem Tode, mitsammt allen seinen Briefen und sonstigen Schriften. Nur die genannte Novelle „Grabesschuld" war in einer alten Schublade unentdeckt von dem, wahrscheinlich durch den amerikanischen Bürgerkrieg, der ihm nicht nur sein Vermögen, sondern auch die Ideale seiner Schöpfungen zu vernichten drohte, zum Misanthropen gewordenen Dichter übrig geblieben.

Ueber seine Schriften, bezw. Romane, schreibt Rudolph Gottschall in „Unsere Zeit" (1865): „Ohne Frage mochten die Cooper'schen Romane, namentlich „Der Letzte der Mohikaner", dem Autor Anregung gegeben haben, die er indeß mit durchaus originellem Geist erfaßte. Persönliche Beziehungen und Erlebnisse und mancherlei Quellenforschungen gaben ihm den Stoff und das Kolorit an die Hand; seine Anschauung von der hohen Bedeutung des historischen Romans ermuthigten ihn zur Ausführung. Er bekennt selbst seine Vorliebe für den wahrhaft geschichtlichen Roman: „Für alle Stände ist er ein weit einflußreicheres Bildungs- und Aufklärungsmittel, als bisher geglaubt wurde, und unberechenbar sind die Wirkungen, die ein gutes, geschichtliches, auf Quellen gegründetes, mit Wahrheit und ohne Uebertreibung geschriebenes Buch dieser Art auf eine empfängliche und nicht gänzlich übersättigte oder überraffinirte Nation haben muß." — Er gibt zu, daß wir leider nur sehr wenig gute historische Romane besitzen,

und die seines Vorgängers Cooper rechnet er gewiß nicht zu diesen. Jedenfalls ergibt eine sich von selbst aufdringende Parallele des „Legitimen" mit den Cooper'schen Romanen, daß wohl Cooper in allem, was saubere und spannende Anordnung, was die eigentliche Technik des Romans betrifft, Sealsfield überlegen ist, daß dieser dagegen in der Poesie der Schilderung und in der Größe der kulturhistorischen Perspektiven einen unendlichen Vorsprung vor dem Amerikaner hat." Soweit Gottschall.

Das Pathos der Sealsfield'schen Dichtungen ist lebendige Persönlichkeit, verbunden mit glühender Freiheitsbegeisterung. Seine Helden sind nicht einzelne Personen oder Gruppen, sondern Sealsfields Held ist die ganze amerikanische Nation, mit ihrem Volks- und Sittenleben, ihrem öffentlichen und Privatleben, ihrem geistigen und materiellen, ihrem religiösen und politischen Wesen, kurz, eine Generalphotographie des Amerikanerthums, wenn dieser zusammenfassende Begriff erlaubt ist. Inhalt und Form sind in den Romanen Sealsfields vollständig ineinander aufgegangen. Dadurch erhalten seine Werke erst das eigenthümliche Gepräge: sie sind echt amerikanisch. Das ist keinem amerikanischen Dichter so vollkommen gelungen wie Sealsfield. Cooper's Indianer sind rothhäutige Engländer, aber keine typischen Ureinwohner der Westwelt: sie sprechen nicht nur englisch, sondern sie denken, fühlen und handeln auch wie englische Amerikaner. Die Gestalten Washington Irvings, wenn auch mit viel mehr Geistesfrische gezeichnet, als die Cooper'schen, sind ebenfalls nur Nachbildungen des aus einer Mischung von englischem und holländischem Blute hervorgegangenen Dichters.

Nicht so bei Sealsfield. Da ist nichts von einem deutschen, nichts von einem englischen, französischen oder spanischen Wesen zu bemerken. Ueberall ist er Amerikaner. Daher auch das Grübeln nach der Nationalität des „großen Unbekannten" seiner Zeit. Niemand hielt ihn für einen Deutschen. Daher sein wunderbarer Kosmopolitismus in den Romanen.

Hier ist der Darsteller vollständig von dem dargestellten Gegenstand absorbirt. Sealsfields „Tokeah" ist ein wirklicher Indianer, nicht eine Theatermaske. Sein Yankee ist das typische Abbild eines Yankee, in dem alles Englische in dem Neu Engländer aufgegangen ist. Seinen „Kentuckier wie er leibt und lebt" findet man nur in Kentucky und sonst in keiner Nation, in keinem Volke wieder. Und wie lebensfrisch zeichnet er das sorglose Kreolenvölklein, von dem französischen Grafen und Baron herab, bis zu dem gemeinen Tagelöhner. Wie ungeschminkt und typisch echt sind seine Plantationsneger. Seine aristokratischen Virginier, seine Südländer, seine westlichen Hinterwäldler, seine Deutsch-Pennsylvanier, seine New Yorker Holländer, seine Politiker, seine Advokaten, seine Kaufleute, seine Prediger, seine Bauern, seine Gastwirthe und Schenkwirthe, seine Landspekulanten und hundert andere amerikanische Menschenkinder, alle sind so naturgetreu

dargestellt, wie wir es bei keinem andern Schriftsteller, der das amerikanische Volk beschrieben hat, auch nur annähernd wiederfinden. Die meisten, selbst die geborenen Amerikaner darunter, schildern hohle Wesen mit falschen Farben, bei Sealsfield haben sie Fleisch und Blut. Welche herrliche Gestalt hat er z. B. in seinem „Nathan Strong", dem großen Squatter Regulator geschaffen! Ich kenne in der ganzen deutschen Literatur nur eine eben so originale, eben so plastisch getroffene Schöpfung, wenngleich von gänzlich verschiedenem Karakter: Fritz Reuters „Onkel Bräsig".

Bis zum Anfang der fünfziger Jahre wurden die Sealsfield'schen Romane überall und mit Begeisterung gelesen, aber zur Zeit der Begründung der republikanischen Partei in diesem Lande trat ein plötzlicher Umschwung ein. In den Neuengland Staaten war die Kälte Sealsfield gegenüber vom Anfang an da gewesen, denn der Deutsche hatte zu allen Zeiten seinem Unmuth über die Yankees, diesen „mehr als doppelt destillirten Hebräern", wie er sie nannte, wiederholt Luft gemacht. Und wer einmal mit den Yankees es verdirbt, der findet nie wieder Gnade vor ihren Augen. Aber so wie diese mit scheelen Blicken auf alle übrigen Amerikaner sehen, so wurden auch sie von den andern scheu betrachtet. Der amerikanische Dichter Fitz-Greene Halleck, selbst ein geborener Yankee, schildert sie getreu in seinem "Connecticut": Sie seien —

"---------- Apostates who are meddling
With merchandise, pounds, shillings, pence, and peddling,
Or wandering through Southern clymes teaching
The A, B, C, from Webster's spelling-book.
Gallant and godly, making love, and preaching,
Gaining by what they call Hook and Crook,
And what the moralists call overreaching,
A decent living. — The Virginians look
Upon them with as favourable eyes,
As Gabriel on the Devil in Paradise."

Das Bild der wechselseitigen Animosität ist getreu. Mit dem Amtsantritt Jeffersons wurden die Neu Engländer, zwei unbedeutende Ausnahmen abgerechnet, aus der politischen Macht des Landes für ein halbes Jahrhundert hinaus gedrängt. Das entmuthigte sie indessen nicht. Ging es auf eine Weise nicht, so wurde eine andere versucht. Wiederholt häuteten sie sich politisch: Aus Torys und Föderalisten wurden sie Nationalrepublikaner, dann Whig, darauf Freesoiler, dann Abolitionisten und zuletzt wieder Republikaner. Ein paar Beispiele mögen ihren hypokritischen Karakter darlegen: Massachusetts hat mehr Negersklaven aus Afrika in dieses Land gebracht, als alle übrigen Kolonien zusammengenommen; als aber 1808 die Importation der schwarzen Waare laut der Konstitution aufhörte, da wurden die Massachusettser die eifrigsten Agitatoren für die Aufhebung der

Sklaverei, und mehr als neunzehntel aller bekannten Neger-Kidnappers waren Yankees. Als 1812 der Krieg der Ver. Staaten gegen England ausbrach, wollten sie aus der Union sezediren und hielten die desbezüglich berüchtigte Konvention zu Hartford, Connecticut, ab; bei der südlichen Sezession von 1861 aber spielten sie sich als die getreuesten Unions-Anhänger auf. Wie rein ihr Patriotismus war, das geht daraus hervor, daß Massachusetts allein mehr Negertruppen als Staatsquota ins Feld stellte, wie alle übrigen Staaten des Nordens zusammen, ja, Massachusetts stellte mehr Negersoldaten ins Feld, als die gesammten Neu-England Staaten damals Neger Einwohner hatten, Männer, Weiber und Kinder zusammen genommen. Noch mehr: In den Neu England Staaten herrschte von jeher und herrschte heute wieder der bitterste Fremdenhaß; und doch ist es eine historische Thatsache, daß die drei nördlichsten Yankeestaaten, Maine, New Hampshire und Vermont, doppelt so viel eingewanderte deutsche Soldaten im letzten Kriege ins Feld sandten, als Deutsche, Männer, Frauen und Kinder nach dem Census von 1860 in den genannten drei Staaten wohnten — alles für baares Geld. Sie hatten demnach ihren Patriotismus im Geldbeutel, nicht aber im Herzen.

Gegen dieses Krämervolk richtete sich der Groll Sealsfields; und die Yankees, die in der Litteratur des Landes immer eine erste Rolle gespielt haben, vergalten ihm Gleiches mit Gleichem. In Deutschland hatte das vor 1860 nichts zu bedeuten und bis 1854 stand Sealsfield bei den Deutsch-Amerikanern in hoher Achtung. Dann aber änderte sich die Stimmung, man wandte die Sympathien den vermeintlich hochpatriotischen Yankees zu, und Sealsfield wurde vergessen oder gar als Pro-Sklavereidichter verschrien. Und doch war er kein Verfechter der Sklaverei. Man lese nur das Buch, „Die Farbigen" in seinen „Lebensbildern aus der westlichen Hemisphäre" und wird finden, daß, obwohl selber Pflanzer und Sklavenhalter in Louisiana, er sowohl die Schatten- als die Lichtseiten des „unnatürlichen Instituts" darstellt, und in seinem unter dem Namen „Sidons" herausgegebenem Buch über die Ver. Staaten spricht er sich wiederholt gegen die Sklaverei aus. So sagt er über Missouri (Bd. II, S. 127): „Das Einzige, was zu wünschen wäre, ist, daß Missouri seinen Vortheil einsehen, und das seinen Verhältnissen so wenig zusagende Sklavensystem aufgebe; dann wird auch Arbeitsamkeit und mit dieser Sittlichkeit einkehren." Und über das Pflanzerleben im Süden äußert er sich (II, 161): „Von Indolenz und Trägheit, die man dem südlichen Pflanzer so häufig vorwirft, ist hier (im Süden) nicht die Rede. Der Pflanzer des Südens gibt dem des Nordens an Thätigkeit und Energie wenig oder gar nichts nach. Selbst arbeiten kann er zwar nicht, er braucht jedoch dieses auch nicht zu thun, er hat hinreichende Beschäftigung, wenn er seine Wirthschaft gehörig nachsieht." — An einer dritten Stelle: „Das Leben des südlichen Pflanzers ist von dem des nörd-

lichen [Farmers] in nichts verschieden, ausgenommen daß er mehr hitzige Getränke zu sich nimmt, statt Weitzenbrod, Wälschkornbrod ißt und statt zu arbeiten, seinen Sklaven nachsieht. Von dem weichlichen und üppigen Leben, von den Kühlung zufächelnden Sklavinnen und derlei Dingen, habe ich nie etwas gesehen und erfahren, obwohl ich, beide Reisen zusammen genommen, ein ganzes Jahr in Louisiana zubrachte und mehr als die Hälfte der Plantagen kenne."

In Bezug auf die viel geschilderten Grausamkeiten, welche gegen die Negersklaven geübt würden, berichtet er, daß es nur seltene Ausnahmen seien. „Das qui nescit dissimulare, nescit regnare", schreibt er im „Pflanzerleben" (I, 44) „liegt auch in der Regierung der Neger, wie bei jeder Regierungskunst zu Grunde. Freilich sind ihre Fäden nicht immer fein gesponnen, aber gerade so thun sie ihre Dienste — feiner gesponnen, würden sie vielleicht reißen. Die besten Materialien aus denen sie dauernd fest gewoben werden, sind eine sich stets gleich bleibende Gelassenheit und Würde, mit der gehörigen Dosis Humanität, die das Wohl der Schwarzen über dem eigenen nicht vergißt, und einer Zugabe heilsamer Strenge, die erforderlichenfalls nicht in Zuckungen geräth, wenn sie einen Hieb oder zwei geben soll. . . . . Ihr müßt die Peitsche so wie der Vater die Ruthe, der Arzt die Medizin gebrauchen, nicht wie der Russe die Knute."

Und auf die Ausnahmen von der Regel übergehend, schreibt er in dem Buch: „Die Farbigen" (S. 112): „Die Kanaille ist immer grausam, ich habe es stets so gefunden. Nicht die Sklaverei an sich, sondern das ist das eigentliche Uebel, daß Menschen, die dem Pranger, der Zuchthauspeitsche, den Galeeren entwischt, die zu weißen Sklaven geboren sind, ihre niederträchtige Bosheit ungestraft an Schwarzen üben dürfen." Diese Art Menschen seien auch gegen ihre weißen Arbeiter und Dienstboten, sowie ihre Thiere Pferde, Rinder oder was immer es sein möge, ebenso grausam und boshaft. „So fand ich die Verhältnisse dort", schließt er, „wie überall, nach reifer Prüfung; und man wird mir um so mehr Glauben beimessen, da ich, obwohl ein Feind aller Sklaverei, mich selbst in diesem Lande (Louisiana) niederlassen werde, das mit allem Recht das freie Aegypten des Westens genannt zu werden verdient." (Sidons II, 161.)

Aber Sealsfield, der größte amerikanische Naturschilderer und Volks-Karakter- und Sittendarsteller, ist, trotzdem er riesenhoch über die Pigmäen steht, die ihm gefolgt sind, vergessen. Seine wahrheitsgetreuen Bilder z. B. in „Pflanzerleben und die Farbigen", mußten vor so hohlen, unwahren und einzig auf den politisch korumpirten hout-gout der Menge spekulierenden Karikaturen wie „Onkel Tom's Hütte" 2c. sich zurückziehen. In der politischen Aufregung vergißt das Volk die Wahrheit und läuft der Lüge nach. Darum ist Sealsfield vergessen, in den Vereinigt. Staaten geschmäht und vergessen, in Deutschland vergessen, in Deutsch-Amerika vergessen! —

Nein! nicht ganz vergessen ist er. Die bitterbösen Zeiten, die aus tendenziösen Rücksichten ihn in den Hintergrund gedrängt haben, sind vergangen, und jetzt fängt man wieder an, die herrlichen Schöpfungen des größten amerikanischen Romandichters zu lesen, zu studiren und zu würdigen. — Wir sind heute nicht die Einzigen, die das Andenken an das vollendete Jahrhundert der Geburt des großen, sein Adoptivvaterland so innig liebenden und glühend verherrlichenden Meisters festlich erneuern. Uebermorgen wird, wie ich aus einem gestern empfangenen Brief ersehe, ein solennes Gedenkfest in der Johns Hopkins Universität (Baltimore) stattfinden.

Und so feiern wir denn heute mit seinem hundertjährigen Geburtstag zugleich die Wiedergeburt seiner großen Schöpfungen, Werke, so kühn und stolz aufgebaut, wie die kühnsten Gebilde Shakspeares, groß in der Zeichnung der Karaktere: Männer, die wie eherne Gestalten an uns herantreten und Frauen, die gleich dem durchsichtigen Krystall schimmern; dazu Naturschilderungen, wie sie neben Sealsfield kein anderer menschlicher Geist zu malen vermochte und vor denen sogar die Farben der wundervollen Naturgemälde eines Humboldt verblassen, wie matte Aquarelle.

Ehre dem Andenken des großen Meisters!

Charles Sealsfield.

Austria's Sohn und Bürger Amerika's, warum verhüllst du
Deine Wege, die du ehmals gewandelt voll Ruhm?
Eine Riesengestalt von Shakspeare'scher Größe so zeigst du
Dich in den Werken, die du uns und der Nachwelt geschenkt!
Herrlich erscheinen am Pfad, den du zogst, die kühnen Gebilde
Deines Geistes voll Pracht: Menschen voll Muth und voll Kraft,
Mächtig und stolz, gewiegt in der freien Natur, der beglückten,
Wild und unbändig wie sie, doch auch so frisch wie die Luft,
Welche sie athmen; die starken Bezwinger und Herrscher des Urwalds,
Frei, ungeberdig wie Ralph, patriarchalisch wie Strong!
Yankees, Virginien's und Kentucky's Söhne und Töchter,
Muntre Kreolinnen schön, Mexiko's Donnas und Dons,
Neger, Mulatten, Mestizen, die rothen Kinder der Wildniß,
Alle schilderst du sie, wie du im Leben sie sahst.
Endlose Wälder und Fluren und goldig blüh'nde Prairien
Zeigtest am Wege du uns, Schluchten und Sümpfe voll Graus,
Schaurige Stürme im Norden und wilde Orkane im Süden:
Ganz die westliche Welt, so wie sie lebet und webt!
Aber die Stapfen des Wegs, den du pilgertest, hast du vergebens
Auszulöschen gestrebt, daß dein Geheimniß bewahrt
Bliebe. — O herrlicher Geist! Dein Schritt war zu voll und gewichtig,
Unvergänglich geprägt! — Dich preist die künftige Welt!



Franz Lieber.

Deutsch-Amerikanischer Geschichts- und Rechtslehrer, Philosoph, Staatsmann und Dichter.



Denkrede gehalten bei Gelegenheit der Feier des 100jährigen Geburtstages Liebers im "Deutschen Litterarischen Klub von Cincinnati", am 14. März 1900.

Haben Sie Franz Lieber's "Political Ethics" gelesen? sagte mein vor wenigen Wochen verstorbener Freund, Richter J. B. Stallo, als wir uns einst über politische Gelegenheitsfragen stritten, „wenn nicht, so kann ich Ihnen nur rathen, das Werk zu lesen, und Sie werden finden, daß Vieles, das uns jetzt (1871) aufregt, nur nebensächliche und vorübergehende Fragen sind, die sich von selbst lösen werden; daß aber tiefere Züge, welche wir leider zu häufig unbeachtet lassen, die grundlegenden Gedanken bergen, die uns fesseln und leiten sollten."

Diese vor nahezu dreißig Jahren an mich gerichtete Mahnung meines Freundes ließ ich nicht unbeachtet verhallen, und bald versenkte ich mich in die weisen Lehren des größten amerikanischen Meisters des Staats- und Naturrechts, Franz Lieber. Ich las da gleich im ersten Kapitel des genannten Werkes: „Wir sind nutzlos thätig, wenn wir uns mit Zufälligkeiten befassen; nützlich, wenn wir dem Wesen der Dinge nachforschen, d. h. uns mit ihrer Natur, ihrem Entstehen und ihren Wirkungen beschäftigen." — Diesen Satz auf die politischen und sozialen Zustände der Vereinigten Staaten deutend, wurde es mir klar, daß das amerikanische Volk in seiner Politik beständig an der Oberfläche sich bewegt, unbedeutende Angelegenheiten als Hauptsachen betrachtet, und den unter diesen Aeußerlichkeiten sich verbergenden bereits angefaulten Kern nicht beobachtet. Ich dachte weiter nach und fühlte dann, daß hinter diesen vorgeschobenen Kouliſſen von ehrgeizigen, herrschsüchtigen und habsüchtigen Menschen eine geheime Politik getrieben wurde, welche, durch die falschen Aushängeschilder verdeckt, für das ahnungslose Volk und die Zukunft dieser Republik verderbenbringende Folgen haben müsse, wenn nicht die es umdunkelnden Vorhänge zerrissen würden.

Dieses waren die Gedanken, die mir beim Lesen von der „Politischen Ethik" Liebers aufleuchteten und die immer klarer wurden, je tiefer ich in das Werk eindrang. Ich segnete den Augenblick, da mir Freund Stallo jenen Wink gegeben hatte und bis zu seiner Abreise nach Italien habe ich ihm meinen Dank des öfteren dafür ausgesprochen. Ich war aus einem Parteimann ein selbstständig denkender Mensch geworden, und das hatte meine erste Bekanntschaft mit dem Geist des Mannes vollbracht, dessen vor hundert Jahren stattgehabte Geburt uns heute beschäftigen wird.

Franz Lieber wurde am 18. März 1800 zu Berlin als das zehnte Kind einer Familie von neun Söhnen und drei Töchtern geboren. Sein Vater, Friedrich Wilhelm Lieber, war Eisenhändler in der Breiten Straße,

dem Schauplatz der heißesten Zusammenstöße zwischen dem Militär und dem Berliner Volksaufstand in der Katastrophe vom 18. März 1848 (Lieber's Geburtstag). Die Kinder erhielten vom Vater eine einfache, aber körperlich und geistig gesunde Erziehung. Franz zeigte sich sowohl in der Schule und auch auf dem Gymnasium zum „grauen Kloster" als ein fleißiger, strebsamer Schüler, war Liebling seiner Lehrer und ein tüchtiger Turner und Schwimmer, untadelhaft an Leib und Seele.

Schon als Kind hatte er den Einzug der Franzosen in Berlin, nach der Schlacht von Jena, gesehen und auf Erkundigung von einer älteren Schwester den feindlichen Karakter der vor dem Hause vorbeimarschirenden Franzosen erfahren, wobei er bitter zu weinen anfing, so daß ihn die Schwester vom Fenster wegziehen mußte. Dann erfuhr er, daß während der sieben Jahre der tiefsten Erniedrigung Deutschlands so viele Leute (darunter auch sein Vater) durch die Aussaugungen der Unterjocher ihre Wohlhabenheit einbüßten, was einen intensiven Franzosenhaß in dem Knaben anfachte. Im Befreiungskriege von 1813–1814 waren zwei seiner älteren Brüder als freiwillige Jäger mitmarschirt und als verwundete Offiziere zurückgekehrt, und deren Erzählungen hatte der Knabe oft mit stillem Neide zugehört. Da kam plötzlich die Nachricht von der Rückkehr Napoleons aus Elba.

„Jungens, putzt eure Flinten!" rief im März 1815 sein alter Vater aus, indem er in's Zimmer trat, wo Franz eben mit dem Studium von Loder's Anatomie beschäftigt war, „er ist wieder los, der Napoleon. Er ist aus Elba zurück."

„Mein Herz schlug hoch", schreibt Lieber in seinem Buch: "Letters of a Gentleman to a Friend in Germany", (Philadelphia 1834, wiederholt in London gedruckt 1835, unter dem Titel: "The Stranger in America"); das waren glorreiche Nachrichten für einen Jungen von 15 Jahren. Mein älterer Bruder war von seinen Wunden geheilt und kehrte zu seinem Regiment zurück; ein anderer meiner Brüder und ich folgten dem Aufruf und traten als Freiwillige in das Regiment Kolberg. Als der Tag der Anmeldung gekommen war, gingen wir zum Vater und sagten: „Wir gehen also; bist du damit einverstanden?" „Geht zu eurer Mutter", antwortete er. Wir gingen zu ihr; unsere Herzen waren schwer — sie hatte während des ersten Feldzuges schon so viel gelitten. Mit halb erstickter Stimme sagte ich: „Mutter, wir wollen uns melden gehn, sollen wir?" — Sie umarmte uns beide, laut schluchzend. „Geht", war alles was ihr blutendes Herz hervorbringen konnte — und wäre sie Mutter von zwanzig Söhnen gewesen, sie würde alle hingegeben haben."

Die Schilderung welche Lieber in dem genannten Buch von den Kriegsoperationen in den Niederlanden und besonders seiner eigenen Theilnahme daran, gibt, ist wohl die packenste Darstellung jenes denkwürdigen Feldzugs

des „Marschalls Vorwärts", die je geschrieben wurde. Wer sie liest, wird von der fesselnden Erzählung, die durchaus den Stempel der Wahrheit trägt, geradezu hingerissen. Man findet sie, außer in dem erwähnten Buch, ebenfalls im Auszug in Thomas Sergeant Perry's "Life and Letters of Francis Lieber" (Boston 1882) und gleichfalls in der von Franz von Holtzendorff herausgegebenen deutschen Bearbeitung des Perry'schen Buches (Berlin und Stuttgart 1885). Ich muß mich jedoch auf die einfache Erwähnung der Thatsache beschränken.

Die freiwillige Jägerkompagnie, welcher sich die Brüder Lieber angeschlossen hatten, stieß Ende Mai in Belgien zum Regiment, welches schon nach wenigen Tagen in das Getümmel des Krieges eingriff. Am 16. Juni erhielt der junge Lieber in der Schlacht bei Ligny die Feuertaufe, in dem schrecklich blutigen Ringen um das Dorf Ligny, am Abend. Seine Waffengefährten fielen zu seiner Rechten und Linken. Sein Bruder wurde verwundet. Viermal ward das Dorf gewonnen und verloren. Erst die Nacht schloß den Kampf, aber keine Rast wurde ihnen zu theil, denn sie mußten sofort den Rückzug antreten und einen großen Theil der Nacht marschiren. „Von unserer ganzen Kompagnie", schreibt Lieber, „welche beim Eingreifen in den Kampf hundertfünfzig Mann stark, waren nicht mehr als zwanzig bis dreißig Kombattanten übrig."

Nach beschwerlichen Märschen, während der Regen in Strömen niedergoß, der die Wege zu Morästen aufweichte, trafen sie am Abend des 18. Juni zu der Schlacht von Waterloo ein, und wurde sofort das Regiment in den heißen Kampf kommandirt, der auf dem rechten Flügel der Franzosen bei Planchenois stattfand und das Schicksal der Schlacht entschied. Die Franzosen wichen und der Heereskörper der Alliirten marschirte auf Paris. Die Hälfte des Armeekorps, zu dem das Regiment Kolberg gehörte, bekam Ordre, Vandamme zu verfolgen, der sich nach Namur geworfen hatte. Bisher war Lieber aus alle den blutigen Gefechten unverwundet hervorgegangen, aber bei dem Sturm auf Namur, wohin sich Grouchy's Heeresabtheilung zurückgezogen hatte, wurde er innerhalb weniger Minuten zweimal schwer verwundet. Nur durch ein Wunder entging er dem Tode. Vier Monate brachte er in den Spitälern zu Lüttich, Aachen und Köln zu und erst lange nach dem Frieden hatte er sich so weit erholt, daß er nach Berlin in die Arme seiner Familie zurückkehren konnte.

Wiederhergestellt setzte Lieber jetzt seine Studien eifrigst am „grauen Kloster" Gymnasium fort und bestand sein Abiturientenexamen glänzend, worauf er an der Berliner Universität als Student der Jurisprudenz eingetragen wurde. Er lag seinen Studien mit Treue ob, aber nebenbei war er ein begeisterter Turner geworden, wodurch er sich die Anhänglichkeit des Turnvaters Jahn erwarb, mit dem er mehrfache Ausflüge nach Nord und Süd machte, um dem gymnastischen Unterricht in Deutschland überall Ein-

gang zu verschaffen. Mittlerweile wurde das Studenten-Fest auf der Wartburg mit Gewalt unterbrochen und nun begann die traurige sogenannte Demagogenhatz in Deutschland, welche besonders die studirende Jugend traf, die an allen Hochschulen Burschenschaften und Jünglingsverbindungen gegründet hatte, welche aus dem Befreiungskrieg herausgewachsen waren, und die für Deutschlands Einheit und Freiheit schwärmend ihre sprudelnde Begeisterung in Lied und Wort, beim Becherklang und Schlägerklirren kundgaben.

Im Jahr 1819 wurden dann in Preußen alle Turnplätze geschlossen und Jahn und Lieber im Juni jenes Jahres als gefährliche Feinde des Staates verhaftet und in einem Untersuchungsgefängniß eingesperrt, wo Lieber vier Monate lang gefangen gehalten wurde. Man konnte ihm nichts weiter vorwerfen, als daß er in einem geführten Tagebuch einst die Worte eingetragen hatte: „Den ganzen Tag mordfaul gewesen", was dahin ausgelegt wurde, daß er in Anschlägen auf die Ermordung der Obrigkeit träge gewesen sei. Außerdem, um zu beweisen, welch ein gefährlicher Feind der Gesellschaft er sei, wurden einige bei ihm im jugendlichen Uebermuth gedichteten freiheitlichen Lieder, wahrscheinlich herzlich schlechte Poetereien, abgedruckt, wodurch er, unfreiwillig zwar, in die Reihe der deutschen Litteraten versetzt ward.

Abgesehen von der verlorenen Zeit, die er in der Untersuchungshaft verbrachte, wurde ihm jetzt für alle Zukunft verboten, auf einer preußischen Universität weiter zu studiren, wodurch ihm die Hoffnung auf eine Anstellung im Vaterlande abgeschnitten ward. Er wandte sich um Aufnahme an die Universität Heidelberg, wurde aber zurückgewiesen, ebenso in Tübingen, und so nahm er seine Zuflucht nach Jena, wo er 1820 den Doktorgrad beider Rechte erhielt. Aber die Leidensgeschichte Liebers war damit noch nicht zu Ende. Am 24. Juli 1820 erhielt sein Vater ein Schreiben vom Kultusminister, Lieber müsse Jena verlassen und er könne nun in Halle weiter studiren, müsse aber seine Studien auf andere Gegenstände richten, und sein Verbleib an preußischen Hochschulen hänge von seinem fernerem Betragen ab. Der Brief schloß mit der Drohung, daß jeder Rückfall des jungen Lieber in seine früheren Irrthümer strenge bestraft werden würde.

In Halle studirte Franz Lieber nun Mathematik und ging im Jahre 1821 mit Erlaubniß der preußischen Regierung nach Dresden. Hier faßte er den Entschluß, in Gesellschaft einer Schaar junger Philhellenen nach Griechenland zu gehen, um dort die Unabhängigkeit vom Türkenjoch erkämpfen zu helfen. War es aber damals schwer, in Deutschland zu leben, so war es eben so schwer, es zu verlassen. Man wollte ihm keinen Paß in's Ausland und länger als auf zwei Wochen verabfolgen. Unter dem Vorgeben, nach Nürnberg gehen zu wollen, erhielt er dann einen Paß auf zwei Wochen. Die'en ließ er unterwegs so oft wie möglich visiren, gebrauchte

darauf die List, den Inhalt eines Tintenfasses über die Worte, die dessen Gültigkeit beschränkten, zu gießen, erklärte in Nürnberg den verdächtigen Flecken als Ungeschicklichkeit eines Beamten und ließ den Paß nach München visiren. Hier ging er während der Mittagsstunde auf die Gesandtschaft, schützte große Eile vor und erhielt ihn für die Schweiz visirt. Dann ging er zu Fuß durch die Schweiz nach Marseilles, wo die Philhellenen sich versammelten. — Die Gebeine der meisten bleichen auf den Schlachtfeldern von Arta und Peta, wo sie von den „tapferen" Hellenen schmählich verlassen, den Heldentod fanden, oder vor den Mauern von Athen und Napoli di Romana, wo sie der Kugel, aber weit mehr noch dem Fieber erlagen.

Sie fanden in Griechenland die bitterste Enttäuschung ihrer Begeisterung, und kehrten, mit einer besseren Meinung von den Türken als von den Griechen, über Italien wieder in die Heimath zurück. Drei Monate hatte es Lieber auf dem klassischen Boden ausgehalten. Fast mittellos langte er Ende März 1822 in Ancona an; da aber seine Papiere nicht in der Ordnung waren, wurde ihm auch hier das Betreten des Landes verboten. Endlich erwirkten er und einige seiner Gefährten die nöthige Erlaubniß zu landen und Orbitello zu besuchen. Unterwegs entwischten sie dem Fuhrmann, indem sie vom Wagen sprangen und den Weg zu Fuß nach Rom fortsetzten. Um dort bleiben zu dürfen, war aber die Erlaubniß der Polizei nöthig, und da Lieber's Paß nicht gut war, wandte er sich direkt an den preußischen Gesandten in Rom, den Geschichtschreiber Barthold G. Niebuhr, der ihn nicht nur hülfreich aufnahm, sondern auch mit Geldmitteln versah, um seine abgerissenen Kleider mit besserer Garderobe zu vertauschen und sogar ihn in's Haus nahm und ihm die Erziehung seines Sohnes, Markus Niebuhr, anvertraute. So brachte Lieber in Rom in geistig anregendem und veredelndem Umgange in Niebuhr's Hause ein Jahr zu, sich dem Studium der Antiquitäten und der Kunstschätze in der ewigen Stadt widmend. Auch bereitete Lieber auf Niebuhr's Veranlassung sein „Tagebuch eines Aufenthalts in Griechenland im Jahre 1822" für den Druck vor, das im Brockhaus'schen Verlag in Leipzig 1823 erschienen ist.

Während dieser Zeit kam König Friedrich Wilhelm III. von Preußen, der dem Fürstenkongreß in Verona beigewohnt hatte, nach Rom, wo er sich einige Tage bei dem Gesandten im Palazzo Orsini aufhielt. Niebuhr machte den König dann auf die Lage des jungen Lieber aufmerksam, sagte, daß er Lehrer seiner Kinder wäre, ein sehr ruhiger Mann geworden sei, der so manche seiner jugendlichen Illusionen in Griechenland abgestreift habe und gern wieder in die Heimath zurückkehren möchte, aber besorgt sei, dahin zu kommen, weil er ferneren Verfolgungen ausgesetzt zu sein fürchte. Der König gab Niebuhr die Versicherung, daß Lieber nicht nöthig habe, irgend welche Belästigungen zu befürchten, und rieth dessen Heimkehr an. Auf dieses Königswort bauend, kehrte Lieber, nachdem er Niebuhr zuvor noch nach

Neapel, Herculanum und Pompeji begleitet hatte und mit ihm durch Italien bis nach Wien gereist war, nach Berlin zurück, wo er am 10. August 1823 ankam. Er schrieb sofort an den Minister von Kamptz, setzte diesem seine Lage auseinander, unterbreitete ihm Empfehlungsbriefe Niebuhrs, versicherte dem Minister, daß er höchst schmeichelhafte Zeugnisse seiner früheren Lehrer beibringen könne und wiederholte den Entschluß, fortan als ein friedlicher Bürger leben zu wollen. Seine Bitte wurde schließlich bewilligt und ihm eine bescheidene Unterstützung zugesichert, die ihn befähigte, seine mathematischen Studien wieder aufzunehmen.

Jetzt verbrachte Lieber eine angenehme aber nur kurze Zeit in hochanregenden Kreisen. Zu seinen Freunden zählten der Kriminaldirektor Hitzig, die Familie des Generals von Schack, die Hofräthin Henriette Herz, die Dichter Fouqué, Chamisso und Hoffmann von Fallersleben, Varnhagen von Ense und seine geistreiche Gemahlin Rahel ꝛc. Da waren auch noch Andere, die ihm das Leben angenehm machten und ihm behülflich waren, das Theater besuchen zu können, darunter die zur Zeit in ihrer Blüte stehenden Schauspieler Emil Devrient, Friederike Unzelmann und Auguste Krelinger, nachmals berühmt als Madame Krelinger-Stich. Besonders zogen ihn die Shakspeare'schen Stücke an, die damals mit Vorliebe zur Aufführung gelangten und seinen denkenden Geist auf's mächtigste erregten. Alles dies zusammen und die Wiedervereinigung mit seiner Familie, verschaffte ihm einige Monate ungetrübten Glückes.

Obwohl Lieber seit seiner Rückkehr nach Berlin den Behörden keinerlei Anlaß zum Argwohn gegeben hatte, bemerkte er doch, daß sein Haus von Zeit zu Zeit von der Polizei umspionirt wurde und am 12. Februar 1824 wurde er von zwei Polizeioffizianten arretirt und vor die Polizeikommissarien der Festung Köpenick gebracht. Da nichts gegen ihn vorlag, ließ man ihn wieder gehen, worauf er dann Erlaubniß erhielt, in Halle seine Studien fortsetzen zu dürfen. Bis August war Lieber in Halle, als die Polizei vermeinte, einer Verbindung Unzufriedener auf die Spur gekommen zu sein, worauf Lieber von Halle abberufen wurde, um auszusagen, was er davon wisse. Vergebens berief er sich auf das Versprechen des Königs und des Ministers von Kamptz. Wieder wurde er vor der Polizeikommission in Köpenick geführt, wo ihm mitgetheilt ward, man wolle seine Handlungen nicht bestrafen, sondern er solle nur Aussagen machen über das, was er von seinen Mitangeschuldigten wisse. Dieses verweigerte er, worauf ihm eröffnet wurde, daß er im Gefängniß bleiben werde, bis er zu gestehen bereit sei, und sollte er eingekerkert bleiben bis an das Ende seines Lebens. *)

Jetzt begann sich Niebuhr wiederum lebhaft für seinen jungen Schützling zu bemühen. Er appellirte an die Minister, an den König, aber vergebens. In einem seiner Briefe vom 22. März 1825 schrieb er: „Es hieß, Lieber solle an seines Vaters Geburtstag freigelassen werden, aber es ist

nicht dazu gekommen. Diese Gewissenlosigkeit, einen braven Mann in Fesseln schmachten zu lassen, empört mich, wenn nicht gar Grausamkeit beabsichtigt ist.“ Und am 2. April: „Ich schrieb an Lieber und er hat mir eine Antwort geschickt, die mich tief gerührt hat. Der arme Junge ist ganz gebrochenen Herzens. Ich wünschte, ich fände Zeit zu einer Ausflucht nach Köpenick, um ihn zu trösten.“ Am 6. April: „Gestern besuchte ich den armen Lieber in dem Gefängniß zu Köpenick. O mein Gott!“ —— Wenige Tage später ward Lieber freigelassen, hauptsächlich auf Niebuhrs Verwendung. Es wurde jedoch die Bedingung daran geknüpft, daß er ohne Erlaubniß der Behörden vor Beendigung der Untersuchung Berlin nicht verlassen dürfe.

Um neuen Verfolgungen zu entgehen, entschloß sich Lieber zur Flucht nach England, was er aber, selbst vor seiner Familie, verheimlichte, damit kein neuer Verdacht gegen ihn aufkommen möge. Zu diesem Behuf studirte er jetzt lebhaft die englische Sprache. — Im Juli 1825 fand er eine Stelle als Erzieher im Hause des Grafen von Bernstorff; um aber die Familie des Grafen auf ihren Landsitz in Mecklenburg begleiten zu können, mußte er erst die Erlaubniß der Polizei haben. Der Minister des Innern und Polizei gab ihm also Urlaub, „Mecklenburg und Hannover zu besuchen, vorausgesetzt, daß die Untersuchungskommission in Köpenick damit einverstanden sei. Es müsse der Kommission Auskunft gegeben werden über die Zeit der Abreise und die Dauer der Abwesenheit.“ „Es war die Freiheit“, sagt Lieber in seinem Tagebuch, „welche die Katze mitunter der Maus gibt.“

Im Oktober kehrte er mit den Bernstorffs nach Berlin zurück, wo er im November abermals einem Verhör unterworfen, jedoch nicht festgehalten wurde. Er trat den Winter über wieder in angenehmen Verkehr mit den bereits genannten Freunden; verschaffte sich mittlerweile ein Zeugniß vom General von Pfuel, damals Vorsteher der Schwimmschule in Berlin, „daß er ein ausgezeichneter Schwimmer sei und die Fähigkeit und Geschicklichkeit besitze, um erfolgreich eine Schwimmschule leiten zu können“; und ging am 17. Mai 1826, angeblich auf den Landsitz Bernstorff's, mit seinem Bruder Eduard von Berlin nach Hamburg, von wo er fünf Tage später mit einem englischen Schiff nach Gravesend segelte, woselbst er am 26. Mai ankam. Alles das hatte er so geheim gehalten, daß selbst seine Familie nichts davon erfuhr, von welcher er ohne Abschied zu nehmen scheiden mußte.

Es war ein saures Jahr, das Lieber in London verbrachte, das trübste, wie er selbst sagt, seines ganzen Lebens. Kümmerlich mußte er mit Korrespondenzen für deutsche Zeitschriften und mit Sprachunterricht geben sein Dasein fristen. Zu diesen verhalfen ihm seine Freunde, Edward Stokes, den er mit Frau und Schwestern in Rom hatt kennen lernen, und Dr. Schönlein, der damals in der Londoner Universität medizinische Vorlesungen hielt.

Mit seinen Schülern hatte Lieber viel Last und er theilt in seinem Tagebuch die Ansicht mit, die ihm Schönlein desbezüglich von vornherein sagte: „die englischen Knaben seien bei weitem nicht so intelligent, wie die deutschen, und es sei eine harte Arbeit, sie zu unterrichten." Ein andermal schreibt Lieber: „Die Engländer scheinen große Furcht vor der deutschen Gründlichkeit zu haben. „Nur keine Regeln. Ich denke, Lesen wird das beste sein", habe Einer zu ihm gesagt; und ein Anderer: „Nur keine Geschichte. Wir machen uns nichts aus Geschichte." „Und Dr. Lourson, ein Mann, der in Deutschland studirt und alle Achtung vor der Wissenschaft hat, will nicht darauf eingehen, die Sprache ordentlich und grammatikalisch zu lernen. Alles muß praktisch sein."

In all dieser öden, kümmerlichen Zeit lachte ihm doch ein erlösender Stern in das trübe Dasein. In London wurde er Hauslehrer in der Familie des Kaufmanns Oppenheimer, dessen Tochter Mathilde er Unterricht im Italienischen ertheilte. Aus diesem entspann sich eine gegenseitige Zuneigung, Liebe und Verlobung. Die Ehe wurde jedoch erst mehrere Jahre später in Amerika geknüpft, als Lieber sich in einer zukünftig sichern Stellung glaubte, um Frau und Familie anständig ernähren zu können. Mathilde Oppenheimer war am 21. Juli 1805 in Hamburg geboren.

Noch ein paar Ereignisse dürften uns hier interessiren. Lieber hatte während seiner Gefangenschaft in Köpenick ein Bändchen Gedichte verfaßt: „Wein- und Wonnelieder", das unter dem Pseudonym „Arnold Franz" 1826 in Berlin gedruckt wurde. Das Büchlein war Karl Maria von Weber und Karl Friedrich Zelter (Goethes Freund) gewidmet. Als Lieber in London ankam, wurde gerade Webers „Oberon" dort mit ungeheurem Beifall aufgeführt. Eine kurze Notiz aus Lieber's Londoner Tagebuch hierauf bezüglich lautet: „Am Sonntag 4. Juni [1826] besuchte ich Weber, am 5., an dem Tage, an welchem der „Freischütz" zu seinem Benefiz aufgeführt werden sollte, hauchte er seinen Geist aus. Er war im Februar nach London gegangen, wo er seinen herrlichen „Oberon" vollendete und dessen Aufführung leitete." — Daß Beethoven in jenem Jahr London besuchte, war für mich etwas Neues. Liebers Tagebuch brachte mir mit folgender Notiz diese Kunde: „August [1826]. Um diese Zeit wurde ich mit Dr. Crawford bekannt und mit den Austins. Mrs. Austin, die Schriftstellerin, führte mich bei Mr. Beethoven ein und Mr. Neal, einem Amerikaner; so gehe ich vielleicht nach Amerika." — Mrs. Sarah Austin schrieb bekanntlich eine biographische Abhandlung über L. v. Beethoven für die "Foreign Quarterly Review", 1831.

Niebuhr ließ auch mit seiner Anhänglichkeit an Lieber in London nicht nach. Er sandte Empfehlungsbriefe, um ihm zur Erlangung einer Lehrerstelle oder Professur behülflich zu sein. Durch diese Korrespondenz gewann er neue Freunde in der englischen Großstadt, aber keine Stelle, nicht einmal

die Aussicht auf eine solche. Er dachte daran, sich um die Professur der deutschen Sprache an der Londoner Universität zu bewerben, und dazu sollte ihm Niebuhrs Empfehlung verhelfen. Während jedoch diese Angelegenheit noch in Schwebe war, erhielt er durch Neal's Vermittelung die Aufforderung, in Boston eine Turnlehrerstelle zu übernehmen und auch eine Schwimmschule einzurichten, was er in einem Brief vom 12. April 1827 annahm. Ehe er jedoch England verließ, machte er noch einen Besuch bei seiner Verlobten, in Manchester, die dort bei einer verheiratheten Schwester auf Besuch war. „Ich werde mit ihnen fünf Tage lang vom Frühstück bis zum Abendessen beisammen sein", schrieb er in einem Brief vom 12. Mai 1827 an seine Eltern. „So nehme ich auf die anmuthigste Weise von Europa Abschied." — Mitte Mai segelte er von London ab und am 20. Juni, dem Jahrestag der Schlacht von Namur, woselbst er zwölf Jahre zuvor verwundet worden war, landete er in New York, von wo er sofort nach dem Ort seiner Bestimmung, Boston, abreiste.

In Boston übernahm er jetzt die Leitung der von Dr. Karl Follen begründeten Turnschule und errichtete kurz nachher die erste Schwimmschule in Amerika, nach dem Muster der vom General Pfuel in Berlin geleiteten Anstalt. Dies war für Boston etwas Neues und das Unternehmen war höchst erfolgreich. Aber diese körperlich-mechanische Thätigkeit konnte einen so regen Geist nicht ganz befriedigen. Auch in Amerika blieben Niebuhr und Lieber treue Freunde, bis zu Niebuhrs Tode (1831) und dieser verhalf dem Deutsch-Amerikaner zu einer lohnenden Beschäftigung mit Korrespondenzen für die Cotta'sche „Allgemeine Zeitung", die Lieber einige Jahre lang fortführte. Dadurch hatte er Gelegenheit, die Deutschen über Amerika aufzuklären, und im Verfolg dieser Korrespondenzen kam er auf den Gedanken, eine Encyklopädie nach dem Muster des Brockhaus'schen Konversations-Lexikons herauszugeben, dessen 6. Auflage binnen vierzehn Jahren soeben im Erscheinen begriffen war.

Es gehörte ungeheuren Willensmuth dazu, einen solchen Gedanken nur zu fassen, aber Lieber war sich seiner unerschöpflichen Arbeitskraft bewußt und unterstützt von den Freunden, die er bereits gewonnen hatte, darunter besonders zu nennen, Dr. Karl Follen, George Bancroft, Edward Everett und Professor Moses Stuart, die für das Unternehmen sofort begeistert waren, wurde das Werk bald zur erfolgreichen That. Lieber und die genannten vier Herren trafen dann mit Henry C. Carey (Lea & Carey) in Philadelphia ein Uebereinkommen für die Publikation des Werkes und bald erschienen die ersten Lieferungen der "Encyclopaedia Americana, based on the Conversation Lexicon. Edited by Francis Lieber, LLD."

Es ist hier am Ort zu bemerken, daß Handbücher (Encyclopaedias) einzelner Wissenschaften schon sehr alt sind, allein daß Deutschland den

Ruhm hat, das erste wirklich populäre Handbuch alles Wissenswerthen geschaffen zu haben, das Brockhaus'sche „Konversations-Lexikon", wie auch Deutschland das größte und vollkommenste Werk dieser Art geliefert hat, „Ersch und Grubers Real-Encyklopädie aller Wissenschaften", welches seit 1816 im Erscheinen begriffen ist, bis zur Zeit etwa 250 bis 300 Quartbände umfaßt und bis zur Vollendung vielleicht die doppelte Zahl erreichen wird, ist wohl nicht allgemein bekannt. Aber Brockhaus gebührt der Ruhm, das älteste und verbreitetste derartige Werk in's Leben gerufen zu haben, dessen erste Ausgabe von 1809 bis 1811 erschien. Zunächst diesen beiden nimmt Liebers Amerikanische Encyklopädie (1828 – 1833) den Altersrang ein. — England folgt erst 1854 – 1862 mit der "English Cyclopaedia" und Schottland 1860 – 1868 mit "Chambers Encyclopaedia", die ganz auf die zehnte Auflage von Brockhaus' Konversations-Lexikon basirt ist. Selbst die "Britannica" gesteht in ihrer 9. Auflage den Deutschen den Vorzug ein, indem sie schreibt: „Keine Encyklopädie war mehr nutzbringend und erfolgreich, und keine wurde öfter kopirt, nachgeahmt und übersetzt, als die unter dem Namen „Konversations-Lexikon" von Brockhaus bekannte." (vol. viii, p. 203.) Amerika aber verdankt einem Deutschen, **Franz Lieber**, den Ruhm, unser Volk früher und besser unterrichtet und aufgeklärt zu haben, als selbst das englische Mutterland.

Für Amerika berechnet, ließ Lieber mit kluger Einsicht viele nur für Deutschland und deutsche Interessen passende Artikel weg und bereicherte an deren Statt das Werk, (natürlich unter Herbeiziehung vieler anderen Kräfte,) mit neuen Aufsätzen, welche der englischen und besonders der amerikanischen Geschichte, Geographie und Litteratur Rechnung trugen. Dadurch wurde die "Encyclopaedia Americana" epochemachend, und sie hat in den späteren Ausgaben, bekannt unter dem Namen "Appleton's American Encyclopaedia", noch ihren Werth nicht verloren, weil sie die Grundlage aller späteren Auflagen bildet. Volle fünf Jahre war Lieber mit diesem Werk beschäftigt. Außer, wie er schreibt, zwölf Uebersetzer, selbstverständlich lauter Deutsche (darunter sind zu nennen, Karl Goßler, E. L. Walz, Dr. Daniel Ludwig Lehmus, Dr. Karl Beck, Dr. Wilhelm Langenheim u. A.), nahmen die hervorragendsten amerikanischen Gelehrten durch gelieferte Beiträge daran Theil. Ich nenne hier nur die Namen Josiah Quincy, zur Zeit Präsident der Harvard Universität, William Ellery Channing, der junge Dr. Cornelius Felton, Sylvanus Thayer, Oberintendant der Militärakademie zu Westpoint, die hervorragendsten Rechtsgelehrten Amerika's, Richter Joseph Story, Kanzler James Kent (Verfasser der berühmten Kommentarien), Peter S. Duponceau, die Geschichtschreiber Bancroft, Prescott und Ticknor (Verfasser einer der besten Geschichten der spanischen Litteratur), die Zoölogen Jean Jacques Audubon und Dr. Johann Bachmann, der Botaniker Nuttall, die Dichter Longfellow, William Cullen

Bryant und Nathaniel Hawthorne, der Graf Survillier, der Ex-König Joseph Bonaparte, und selbstverständlich seine ersten Unterstützer, Follen, Everett und Professor Stuart.

Vor 21 Jahren hatte ich die Ehre, die erste je publizirte Biographie Franz Liebers, aus der Feder meines nun auch gestorbenen Freundes Gustav Körner, in der April-Nummer 1879 des „Deutschen Pioniers", zu veröffentlichen. Körner, der mit Lieber brieflich und persönlich befreundet war, hat damit eine kurze, aber meisterliche Karakterisirung Liebers geliefert, die seitdem wohl an Umfang, nicht aber an Gediegenheit und Klarheit übertroffen worden ist. Ueber das oben besprochene Werk sagt Körner: „Bedenken wir, daß das deutsche Konversations-Lexikon die Frucht deutscher Autoren war, daß ein Handbuch alles Wissenswerthen, so objektiv es auch gehalten sein mag, doch das Wissenswerthe in dem Geist und der Anschauung der Verfasser zur Darstellung bringt, so ist es einleuchtend, daß dieser Geist und diese Anschauung nicht ohne großen Einfluß auf die Leser bleiben konnten. Und es sind gerade diese Encyklopädien, welche auf die gebildeten Klassen, denen sie vorzüglich zur Belehrung dienen, die ausgebreitetste Wirksamkeit äußern. Es ist nicht einerlei, ob ein Volk, welches noch keine populäre Encyklopädie besitzt, eine deutsche, französische oder englische benutzt. Daß ein starker Hauch deutschen Geistes durch dieses umfangreiche Werk (13 Bände) in den amerikanischen Gedankenkreis hineingeweht worden ist, kann wohl nicht bestritten werden."

Das Werk war nicht nur epochemachend, sondern auch, was bei dem Amerikaner noch mehr gilt, pekuniär erfolgreich. „Ich bin sehr glücklich über den Erfolg meines Werkes", schreibt er im Herbst 1829 an seine Eltern. „Obwohl erst zwei Bände herausgekommen sind, hat Carey doch schon viertausend Exemplare verkauft, und wir dürfen billiger Weise hoffen, daß fünfzehntausend abgesetzt sein werden, wenn das ganze Werk fertig ist. . . . . . Ich bin mit meiner Beschäftigung zufrieden, weil sie mir möglich gemacht hat zu heirathen; aber wenn ich ein Mann von Mitteln wäre, würde ich mich ganz anders beschäftigen und meine Zeit daran wenden, die Gedanken zu verarbeiten, die ich seit Jahren im Geiste mit mir herumtrage."

In diesem kurzen Erguß offenbart Lieber seine ganze Seele: die Romantik der hoffnungblühenden Liebe, der zaubrischen Gegenwart, und das Ideal der ruhmreichen Zukunft. Jetzt, nachdem er sich eine gesicherte Stellung errungen, durfte er an die Verbindung mit seiner Geliebten denken. Seine Braut folgte ihm denn auch mit ihrem Bruder nach der neuen Welt, und am 20. September 1829 wurde der Ehebund in der St. Thomas Kirche zu New York geschlossen. „Mit seltenster Ausnahme", schreibt G. Körner, „fehlt dem edlen und tüchtigen Mann auch die edle und tüchtige Frau nicht. Seine Freunde bewunderten nicht nur ihre hervorragenden geistigen Gaben, sondern auch ihren ächten weiblichen Sinn und ihre Liebenswürdigkeit."

— „Sie haben häusliches Glück der seltensten Art", schreibt ihm einmal Charles Sumner, der überhaupt Liebers schönes Familienleben öfters erwähnt. — Während er noch mit dem Konversations-Lexikon beschäftigt war (1831), übersetzte er ein Werk über die Pariser Julirevolution und eine Schrift von Anselm Feuerbach über Kaspar Hauser, bei welchen Arbeiten seine Frau ihm hülfreich zur Hand ging.

Auch ich hatte das Glück, mit der hochgebildeten und liebenswürdigen Wittwe Lieber's seit 1879 eine angenehme Korrespondenz zu pflegen, aus welcher vor allem ihre treue Liebe herausleuchtete, womit sie das Andenken ihres verstorbenen Gatten bewahrte. Dieser Zug regte mich an zu folgendem Sinngedicht, das ich der edlen Dame als aus ihrem Beispiel entsprossen, zusandte:

Wahre Treue reicht über das Grab hinaus.

Treu nicht nenn ich das Weib, das ihrem Gatten die Keuschheit
Streng in der Ehe bewahrt, ihm das Gelübde nicht bricht:
Treu nur nenn ich das Weib, das selbst im Tode, die Liebe
Ihm bewahrend, sich sonnt in des Geschiedenen Ruhm.

Sie dankte mir in höchst bescheidener Weise und meinte, daß sie wohl keine besondere Ausnahme unter den edeldenkenden Frauen bilde. — Der Ehe entsprossen vier Kinder: eine Tochter, die früh starb, und drei Söhne, von denen der älteste, Oskar, der in Deutschland studirt hatte und als ein höchst talentvoller, liebenswürdiger Mann geschildert wird, infolge des langjährigen Aufenthalts seiner Eltern in Süd-Carolina, sein Schicksal so mit dem Süden verflochten hatte, und einem solchen Vater gegenüber, wie wir ihn später kennen lernen werden, seine Kräfte der Rebellion widmete und schon in einer der ersten Schlachten bei Williamsburg, als Oberster eines Süd-Carolinaer Regiments sein Leben verlor. Der zweite Sohn, Hamilton Lieber, trat als einer der ersten Freiwilligen in das 9. Illinoiser Regiment ein, verlor bei Fort Donelson einen Arm, wurde später als Offizier in die reguläre Armee versetzt und starb infolge geschwächter Gesundheit in Deutschland, wo er Heilung gesucht hatte. Norman G. Lieber, der jüngste Sohn, ist Generalanwalt (Advocate General) des Kriegsdepartments in Washington, D. C. Liebers Wittwe starb am 26. Februar 1890 in Newport, R. I., wo sie seit dem Tode ihres Gatten gewohnt hat.

Als Lieber mit der Herausgabe des Konversations-Lexikons zum Abschluß gekommen war, siedelte er nach New York über (1832), wo er De Beaumont's und De Tocqueville's Buch über das Gefängnißwesen übersetzte und mit eigenen Anmerkungen und Zusätzen vermehrte. Das Buch wurde auch in's Deutsche übersetzt und verbreitete Liebers Ruf, als eine Autorität in Bezug auf Pönologie in Deutschland. — Seine Aufsätze über Erziehungswesen in der Encyklopädie veranlaßten die Verwalter der Gi-

rard-Stiftung“ in Philadelphia, ihn mit der Aufgabe zu betrauen, einen Haus-, Schul- und Lehrplan für das eben zu eröffnende „Girard-Kollege“ anzufertigen, welches, über zweihundert Oktavseiten umfassend, 1834 zu Philadelphia gedruckt wurde, und noch heute als die Verfassung des Girard Instituts rechtskräftig fortbesteht. **) Lieber schrieb das Buch in weniger als zwei Monaten. Während dieser Zeit siedelte er mit seiner Familie nach Philadelphia über.

Lieber's bereits gewonnenen Bekanntschaften unter den hervorragendsten Männern des Landes war eine phänomenale, wozu seine Encyklopädie wohl hauptsächlich beigetragen haben mochte. In Boston traf er, außer den bereits genannten Personen, den Präsidenten John Quincy Adams und lernte Daniel Webster kennen; in New York wurde er mit Gouverneur Marcy und Albert Gallatin bekannt; in Philadelphia mit Nicholas Biddle, dem Präsidenten der Ver. Staaten Bank, der ebenfalls Präsident der Girard Stiftung war; mit Horace Binney, einer der ersten Rechtsgelehrten der Union; mit Charles J. Ingersoll, dem Staatsmann und bedeutenden Juristen; mit Richter Thayer, ebenfalls ein hervorragender Rechtsgelehrter und Litteraturkenner; und mit dem Ex-König Joseph Bonaparte, der in dem benachbarten Bordentown wohnte. In Washington mit dem Präsidenten Jackson und mit Henry Clay, der sich über seine Gelehrsamkeit lobend äußerte und über seine Jugend wunderte. Außerdem hatte er bereits in Boston mit seinen beiden jungen Freunden George S. Hilliard und Charles Sumner eine intime Bekanntschaft gemacht, die in einem ebenso interessanten als ausgedehnten Briefwechsel gipfelte, voll wechselseitiger Belehrung und Weisheit, der bis an Lieber's Lebensende fortgesetzt wurde. Diese beiden hochberühmten Männer betrachteten sich stets als Lieber's Schüler, wie er sich auch als belehrender Freund ihnen gegenüber zeigte.

Bei all dieser Berühmtheit aber gelang es ihm immer noch nicht, eine feste Stelle zu erlangen. Er mußte wieder mit Korrespondenzen und geringfügigen Abhandlungen einen kümmerlichen Erwerb suchen. „Es ist schmerzlich, für eine Zeitschrift zu schreiben,“ heißt es in seinem Tagebuch am 14. Oktober 1834, „nachdem Hoffnungen vernichtet sind, von denen die vorhergehenden Seiten so viele Spuren aufweisen, und wenn wir in einer gar so trüben Zeit leben; aber ich muß Muth fassen, und wer weiß, wie gerade diese Seiten in ein oder der andern Zeit interessant werden mögen.“ Und am 19. Dezember: „Gott gebe, daß ich endlich eine feste Stelle finde.“ Er hatte verschiedene Vorschläge nach New York und London gemacht, die alle zerfielen; auch ein Vorschlag an Harpers, ein Leben Blücher's schreiben zu wollen, wurde abgelehnt. Seine Lebensrichtung war Publizistik und die Wissenschaften. Jetzt dachte er sogar daran, das amerikanische Rechtswesen

zu studiren und Advokat werden zu wollen. Endlich tauchte ein erlösender Stern empor. Was er im kalten Norden nicht fand, sollte ihm der wärmere Süden bringen. Am 11. Juni 1835 erhielt er die Nachricht, daß er einstimmig zum Professor der Geschichte und Nationalökonomie am „Süd-Carolina Kollegium" in Columbia, S. C. ernannt worden sei. Diese Anstellung verschaffte ihm, wenn auch nicht gerade das, was er wünschte, doch Zeit und Ermunterung, die Werke zu schreiben, die ihm einen so hohen Platz unter den Männern der Wissenschaft gewinnen ließen.

Sein Aufenthalt in Süd-Carolina war in mancher Hinsicht unangemessen für einen Denker wie Lieber. Daß er, ein fester Freund der Freiheit und Menschenrechte, genöthigt war, unter Sklavenhaltern zu leben, war ihm eine unversiegbare Quelle von Kummer. Die Abwesenheit einer gleichgestimmten intellektuellen Gesellschaft, konnte nicht aufgewogen werden durch die persönlichen Reize, Bonhommie und die Liebenswürdigkeit seiner südlichen Freunde. Je einsamer er sich indessen fühlte, desto eifriger ergab er sich den Tröstungen unablässiger Arbeiten. Auch gewann er das Bewußtsein, daß er doch die Achtung und Bewunderung von solchen errang, die er durch seine Lehren beeinflußt hatte. Immerhin mag für die ganze Ausbildung des Mannes zur höchsten Reife der Aufenthalt im Süden und der Verkehr mit solchen Staatsmännern wie Calhoun, Wm. K. Preston, Legarée, De Saussure, Pettigrü, Hammond, Wade Hampton und Anderen nicht ohne Vortheil gewesen sein, indem sein Gesichtspunkt in der amerikanischen Politik dadurch erweitert und ihm Gelegenheit gegeben wurde, schwebende Fragen auch von der andern Seite kennen zu lernen. „Sein ernstes Streben nach Wahrheit", schreibt Körner, „konnte dadurch nur gewinnen." Ein lebaftes Zeugniß hierfür legt sein Briefwechsel mit John C. Calhoun über die Sklavenfrage ab. ***) Sein Leben war in dieser Zeit ein einsames, aber weit mehr Menschen, als er kannte, gewannen Belehrung aus der Arbeit seiner unabläßig fleißigen Feder. †)

Die Vereinsamung im Süden ließ ihn, wie bemerkt, Trost suchen in der denkenden und schaffenden Thätigkeit, und dieser entstammen die Denkmäler seines Geistes, die ihn in der ganzen gelehrten Welt berühmt gemacht haben. Hier entstanden, außer einer langen Reihe kleinerer und minder wichtiger Schriften, seine drei epochemachenden Werke: „Politische Sittenlehre" (Political Ethics), zwei starke Bände groß Oktav, Philadelphia 1838, zweite Auflage 1875 (auch ins Deutsche und Französische übersetzt); „Ueber bürgerliche Freiheit und Selbstregierung" (On civil liberty and self-government), zwei Bände, Philadelphia 1853, 2. Aufl. in einem Band 1859, dritte Aufl. 1878; und „Prinzipien der Auslegung der bürgerlichen und politischen Gesetze" (Legal and political hermeneutics) New York 1839, eine 2. Aufl. mit einem Anhang von Dr. W. G. Hammond ist in St. Louis herausgekommen.

Mit einer phrasenhaften Besprechung dieser gigantischen Erzeugnisse eines gewaltigen Geistes, mit Besprechungen derselben, wie ich sie zu lesen Gelegenheit hatte, die theils mit hohlen, von Honigseim überfließenden Redensarten sich breit machen, theils sogar mit durchaus unmotivirten Kritiken einiger Lieber'schen Wahrheiten, welche diesen Machern nicht in ihrem heutigen politischen Kram passen, wie gesagt, mit einer oberflächlichen Besprechung dieser Werke würde hier kaum gedient sein. ††) Man muß sie selbst lesen und studiren. Liebers drei großen Werke haben seit einem Menschenalter den Stoff geliefert zu jahrelangen Vorlesungen an den Universitäten dieses Landes, Englands, Deutschlands, Frankreichs und Italiens, wo sie von den ausgezeichnetsten Professoren der Kameralwissenschaft, des Staats- und Internationalrechts dozirt werden.

Unserem jetzigen politischen Gerümpel der Staatsweisheit oder vielmehr Unwissenheit in diesem Lande passen die gesunden Lehren Liebers, die voll vom Geist der Freiheit und Wahrheit und dem hohen Patriotismus eines Denkers sind, behagen diese weisen Werke nicht. Diesen Mundpatrioten ist nur ihr eigener persönlicher Ehrgeiz oder gar pekuniärer Erwerb die Triebfeder ihrer unrepublikanischen Handlungen. Durch die Schriften Liebers hingegen zieht sich der Geist seines Wahlspruchs: „Theuer ist mir das Vaterland, theurer die Freiheit, am theuersten die Wahrheit!"

Mein Vortrag würde sich allzusehr in die Länge ziehen, wollte ich auch nur einen gedrängten Auszug der lobenden Kritiken darüber seitens der fähigsten Beurtheiler in beiden Welten geben. Alle seine bereits genannten Freunde haben sie im günstigsten Lichte, theils mit längeren gediegenen Abhandlungen besprochen. Im Auslande sind zu nennen: Henry Hallam und Professor Creasy in England — Mittermaier, von Mohl, Savigny und Bluntschli als Rechtskritiker und Gottschall in „Unsere Zeit" vom litterarischen Standpunkt in Deutschland — in Frankreich Laboulaye, De Tocqueville, Rolin und Jacquemins, welch letzterer Lieber einen warmempfundenen Nachruf in der "Revue Internationale" (Brüssel) widmete — Pierantoni und Gavelli in Italien. — Duyckinck bespricht sie durch längere Auszüge in seiner "Cyclopaedia of American Literature" 2. Auflage; und Allibone in dem von ihm herausgegebenen "Dictionary of American Authors" widmet denselben, neben Lieber's Biographie, eine längere Besprechung.

Während der Zeit, die er im Süden lebte, machte Lieber zwei Reisen nach Europa, 1844 und 1848. Da er die Zeit versäumt hatte, bei der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV. ein Pardonirungsgesuch einzuschicken, war ihm immer noch der Besuch seiner Heimath untersagt. Seine Sehnsucht, das Vaterland wiederzusehen, war jedoch groß, und im November 1841 schrieb er an den König ein eigenhändiges Bittgesuch, worin er seine frühere Geschichte und die Ursachen, warum er Deutschland verlassen habe,

in treuherziger Weise erzählt. Der König gewährte ihm sein Gesuch und gab ihm Erlaubniß, nach Preußen zurückkehren zu dürfen. Ja, während seines Aufenthalts in Berlin wurde er sogar vom König des öftern zum Besuch eingeladen, wobei er längere Unterredungen mit Se. Majestät hatte. Der König wollte ihn für Preußen wieder zurückgewinnen und offerirte ihm die Stelle eines Gefängniß-Inspektors und Lehrer des Pönalrechts, später (23. Dezember 1844) erhielt er noch vor seiner Rückreise nach Amerika in Hamburg einen Brief vom Minister v. Bodelschwingh mit dem Auftrag des Königs, ihm eine zeitweise Anstellung im Justizministerium anzubieten, hauptsächlich um die Untersuchungsgefängnisse zu regulieren, mit einem Gehalt von tausend Dollars, bis sich etwas Vortheilhafteres fände, was er jedoch ablehnte.

In Deutschland trat Lieber nun mit den Männern der Wissenschaft in persönlichen Verkehr, mit denen er bereits in Briefwechsel gestanden hatte: mit Alexander von Humboldt (dessen Bruder Wilhelm, mit dem er früher auch korrespondirte, war bereits mehrere Jahre todt), mit Robert von Mohl, Savigny, Mittermaier, Bluntschli und in Paris mit Laboulaye. Die Gelehrtenwelt hatte Lieber und die beiden letztgenannten Männer der Wissenschaft auf dem Gebiet des politischen Rechts bereits als „das große Kleeblatt der Staats- und Internationalen- Rechtskunde" getauft, welchen Namen, wie gesagt wird, Varnhagen von Ense für sie erfunden habe. Genug, der Name ist ihnen bis zu ihrem Ende geblieben.

Nach diesem angenehmen Besuch in Europa kehrte Lieber wieder nach Columbia in seinen Lehrstuhl zurück, wo es ihm nun noch mehr ungemüthlich wurde. Man behandelte ihn in seiner Stelle artig, seitens seiner Schüler auch herzlich, allein er fühlte es nur zu gut, daß seine freiheitlichen Anschauungen und der Widerwille gegen die Sklaverei nicht mit ihren Gesinnungen harmonirten. So schrieb er bereits am 29. Juli 1842 an seinen Freund Hilliard: „Was unser Hiersein anbetrifft, so bin ich völlig überzeugt, es läuft darauf hinaus: Die Leute haben es instinktiv herausgefühlt, daß ich nicht einer der Ihren bin. Nichts Bestimmtes hat sich ereignet, kein Anstoß ist gegeben, und könnten wir zu ihnen abfallen, darin stimmen wir beide (er und seine Frau) überein, so könnten wir uns zu den populärsten Leuten machen." Dieses Mißbehagen äußert er öfters in seinem Tagebuch sowohl als auch in zahlreichen Briefen. Kurz, er sehnte sich nach dem Norden, wenn er dort nur eine passende Stelle finden könnte.

Endlich wurde sein Verlangen erfüllt. Am 18. Mai 1857 ward er einstimmig von dem Vorstand des „Columbia Kollege" (jetzt "Columbia University") in der Stadt New York zum Professor der Geschichte und Politischen Wissenschaften erwählt, eine Stelle, die er bis zu seinem Tode bekleidete. — Auf alle die Ereignisse, die sich jetzt in Liebers Lebensgang abspielten, näher einzugehen, würde für einen Abendvortrag zu umständ-

lich sein. Ich beschränke mich deshalb auf Einzelnes und folge dabei des öfteren der Körner'schen Biographie, zum Theil nach dem Wortlaut.

„Während des Bürgerkrieges", schreibt Körner, „brachte Lieber einen großen Theil seiner Zeit in Washington zu, wohin er zur Berathung über schwierige internationale und kriegsrechtliche Fragen berufen wurde. Im Auftrage des zur Zeit Höchstkommandirenden, General Halleck, arbeitete er die Instruktionen für das Verhalten der Armee der Vereinigten Staaten im Felde aus, welche vom Generalstab als "Ordre Number 100" publizirt und an alle Stabsoffiziere der Armee vertheilt wurde. Laboulaye nannte diese Instruktionen ein Meisterwerk. Bluntschli zollt ihnen in der Vorrede zu seinem "Droit International Codifié" den größten Beifall und hat sie seinem Werk im Anhang beigefügt."

Nach dem Krieg wurden ihm die sogenannten Rebellen-Archive von der Regierung überwiesen, um sie zu ordnen und zu registriren. Auch war er thätig bemüht, die Frage, was mit dem Heer geschehen solle, zu lösen. Die Ansichten gingen da weit auseinander. Vom Kriegsdepartment wurde vorgeschlagen, die reguläre Armee auf 50 000 Mann zu erhöhen (vor dem Bürgerkrieg war sie 18 000 Mann stark gewesen). Dieser Vermehrung des stehenden Heeres widersetzte sich Lieber mit dem Ausspruch: „Einmal geschaffen, wird es nie wieder abgeschafft. Nichts ist einer Republik gefährlicher, als ein stehendes Heer." Alle Despotien seien aus einer regulären Armee hervorgegangen. Er wies auf den betreffenden Abschnitt seiner "Civil Liberty" hin, wo er klar und bestimmt nachweist, daß aus dem Militärismus stets der Imperialismus hervorgegangen sei. Lieber zeigt dort in markanter Weise den Ursprung und die Entwickelung der Volksherrschaften (Republiken) nach, und wie aus Volksregierungen zu allen Zeiten zuerst Oligarchien, dann Tyrannenherrschaften und schließlich der Cäsarismus hervorginge. Der Weg führe aus der Dürftigkeit und Einfachheit durch Opulenz und Ueppigkeit zur Demoralisirung des Volkskarakters; zur Mißachtung der ursprünglichen grundlegenden Prinzipien (Konstitutionen), die als für die bestehenden Verhältnisse ungenügend erklärt würden, und dann allmählig in den Despotismus, Absolutismus und Imperialismus ausarteten. Der Imperialismus aber stütze sich auf den Militärismus. Um diesen zu befestigen, würden Kriege mit fremden Völkern in frivoler Weise begonnen und dabei dem Volk die Glorie des Ruhmes vorgegaukelt. Mit dem Imperialismus aber höre die bürgerliche Freiheit auf zu existiren, wenn man auch noch dem Volk das Possenspiel einer scheinbaren Wahl verstatte. Seine Argumente fielen theilweise auf unfruchtbarem Boden. Man kompromisselte wieder und setzte die Zahl der regulären Armee auf 28 000 Mann fest, zehntausend mehr, als vor dem Krieg.

Im Jahre 1870 ward Lieber zum Schiedsrichter einer internationalen Kommission ernannt, um Ansprüche zwischen den Vereinigten Staaten und Mexiko zu schlichten, welches Amt er bis zu seinem Tode bekleidete.

Seine schriftstellerische Thätigkeit war bis zum Ende seines Lebens eine der fruchtbarsten und umfassendsten, obwohl sie sich, seit er im Norden war, mit einer Ausnahme, nur auf kleinere Schriften und Monographien erstreckte. Diese Ausnahme war ein Werk über die Entstehung und den Geist der Konstitution der Vereinigten Staaten, das unvollendet blieb, da er plötzlich und ganz unerwartet am 2. Oktober 1872 durch den Tod abberufen wurde. Außer den Schriften, die mehr als dreißig Werke größerer und kleinerer Art in englischer Sprache und fünf oder sechs in der deutschen umfassen, schrieb er beständig für Zeitschriften des In- und Auslandes, verfaßte während des Bürgerkrieges als Präsident der Gesellschaft für loyale Publikation eine große Menge Flugschriften, wie "No party now, all for our country", "Lincoln or McClellan", "Slavery, plantations and yeomanry", u. s. w. Dabei bewältigte er noch seine ausgebreitete Korrespondenz und zwar in gründlichster und umfassendster Weise. Als Mitglied des "Institute de France" und vieler anderer gelehrten Gesellschaften, unterhielt er mit seinen Kollegen eine fortwährende schriftliche Verbindung. Dabei fiel ihm die Aufgabe nur zu häufig zu, bei Eröffnung gelehrter Anstalten, Einweihung von Denkmälern, Empfang von bedeutenden Männern rc. die üblichen Reden zu halten.

Daß Lieber auch Vorliebe und Anlage zur Poesie hatte, geht schon aus seinen in der Gefangenschaft auf der Festung Köpenick gedichteten „Wein- und Wonneliedern" hervor. Es sind im ganzen 14 Lieder, sowie zwei Einleitungs- und ein Schlußgedicht. Sie sind im ganzen noch unreif und zerrissen in der Form, doch athmen sie bereits den echt dichterischen Geist, der die spätere Vollendung des Meisters ahnen läßt. Ich besitze von ihm (außer den „Wein- und Wonneliedern", die ich abgeschrieben habe) 14 Gedichte in Manuskript, welche mir vor zwanzig Jahren von der Wittwe Liebers zugeschickt wurden, wovon ich zwölf seiner Zeit im „Deutschen Pionier" veröffentlicht habe. Um auch diese Seite des Meisters zu zeigen, gebe ich hier die folgende Auswahl, die auch auf diesem Felde seine hohe Bedeutung offenbaren.

Trinklied.

(Nr. 2 der Wein- und Wonnelieder.)

Grün sind die Reben
Und grün ist der Römer,
Grün ist der Hoffnung mailiches Kleid;
Roth sind die Rosen
Und roth ist der Morgen,
Roth sind die Küsse der lieblichen Maid.
Hoffendes Grün und liebendes Roth,
Ihr seid des Frühlings lachend Gebot.

Blau sind die Augen
Und blau sind die Trauben,
Blau ist des Himmels freundlich Gezelt;
Gold ist die Sonne
Und golden die Locke;
Hei, wie uns goldener Sprudel gefällt!
Heiteres Blau und lauteres Gold,
Seelen und Sternen seid ihr so hold!

Bunt ist das Leben
Und bunt ist die Liebe,
Bunt ist des Frühlings erquickender Duft;
Bunt sei mein Trinken
Und bunt sei mein Scherzen,
Bunt mich zum Singen und Küssen es ruft.
Lieblicher Mädchen rosiger Mund,
Singet und leeret die Becher zum Grund!

Dieses Lied wurde von Zelter und Albert Methfessel in Musik gesetzt.

Liebesfrage. (Boston, 1827.)

Was sich liebt, das muß sich finden;
Was sich sehnt, muß sich verbinden.
Novalis.

Was sich liebt, das muß sich finden;
Was sich sehnt, muß sich verbinden.
Muß es? — Müssen sich vereinen,
Die sich sehnend müde weinen?
Wer kann all die Busen zählen,
Die so arm sich einsam quälen?
Herzen, die in Liebe brennen
Und doch weite Meere trennen?
Herzen einst vereint in Frieden,
Die der taube Tod geschieden?
Die sich liebten — mißverstanden
Und sich nimmer wiederfanden?
Denen Drang und Kraft verliehen,
Thatenlos sich abzumühen? —

Was sich liebt, das wird zerrissen,
Was sich sehnt, das muß sich missen!
Muß? — Ist all der Schmerz vergebens
Dieses schmerzenvollen Lebens?
Sehnen sich die tausend Seelen,
Nur sich blutend zu verfehlen?

Hat selbst Liebe keine Deutung,
Als des größern Grams Verbreitung?

Darin daß wir liebefähig
Und doch Liebe schmerzet, seh ich —
In dem Vorrecht uns'rer Schmerzen —
Darin, daß dem reinsten Herzen
Auch das tiefste Weh gegeben,
Seh ich ein versöhnend Leben. —
Was sich liebt, das wird sich finden;
Was sich sehnt, wird sich verbinden!

Sonett. (Boston, den 28. März, 1829.)

Auch wenn ich ernst an meinen Busen schlage
Mit der Gemeinde, die die Schuld bekennt,
Vor dem, der aller Geister Tiefen kennt,
Ein Herz, des Fehls bewußt, in Reue trage.

Und klingt dann laut in mir die große Frage,
Die wohl wie Feuer auf der Seele brennt:
Wer hat gethan, was er als gut erkennt?
Auch da noch fühlt mein Herz mit sanftem Schlage

Den milden Trost, das hohe Glück der Liebe;
Und würd' ich vor den Richter einst gerufen,
Langsam und wohl bewußt der ernsten Stunde,

An seines Thrones ewig festen Stufen,
Auch da noch lispelt' ich mit bleichem Munde,
Daß ich geliebt und daß ich ewig liebe.

Eifersucht.

(Nach der Aufführung von Shakspeare's Othello, Boston, Frühjahr 1829.)

Wie schwarz und giftig muß der Wurm doch sein,
Der süße Liebe kann in Wuth verkehren,
Wie muß er qualenvoll ein Herz verzehren:
Gott! halte mich von Eifersuchten rein.

Wie sich im Hirne selbst, vom Hirne fein
Insekten bilden und am Leben zehren,
So kann die Liebe selbst den Wurm gebären,
Der sie zerstört mit namenloser Pein.

Und ach, er wählt sich nur die starken Herzen;
Die schwachen Tadler kennen kaum die Schlange,
Die mit dem Kampfe wächst, gedeiht bei Schmerzen.

Wen macht Othello's Wahnsinn wohl nicht bange?
In Mitleid hab ich dies Gedicht geschrieben,
Herr! nicht g e b i e t e n d', laß mich freundlich lieben.

Am Charfreitag. (Boston, 1832.)

Gott derer, die den Tag begehen,
Da blutend ihr Erlöser starb
Und für des Lebens tausend Wehen
Des Glaubens milden Trost erwarb;

Gott, dürfen die dich Vater nennen,
Auch die, die nicht beruhigt sind?
Die kämpfen und nicht glauben können —
Ist nur der Gläubige dein Kind?

So kann der Herr der Welt nicht trennen,
Allmächt'ger Geist, allwissend Licht;
Die redlich streben dich zu kennen,
Verstößt du, Gott der Wahrheit, nicht.

Laßt uns des Nächsten Schwäche tragen;
(Es ist das Schwerste zu bestehn!)
Dann darf der schwache Mensch es wagen
Zum Vater Aller aufzusehn.

An Champollion. (Boston, den 7. Mai, 1832.)

Jean François Champollion, geb. zu Figeac 1791, gest. zu Paris am 4. März 1832, hervorragender Alterthumsforscher, war in Rom mit Lieber befreundet worden. Champollion ist einer der bedeutendsten Egyptologen, und sein System zur Entzifferung der Hieroglyphen wird als das vorzüglichste allseitig anerkannt.

So früh entflohn? Auch du? — —
(Der in Rom den Römern
Den Irrthum entlarvte,
Und den Alten selbst
Das Alterthum lehrte —
Mein Freund und Führer, †††)
Von dessen Hand
Ich die volle Wohlthat
Mit Stolz empfing —
Er enteilte so früh.)

Und nun auch du!
Wer deutet uns fürder
Das Blatt der Geschichte,
Nun ihr Beiden dahin? — —

Du verließest den bittern
Kampf entzweiter,
Ringender Gegenwart,
Und segeltest —
Ein andrer Vasco —
Eine verlorene Welt wiederzufinden.
Du fandest sie.

Verschlossene Pforten,
Vor denen Jahrtausende
Wundernd vorüberzogen,
Sprangen auf vor dem Zauber
Deines entriegelnden Scharfsinns.
Du hießest die starren
Basaltenen Bilder
Uns näher treten
Und uns erzählen.
Säulen und Bogen
Und Obelisken,
Unermeßliche Wände
Und Pyramiden,
Bedeckt mit geheimer
Schrift verflossener,
Längst entschwundener
Thätiger Völker —
Räthsel die Keiner gelöst,
Wie Viel' es versuchten, —
Sie wurden von dir,
Wie entsiegelte Bücher
Beredte Kunden
Grauer Vorzeit.

Glücklicher hat Niemand
Dem verborgensten Schatze
Nachgespürt;
Dauernder Niemand
Dem geheimsten Geheimniß
Zuletzt siegend getrotzt;
Dreister Niemand
Den geschirmten Irrthum

So langer Aeonen
Glücklich entschleiert.
Nun sollten wir lernen,
Wie fremde, verkannte,
Fern uns entrückte Geschlechter
Gewirkt und gestritten,
Geglaubt und geforscht und gefühlt,
Wie sie gelebt und gewebt;
Nun sollten wir lernen,
Wie der Bildung
Gütige Gaben
Zu uns kamen,
Und bescheidener werden. —
Wir lauschten alle
Deines reichen Wortes,
Als der Engel des Todes
Dich von uns führte.

Klio trauerte,
Die Muse des Mannes,
(Ach! heute so oft entehrt!)
Ueber die verlorenen Blätter
Ihrer heiligen Kunden.
Du fandest sie,
Glücklicher Forscher!
Reichst sie der Göttin, und scheidest,
Noch eh du ihr lohnendes
Lächeln gewahrst.

In unsäglichem Leiden
Verschwand ein großes Volk.
Du kamst seinen Namen zu retten;
Und noch einmal
Ist sein Angedenken verwaist.

Ruhet in Frieden,
Ihr lehrenden Weisen,
Ein Vorbild dem Forscher.
Lasset uns preisen
Ihre gefeierte Namen,
Als ein theures Vermächtniß,
Das den Minderbegabten
Aufrichtet und stärkt;
Denn sie waren
Menschen wie wir.

Der Sturm. (Juni, 1832.)

Das Gedicht wurde auf der Insel Rahânt geschrieben, wo der Dichter beobachtete, wie während eines schweren Gewitters die Wellen ihren Schaum bis über die 60 und 70 Fuß hohen Ufer jagte.

Kennst du mich wohl,
Mein kreischend Lied?
Ich breche, verwirre, verderbe, vernichte;
Ich schlage und verfehle nie,
Ich tanze den großen Todtentanz!

Ich jage die Wolken,
Daß der Himmel trauert,
Und führe die Nacht,
Meine finstre Geliebte.
Spiel auf, Donner, mein Spielmann!
Blitz, mein Knecht, trage die Fackel! —
Wer ist mir gleich,
Dem Fürst des Verheerens? —
Wohin willst du fliehen,
Wo dich bergen
Vor meiner Gewalt? —

Ich schüttle den Forst und zerknicke
Die verwegenen Kronen
Hochstrebender Föhren,
Daß das Wild
Zittert und jammert,
Und der Adler angst
Sich in die wirbelnden Lüfte stürzt;
Ich zerzause das Haupt
Bejahrtester Bäume
Und winde ihren Stamm
Wie junge Gerten,
Und bahne mir hastig
Einen Weg durch den dichtesten
Wald des üppigen Westens;
Weh, wen ich ereile! —

Ich schleudre den Hagel
Auf Saaten und Gärten
Und lach eurer Mühe;
Und peitsche die Alpen
Mit Schnee und Schloßen,

Daß Hirt und Heerd'
Verlassen umkommt,
Und rolle Lawinen
Auf glückliches Thal. — — —

Ich begrabe im Großen!
Wenn ich wirbelnd
Meine finstere Säule
In der Wüste errichte,
Verzweifeln Kameel und Führer
Und hoffen noch Rettung
Im Sande sich schirmend;
Aber ich decke sie alle zu,
Daß kein Bote entkommt!
Und dem Meer gebiet' ich,
Mir eine Säule des Wassers
Zu erheben, die der Mensch
Mit Schrecken gewahrt.

Meine Boten
Wilder Verwüstung
Reisen schneller,
Als alle Bürger der Lüfte,
Ueber Gebirge und Steppen,
Ueber Länder und Meere
Und ersticken mit giftiger Glut.
Sie tragen schwüles Verderben
Vom Süden zum Norden,
Und erstarren
Mit des Nordens eisigem Hauch
Die sprossenden Früchte,
Noch eh' sie gedeihen
Zur purpurnen Traube,
Zur goldnen Lemone.

Umfassende See,
Der Menschen Erstaunen,
Ich geiß'le den Rücken dir:
Was willst du mir thun?
Stöß dein Hirn ein
An felsiger Brandung,
Laß deine Wuth aus
Am tollkühnen Schiffer,
Der mit seiner Kunst
Gegen mich sich vermißt;

Spritz' deinen Gischt
Hoch auf gegen mich,
Tobe und donn're:
Was willst du mir thun?
Ich reiße deinen Schooß auf
Und du mußt gehorchen,
Niedere Magd! —

Da, Menschlein,
Der du auf deinen Brettern
Mir zu trotzen dich wagst
Und wüthend nach Schätzen
Alle Zonen durchsuchst —
Da, fahre hinab
Und sätt'ge deine Gier!
Ich habe Schätze
Jahrhunderte lang
Für dich gesammelt.
Silber und Gold,
Perlen und Plunder.
Ich pfeif dir ein Lied
Zu deiner lustigen Fahrt!
Graut dir
Vor dem köstlichen Moder? —
Blitz, zeig' ihm den Weg!

Getäuschte Hoffnung. (1834.)

Von tausend Plänen reift nur einer,
Von tausend Pfeilen trifft oft keiner;
Doch willst du mehr, als die Natur?
Wie viele Blüthen treibt der Baum:
Sie fall'n, verwesen ohne Spur;
Von tausend reift je eine nur.

Zu dem folgenden Gedicht schrieb Lieber diese Vorbemerkung: „Ich hatte viele Gedichte im Gefängniß gemacht und sandte sie nach meiner Befreiung an Jean Paul, von dem ich keine Antwort erhielt. Ich hielt sein Schweigen für die Form des Tadels, die ihm am gelindesten geschienen hatte. Ich verließ Berlin im Jahre 1826. Im Jahre 1842 schrieb mir eine amerikanische Schriftstellerin aus Boston, ob ich derselbe Franz Lieber sei, an den Jean Paul einen ermuthigenden Brief schrieb, ihn auf der Bahn der Dichtung fortzusetzen auffordernd? Den Brief hatte sie in Wahrheit in Jean Paul's Leben abgedruckt gefunden. Als ich eine Abschrift des Briefes

erhielt, sah ich, daß mir Jean Paul auf meine Sendung geantwortet hatte, der Brief aber erst nach meinem Abgang von Berlin angekommen war. — Daß dieser mir so spät zugekommene Gruß Jean Pauls, von einer amerikanischen Botin überbracht, nicht gleichgültig sein konnte, ist natürlich."

Sonett.

Aus ferner Zeit und fernem Vaterlande
Ward mir des Dichters Segensgruß gebracht,
Als kläng' er durch des dunkeln Grabes Nacht
Noch hold und tröstend von der Sel'gen Strande.

Eh sie zerrissen all die tausend Bande,
Der Gruß, er hätte mich so froh gemacht!
Er hätte neuen Muth mir angefacht,
Vorwärts zu dringen mit des Meisters Pfande!

Doch was mir damals Kraft gegeben hätte,
Bringt bittern Schmerz an dieser fernen Stätte;
Was damals mir wie hohe Hafenlichter

Geschienen, als ich kühn die Segel spannte,
Ist nun zu fern, seit sich so Vieles wandte: —
Der Dichter ist nicht mehr — nicht ich mehr Dichter!

Dieses Sonett wurde von C. T. Brooks, der auch Goethe's „Faust", Schiller's „Tell" und andere Schiller'sche Gedichte übersetzte, in die englische Sprache übertragen.

Erguß, in Erwartung mein Vaterland wiederzusehen.

(Columbia, S. C. 1844.)

Flüsterte nicht oft die Muse
Mir ein klanggeschmücktes Wort,
Wenn die Freude der Gewährung
Oder ungestilltes Sehnen
Mein bewegtes Herz erfüllten? —
Warum schweigt sie grade jetzt? —

Singt der Dichter auch die Quelle,
Wie sie murmelnd weiter fließet;
Könnt' er singen, wenn er kniend
Schlürfet heiß den kühlen Born? —
Singt er von dem dreisten Felsen,
Tausendmal besung'nen See,
Säng er schwimmend, wenn die Welle

Ueber seine Schulter stürzt? —
Singt er gern der Helden Thaten,
Sang er je im Drang der Schlacht? —

Nur die überschauen können,
Nimmt die Muse bei der Hand;
Doch das Herz erzeugt nicht Worte,
Wenn's im Meer der Dichtung schwimmt;
Wenn der glüh'nden Seele Muße
Fehlet, was sie fühlt zu fassen.

Soll ich dichten? — Kann ich singen? —
Vor mir liegt Europa wieder,
Vor mir eine alte Welt,
Neu mir wieder, frisch geworden
Nach der Bannung langem Jahr.
Ihr, die immer dort geblieben,
Könnt mich heute nicht verstehen;
Ihr, die immer dort gewesen,
Könnt nicht fühlen, was mich treibt.

Vor mir liegt Europa offen,
Und die Brust des Schiffes stehet
Dorthin, wo mein Aug' oft sah;
Segelnd von dem Land, wo treue
Herzen mich willkommen hießen
Und ich Gutes viel genoß.
Vor mir liegen nun die Länder,
Soll sie wirklich noch betreten,
Wo ich lernte, träumte, liebte,
Wo ich irrte, litt und rang;
Wo ich froh mein Blut vergossen,
Wo ich meine Ketten trug;
Wo mir frühe Blumen blühten —
Rauhe Hände sie zerknickten;
Wo noch Freunde meiner harren,
Wo ich Feinde längst vergaß. —
Wo ich brünstig meinen Segen
Küssend auf die Stirn des Sohnes
Wieder pressend legen kann. —

Wo ich Töne wieder höre
Jener Meister, die entzückend
Meine junge Seele hoben;
Und die Bilder, die ich liebte,

Und die Namen, die ich kenne,
Und die Säulen und die Kirchen
Und des Geistes reiche Schätze
In den wohlgefüllten Sälen,
Und bekannte Berg' und Flüsse
Und die Felder und die Hallen,
Wo Geschichte einst geschah
Und geschieht — und Alles grüßen
Mit dem Herzen, das noch innig
Wie es schlug, als ich entfloh;
Doch mit hellerm Geist und reiferm
Zu erwägen, zu vergleichen —
Mich zu prüfen an dem Alten,
An dem Neuen was ich kenne.

Ja, ich komme, meine Seele
Sei bereit, ein volles Jahr
Zu empfahn — ein Fest zu leben —
Treu zu forschen, zu erinnern,
Zu genießen, schwärmen, beten —
Kaum genossen weiter zieh'n;
Theure Menschen endlich sehen,
Deren Herz mir längst befreundet,
Deren Aug' ich nimmer sah;
Selbst den Größten dieser Zeit; ‡)
Froh zu finden, trüb zu missen,
Mit den Lebenden zu lachen,
Und bei manchem Grabe weinen,
Und der Freude wie des Leidens
Glüh'ndste Poesie erfahren. —

Sagt' ich Thränen seien Dichtung? —
O, dann enden diese Zeilen
Noch in Dichtung voll und reich. —
Doch was darf es hier der Dichtung:
Nehmt den Pilger freundlich auf!

Das Schiff "Jameston." (Columbia S. C. 4. Mai, 1847.)

Zu diesem Sonett ist zu bemerken, daß während der großen Hungersnoth in Irland im Jahre 1847 die Ver. Staaten Regierung, laut Beschluß des Kongresses, das Kriegsschiff „Jameston" mit Lebensmitteln befrachtete und es den Bedrängten zur Hülfe sandte, was Lieber zu dem folgenden poetischen Erguß anregte:

Ich sah im Traume Herodot erscheinen,
Mir einen Griffel reichend: — Soll ich Siege
Verzeichnen, all' die nah' und fernen Kriege?
Wie Männer streiten und wie Mütter weinen?

Wie hier sich Kenntniß und Geschick vereinen,
Daß die Natur dem hellen Geist sich schmiege,
Und er die Sieger, Zeit und Schmerz, besiege?
Dort Tod und Hunger, Geisteskraft verneinen?

Der Weise sprach: So laute, kühne Thaten,
So großes Weh entfällt nicht den Annalen;
Das aber soll der Muse Blatt entfalten,

Daß sie zuerst — sie waren wohl berathen —
Ein Kriegsschiff sandten gegen Hungersqualen,
Und so den Hohn mit gutem Brod vergalten.

An Marie. (Süd Carolina, 1849.)

Hierzu schrieb Lieber die folgende Vorbemerkung: „Vor vielen Jahren sandte sie, eine New-Engländerin, mir aus Rom einen Ring mit einem antiken Stein. Im Winter ist mir dieser Ring etwas zu weit, so wie aber wärmeres Wetter eintritt, paßt er. Es hat sich daher eine Art Brauch gebildet, daß ich den Advent des Frühlings unter anderm damit feiere, daß ich den Ring auf ein paar Wochen anthue. Als ich ihn dieses Jahr auf den Finger steckte, reihte sich folgendes Sonett zusammen. — Marie lebt seit Jahren in England."

Dein Ring! — Das ist so trüb im Menschenleben,
Daß sie vergessen — nicht in Hader scheiden,
Nicht mißverstehend — sich bedächtig meiden;
Daß sie der kleinen Mühe sich entheben,

Der besten Lebensblume das zu geben,
Was jeder Halm bedarf, soll er nicht leiden. —
Sie seh'n, wie Jahre tief und tiefer schneiden,
Wenn Seelen sich nicht mehr und mehr verweben;

Sie kennen schon die reichen Liebesgarben,
Und lassen Liebe doch verwelkend darben,
Nachlässig, was verbunden war, sich trennen.

Und so vergessen Herzen sich zu nähren:
Die aber können sich des Gram's nicht wehren,
Die das Vergessen nicht vergessen können.

Ich muß zwei der schönsten Gedichte, die ich von Lieber besitze, übergehen, weil mir die Zeit dazu fehlt und sie weitaus umfangreicher sind, als die hier gebotenen, darunter das beschreibende Gedicht „Niagara", das ich im 12. Jahrgang des „Deutschen Pioniers" veröffentlicht habe. Aus den hier gebotenen Beispielen geht gewiß zur Genüge Lieber's hohes dichterisches Genie hervor. Wäre er Dichter geblieben, so würde er ein großer Epiker geworden sein, wie sein „Sturm" und die Heroide „An Champollion" bezeugen. Auch ein Trauerspiel hat Lieber in seiner Jugend gedichtet (wahrscheinlich während seiner Gefangenschaft auf Köpenick): „Die beiden Hedwigs", das jedoch nicht gedruckt worden ist und wohl verloren ging. Er gab es Karl von Holtei zur Beurtheilung, der es lobte, aber nicht für die Bühne passend fand.

Aus seinem Tagebuch und Briefwechsel geht ferner hervor, daß er oft und viel gedichtet hat, sowohl in englischer als in deutscher Sprache. Seine Wittwe schrieb mir darüber, Lieber habe von seinen gedankenreichen Arbeiten sich von Zeit zu Zeit zu den Musen geflüchtet, um beim Dichten Erholung und Zerstreuung zu finden. Von diesen Gedichten ist mir aber, mit Ausnahme einer Ode in englischer Sprache, die Duyckinck abdruckt, deren Inhalt aus dem Jahr 1847, einen Schiffskanal durch die Landenge von Darien betreffend, obsolet geworden ist, nichts bekannt. Wahrscheinlich ließ sich aus den von der Wittwe der „Johns Hopkins Universität" geschenkten Schriften und Manuskripten Liebers noch eine schöne Sammlung seiner Poesien zusammentragen, die ihm auch unter den hervorragenden Dichtern dieses Landes einen ehrenvollen Platz einräumen würde. — Doch zurück.

Man hätte nun denken sollen, ein Mann von so gründlicher und umfangreicher Gelehrsamkeit, dessen Werke eine Kenntniß fast aller Welt-Litteraturen aufweisen, der auf dem Lehrstuhl, in Bibliotheken und am Schreibtisch den größten Theil seines Lebens verbrachte, müsse nothwendigerweise ein der Gesellschaft entfremdeter, zur Pedanterie stark hingeneigter Mensch gewesen sein. Aber man würde sich hier sehr irren. Körner, der ihn persönlich kannte und oft mit ihm verkehrte, schreibt über ihn: „Er war ein Kind mit Kindern, ein Fechter, Turner und Schwimmer mit Jünglingen, ein geistreicher, von Witz und Laune übersprudelnder Gesellschafter unter den Männern und Frauen. Jedermann wurde von seiner Frische und Lebenslust angezogen und gefesselt. Er war kaum von mittlerer Größe, aber stark und gedrungen gebaut. Eine hohe gewölbte Denkerstirn über den dichten starken Augenbrauen, die Augen etwas tiefliegend, gaben ihm, nach der Meinung Vieler, große Aehnlichkeit mit Daniel Webster."

Hören wir nun über ihn Urtheile von Amerikanern. Einer, der ihn am besten kannte, Richter Thayer, sagte von ihm: „Nur wenige Menschen haben mit Größe und Kraft solche Liebenswürdigkeit verbunden." Sumner, in einem seiner Briefe schreibt: „Ich schulde ihm eine ungeheure, endlose

Dankbarkeit", in einem andern, „Für Sie schlägt mein Herz und mein Geist gedenkt immer Ihrer Werke." Richter Story: „Seine Unterhaltung ist immer frisch, originell und Reminiszenzen sprühend." Bei einer andern Gelegenheit sagt Story von ihm: „Er macht mich immer denken." William H. Prescott: „Ihr Buch (Political Ethics) ist so voll Anregungen, daß der Leser nur zur Hälfte fertig ist, wenn er es gelesen hat, denn es leitet ihn auf einen Gedankengang hin, dem er folgen muß, wenn er es durchgelesen hat." Kanzler Kent: „Liebers Eminenz als Gelehrter in Geschichte, National-Oekonomie, Moral-Philosophie, Geographie und den schönen Wissenschaften würde den Ruf irgend einer Universität unseres Landes begründen. Sein Talent, seine Gelehrsamkeit, sein großer moralischer Werth werden von den ersten Männern der Wissenschaften und Juristen des Landes anerkannt." Professor Greenleaf, indem er über seine Werke überhaupt spricht, äußert sich: „Stets stürzt er sich in das tiefste Wasser und kommt als ein guter Schwimmer wieder heraus."

Charles Sumner schrieb an Lieber schon im Jahre 1841: „Ich wollte, Ihr Wohnsitz (Süd-Carolina) wäre mehr nach Ihrem Herzen, aber Sie haben Quellen der höchsten Befriedigung. Häusliches Glück der seltensten Art, ein beständiges und ehrenvolles Wirken, einen berühmten Namen, das Bewußtsein, Gutes zu thun, die Sache der Wahrheit, der Erziehung und einer guten Regierung zu fördern. Ich kenne wenige Menschen, welche so viele Gründe haben, Gott dankbar zu sein, wie Sie."

Diese Zeugnisse über Lieber's persönliche und wissenschaftliche Bedeutung könnten noch weiter geführt werden, bis sie ein umfangreiches Buch füllen würden. In Perry's "Life and Letters of Francis Lieber" finden sich hunderte von ähnlichen Aussprüchen, und noch andere derartige anerkennende Ergüsse in dem in "Putnam's Monthly Magazine" für Januar 1855 veröffentlichten Briefwechsel Liebers mit seinen zur Zeit verstorbenen Freunden. Nach Lieber's Tode mehrten sich diese Würdigungen seiner Verdienste noch in erheblicher Weise. „Er haßte", sagt Richter Thayer in seiner meisterlichen Gedenkrede auf Lieber, „einen Demagogen womöglich noch mehr, als einen Tyrannen." Zum Beweise führt Thayer eine Stelle aus Lieber's "Civil Liberty" an, die mit den Worten schließt: „Wehe dem Lande, in dem politische Heuchelei erst das Volk allmächtig nennt, dann die Lehre aufstellt, daß die Stimme des Volkes die Stimme Gottes sei, dann das Geschrei des Marktes für die wahre Stimme des Volkes ausgibt und am Ende die Stimme, die man wünscht, selbst erst künstlich zu Wege bringt." „Der Einfluß dieses bedeutenden Werkes von Lieber auf die Gebildeten", fährt Thayer fort, „sowohl in Europa als vorzüglich in den Vereinigten Staaten, war unermeßlich groß."

„Amerika ist Lieber tief verschuldet", schreibt Körner in seiner vortrefflichen Abhandlung. „Wohl kaum hat irgend ein Mann so viele seiner Bür-

ger in der Wahrheit der Geschichte, in den Regeln der Sittenlehre und den Grundsätzen der politischen Wissenschaft unterrichtet, als Lieber und er lehrte auf die anziehendste Weise. Er liebte seine Hörer und sie liebten ihn. Jede Gelegenheit benutzte er, die edelsten Gefühle zu erwecken, so daß er in Wahrheit seinen Hörern zurufen konnte (Vorrede zu "Civil Liberty"):

„Ich habe Ihnen stets zu zeigen gesucht, wie Sie mir bezeugen werden, daß der Mensch eine nicht auszulöschende Individualität besitzt; daß die bürgerliche Gesellschaft ein lebendiger Organismus ist; daß es keine Rechte gibt, ohne entsprechende Pflichten, keine Freiheit, ohne die Majestät des Gesetzes; daß nichts Hohes erreicht werden kann, ohne Beharrlichkeit; und daß es keine wahre Größe geben kann, ohne Selbstlosigkeit."

„Ihm rühmen die eingeborenen Amerikaner nach", fährt Körner fort, er sei durch und durch Amerikaner gewesen. Es ist wahr, er schlug, als er im Jahre 1844 sein altes Vaterland besuchte, glänzende Anerbietungen aus, die ihm persönlich von Friedrich Wilhelm IV. gemacht wurden, um ihn an Berlin zu fesseln. Es ist ebenso wahr, daß er seine neue Heimath mit Liebe umfaßte und Alles für sie hingegeben hat, außer seiner geistigen Unabhängigkeit. Aber vielleicht ist kein eingewanderter Deutscher mehr Deutscher geblieben, als gerade Lieber. Seine unermüdete Arbeitslust, seine Gründlichkeit, seine Liebe zur Litteratur und den schönen Künsten, seine Unbefangenheit und sein Humor, seine Liebe zur geistigen Freiheit und intellektuellen Unabhängigkeit, sein Durst nach Wahrheit, sein Haß allen Scheins, seine Verachtung alles Gemeinen, sein Bestreben, die Jugend auf das Ideale zu lenken und vor allem sein ihn stets beherrschendes Pflichtgefühl, stempeln ihn unverkennbar zu einem Mann von deutscher Abkunft."

Mit seiner deutschen Gesinnung übte Lieber des öftern einen Druck auf die amerikanischen Freunde, sie ermahnend, die deutsche Sprache zu erlernen. So schrieb er in einem Brief an Sumner im August 1835: „O mein Freund, wenn Sie nur Deutsch verstünden! Ich habe wahre Leckerbissen aus Deutschland erhalten; und es ist ein Vergnügen, solche Bücher in Händen zu haben! Sie wissen, daß Xerxes einen Diener bestellte, der ihm jedesmal, wenn er zur Mittagstafel sich niedersetzte, zurufen mußte: O Xerxes, bedenk daß du sterblich bist! Ich binde Ihnen und Hilliard es jetzt auf die Seele, jeden Morgen beim ersten Begegnen einander zuzurufen: O Sumner oder o Hilliard, bedenke daß du noch kein Deutsch verstehst! Ich erhielt als eine besondere Vergünstigung ein Exemplar der „Debatten des Staatsraths über den bairischen Kodex" vor der Verkündigung desselben. Wenn ich Euch damit den Mund nicht wässern mache, so weiß ich nicht, womit das möglich wäre. So lange Sie kein Deutsch verstehen, heiße ich Sie bloß einen halben Juristen, — einen einäugigen Advokaten, einen lahmen Jurisconsultus."

Freilich zeigen sich diese Eigenschaften selten vereinigt, und überall nur bei den edelsten und besten Geistern deutscher Nation. Lieber's Briefwechsel legt stets ein warmes Interesse für sein altes Vaterland an den Tag, und dessen Einheit und Macht lag ihm vor allem am Herzen. In seinem reiferen Alter wies er öfters darauf hin, daß doch die Ideale seiner Jugend sich zu verwirklichen schienen, daß Könige und ihre Minister jetzt Worte sprächen, die ihn einst auf die Festung gebracht hätten.

Beim Ausbruch des deutsch-französischen Krieges regte sich in ihm das Blut des freiwilligen Jägers von 1815. „Ich schreibe in den Tag hinein", heißt es in einem Brief Liebers an Gustav Körner vom 20. Juli 1870, „denn meine Seele ist voll von dem einen Wort, dem einen Gefühl, dem einen Gedanken — Deutschland. Ströme von Blut werden vergossen werden, aber nicht lange; aber breit werden sie sein, wie die See und auch so tief." Und ferner am 18. August: „Meine Briefe aus Deutschland bezeugen, das alle Deutschen von den edelsten Gefühlen belebt und bereit sind, Alles zu opfern, Geld und Leben, zur Vertheidigung ihres Vaterlandes. Selbst Familienväter lassen sich nicht zurückweisen, hohe Beamte treten als Freiwillige ein und dienen selbst als Gemeine. Und ich sitze hier und schreibe wie ein alter Philister. Es ist zu hart!" ‡‡)

Seine Freunde im alten wie im neuen Vaterlande erkannten den hohen Werth Liebers wohl, aber dem Volke blieb er doch fremd, besonders drüben, wo man noch immer den alten Bibelspruch gelten läßt: „Was kann von Nazareth Gutes kommen?" In Amerika waren schon mehrfache litterarische Abhandlungen über Lieber's Schriften erschienen, die endlich durch biographische Arbeiten gefolgt wurden. Die erste und karakterisirend beste, von Gustav Körner verfaßt, hatte ich, wie bereits bemerkt, die Ehre im „Deutschen Pionier" (April 1879) zu veröffentlichen, die dann in Körner's Buch: „Das deutsche Element in den Vereinigten Staaten von 1818 bis 1848 (Cincinnati, 1880) einen zweiten Abdruck fand.

Zunächst erschien dann das umfassende Werk: "Life and letters of Francis Lieber", von Thomas Sergeant Perry (Boston 1882 — 440 Seiten 8vo). Nächst diesen folgte 1884 (New York bei Steiger) die Monographie von Friedrich Wilhelm Holls: „Franz Lieber, sein Leben und seine Werke." Seitdem erschienen die Skizzen in Allibone's und Duyckinck's Sammelwerke, sowie das kleine Büchlein der Johns Hopkins Universität in Baltimore "Bluntschli, Lieber and Laboulaye", und 1899 eine etwa 200 Seiten starke Biographie Liebers in englischer Sprache, von Lewis R. Harley, herausgegeben von der Columbia Universität in New York, an der er fünfzehn Jahre und bis zu seinem Tode wohl der leuchtendste Stern ihrer Lehrkräfte gewesen ist.

In Deutschland, dessen größter geistiger Apostel in der neuen Welt er doch war, wußte man, außer dem Gedenkblatt Bluntschli's, wenig über ihn

— was konnte man auch aus Amerika Gutes vernehmen? — bis 1885 die abgekürzte deutsche Uebersetzung des Perry'schen Buches durch Alfred Jachmann von Franz von Holtzendorff herausgegeben wurde (Berlin u. Stuttgart, 317 Seiten 8vo). Beim Erscheinen dieses Buches schrieb ich das folgende Sinngedicht, welches ich Frau Lieber zuschickte:

Franz Lieber.

„Ich gab Lieber das Dasein!" warf Mutter Germania herüber,
„Du, Kolumbia, hast nur ihn seiner Mutter entwöhnt!" —
„„Als ihn die Mutter verstieß,"" entgegnete diese, „„da habe
Ich den Verstoßenen gern, liebend an's Herz mir gedrückt.
Nun ist ein Held er geworden, ein hoher Ritter des Geistes:
Freiheit zu denken gab ich ihm und zu reden das Wort!""

Das war der Mann, dessen hundertsten Geburtstag wir hier heute Abend feiern. Wem schlägt nicht das Herz höher bei dem Gedanken, daß er doppelt zu den Unseren zählt: als Deutscher und als Amerikaner. Man hat andere Männer als „Bürger zweier Welten" bezeichnet: Lafayette, Justus Erich Bollmann, Friedrich Kapp ꝛc., war aber wohl von allen Einer, der so voll und mit ganzer Seele ein gleichgestimmter Vertreter seines alten wie seines neuen Vaterlandes war, wie Franz Lieber? Ich sage mit der Inschrift auf Newtons Grabdenkmal: „Die Menschheit sollte sich freuen, daß ein so hoher Geist gelebt hat!" Der Sinnspruch an der Decke der Eingangshalle seiner Wohnung in New York zeigt uns voll und ganz die Seele dieses großen Mannes:

"Patria cara, carior libertas, veritas carissima."

Mein Freund, Oskar Braun, sandte mir nach obigem Vortrag die folgenden sinnigen Verse, denen ich mit Einwilligung des Dichters hier von Herzen Platz gönne.

Franz Lieber.

Zum 18. März 1900.

Ein wechselvolles, thatenreiches Leben
Entrollt sich dem, der deine Bahn durchmißt.
Ein Glück, wie's nur erfüllte Pflicht kann geben,
Ein Wirken, das die Nachwelt nicht vergißt.
Der Besten Beifall lohnt dein muthig Streben,
Das dir erkämpft, was werth des Kampfes ist:
Ein Freier unter Freien fortzuschreiten,
Die Menge auf der Wahrheit Pfad zu leiten!

Anmerkungen.

*) Varnhagen von Ense in seinem Werk: „Blätter aus der preußischen Geschichte", gibt mancherlei Kunde über die damalige Aufregung. Unter Datum des 22. September 1824 schreibt er: „Die ganze Stadt ist von den tollsten Gerüchten über diesen Handel erfüllt. Hunderte von Leuten werden als entdeckte Genossen oder verdächtige Karaktere bezeichnet. Die respektabelsten Namen werden genannt — der König von Würtemberg an der Spitze der ganzen Geschichte, ferner Gneisenau, Grollmann, Humboldt, Savigny und andere mehr."

**) F. W. Holls in seiner Lebensskizze Liebers nimmt irrthümlich an, daß die Uebersetzung des Buches von Beaumont und Toucqueville die Vorsteher des „Girard-Instituts" veranlaßt habe, ihm den Entwurf dieser Verfassung zu übertragen. Es ist klar, daß dies nicht der Fall war, da das „Girard-Institut" keine Strafanstalt, sondern ein Waisenhaus ist.

***) Dieser Briefwechsel befindet sich im Auszug in T. S. Perry's "Life and Letters of Francis Lieber", c. XI. — Ob diese Briefe, fünf an der Zahl, je vollständig gedruckt wurden, ist mir nicht bekannt.

†) "Life and Letters etc." p. 108.

††) Welchen Werth diese Laienkritiken haben, geht z. B. aus der Aeußerung eines dieser Herren hervor, der, in Vergleichung mit Lieber's Werken, die Schriften von Thomas Jefferson und Thomas Paine nur Phrasen zu nennen wagt. Der Mann hat die Werke von Jefferson und Paine wahrscheinlich nie gelesen, nicht einmal die „Unabhängigkeits-Erklärung" Jefferson's und Paine's "Age of reason." Lieber selbst urtheilt ganz anders darüber.

†††) Barthold Georg Niebuhr, berühmter Historiker, Verfasser einer der anerkannt besten Geschichten des römischen Alterthums. — Lieber hat ihm ein anerkennendes Denkmal gesetzt in seiner Schrift: "Reminiscences of B. G. Niebuhr."

‡) Alexander von Humboldt.

‡‡) Briefe Lieber's an Gustav Körner, Ms.



Franz Joseph Grund.

Deutsch-amerikanischer Gelehrter und Politiker.



Vortrag gehalten im "Deutschen Litterarischen Klub von Cincinnati" am 14. November 1900.

Vielfach hört man die Behauptung aussprechen, das deutsche Element in den Vereinigten Staaten habe erst mit der Ankunft der sogen. „Achtundvierziger" seinen politischen und sozialen Aufschwung erhalten; was vordem gewesen sei, habe keine Bedeutung gehabt. Daß diese Behauptungen ohne Grund aufgestellt waren, ist schon oft hervorgehoben und zahlreiche Beweise sind dafür vorgebracht worden, aber trotzdem werden sie noch stets wiederholt, weil man eben die Geschichte der Geistesträger des amerikanischen Deutschthums jener Periode nicht kennt. Wenn man z. B. Karl Schurz als den hervorragendsten unserer Landsleute bezeichnet, der sich am öffentlichen Leben in dieser Republik betheiligt habe, so wissen die Betreffenden nicht, daß schon andere Deutsche in früherer Zeit eine ebenso hohe Stellung eingenommen haben, als unser noch lebender große Landsmann.

Sie wissen nicht, daß Albert Gallatin, ein geborener Schweizer und Schüler des berühmten Historikers, Johannes von Müller, der ihn gern, statt nach Amerika, nach Deutschland empfahl, wo ihm auch der Kurfürst von Hessen-Kassel eine Staatsanstellung offerirte, daß Gallatin den höchsten Rang unter allen Fremdgeborenen eingenommen hat: Er war Repräsentant im Kongreß, Senator, Schatzamtssekretär unter Jefferson und Madison 13 Jahre lang, Gesandter in Paris und London, Kommissär, um die Grenzfrage zwischen Canada und Neu-England zu schlichten und wurde im Jahre 1824 sogar statt Calhoun von der Partei der Republikaner, wie sich die Demokraten damals noch nannten, als Kandidat für die Vize-Präsidentschaft nominirt, eine Ehre, die er in einem Schreiben aus dem Grunde ablehnte, weil er, obwohl nach der Verfassung wählbar, nicht als vielleicht der letztüberlebende Ausländer von diesem Privilegium Gebrauch machen wollte. Sie vergessen, daß August Belmont ein Menschenalter lang der thatsächliche Führer seiner Partei (der demokratischen) war, den Gesandtschaftsposten am Belgischen Hofe bekleidete, und daß Präsident Pierce ihm ein Kabinettsportfeuille anbot, welches er ablehnte, weil sein Geschäft, das Bankhaus August Belmont &. Kompagnie (die Vertreter Rothschilds in den Ver. Staaten), dieses nicht erlaubte.

Noch viele Andere, die in der Vor-Achtundvierziger Periode hervorragende Rollen in der amerikanischen Politik und Gesellschaft spielten, muß ich ungenannt lassen; und nur eine Figur will ich hier näher schildern, einen Mann, der mit Fug und Recht der Karl Schurz der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in diesem Lande zu heißen verdient, Franz Jos. Grund.

Ich werde mich bezüglich seines frühen Lebens kurz fassen müssen, weil die Nachrichten über Herkommen und Jugend desselben nur äußerst dürftig sind. Die nachfolgenden Datas, wie ich sie nach langjährigem Bemühen erhalten konnte, müssen genügen. Allgemeine Anschauungen über ihn fließen reichlich, allein einen festen Lebensumriß zu erlangen, war mir nicht möglich.

Franz Joseph Grund wurde im Jahre 1798 zu Klosterneuburg bei Wien geboren und kam im Jahre 1825 oder 1826 nach Amerika. Diese Kunde beruht auf einer Mittheilung von Karl Ludwig Fleischmann, welcher während eines langen Lebens mit Grund intim befreundet war, und der den Geburtsort desselben bestimmt angab und im Jahre 1887 mir sagte, er wisse, daß Grund genau acht Jahre älter gewesen sei, als er (geb. 1806), daß er ihn seit dem Jahre 1837 persönlich gekannt habe und wisse, er habe an der Wiener Universität Philosophie und besonders Mathematik studirt. Sonst konnte mir Fleischmann über seine Jugend und die Gründe seiner Auswanderung nach Amerika keine Auskunft geben.

Um das Jahr 1825–'26 kam Grund, wie bereits bemerkt, nach Amerika, hielt sich einige Zeit in Philadelphia auf, ging dann nach New York und darauf nach Boston, woselbst er bis 1836 blieb. Im Jahre 1833 (vielleicht schon früher) bekleidete er die Stelle eines Professors der Mathematik an der Universität Harvard in Cambridge, Massachusetts, denn in diesem Jahr erschien von ihm in Boston sein Lehrbuch: "Algebraic Problems" im Druck, womit er zuerst diese Rechnenmethode in den Hochschulen Amerika's einführte. Außerdem hielt er Vorlesungen über Geometrie, Physik und Astronomie, wofür er die folgenden Lehrbücher verfaßte, die alle in Boston damals im Druck erschienen: "Plain and solid Geometry", "Elements of Astronomy", "Natural Philosophy" und "Advanced Mathematics."

Wie lange Grund die Professur in Harvard bekleidete, ist nicht mehr zu ermitteln. Als er sein Buch: "The Americans in their moral, social and political relations", schrieb, war er noch in Boston. Er selber sagt in der deutschen Ausgabe dieses Buches, das 1837 im Cotta'schen Verlag erschien und dessen Vorwort „London, d. 24. Dezember 1836" datirt ist, auf Seite 52, daß er zehn Jahre in Boston gewohnt habe. Es ist deshalb anzunehmen, daß er noch in Boston lebte, als die Nativisten-Aufruhre in New York und Philadelphia im Juli 1834 stattfanden. Die Deutschen von New York hielten für diese Angriffe auf die Fremdgeborenen die eben in's Leben getretene „Whig" Partei verantwortlich und veranstalteten am 17. August jenes Jahres eine Massenversammlung in „Tamany Halle", wobei sie sich durch Reden und Beschlüsse zu Gunsten der Demokraten und deren Kandidaten aussprachen. Wie üblich, waren auch da die Deutschen nicht ganz einig, und so wurde dann eine deutsche Versammlung am 31. August in der „Freimaurer Halle" abgehalten, in welcher gegen die Stel-

lungnahme der „Tamany" Versammlung Protest erhoben wurde, ohne sich jedoch direkt für die Whigs zu erklären. Nun scheint es diesen verkappten Whigs an einem hervorragenden Redner gemangelt zu haben und so erschien Grund hier plötzlich als solcher auf der Bildfläche. Er war nicht nur der Hauptredner, sondern auch der Vorsitzer des Beschluß-Kommittees und der Verfasser der Resolutionen. Diese augenscheinlich auf Bestellung gefertigten Beschlüsse waren in englischer Sprache geschrieben und mußten erst nachträglich in's Deutsche übersetzt werden, was mich vermuthen läßt, daß Grund von den Amerikanern für den Zweck aus Boston verschrieben worden war. Die Beschlüsse, ohne sich direkt für die Whigpartei und ihren Gouverneurs-Kandidaten Seward auszusprechen, richteten sich gegen die vorhergegangene deutsche demokratische Versammlung und den Kandidaten dieser Partei, Marcy. Aber die Schönrednerei Grund's lockte diesmal die Deutschen noch nicht in's Lager der Fremdenhasser. Am 27. Oktober fand eine zweite Massenversammlung, von dreitausend Deutschen besucht, in der Tamany-Halle statt, in welcher scharf gegen Grund und die „falschen Judasse unter den Deutschen" getadelt wurde, die man als „importirte Söldlinge der Deutschenfeinde" erklärte. Das erste politische Debüt Grund's war demnach ein verfehltes, denn die Wahl in New York fiel zu Gunsten Marcy's aus, der mit mehr als doppelt so viel Stimmen, als Seward erhielt, zum Gouverneur von New York erwählt wurde. Die Deutschen hatten fast einstimmig demokratisch gewählt, und wurden von da an als ein ausschlaggebender Faktor in der Politik betrachtet.

Grund, der gern mit dem großen Strom schwimmen wollte, wandte sich nun zur demokratischen Partei (1835–1836) und verfaßte in deutscher Sprache eine Lebensbeschreibung von Martin van Buren, der damals Kandidat für die Präsidentschaft gegen General Wm. Henry Harrison war. Das ziemlich umfangreiche und mit besonderem Bezug auf Van Buren's holländisch-deutsche Abstammung verfaßte Buch fand eine starke Verbreitung unter den Deutschen und machte Grund als einen Vorkämpfer des Deutschthums in den Vereinigten Staaten bekannt. „Diese Lebensbeschreibungen von Kandidaten sind Wahldokumente, natürlich ohne allen geschichtlichen Werth, einseitige Lobpreisungen, um Stimmen zu werben. Die von Grund war in ihrer Art nicht übel, auf deutsche Sympathien berechnet und populär geschrieben. Auf Van Burens deutsche Abkunft wurde natürlich großer Nachdruck gelegt; auch daß er den besten Kohl auf seinem Gute ziehe, war nicht vergessen." (G. Körner.)

Zunächst siedelte Grund jetzt nach Philadelphia über, welches damals der Mittelpunkt des deutsch-amerikanischen Lebens in diesem Lande war, wo er eine zeitlang eine hervorragende Rolle unter den dortigen Deutschen spielte. Besonders trat er in der Wahl von 1836 als deutscher und englischer Redner überall auf und mit sichtlichem Erfolg. Charles Sumner, der

damals zur demokratischen Partei hielt, nannte ihn einen der vorzüglichsten politischen Redner des Landes. „Seine Worte sind Schmiedehammer-Schläge, welche Funken der Begeisterung sprühen lassen", schreibt er über Grund. „Er ist sehr fähig und zuverlässig und seine Unterhaltung hat großen Eindruck auf mich gemacht." *)

Selbstsuchtlosigkeit war jedoch keine Kardinaltugend Grund's. Er wollte selber auch ernten, wo er säen half. Nach der erfolgten Wahl Van Buren's bewarb er sich um ein Amt, und damit er sich als der Repräsentant des deutschen Elements aufspielen konnte, blieb er auch nach der Wahl noch in lebhafter agitatorischer Thätigkeit, wie er im Wahlkampfe der hervorragendste deutsche „Stumpredner" des Landes gewesen war. Als nun Anfang des Jahres 1837 die Anregung für die deutschen Konventionen der Jahre 1837 – 1842 erfolgte, und die Deutschen von Pittsburg am 3. Juni 1837 ihre „Einladung an alle Deutschen in den Ver. Staaten" zu einer Konvention in der Stadt an den Gabeln des Ohio ergehen ließen, da bewarb sich auch Grund um ein Mandat als Abgeordneter der Stadt Philadelphia und erlangte die Wahl. Die Versammlung in Pittsburg erwählte ihn einstimmig zum Vorsitzer und es wird berichtet, daß er die Verhandlungen mit Fähigkeit und besonderem Takt leitete. Dr. Wilhelm Schmöle, einer der Sekretäre jener Konvention, welcher eine Personal- und Karakterschilderung der Mitglieder derselben in seinem Bericht für die „Alte und Neue Welt" damals veröffentlichte, schreibt über ihn: „Meine Ansicht ist, daß Herr Grund, sofern er in demselben Geiste fortfährt, für die deutsche Sache zu wirken, den er stets in Pittsburg offenbarte, künftig einer der einflußreichsten und wirksamsten Beförderer der amerikanisch-deutschen Bevölkerung sein wird."

„Sofern er in demselben Geiste fortfährt." — Mit diesen Worten kennzeichnet Schmöle bereits den Mann in scharfsinniger Weise, und bald erwies sich der Karakter Grund's nach dieser Richtung, der in der Politik wie im sozialen Leben stets mit dem großen Haufen zu schwimmen versuchte. — Während noch die Konvention in Pittsburg tagte, erhielt Grund auch die Nachricht, daß er vom Präsidenten Van Buren zum Vereinigten Staaten Konsul in Antwerpen ernannt worden sei. Er verließ Pittsburg einige Tage vor Schluß der Konvention, reiste nach Washington, um sein Patent und die Instruktionen für den Konsulatsdienst zu holen, und segelte noch im selben Monat nach dem Ort seines Amtes in Belgien ab. Nun scheint es aber, daß er sich in dem Ertrag des Konsulates getäuscht hatte, und er resignirte noch vor Ablauf eines Jahres, worauf er dann nach Philadelphia zurückkehrte, seine erste Liebe, die Whigpartei, wieder aufnahm, in ihrem Interesse eine deutsche Zeitung, „Der Pennsylvanisch-Deutsche", herausgab

*) Pierce, "Charles Sumner's Memoirs and Letters." Boston, 1877.

und zugleich eine englische Whigzeitung, "The Standart", redigirte. — Auch schrieb er jetzt in deutscher und englischer Sprache ein „Leben des Volkskandidaten William Henry Harrison." Van Buren und Harrison waren wieder die Präsidentschaftskandidaten der resp. Parteien. Diese Lebensbeschreibung Harrisons mit der vier Jahre vorher verfaßten Biographie Van Burens verglichen, zeigt so recht die politische Unbeständigkeit und non-chalance, um nicht zu sagen Gesinnungslosigkeit Grunds. Während er diesmal Harrison auf den Schild erhebt, den er vier Jahre vorher als unfähigen General und einfältigen Hinterwäldler Bauern geschildert hatte, dem die Ladies von Chillicothe im Jahre 1814 einen rothen flanellenen Unterrock zum Lohn seiner Bravour zugeschickt hätten, weil, wie Grund schrieb, er „in einem Weiber-Unterrock vor den Indianern geflüchtet sei", der ihm jetzt als ein zweiter Blücher oder Wellington galt, wurde der „Holländer" Van Buren mit seinen deutschen Krautköpfen in Kinderhook nach allen Regeln der politischen Schmähkunst lächerlich gemacht. Wiederum hatte Grund seine Angel zum Fischfang niedergesenkt und vermeintlich einen Goldfisch gefangen. Er wurde von dem stellvertretenden Präsidenten Tyler (Harrison starb bekanntlich vier Wochen nach seinem Amtsantritt) zum Konsul in Bremen ernannt (1841), kehrte aber schon im nächsten Jahre von dort nach Philadelphia zurück.

In der amerikanischen Politik herrschte damals eine große Verwirrung, indem Präsident Tyler die Whigmaßregeln des Kongresses mit seinem Veto belegte und dadurch das ganze Resultat des vorhergegangenen Wahlkampfes nullifizirte. Das war für Grund eine günstige Gelegenheit, wieder mit fliegender Fahne in's demokratische Lager überzugehen, zumal er wohl gesehen hatte, daß die Deutschen in der großen Mehrzahl zu dieser Partei hielten. Aber die Deutschen hatten nun einmal „die altfränkische Idee", wie Gustav Körner schreibt, „einen so häufigen Wechsel nicht lobenswerth zu finden", und Grund büßte deshalb seit 1840 seinen ganzen Einfluß unter der deutschen Bevölkerung des Landes ein. Er wurde zwar noch bei passenden Gelegenheiten als Redner zu deutschen Festen berufen, wie z. B. bei dem Bankett, welches die Deutschen von Philadelphia dem Geschichtschreiber Friedrich von Raumer gaben, bei Dr. Christ. Friedrich Seidensticker's Empfang ꝛc. Unter den Anglo-Amerikanern schadete ihm dieser Wankelmuth nicht besonders, denn Grund war kühn (bold), wie ihn Sumner nannte, und weil er ein durch und durch gebildeter und geistreicher Mann war, so gab ihm das nur ein höheres Ansehen in ihrer Beurtheilung, da der Amerikaner nur auf das Praktische sieht, weniger auf das Ethische. Politik als Handwerk, oder bei ihm möchte man eher sagen, Politik als eine freie Kunst, als „Liebhaberei", war sein Ideal.

In Philadelphia rief Grund jetzt eine englische demokratische Zeitung in's Leben, "The Age", die er bis zu seinem Tode redigirte. Außerdem

war er ein ständiger Korrespondent des von Geo. W. Childs herausgegebenen "Philadelphia Ledger". Sein Beruf war nunmehr der politische Journalismus, und zu dem Zweck hielt er sich während der Sitzungen des Kongresses jeden Winter in Washington auf und schrieb Korrespondenzen für die bedeutendsten Blätter in den östlichen Städten. Diese Berichte waren schneidig und wurden überall mit Interesse verfolgt. „Es ist nicht zu viel gesagt," schreibt Körner, „wenn wir ihn den Vater des journalistischen Sensationsstyls in Amerika nennen, eines Styls, der jetzt allerwärts so gang und gäbe ist, daß er sich hoffentlich bald überlebt haben wird. Er stand hinter den Kulissen, manchmal wenigstens, und wo es nicht der Fall war, gab er vor, dahinter zu stehen, was am Ende gleich für ihn war. Seine „Enthüllungen", seine „auf die besten Quellen gestützten Voraussagungen", seine Persiflage bekannter Männer, reizten den Gaumen des großen Publikums, brachten ihn aber auch in manche für ihn persönlich sehr unangenehme Kollisionen."

Im Jahre 1844 unterstützte Grund die Wahl Polk's als Präsident und befürwortete die Annexation von Texas sowie den mexikanischen Krieg. Die Präsidentenwahl vom Jahre 1848 aber brachte ihn zwischen zwei Feuern, indem die Whigs den General Taylor als ihren Kandidaten aufstellten, und damit den Demokraten, die zwar den bisherigen Kriegssekretär, General Caß, in Vorschlag gebracht hatten, aber nicht den siegreichen Feldherrn von Buena Vista, bezüglich der mexikanischen Kriegsfrage, den Wind aus den Segeln nahmen. Grund unterstützte Caß, allein sein ehemaliger Kinderhooker Freund, Van Buren, verdarb die Wahl, indem er als sog. „Freibodenmann" unabhängig auftrat, wodurch der Staat New York den Demokraten verloren ging und Taylor gewählt wurde. In seinem Blatt agitirte Grund nun gegen die Administration auf alle denkbare Weise; und um die nochmalige Nomination Caß' zu vereiteln, schlug er schon frühzeitig Franklin Pierce als Kandidaten vor. Auch in den Korrespondenzen der östlichen Blätter agitirte er vor allen Anderen für den New Hampshirer General und auf der Konvention zu Baltimore bot er seinen ganzen Einfluß für dessen Nomination auf. Mit gewissermaßen Recht konnte er denn auch behaupten, der Schöpfer der Präsidentschaft Pierce's gewesen zu sein.

Im Jahre 1856 war Grund ein Delegat zur demokratischen Nationalkonvention in Cincinnati, wo ich ihn persönlich kennen lernte. Als Pennsylvanier unterstützte er mit feuriger Rede die Nomination von James Buchanan. Diese Rede, in welcher er es besonders betonte, daß der „Keystone-Staat", Pennsylvanien, der stets treu zur demokratischen Fahne gehalten, noch nie die Ehre gehabt habe, einen seiner illustren Söhne auf dem Präsidentenstuhle zu sehen, diese in meisterlicher Form gekleidete Rede, die beste von allen damals gehaltenen Ansprachen, machte auf mich einen tiefen Eindruck, wie sie auch die ganze Versammlung mit sich fortriß.

Buchanan wurde nominirt und Grund stürzte sich mit Begeisterung in den Wahlfeldzug für seinen speziellen Landsmann, der über Fremont siegte, obwohl, besonders im Westen, die Deutschen bereits stark zur neugegründeten republikanischen Partei übergetreten waren. Der Staat Pennsylvanien entschied die Wahl zu Gunsten Buchanans.

Diese Aktivität Grund's für Buchanan trug ihm das bedeutende Konsulat von Havre ein, welches damals nächst Liverpool als das einträglichste galt. Nach dem Amtsantritt Lincoln's (1861) verlor er dieses Amt. Im Herbst 1860 kam Grund mit Urlaub nach den Vereinigten Staaten und bereiste im Interesse der Wahl von Stephan A. Douglaß den Westen als deutscher Redner, ohne jedoch dort wesentliche Erfolge erzielen zu können. Das deutsche Element hatte sich bereits mit großer Mehrheit der demokratischen Partei entfremdet und unterstützte Lincoln in allen nördlichen Staaten. Die Spaltung der Demokraten in einen nördlichen (Douglaß-) und südlichen (Breckenridge-) Flügel, verfehlte ihren Einfluß auf die Deutschen nicht, die den republikanischen Strom nun zur Hochfluth anschwellten. Die Amerikaner trauten Grund noch immer großen Einfluß auf das Deutschthum zu, allein hier waren junge, beredte Kräfte aufgestanden, wie Karl Schurz, Friedrich Hassaurek rc., und von den alten standen auch die besten Köpfe, wie Körner, Stallo, Münch u. A., bereits auf republikanischer Seite, und vor dieser Ueberzahl mußte die Beredtsamkeit Grund's zu nichte werden.

Nach seiner Rückkehr aus Havre im Sommer 1861 übernahm Grund wieder die Redaktion des von ihm gegründeten Blattes "Age", das er noch im Sinn der demokratischen Partei, der sog. Kriegsdemokraten, fortführte, bis im September 1863 seine alte Neigung, mit dem herrschenden Strom zu schwimmen, wieder an die Oberfläche kam. Gegen Ende September erschien er in der "Union League", hielt dort eine feurige Rede und erklärte sich zum Anhänger der republikanischen Partei. Gouverneur Körner, der damals auch Republikaner war, meint, man dürfe wohl annehmen, daß dieser Schritt aus lobenswerthen Motiven entsprungen sei. Bei seinen bisherigen Parteigenossen, den Demokraten, rief er jedoch eine große Erbitterung hervor, und Grund wurde überall von ihnen aufs heftigste denunzirt. Das war jedenfalls nur eine politische Aeußerung, aber er scheint die Folgen derselben auch persönlich gedeutet zu haben. Am 29. September 1863 war General McClellan zufällig in Philadelphia eingetroffen. Die Demokraten feierten seine Ankunft mit einer großen Prozession, um ihm eine Serenade zu bringen. Wie gewöhnlich ging es auf diesem Zuge höchst lärmend zu, Hurrahrufe und Mißbilligungsgegrunze wechselten ab, je nachdem der Schwarm vor einer demokratischen oder republikanischen Zeitungsoffizin und der Wohnung des einen oder anderen bekannten Politikers vorbeikam. Als der Zug sich durch die Straße bewegte, in welcher Grund wohnte, entstand vor dessen Hause aus unbekannten Ursachen

eine Stockung, und die Mißfallsbezeugungen verdoppelten sich. Grund, der den Zweck der Prozession nicht kannte, glaubte in seiner lebhaften Einbildung, der Lärm gelte ihm und man wolle sein Haus stürmen. In höchster Aufregung entfloh er durch eine Hinterthür und eilte zur nächsten Polizeistation, wo er athemlos um Hülfe nachsuchte, weil man sein Haus zu rottiren suche. Noch außer Athem, brach er plötzlich zusammen und ehe ärztliche Hülfe herbeigeholt werden konnte, war er am Schlag verschieden.

Als Grund im Herbst 1860 in Cincinnati war, gaben ihm die Beamten der verschiedenen „Douglaß Klubs" ein Festmahl, bei dem ich als Sekretär eines der Klubs anwesend war, und lernte den damals gefeierten Gast persönlich kennen. Er war kaum von mittlerer Größe, mit angehend grauem Hauptbaar, glattem, wohlgenährtem Gesicht, zur Korpulenz geneigt, sonst aber noch von festem Gang und lebhafter Bewegung. Er trug schwarze, sauber gepflegte Kleider und machte dadurch den Eindruck eines behäbigen, gut situirten Weltpriesters. Der Tafel und dem Rheinwein sprach er fleißig zu, dabei aber unterhielt er sich mit den Tischnachbarn in ungezwungen lebendigem Gespräch. Sein Unterhaltungstalent war außerordentlich und sein Witz schlagfertig und treffend. Er wußte seine Reden mit feinen aphoristischen Gedanken und geistreichen Wortspielen auszuschmücken; und auf der Rednerbühne mit illustrativen Anekdoten zu spicken, die einschneidend wirkten. Immer verstand er es, Aeußerungen von hervorragenden Politikern, mit denen er in Berührung gekommen war, einzustreuen, die Freunde zu erhöhen und die Gegner lächerlich zu machen, wodurch er sein Publikum in außerordentlicher Weise fesselte. Dabei sprach nicht nur der Mund, sondern alle Züge seines Gesichtes und die Bewegungen des Kopfes und der Arme, wie des Körpers redeten lebendig mit. Sprach er deutsch, so konnte er den Wiener Accent nicht verleugnen, obwohl er nur selten einen Witz in österreichischem Dialekt einzuflechten pflegte. Körner meint, er habe auf der Volksbühne und dem "stump" lebhaft an den Kapuziner in Wallensteins Lager gemahnt, was mir nicht aufgefallen ist. Dahingegen erinnerte seine Beredtsamkeit an den berühmten Pater Abraham a Sankta Klara, mit dem er auch die Schlagfertigkeit des Witzes, die gedrungene Satzbildung und die sprudelnd hingeworfenen, selbstbeantworteten Fragen und schalkhaften Anspielungen theilte.

„Fast dreißig Jahre mit der deutschen, noch mehr aber mit der englisch-amerikanischen Presse eng verknüpft und rastlos thätig", schreibt Körner, „übte er eine große Wirkung auf die amerikanische Politik aus. Journalisten vom Schlage Grund's entbehren oft bei allem Geist, bei aller raschen Auffassungsgabe, und selbst bei einer gewissen Vielseitigkeit, einer tiefen wissenschaftlichen Bildung. Aber hier machte doch Grund eine Ausnahme. Er hatte etwas Tüchtiges gelernt. . . . . . Viel bedeutender hätte Grund's Einfluß sein können, viel länger hätte er in dem Andenken weiter Kreise

und namentlich in der deutschen Bevölkerung fortgelebt, wenn seine Schwankungen in der Politik nicht fast stets mit Verbesserung seiner bürgerlichen Stellung begleitet gewesen wären. So aber erweckten seine politischen Wandlungen großes Mißtrauen. Die bedeutenden natürlichen Talente, die er besaß, die umfassenden Kenntnisse, die er sich erworben, glichen den Mangel an Karakter, den man ihm so häufig [und nicht mit Unrecht] vorwarf, keineswegs aus." Diesem füge ich hinzu, daß, was geistige Begabung anbetrifft, ihn wohl kein Deutsch-Amerikaner als Politiker übertroffen hat, Albert Gallatin ausgenommen. Schurz hat ihn erreicht und an Karakter überragt, und was den dauerhaften Einfluß betrifft, weithin überschattet.

Für seine Zeit bedeutungsvoll tritt uns Grund als Schriftsteller in beiden Sprachen (deutsch und englisch) entgegen. Außer den bereits genannten pädagogischen Lehrbüchern schrieb er noch die kulturhistorischen Werke: "The Americans in their moral, social and political relations." (Boston 1837), auch deutsch im selben Jahr im Cotta'schen Verlag in Stuttgart und Tübingen erschienen. Das Buch behandelt das amerikanische Volks- und Sittenleben, und ist, neben de Tocqueville's "De la démocratie en Amérique", das er häufig als Quelle benutzt, und das zehn Jahre früher unter dem Namen Sidons im Cotta'schen Verlag erschiene Buch Sealsfields, das interessanteste Werk über Amerika aus der damaligen Zeit. Allerdings läßt ihn sein zehnjähriger Aufenthalt in Boston alles stark durch die Yankee-Brille sehen. Er war ganz von den dort herrschenden politischen Anschauungen und Gesinnungen beeinflußt. Den Süden kannte er nicht und was er über die Deutschen, besonders in Pennsylvanien, berichtet, war nach den in Neu-England herrschenden Begriffen irrthümlich aufgefaßt.

So bildete das Buch einen Gegensatz zu dem Sealsfieldschen, der alles aus eigenen Beobachtungen und Erfahrungen schrieb, während Grund sich auf historische und statistische Nachrichten stützt. Die Statistiken sind selbstverständlich mit der Zeit veraltet. Man kann sie nur mehr als historische Versteinerungen verwerthen, um den Zustand von damals mit dem der Gegenwart zu vergleichen. Für den gewöhnlichen Leser aber sind Statistiken nur trockene Speise, und so empfinden wir bei Benutzung von Grund's oder de Tocqueville's Werken ein sterilles Gefühl, während uns Sealsfields Buch lebenswarm und frisch erscheint. Grund hat das wohl auch eingesehen und wenige Jahre später ließ er sein zweites Hauptwerk: "The Aristocracy in America" (New York 1838), auch von ihm deutsch bearbeitet unter dem Titel: „Die Aristokratie in Amerika, aus dem Tagebuch eines deutschen Edelmanns" (2 Bde. Stuttgart und Tübingen 1839), diesem folgen.

War Grund im erstgenannten Werk in die Pfade de Tocqueville's weiter geschritten, in diesem zweiten Buch versucht er es mit dem Vorbilde Sealsfields, von dem bereits die meisten Werke, besonders die „Lebensbilder aus der westlichen Hemisphäre" erschienen waren und allgemeinen Beifall gefunden hatten. Grund wählte hier ebenfalls den „Historischen Roman" und zwar nicht ohne Glück. Aber während Sealsfield in seinen Karakterschilderungen das ganze nordamerikanische Volk (einschließlich Mexiko's) umfaßt und so dessen vielseitige Gesammtheit zu seinem Helden macht, verliert sich Grund in der Einzelzeichnung. Das Gesammte war seinem scharfen Blick doch zu umfangreich, und so ergeht er sich denn mit Vorliebe in der feinen Detailmalerei.

Sealsfield hatte die Welt gesehen und studirt. Von Oesterreich ausgehend, waren Deutschland, die Schweiz, Frankreich, Spanien, England, die Niederlande, und in der neuen Welt die Vereinigten Staaten von Neu-England bis Texas und selbst Mexiko des öfteren bereist und überall hatte er mehr oder minder lange sich aufgehalten und gelebt, und sein klarer Blick hatte Alles beobachtet, Natur, Volks- und Sittenleben, Handel und Verkehr, Politik, das religiöse Wesen und die Gesellschaft in ihren einzelnen Aeußerungen durchschaut und in sich aufgesogen, und so leuchtet aus seinem Geist alles dieses wieder frisch und lebenswahr empor, begeistert den denkenden Leser. Grund hatte bis zum Erscheinen dieses zweiten Werkes nur die Vereinigten Staaten, von Neu-England bis Pennsylvanien, und außerdem England näher gesehen — vom europäischen Kontinent gibt er uns keinen Bescheid — und so ist denn auch sein Werk auf diesen engen Rahmen beschränkt. Was er über den Süden und Westen schreibt, ist aus fremden Quellen geschöpft und deshalb befangen.

Dennoch ist ein Fortschritt in seinen Anschauungen sichtlich bemerkbar. Er hatte mittlerweile Neu-England mit Pennsylvanien als Wohnsitz vertauscht, und so breitete sich sein geistiger Horizont weiter aus. Die Deutschen, die er im ersten Werk sehr geringschätzend beurtheilt hatte, stiegen hier zu einem bedeutungsvollen Kulturelement des Landes empor. In eben demselben Verhältniß sank auch die Stufe der aristokratischen Neu-Engländer herab. Schon in der Vorrede gesteht er ein, daß es ihm von der Kritik „sowohl in England als in Deutschland" vorgeworfen worden sei, er habe den Amerikanern (sollte hier Neu-Engländern bedeuten) zu sehr das Wort geredet. Auch in den übrigen Vereinigten Staaten wurde, was er freilich nicht gesteht, das erstgenannte Buch als Lobrede des Yankeethumes scharf getadelt. Besonders die deutschen Zeitungen waren aufgebracht über die absprechende Weise, in welcher er auf die niedrige Kulturstufe des Deutsch-Amerikanerthums hingewiesen hatte. Nun war er zwei Jahre lang aus den Neu-England Verhältnissen hinausgekommen und hatte in Pennsylvanien neue Anschauungen gewonnen. Diese neuen Einblicke verwerthete er in diesem zweiten Werk.

Besonders schlecht kommen nun die Neu-Engländer Amerikaner weg, die er als eine eigenartige Aristokratie schildert. Daß er das Wesen dieser Leute aus eigener Anschauung kannte, und daß der vermummte Adelsstolz der Reichen bereits vor zweidrittel Jahrhundert sich ebenso äußerte wie heute, geht aus seiner Schilderung der "Codfish-Aristocracy" in diesem Buch (Bd. I., S. 78–83) klar hervor. Ein kleines Zitat mag dieses illustriren, wo er schreibt:

„Der Amerikaner thut es dem Engländer zuvor; er ist zweimal so demüthig vor Ordenskreuzen und Bändern, und dreimal so herrisch und absprechend gegen die niedern Klassen, als der ehrliche „John Bull"; er ergötzt sich sechs Monate lang an dem Frühstück eines Herzogs, und regalirt seine Landsleute sechs Monate länger mit der Beschreibung desselben in allen öffentlichen Blättern; er bettelt sich ordentlich in die elegante Gesellschaft hinein, bittet um Empfehlungsbriefe auf die demüthigste Art, steckt geduldig tausend abschlägige Antworten ein, und hat er zuletzt noch das Glück, in das Drawing room einer Comtesse eingeschmuggelt zu werden, so könnt ihr darauf rechnen, daß er der Erste ist, der ihre Gastfreundschaft verräth, und ihre Schwächen der Welt verkündet."

Das ist allerdings bitter, aber nur zu wahr, wie wir an der Sucht nach Adelsahnen bei den reichgewordenen Amerikanern lebendig sehen können. Gibt es doch in Boston und New York zwei Vierteljahrsschriften für Genealogie und zahlreiche Künstler sind dort beschäftigt, heraldische Wappen und aus der Luft gegriffene Stammbäume anzufertigen. An einer andern Stelle schreibt Grund: „Die Verachtung unserer fashionabelen Amerikaner für die Institutionen ihres Vaterlandes ist in Europa so allgemein bekannt, daß sie fast die einzigen Reisenden sind, denen man in Frankreich und Italien nie Hindernisse in den Weg legt." Und in bitterer Weise fährt der zur Zeit amerikanische Konsul in Antwerpen fort: „In der That kann ihre Anwesenheit nur dazu dienen, den Enthusiasmus der Exaltirten herabzustimmen, so wie ich für einen Demagogen keine bessere und zweckmäßigere Strafe wüßte, als ihn auf ein Jahr oder zwei nach den Ver. Staaten zu verbannen. Unsere erste Gesellschaft (d. h. unsere Aristokratie) kann den wahnsinnigsten Republikaner von seiner Narrheit kuriren, nur muß man ihm recht viele Empfehlungsbriefe an unsere Geldmänner mitgeben, und ich bin überzeugt, er wird als besserer Unterthan heimkehren, als mancher im Sonnenschein königlicher Gunst aufgezogene Hofmann."

Man sieht, Grund kannte unsere Aristokratie jener Zeit ganz genau, und er hat es an der nöthigen Farbe, sie getreu darzustellen, nicht mangeln lassen. Bei alledem war er doch ein guter Republikaner, und er hielt dieses Land genügend gesichert, um seine freiheitlichen Institutionen noch auf lange Zeit aufrecht erhalten zu können. So schrieb er denn während seiner

Konsulats in Bremen einen „Wegweiser für Auswanderer nach den Vereinigten Staaten", der 1843 im Cotta'schen Verlag in Stuttgart im Druck erschien. Das Buch befaßt sich fast nur mit den Reiseangelegenheiten der Auswanderer bis nach den amerikanischen Seehäfen. Für das Innere des Landes stützt er sich auf die bereits zahlreichen Handbücher anderer Verfasser, welche die einzelnen Landestheile behandelten.

Sein letztes bedeutendes kulturhistorisches Werk, welches sich mit den Gegensätzen beider Welttheile befaßte: "Thoughts and reflections on the present position of Europe and its probable consequences to the United States", welches 1860 im Lippincott'schen Verlag in Philadelphia erschien, eine hoch geistreiche Arbeit, war verfrüht erschienen, indem erstens die Verhältnisse in den Ver. Staaten durch den ein Jahr späteren Bürgerkrieg; und zweitens die europäischen Verhältnisse durch die Kriege von 1864 – 1866 total verschoben wurden. Die gezogenen Folgerungen blieben dadurch unerfüllt.

In allen diesen Schriften Grund's läßt sich der Scharfsinn des fein beobachtenden Geistes nicht verkennen. Er war ein großer Denker, und es ist in der That schade, daß sein politischer Wankelmuth seinem Andenken doch unendlichen Schaden zugefügt hat. Wir mögen ihn mit Fug und Recht den deutsch-amerikanischen Schurz der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts nennen, obwohl Schurz das eine vor Grund voraus hat, daß er ein festerer Karakter war, der wohl Parteien wechselte, aber nie sein Jeffersonischen Prinzipien. Grund hingegen, obwohl ein ebenso große Geist als Schurz, war leicht beweglich und hatte als Politiker keine festen Grundsätze. Das Leben der beiden großen Männer zeigt uns jedenfalls eine auffallende Verwandtschaft.

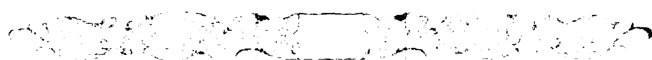


Dr. Karl Follen,

Ein Lebensbild aus aufgeregten Zeiten in zwei Welttheilen.



Vortrag gehalten im "Deutschen Litterarischen Klub von Cincinnati", am 10. April 1901.





Manche Erscheinungen, die beim flüchtigen Betrachten etwas sich gleichsam Widersprechendes äußern, sind, wenn man genau nachsieht, doch auf ein richtiges psychologisches Prinzip zurückzuführen. Dieselben Zeiten und Ursachen konnten im Anfang des 19. Jahrhunderts, während des Dranges der Reaktion in Deutschland, einen Hegel und Schleiermacher, einen Schopenhauer und Friedrich Schlegel, einen Klemens Brentano und Heinrich Heine hervorbringen — lauter sich einander widerstreitende Geister, die im Grunde genommen aus den gleichen Verhältnissen entsprangen, aber wie die Aeste und Zweige desselben Baumes sich theils der Sonnen-, theils der Nachtseite zuwandten und obwohl sie alle aus derselben Wurzel ihre Nahrung sogen, doch verschiedene Gestaltungen in ihrem physischen und geistigen Wesen äußern. Auf solche Weise läßt es sich auch erklären, daß selbst Individuen diesen Widerspruch in ihrem Leben und Wirken darbieten können, daß ein von Natur durchaus gutmütig, ja sanftmütig angelegter Mensch sich für den Krieg, den sog. staatsrechtlichen Massenmord und einer blutigen Revolution erklären und begeistern kann. Eine solche psychologische Erscheinung zeigt uns das Leben des Mannes, dem diese Blätter gewidmet sind.

Karl Theodor Christian Follen wurde als der zweite Sohn des Christoph Follenius (den gelehrten Schweif des Namens ließ Karl schon in Gießen fallen, da er erfahren hatte, daß der Name von einem Urahnen mit dieser angehängten Floskel latinisirt worden war, während seine Brüder, der ältere August Adolph Ludwig und der jüngere Paul fortfuhren, sich Follenius zu schreiben) wurde am 4. September 1796 im Hause seines Großvaters in Romrod, einem Marktflecken in der Nähe des Vogelsberges in Oberhessen geboren, wohin sich seine Mutter kurz vor ihrer Entbindung geflüchtet hatte, weil in Gießen, wo der Vater, früher Advokat zur Zeit Justizbeamter war, damals die Franzosen unter Jourdain's Kommando nicht besonders disziplinarisch hausten. Später wurde Karl's Vater Landrichter in Friedberg, einem Städtchen in der Wetterau. Die Mutter starb kurz nach der Geburt ihres dritten Sohnes, Paul, im Mai 1799. Dies nöthigte den Vater, alle andern Kinder bei Verwandten unterzubringen, indem er nur Karl bei sich behielt. Als der Vater sich später zum zweiten Mal verheirathete, kam der siebenjährige Knabe unter der Obhut seiner Stiefmutter, „die sich in dieser schwierigen Lage“, wie Friedrich Münch mittheilt, der mit der Familie Follenius innig befreundet war, „mit sehr viel Takt zu benehmen wußte.“ [1])

Bis dahin hatte Karl noch keine Schule besucht. Jetzt wurde der bereits über sieben Jahre alte Knabe zuerst von der Mutter unterrichtet und dann in die öffentliche Schule gethan, wo er so rasche Fortschritte machte, daß er schon im ersten Jahre die meisten seiner Altersgenossen überholte. Aber ihm, der bisher von der übrigen Jugend abgeschlossen gewesen war, fehlte jetzt die kindliche Munterkeit, und die jugendlichen Spiele freuten ihn nicht. Dahingegen war sein Geist bereits in den Kinderjahren mit Nachdenken über die Geheimnisse des Naturlebens und mit Zweifel in Bezug auf die in der Schule gelehrten Religionsbegriffe erfüllt, so daß er seinen Vater oft um Erklärung derselben bat, der ihn selbstverständlich darauf hinwies, daß diese Sachen noch nicht von einem Kinde erfaßt werden könnten, was den Knaben dann zum Nachgrübeln und mit dem eigenen Innern zu verkehren antrieb, um dort die Quelle der Ueberzeugung zu finden.

Obwohl der Knabe auch beim Religionsunterricht, welcher nach der gewöhnlichen Art ertheilt wurde, höchst aufmerksam war, ihn befriedigte das was er hörte nicht, und so bildete sich in seinem ernsten, feierlich und religiös gestimmten Gemüth eine, alle Orthodorie beseitigende, aber dichterisch ausgeschmückte Anschauung von Dem, was er in seinem Geiste selbst ausgebildet hatte, eine feste Lebensanschauung, die bei ihm bis zu seinem Ende anhielt, und die mit dem Studium der neuesten Forschungen in den Wissenschaften verknüpft, das psychologisch räthselhafte Wesen seines späteren Lebens erklären läßt.

Nach absolvirter Volksschule besuchte der junge Follen das Gymnasium in Gießen bis 1813 und wurde dann nach glänzend abgelegtem Abiturientum als Student der Rechtswissenschaft an der dortigen Universität aufgenommen, wo er an dem 1868 in Bonn gestorbenen Professor Friedrich Gottlieb Welcker einen liebevollen Freund gewann, dessen Unterricht er seine ausgebreiteten philologischen Kenntnisse zu verdanken hatte: er meisterte nach Abgang von der Universität die griechische, lateinische, hebräische, italienische, französische und englische Sprachen mit tiefer Sachkenntniß.

Die aufgeregten Zeiten des Befreiungskrieges (1813–1815) rief auch bei Karl und seinem älteren Bruder August, die sich bereits durch das Lesen von Jahn's „Volksthum“ und Fichte's „Reden an die deutsche Nation“, sowie durch die von ihnen besonders angeregte Stiftung des „Tugendbundes“ zum Patriotismus begeistert hatten, den Entschluß wach, als freiwillige Jäger dem Vaterlande sich zu weihen. Sie machten dann die Feldzüge gegen Napoleon mit bis zum Schluß des Krieges. Zurückgekehrt als reifere Männer, nahmen die Brüder ihre Studien an der Universität wieder auf.

Hier gestaltete sich nun eine eigenartige Bewegung, in welcher Karl Follen die Hauptrolle spielte. — Der Gedanke, welcher in dem Befreiungskriege sich Bahn brach, lag in dem Begriff „Freiheit.“ Diese formulirte sich auf natürliche Weise in eine Volksfreiheit, nicht in eine Unabhängigkeit der

Monarchen vom Franzosenkaiser. Unter diesem Eindruck wurde von den Studenten der Gießener Universität eine sogenannte „Studenten-Bruderschaft“ unter der Führung von Karl Follen, in's Leben gerufen, gegenüber den roheren Studenten-Korps. Der alte Komment- und Kommersgeist der studirenden Welt, so meinte Follen, schicke sich nicht mehr für die fortgeschrittene Zeit. Ein brüderliches Zusammenleben aller Studenten in edler Sitte und beseelt vom Geist der Freiheit und reinen Vaterlandsliebe, sei an dessen Stelle zu setzen.

Follen fühlte sich geläutert in seinem Innern und frei von jeder Spur des Gemeinen, und so glaubte er sich berufen, die Rolle des Reformators zu übernehmen. Bereits im Laufe des Sommers 1816 hatte er unter den Akademikern einige gleichgesinnte Freunde um sich versammelt, und nun gab er sich daran, eine Art von Statuten für eine festere Organisation auszuarbeiten, die unter dem Titel: „Ehrenspiegel der jungen teutschen Studenten-Bruderschaft“ bekannt sind. Es war ein Gemisch von christlich-mystischer Volksfreiheit, die damit konstituirt werden sollte, wie schon das Vorwort bekundet:

„Der Gottheit Blitzstrahl, der aus finstrer Wolke,
Aus dieser Sturmzeit herrlich sich entzündet,
Die Liebe, die uns All' in Gott verbündet,
Als Gottes Stimm' im Menschen, wie im Volke
Lebendig neu der Menschheit Urbild gründet,
Die durch den Heiland,
Die jetzt und weiland
Uns durch so viel Blutzeugen ist verkündet,
Sie gibt das Feuer uns zum kühnen Handeln,
Das Licht, um frei der Wahrheit Bahn zu wandeln.“

Das ganze Werk war von einem republikanisch-kommunistisch-religiösen Zug durchweht, der sich wohl für eine klösterlich abgeschlossene Gesellschaft eignen mochte, aber durchaus nicht für eine Schaar junger Menschen, die nach vollendeten Studienjahren in die reale Welt einzutreten gedachten. Follen's Idealismus deutete die Beipflichtung von einem Dutzend gleichgestimmter Freunde auf alle übrigen Studiengenossen und fand so eine bittere Enttäuschung. Friedrich Münch, der später zu Follen's Freunden zählte, schildert diese Niederlage wie folgt:

„Bald nach dem Beginn des Wintersemesters [1816] wurde eine allgemeine Versammlung der Studirenden berufen, um die beabsichtigte bessere Ordnung der Dinge zu berathen. Ich selbst war eben erst Student geworden, wußte nichts von allem Vorausgegangenen, ging aber zu der Versammlung und sah dort K. Follen zum ersten Mal. Er trat auf und fragte, ob die Anwesenden zu einer Verständigung geneigt seien. Sogleich nahm ein gewisser Görz das Wort und rief mit lauter Stimme: „Hier

stehen Landsmannschaften, — mit dem „Ehrenspiegel" wollen wir nichts zu thun haben, — wer für den bisherigen Komment ist, ziehe ab!" Darauf verließen zwei Drittel der Anwesenden den Saal und etwa 60 blieben zurück. Auch ich blieb, indem ein mir damals noch dunkles Gefühl sagte, daß das Recht auf Seite Derer sein müsse, die eine Verständigung suchten." ¹)

Wie gesagt, Follen fand damit eine seiner schönsten Hoffnungen bereits gescheitert. Dennoch nahm er sich zusammen und leitete mit den Zurückgebliebenen die Verhandlungen ein und der „Ehrenspiegel" wurde von den Anwesenden bestätigt. Das gab nun eine Spaltung in der Studentenwelt der Gießener Universität. Die Anhänger Follen's betheiligten sich, nach ihrem Reglement, nicht mehr an den Kommersen und Paukereien der Landsmannschaften, während die Korpsbrüder ihre alten Wege gingen. „Da wir den Komment (das bisherige Studentengesetz) nicht ferner anerkannten", schreibt Münch, „wurde von den übrigen Studenten förmlich der sogenannte Verruf über uns ausgesprochen, und aller Verkehr zwischen uns und ihnen hörte für zwei Jahre gänzlich auf. Gegen Rohheiten mußten wir uns, so gut als wir konnten, zu schützen suchen; doch meistens mied man sich gegenseitig. — So entstand der „Bund der Schwarzen" (wir trugen meistens schwarze Röcke und unsere Gegner legten uns jenen Namen bei, während [wir] sie selbst die „Wilden" hießen), dessen Haupt und Seele K. Follen war, obzwar weder eine Form, noch ein Abzeichen uns zu Gliedern einer wirklichen Verbindung machten." ²)

Das Streben jener jungen Männer ging unter Follen's Leitung jetzt nach einer inneren Läuterung der Individuen und nach einer Vervollkommnung der Gesellschaft. Jeder Mensch habe die Verpflichtung, eine eigene Ueberzeugung sich auszubilden und dieser in Allem nachzuleben. Damit hoffte Follen eine Ordnung der Dinge herzustellen, die bisher noch niemals zu ihrem vollen Bewußtsein gekommen war. Das Wort „Ueberzeugung" spielte darin eine mächtige Rolle. „Das gottgetroste Ueberzeugungshandeln", schreibt Münch, „war die Religion jener jungen Männer; der Gott in der eigenen Brust sollte durch die That sich offenbaren."

Daß ein solcher Geist sich auch mit dem Zustand des politischen Lebens, wie es zur Zeit in Deutschland waltete, befassen mußte, ist leicht begreiflich. Der monarchische Staat paßte da nicht hinein. Follen und seine Anhänger wurden Republikaner, oder vielmehr Sozialisten. Dieser Geist äußert sich lebhaft in den Dichtungen, die damals entstanden. Sie Alle dichteten und sangen, und Follen, obwohl er keinen eigentlichen Musikunterricht erhalten hatte, schrieb die Melodien dazu, oder sie sangen dieselben nach bekannten Weisen. Eins dieser Lieder, an dem verschiedene der Bruderschaft mitgedichtet hatten, hauptsächlich aber Follen, nannten sie „Das große Lied." Das Vorwort, von Karl verfaßt, kündet den Animus an, der den Bund belebte:

Horcht auf, ihr Fürsten! Du Volk, horch auf!
Freiheit und Rach' in vollem Lauf,
Gottes Wetter ziehen blutig herauf!
Auf daß in Weltbrands Stunden
Ihr nicht müssig werdet gefunden!
Reiß aus dem Schlummer dich, träges Gewürme!
Am Himmel, schau auf, in Gewitterspracht
Hell aufgegangen dein Todesgestirne!
Es erwacht, es erwacht,
Tief aus der sonnenschwangern Nacht
In blutig flammender Morgenwonne,
Der Sonnen Sonne,
Die Volkesmacht!
Spruch des Herrn, du bist gesprochen,
Volksblut, Freiheitsblut, du wirst gerochen,
Götzendämmerung, du bist angebrochen!

Und das Motto:

Wenn Blumen sengt und Eichen
Der Wüste Sonnenbrand,
Zum Schattenheer das Volk wird,
Zum Menschheitsgrab das Land;
Wenn gleich dem Alp das Land drückt
Die Qualmacht trüb und bang,
Kein Vöglein mehr darf singen
Des Herzens freien Sang;
Wenn Ströme Sümpfe werden,
Sich Bach und Born verpesten,
Daß lust'ge Fische sterben
Und Kröt' und Molch sich mästen:
Dann müssen Blitze leuchten,
Zornschwere Wetter krachen,
Um Menschen aus den Schatten,
Um Tag aus Nacht zu machen.

Man erschrickt über den revolutionären Geist, der in folgendem Erguß aus Follens Feder haucht (Nummer 6 des „Großen Liedes"):

Menschenmenge, große Menschenwüste,
Die umsonst der Lebensfrühling grüßte,
Reiße, breche endlich, altes Eis!
Stürz in starken, stolzen Meeresstrudeln
Hin auf Knecht' und Zwingherrn, die dich hudeln,
Sei ein Volk, ein Freistaat, werde heiß!

Bleibt im Freiheitskampf das Herz dir frostig,
In der Scheide wird dein Schwert dann rostig,
Männerwille, aller Schwerter Schwert!
Wird es gar im Fürstenkampf geschwungen,
Bald ist es zerschartet, bald zersprungen;
Nur im Volkskampf bleibt es unversehrt!

Thurmhoch auf der Bürger und der Bauern
Nacken mögt ihr eure Zwingburg mauern,
Fürstenmauer drei und dreimal zehn.[4])
Babel's Herrenthum und faule Weichheit
Stürzt in Nacht und Trümmer Freiheit Gleichheit,
Gottheit, aus der Menschheit Mutterwehn!

Und weiterhin Nummer 8:

Brüder, so kann's nicht gehn,
Laßt uns zusammenstehn,
Duldet nicht mehr!
Freiheit, dein Baum fault ab,
Jeder am Bettelstab
Beißt bald in's Hungergrab:
Volk in's Gewehr!

Bruder in Gold und Seid',
Bruder im Bauernkleid,
Reicht euch die Hand!
Allen ruft Teutschland's Noth,
Allen des Herrn Gebot:
Schlagt eure Plager todt,
Rettet das Land!

Daß diese Revolutionshymne auf offener Gasse gesungen wurde, läßt sich nicht denken. Die Korpsbrüder schlugen sich auf dem Paukboden und sangen ihre Kommerslieder, dagegen erhob die Obrigkeit keine Einwendung. Das „Große Lied“ dieser fromm-christlichen schwarzen Brüder erscholl nur im einsamen dunkeln Forst, wo sie um die Mitternachtstunde den „Tisch des Herrn“ in Nacht und Wald feierten (Nr. 9):

Es zieht eine Schaar von Männern sich
Herab zum dunkelen Haine,
Beim dämmernden Fackelscheine;
Still ist ihr Blick, aber schauerlich
Nachtschwarz ihr Gewand einfältiglich,
Nichts Glänzendes blickt ihr an solchen,
Als den Glanz von geschliffenen Dolchen.

Und dort wo die Tannen und Eichen im Rund'
Zum erhabenen Dome sich thürmen,
Gottes Orgel braust in Stürmen,
Wo als Altar aufsteigt der Felsengrund,
Dort trat man zusammen zur Mitternachtstund',
Und hervor aus dem heiligen Kreise
Dumpf-schauerlich tönte die Weise:

Nacht und kein Stern!
Zündet des Opfertod's Kerzen,
Braust in die Segel der Herzen
Stürme des Herrn!

Aus Nacht und Sturm
Sproß eine Freiheitsrose;
Weh, in dem eigenen Schooße
Trug sie den Wurm!

Freiheit ist todt,
Ueberall bleiches Verderben,
Feigheit und ewiges Sterben,
Knechtschaft und Noth.

Rachengel auf!
Auf, die Posaunen erklingen,
Gräber und Särge zerspringen;
Freiheit steht auf!

Drum stehn wir hier:
Dir soll dies Lied gehören,
Freiheitstodt! Vater, wir schwören
Knieend bei Dir!

Und diese blutdürstigen Fürstenmörder in spe waren fromme Jünglinge, deren Christenthum allerdings stark mystisch angelegt war. Es lag etwas altchristlich Duldendes, Märtyrerwilliges, aber kein stilles Dulden, sondern ein lodernder Fanatismus in dem Gebahren dieser „Todbrüder", wie sie sich nannten (Nr. 11):

Und wie was da lebet und kreucht und fleucht,
Wenn der Donner des Höchsten erbrüllet,
In tiefes Schweigen sich hüllet,
So knien sie im stummen Danke gebeugt
Vor dem, deß' Gnad' uns zur Freiheit erzeugt,
Bis zween Aelteste treten zusammen
Und entzünden des Hochaltars Flammen.

Und die Todbrüder treten zum Altar hin,
Zu empfahn in heil'ger Entflammung,
Was uns Heil bringt oder Verdammung.
Mit dem König der Märt'rer ein Blut und ein Sinn,
So nehmen die Märtyrerweihe sie hin,
Und weihn sich der ew'gen Erbarmung
Mit Opfergesang und Umarmung.

Wenn wir die Legenden der ersten christlichen Gemeinden lesen, so lernen wir daraus, daß die Gläubigen sich in der Nachtzeit in Höhlen und dunkelen Schluchten zu ihren Liebesmählern versammelten. Sie flüchteten sich dorthin, von Fanatikern verfolgt, nicht um Aufruhre anzustiften und Revolutionen zu schüren, sondern um sich in ihrem Glauben zu stärken und den Frieden der Menschheit anzubahnen. Die Versammlungen der schwarzen Brüderschaft hatten viel Aehnlichkeit mit jenen nächtlichen Zusammenkünften der ersten Christen, wie ein paar Strophen aus dem „Abendmahlslied freier Freunde", dem Schlußgesang des „Großen Liedes", bezeugen.

Mir wars im Herzensraum
So öde sonst, so traurig,
Nur Flammen so wild und schaurig
Störten den bangen Traum.
Wie dort, wo sich die Eiskrystalle thürmen,
Oft Gluthen gräßlich schön zum Himmel stürmen,
So stürmten ohne Meister
Im schauernden Entzücken meine Geister.

- -

Der Friede Gottes ruht
In stiller Unschuld Feier,
Hehr wie ein Jungfraunschleier
Mir neu auf Herz und Muth:
Den ich im Tod nur hoffte zu umarmen,
Läßt lebend mich an seiner Brust erwarmen,
Seit ich in seinem Blute
Zerbrach den Tod und des Gewissens Ruthe.

Nur in der letzten (11.) Strophe kehrt der revolutionäre Geist zurück:

Der du am Brandaltar
Elias' Ruf erhörtest,
Baal's Thron und Frohn zerstörtest,
Zu dir fleht uns're Schaar
Am Vaterlands-Altar mit Herz und Munde:
Dein Opfer harrt, fach an zum Flammenbunde
Die teutschen Hochgebirge,
Dann, Volk, die Molochspriester würge! würge!

Die lose zusammenhängenden zwölf Gesänge des „großen Liedes", wie sie Follen's Wittwe als Anhang zum ersten Band ihres "Life and Works of Charles Follen" (Boston 1841) mittheilt, bilden sicherlich nur Karl's eigenen Gedichte, da, wie Friedrich Münch schreibt, noch mehrere andere, darunter auch er selbst mitgearbeitet hätten; und Münch bringt eine Strophe seines eigenen Gesangs und eine andere Strophe von Chr. Sartorius, die nicht in Follen's "Life and Works," enthalten sind. Gedruckt wird dieser revolutionäre Hymnus wohl nicht geworden sein, denn dann hätte sicherlich das spionierende Auge der Polizei das Treiben der Brüderschaft und deren hochverrätherischen Lieder entdeckt und Einkerkerung wäre die Folge gewesen. Dieses Lied wird demnach wohl nur in Abschriften verbreitet worden sein, und etliche derselben sich auch nach Jena, Marburg, Heidelberg und anderen Universitäten verirrt und so die Anregung zu der Wartburgfeier (16–17. Oktober 1817) gegeben haben, die mit Militär unterdrückt wurde.

In der Oeffentlichkeit verhielten sich die Brüder vorsichtig reservirt, und besonders Karl Follen, der, wenn er und seine Genossen auch nicht an den Kommersen und Paukereien theilnahmen, desto lebhafter der Turnerei huldigte. Unter diesen Verhältnissen entstand das von A. A. L. und Karl Follen gedichtete Turner- und Studentenliederbuch: „Freie Stimmen frischer Jugend", im Jahre 1819 in Gießen gedruckt. Obwohl die Namen der Brüder Follen nicht einzeln bezeichnet sind, so hat doch Karl die seinigen für seine Gattin angestrichen, welche die folgenden in Follen's Leben abdruckt:

Turnerstaat.

Schalle, du Freiheitssang!
Walle wie Wogendrang
Aus Felsenbrust.
Feig lebt der Knechte Schwarm;
Uns schlägt das Herz so warm,
Uns zuckt der Jünglingsarm
Voll Thatenlust.

Gott, Vater, dir zum Ruhm
Flammt deutsches Ritterthum
In uns auf's Neu;
Neu wie das alte Band,
Wachsend wie Feuerbrand:
Gott, Freiheit, Vaterland,
Altteutsche Treu!

Einfach und gläubig sei,
Kräftig und keusch und frei

Hermann's Geschlecht!
Kriegsherrn Macht, Knechteswitz
Malmt Gottes Racheblitz;
Euch sei der Königssitz
Freiheit und Recht!

Freiheit in uns erwacht
Ist deine Geistesmacht,[5])
Dein Reich genaht.
Glühend nach Wissenschaft,
Blühend in Ritterkraft
Sei, teutsche Turnerschaft,
Ein Bruderstaat!

Sause, du Freiheitssang,
Brause, wie Donnerklang
Aus Wolkenbrust!
Ein Herz, ein Leben ganz
Stehn wir, ein Sternenkranz
Um einer Sonne Glanz
Voll Himmelslust!

Turnerbekenntniß.

Auf, Jubeldonner und Liedersturm!
Der Begeist'rung Blitz hat gezündet;
Der Mannheit Eiche, der Deutschheit Thurm
Ist in Deutschland wieder gegründet:
Der Freiheit Wiege, dein Sarg, Drängerei,
Wird gezimmert aus dem Baum der Turnerei!

Ein Turner ist der, so mit Wehr und Geschoß
Durch das Blachfeld stürmt, durch Geklüfte,
Durch die Wogen sich wirft, auf das bäumende Roß
In die Luft sich schwingt, in die Grüfte;
Der Freiheit nicht ohne Gleichheit kennt,
Dem Gott und sein Volk nur im Busen brennt.

Das Kreuz und die sausende Freiheitsfahn,
Auf des Hochstamms zerhauener Krone,
Beut Kreuzeslast auf der saueren Bahn
Und Rast auf dem Kreuz ihm zum Lohne;
Die Eintracht schirmt und die Gleichtracht wacht
Vor Hochmuthsteufel und Niedertracht.

Auf, auf du Turner, du Deutscher, wohlan!
Auf, ehrliche, wehrliche Jugend!
Noch ficht mit der Wahrheit gekrönter Wahn,
Noch kämpft mit dem Teufel die Tugend!
Schwertstahl aus dem Rost! aus dem Schlauch junger Most!
Durch die Durstluft, Nordost! grüner Mai aus dem Frost!

Bundeslied der Schweizer auf dem Rütli.

Auf, ihr Glocken dieses festen Thurmes,
Bruderstimmen auf! stimmt mächtig an!
Schlagt, im Wehn des Liedersturmes,
Freiheitsflammen, himmelan!
Bundesflammen, himmelan!
Heran! heran! heran!

Preis zuerst dir, höchster Hort und Retter,
Vater, der uns frei und selig macht.
Dein Panier,[6]) dein heilig Wetter
Leucht' uns vor in Nacht und Schlacht,
Daß Zwinguri niederkracht!
Hurrah! hurrah! hurrah!

Auf, ihr Säulen eines Bruderdomes!
Schützet eures Volkes Altarflamm'!
Quellen eines Freiheitstromes,
Niederreißt der Bosheit Damm!
Der Gewaltherrn ganzen Stamm!
Hinan! hinan! hinan!

Ja, „bei Gott und Vaterland!" verderben
Woll'n wir der Gewaltherrn letzte Spur;
Gern für Recht und Freiheit sterben,
Bleibt dem Volk die Freiheit nur!
Gott, hör' unsern Bundesschwur!
Hör an! hör an! hör an!

Steig aus unsers Blutes Morgenglanze
Glüh'nde Volkessonn' in alter Pracht!
In des Reiches Sternenglanze
Steig aus unsers Todes Nacht:
Freistaat, Volkes-, Gottesmacht!
Empor! empor! empor!

Aus den Dornen uns'rer Märt'rerkronen
Blühen Rosen auf dem Vaterland.
Freiem Muth muß Freiheit lohnen:
Darum, Brüder, Hand in Hand
Folgt der Freiheit heil'gem Band!
Voran! voran! voran!

Heil dir, Bruderbund! den wir beschworen,
Heil dir, Freiheitswiege, Zwingherrngruft!
Der zu Märt'rern uns erkoren,
Der zur Hermannsthat uns ruft,
Zur St. Georgenthat uns ruft!
Hurrah! hurrah! hurrah!

Freiheitshimmel, roth von Jugendwonnen,
Du, mit deinem Blau allewig neu;
Keine Nacht löscht deine Sonnen,
Denn kein Tod löscht Lieb' und Treu':
Männertreue, Bundestreu'!
Wohlan! wohlan! wohlan!

Freiheitsbund, vor trage deinem Volke,
Deiner Zeit das Freiheitsbanner kühn!
Aus dir, freie Donnerwolke,
Soll das Siegskreuz Gottes glühn,
Soll ein neues Reich erblühn!
Hinan! hinan! hinan!

Karl Follen war ein großer Verehrer von Theodor Körner, dessen „Leyer und Schwert"-Lieder mit der glühenden Vaterlandsliebe und Kriegslust ihn mächtig fesselten. Seine Lieder sollten eine Nachbildung der Körner'schen sein, allein er bewegte sich nicht, wie dieser, auf dem reinen Boden des deutschen Freiheitsgedankens, sondern er betrat die Pfade der Revolution. Allerdings hatte sich die Zeit geändert, und die trüben Tage der Gedankenknechtung waren auf dem Freiheitskrieg gefolgt. Darum sind seine Lieder, nicht wie die Körner's, auf dem heimathlichen Patriotismus gebaut; sein Kampf galt der inneren Zersplitterung, dem Krieg gegen die Tyrannenherrschaft im eigenen Lande. Er hoffte auf eine Revolution wie die der französischen in den 90ger Jahren des 18. Jahrhunderts. Dafür war indessen das Volk noch nicht reif, es war zu zahm geworden unter der jahrhundertlangen Knechtung der zahlreichen Fürsten des Vaterlandes. Der Unterthanengeist war noch zu lebendig. Er hoffte auf eine allgemeine Schilderhebung zum Bau der deutschen Republik. Aber die Zeit war noch zu früh, und es bedurfte über ein halbes Jahrhundert, bis man die Hälfte des

Weges zurücklegte, bis zur konstitutionellen Monarchie. Er aber singt seinem Lieblingshelden die

Theodor Körner's Todtenfeier.

Unterm Klang des Kriegeshörner
Riefen Engelstimmen: „Körner!“
Und das Heldenherze bricht.
Herzen, Augen, brecht in Zähren!
Eure Zähren wird verklären
Hohen Glaubens Freudenlicht.

Deutschland, dem du treu verbunden,
Fühlt, o Bruder, deine Wunden,
Blutet mit und freuet sich!
Bist ein König hochbeneidet,
Deines Blutes Purpur kleidet,
Heil'ge Dornen krönen dich.

Wenn die Saiten längst gesprungen,
Lebt das Lied auf allen Zungen,
Lebt unsterblich im Gemüth.
Nur des Lebens Licht verdunkelt,
Doch der Stern der Liebe funkelt,
Bis im Lichtmeer er verglüht.[7])

Jesu, reine Gottesminne,
Eine unsers Volkes Sinne
In der Liebe Heil'genglanz!
Laß auch uns, nach heißem Mühen,
Einst wie unserm Bruder blühen,
Dornenkron' und Sternenkranz!

Damals hatten Strauß und Renan noch nicht mit ihrer schonungslosen Kritik den poetischen Hauch von der Vorstellung des persönlichen Heilandes weggewischt, und von einer unchristlichen oder gar antichristlichen Richtung war nichts bemerkbar, vielmehr hatte in dem eben beendigten Befreiungskrieg, neben der volksthümlichen, auch eine erhöhte religiöse Stimmung gewaltet und „zum Sieg oder Tod“ geführt. Dieser Zeitströmung folgte auch Follen in voller Begeisterung, was hinreichend den Geist seiner Dichtungen erklärt.

Im Frühjahr 1818 promovirt Follen nach einem glänzend bestandenen Examen und öffentlicher Debatte zum Doktor der Rechte. Für ihn stand jetzt eine leuchtende Zukunft offen, hätte er nur, wie Andere es thaten, sich fügsam und geschmeidig gezeigt — man würde ihm gern seine jugendlichen

Unbesonnenheiten verziehen haben. Bei ihm aber war der Freiheitsgedanke zur Ueberzeugung geworden, und dieser Ueberzeugung vermochte er keine solchen Opfer zu bringen.

Sogleich nach seiner Promovirung fing Follen an, als Privatdozent in Gießen Vorlesungen zu halten, die sich einer lebhaften Zuhörerschaft erfreuten. Dabei blieb er mit den Freunden in steter Verbindung. Im Herbst 1818 siedelte er jedoch nach Jena über, wo er eine Professur erhielt und mit außerordentlichem Erfolg Pandekten vortrug. Aber, obgleich von der Brüderschaft getrennt, die sich nach allen Richtungen zerstreute, setzte Follen auch hier seine Propaganda für ein freiheitlich-politisches Handeln fort, stieß aber bei Fries, Oken und Anderen auf streitgeübtere und besonnenere Gegner, als dies in Gießen der Fall gewesen war. „Man hielt ihm vor," schreibt Münch, „daß seine Forderungen die eines allzustolzen Menschen seien, der auf das unvermeidlich Mangelhafte in der Welt und im menschlichen Wesen keine Rücksicht nehme, konnte ihm aber kaum diesen Stolz verargen, weil er offenbar die höchsten Forderungen immer zuerst an sich selbst stellte. . . . . . Was man in ihm zu ehren gezwungen war, scheute man sich doch zum Grundsatz des eigenen Handelns zu machen." [8])

Der Erfolg von Follen's propagandistischen Bemühungen war jedoch äußerst gering. Nur ein paar Studenten vermochte er zu bekehren [9]) und einer derselben wurde später noch zum Judas des neuen politischen Messias. Einen jungen Studenten der Jenaer Universität wußte Follen indessen vollständig zu fesseln, daß er, ob mit oder ohne dessen Wissen, [10]) den strafenden Dolch führte, Karl Ludwig Sand.

Zu den servilsten Knechten der Tyrannenherrschaft jener Zeit gehörte der Dichter Kotzebue. Er war ein genialer Mensch, aber ohne alle Grundsätze, ein durch und durch verachtungswürdiger Karakter. Als junger Mann von zwanzig Jahren kam er nach St. Petersburg, wo er in russische Staatsdienste trat und bald darauf zum Regierungspräsidenten von Esthland ernannt wurde. Nach vielfachen Abenteuern und einem Aufenthalt in Berlin (1802 – 1806) begab er sich abermals nach Rußland, wo er aus seinem Versteck in deutschen Zeitschriften (1808 – 1812) Napoleon und die Franzosen aufs Heftigste befehdete, wofür ihn Kaiser Alexander I. zum Generalkonsul in den preußischen Staaten ernannte. 1816 nach St. Petersburg berufen, wurde er zum Staatsrath im Department der auswärtigen Angelegenheiten erhoben und 1817 nach Deutschland gesandt, um von dort über die politischen und gesellschaftlichen Zustände direkt an den Kaiser zu berichten. Durch seine Schmähungen auf Goethe und die Verspottung der freiheitlichen Bestrebungen der Burschenschaften machte er sich bei der Studentenwelt grimmig verhaßt, und da er außerdem in den Ruf kam, der Fürstenreaktion als geheimer Agent zu dienen, lud er sich den Groll aller edelgesinnten Männer Deutschlands auf den Hals. Dieses verachtungs-

würdige Werkzeug der Tyrannen aus dem Wege zu schaffen, entschloß sich Sand, der ihn am 23. März 1819 in Mannheim, wo Kotzebue zur Zeit wohnte, ermordete.

„Das darüber fast einstimmig gefällte Urtheil", schreibt Münch, „geht dahin, daß es eine in dem wilden Fanatismus oder doch in der jugendlichen Ueberspannung eines sonst edlen Menschen, der sich für ein ausersehenes Werkzeug des Himmels hielt, gereifte That war, daß ein Wahnruf, um den kein Anderer wußte, den Mörder trieb. Das Letztere wird um so mehr allgemein angenommen, da die schärfste Inquisition nicht im Stande gewesen ist, einen Mitschuldigen oder Mitwisser aufzufinden. Mag man indessen auch die Stimmung und Ansicht, aus welcher jene That hervorging, schwärmerisch nennen, so dürfen die Leser es doch mir glauben, daß die That eben so kühl ausgedacht war, wie sie mit entschiedenem Willen vollführt wurde, und daß alle Folgen, die sich daran knüpfen sollten, überlegt und berechnet waren und zwar nicht in Sand's Innerem allein. Nachgerade waren der „Worte genug gewechselt" worden, sollte es niemals zu Thaten nach Follen's Grundsätzen kommen? Was war das zunächst thunliche? Eine Revolution direkt zu machen, ging nicht an. Aber einen allgemein als Verräther an der deutschen Ehre und Freiheit gebrandmarkten Menschen in der möglichst auffallenden Weise zu strafen und aus dem Wege zu schaffen, dadurch die ganze Nation zum Gefühl ihrer Schmach mächtig aufzuregen, Tausende anzufeuern, daß sie, dem gegebenen Beispiel folgend, auch ihre Dolche blitzen ließen, wonach dann das Volk zu den Waffen greifen und alle seine Plager todtschlagen würde, — das war erreichbar und thunlich und es verstand sich also nach dem „Grundsatze" von selbst, daß es gethan wurde. Das Falsche in der Betrachtung rührt daher, daß Follen bei aller sonstigen Einsicht doch die Masse des Volkes, seine Stimmung und Anschauung nicht kannte. Es verstand die Bedeutung dieser That so wenig, daß es für den Gemordeten viel mehr Mitgefühl, als für den zugleich sich opfernden Mörder an den Tag legte und auch den später eingekerkerten sogenannten Demagogen kaum irgend eine Theilnahme bewies. Follen konnte so wenig durch solche Thaten wie durch Worte sich der großen Menge verständlich machen.

„Und warum verrichtete Follen die That nicht selbst?" fährt Münch fort. „Aus reiner Oekonomie; denn der Gedanke der Selbstaufopferung war ihm in der That einer der liebsten. Ihm war eine höhere Aufgabe gestellt: die künftige Revolution konnte seiner als Führer nicht entbehren — er mußte für das Schwerere, das noch kommen sollte, sich erhalten. Hätte er dieß sich nicht selbst gesagt, so sagte Sand es ihm jedenfalls, und er mußte die That dem Freunde überlassen, der eben dafür und nicht für noch Bedeutenderes sich befähigt hielt. Sand hatte Follen's Ideen vollkommen sich zu eigen gemacht und hielt sich für berufen, den Anfang zu ihrer Ausführung zu machen. So allein wird diese That verständlich und so sollte

sie auch auf die Nachwelt kommen." [11]) — Soweit Münch, der wohl von Follen selbst diese Aufklärung erhalten haben wird, und sie 1873, als alle Betheiligten aus dem Leben geschieden waren, der Oeffentlichkeit übergab.

Das intime Verhältniß, welches zwischen Sand und Follen bestand, mußte selbstverständlich den Verdacht der Mitwissenschaft auf diesen lenken. Er selbst setzte seine Vorlesungen in Jena ruhig fort, als ob nichts vorgefallen wäre. Mittlerweile war man auch auf das Vorhandensein des „Großen Liedes" gekommen, hatte vielleicht eine Abschrift desselben aufgefischt, (Münch meint, es seien auch Theile desselben gedruckt worden, aber der pseudonyme „Rechtlieb" sagt ausdrücklich, daß die Polizei nur fragmentarische Bruchstücke in Manuskript gefunden habe, deren Handschriften mit keiner der in Verdacht Gezogenen übereingestimmt hätten), und nun ward sofort die Vermuthung ausgesprochen, Follen sei der Dichter und Sand der Verbreiter dieses Liedes. Infolge dessen wurde im Oktober Follen in der Nacht plötzlich von Gensdarmen überfallen, um ihn nach Mannheim in's Verhör zu bringen, was Follen darauf leitete, daß er mit Sand konfrontirt werden sollte. Obgleich aus dem Schlafe gestört, fand er sogleich die volle Besinnung, und als der Anführer der Gensdarmen sich seiner Papiere versicherte, galt es Follen darum, der sich mittlerweile angekleidet hatte, einen Brief zu beseitigen, der, wie Münch schreibt, ihn im höchsten Grade verdächtig machen mußte. Er stellte sich anscheinend ruhig neben den Beamten, der die Papiere durchmusterte, that im rechten Augenblick einen Griff nach dem Brief und warf ihn in die Flamme des Ofens, wo er verbrannte, ehe noch die Gensdarmen sich von ihrem Staunen erholen konnten. Darüber zur Rede gestellt, sagte er ganz gelassen: „Ich habe einen Brief verbrannt, denn es war mein Brief, mit dem ich also thun kann, was ich will." In Weimar, wo er zuerst verhört und bezüglich des verbrannten Briefes befragt wurde, sagte er: „Der Brief betraf ein zartes Verhältniß, und es war deshalb unpassend, daß er in ungeweihte Hände kommen sollte." Und mit dieser unbefriedigenden Erklärung mußte man eben vorlieb nehmen. In Mannheim, wo er einem noch schärferen Verhör unterworfen und schließlich mit Sand konfrontirt wurde, scheiterten diese inquisitorischen Maßregeln an der Ruhe und Selbstbeherrschung Follens, so daß man nicht anders, als ihn von aller Mitschuld freisprechen konnte.

Die vorstehende Schilderung der Ereignisse und ihrer Triebfedern ist im Auszug dem Buche Friedrich Münchs entnommen, welcher ausdrücklich bemerkt, daß seine Darstellung von jener der Wittwe Follen's wesentlich abweiche. Er fügt hinzu: „Es kann Dinge geben, welche der Mann auch dem geliebtesten Wesen, der eigenen Frau, doch nicht mittheilt; ich darf an der Untrüglichkeit meiner eigenen Quelle keinen Augenblick zweifeln;" [12]) was durch die Verbindung des Vorder- und Nachsatzes darauf schließen läßt, daß Follen selbst Münch diese Mittheilung gemacht hat.

Nachdem Follen in Mannheim ehrenvoll freigesprochen war, kehrte er nach Jena zurück, fand aber zu seinem Erstaunen, daß man ihm die Erlaubniß, Vorlesungen zu halten, entzogen hatte, so daß er genöthigt war, Jena zu verlassen. Er ging dann nach Gießen, wo er im elterlichen Hause und abwechselnd in Romrod beim Großvater, sowie im benachbarten Niedergemünden in der Familie Münch's sich kurze Zeit aufhielt. Sein Erzfeind, der Professor und Kanzler der Gießener Universität, Arens, der eben abwesend war, als Follen nach Gießen kam, drückte sich bei seiner (Arens') Rückkehr mit den Worten aus: „Nun hat die Axt doch wieder ihren Stiel", was Friedrich Münch sofort nach Hause berichtete.

Jetzt sah Follen wohl ein, daß für ihn nichts übrig blieb, als die Flucht. Ohne seiner Familie zu sagen, daß er sich von ihr auf immer scheiden müsse, reiste er nach Straßburg. Dorthin wurden ihm später sein Gepäck und seine Manuskripte nachgeschickt, die jedoch auf einem Rheinschiff, das verbrannte, verloren gingen. Von Straßburg begab sich Follen nach Paris, wo er die Bekanntschaft Lafayettes suchte und dessen Freundschaft gewann. Durch diesen wurde Follen bei den damals berühmtesten Geistern Frankreichs eingeführt: bei Henri Gregoire, Benjamin Constant, Victor Cousin und Anderen. Durch solche Bekanntschaften erweiterten sich seine Begriffe von der Kohärenz der Menschheit aus dem Franzosenhasse, wie er von Arndt in der deutschen Jugend entfacht worden und der ihm auch zum Theil kleben geblieben war, zum reinen Humanismus, aus dem Vaterlandsgeiste zum Weltgeist. Diese Bekanntschaften, besonders die mit Lafayette, kamen ihm später in Amerika gut zu statten.

Sein Aufenthalt in Frankreich sollte aber nicht von langer Dauer sein; denn als im Februar 1820 der Herzog von Berry durch Louvet ermordet wurde, ward ein allgemeines Ausweisgebot aller Fremden aus Frankreich erlassen und auch Follen mußte sich flüchten. Von der Gräfin Benzel-Sternau, welche, ohne ihn persönlich zu kennen, sich für sein Schicksal interessirte, nach ihrem prächtigen Landsitz „Maria Halden" am Züricher See eingeladen, eilte er dorthin und fand eine herzliche Aufnahme. Er verbrachte hier einen höchst angenehmen Sommer, war aber doch froh, als ihm im September 1820 eine Professur an der Kantonsschule in Chur angeboten wurde, welche er annahm, um sich wieder in einem nützlichen Wirkungskreis bewegen zu können. Mit Lust zu gewohnter Thätigkeit begann Follen seinen neuen Lehrberuf. Es ist leicht begreiflich, daß er seine religiösen Anschauungen in den Geschichtsvorträgen mit einfließen ließ, mehr als dies den am orthodoxen Dogma festhaltenden Mitgliedern der evangelischen Synode lieb war, und so fand er sich plötzlich, wie Münch berichtet, „der Ketzerei angeklagt." Er protestirte jetzt gegen das heimliche Vernehmen seiner Schüler, und erbot sich, in der Synodalversammlung seine Ansichten vorzutragen und zu vertheidigen, was ihm verweigert wurde, und so gab

er, nach weniger als einem Jahr, seine Professor freiwillig auf, „auf's Ehrenvollste entlassen und beschenkt von seinen Schülern, die bereits in dem kurzen Verkehr seinen hohen Werth erkannt hatten.“ [13])

Gleich nach Follen's Rücktritt von der Kantonsschule in Chur wurde ihm eine Professur an der 1817 neu organisirten Universität in Basel angetragen, die er annahm. Er trug Zivil-, Natur- und Kirchenrecht, Logik, Psychologie 2c. vor, und trat bald mit den Professoren de Wette, Dr. Beck, Snell u. A. in innige Beziehungen, die sich im Lauf der nächsten Jahre zu einem Freundschaftsbunde erweiterten. Follen schrieb hier für de Wette's „Zeitschrift der wissenschaftlichen Religion“ mehrere größere Abhandlungen: „Ueber die Bestimmung des Menschen“, „Ueber Spinoza's Lehre“ 2c. Während dieser wenigen idyllischen Glücksjahre verlobte er sich mit der Schwester seines Freundes Beck, „eines durch äußere und innere Vorzüge gleich ausgezeichneten Mädchens“, wie Münch schreibt. Aber ihrer Verbindung trat ein unübersteigliches Hinderniß in den Weg. Als Follen nämlich bald darauf nach Amerika flüchten mußte, wollte ihr Vater die einzige Tochter nicht mit ihm über den Ozean ziehen lassen, worauf die folgenden Strophen, die er ihr von Paris in einem Brief zusandte, Bezug haben:

Hast du mich lieb, o so gib mir die Hand,
Laß uns wandern, laß uns ziehn
Mit der Sonne nach Westen hin.
Dort an des Meeres anderem Strand,
Dort ist der Freiheit, dort der Menschheit Vaterland.

Suchst du hienieden
Häuslichen Frieden?
Häuslicher Frieden blüht
Nur wo der Freiheit Sonne glüht.

Vergebens! Das Mädchen gab dem Wunsch des Vaters nach, ihre Liebe opfernd und sandte ihm den Verlobungsring zurück, als er bereits in Amerika war.

Während dieser Zeit spannen sich die Netze der Denunziation gegen Follen und seine Freunde, darunter besonders Robert Wesselhöft, der noch bis zum Jahre 1840 in Untersuchungshaft gefangen gehalten wurde, als er durch die Amnestie seine Freiheit erhielt, und dessen jüngeren Bruder Wilhelm, welcher sich zugleich mit Follen nach Amerika flüchtete. Beide Wesselhöfts, von denen Wilhelm mehrere Jahre lang eine Professur in der hamöpathischen Lehranstalt zu Allentown bekleidete, gingen später nach New England, woselbst Wilhelm in Boston und Robert in Cambridge als Aerzte praktizirten und sich einer angesehenen Stellung erfreuten. Nachher gründete Robert die Wasserheilanstalt in Brattleboro, Vermont, wo er gestorben ist.

Damals erschienen auch zwei niederträchtige Flugblätter gegen die jungen Studenten und Turner. Das erste hatte einen Herrn von Spreewitz, einen mecklenburgischen Adeligen, zum Verfasser. Die Broschüre, von der mir es nicht gelang ein Examplar aufzutreiben, nicht einmal den genauen Titel konnte ich erfahren, bildete die Hauptanklageschrift in dem Breslauer Prozeß gegen Jahn, Robert Wesselhöft u. A. Inzidental wird darin auch gegen die beiden älteren Follen, Eduard Salomon, der später deutscher Oberlehrer an der Emigrantenschule in Cincinnati war, Christian Sartorius u. A. die Anklage der Demagogie vorgebracht. Daraufhin fand das „Breslauer Erkenntniß" im despotischen Diensteifer sich bewogen, die Untersuchungshaft gegen alle Angeklagten, mit Ausnahme Karl Follens zu verhängen, welche die Verurtheilten theils auf der Festung Köpenik theils auf der Berliner Hausvogtei abzusitzen hatten. Eine Appellation an das Landesgericht in Frankfurt a. d. Oder gab den Armen ihre Freiheit wieder, indem das Obergericht das „Breslauer Erkenntniß" umstieß (1821).[14])

Die zweite dieser niederträchtigen Denunziationen lieferte eine Flugschrift von einem gewissen Johann Ferdinand Wit, genannt von Dörring, (alias Franz Wit, alias Ferdinand), „ein begabtes mauvais sujet, d. h. ein sittlicher Schwächling mit ziemlich gutem Verstande."[15]) Diese Schrift trug den Titel: „Aus meinem Leben. Eine Warnung an die deutschen Fürsten." Follen wird darin ein „eingefleischter Teufel" genannt und die Behörden werden aufgefordert, „ihn auf's Grimmigste zu verfolgen."

Dieser Wit hatte bereits durch gemeine Streiche alle Achtung verscherzt, als Follen im Herbst 1818 nach Jena kam. Wit hängte sich sofort ihm an, als ob er, ein Verirrter, in ihm einen Retter und eine Stütze suche, miethete sich in dasselbe Haus, suchte sich Follen in jeder Weise gefällig zu machen und namentlich sich als begeisterten Freiheitsmann aufzuspielen. Niemand schien begieriger als Wit, Follens Grundsätze aufzunehmen, Niemand bekannte sich offener und rückhaltloser dazu. Follen behandelte ihn nicht allein in seiner gewohnten liebevollen Weise, sondern machte sich sogar mehr als gewöhnliche Mühe mit ihm, zu dem Zweck, ihn wieder sittlich zu heben. Man warnte ihn vergebens vor dem Falschen, aber er erwiederte lächelnd: „Ich weiß alles, was ihr mir sagen wollt; aber was soll aus ihm werden, wenn Alle ihn lieblos von sich stoßen und ihn seiner Thorheit preisgeben?" — „Wenn Wit darauf gerechnet hatte", fügt Münch hinzu, „durch seinen Verrath sich selbst die Gunst der Behörden zu erwerben, so war dies eine Täuschung; denn er sah sich nicht lange nachher genöthigt, selbst nach Frankreich zu entfliehen."[16]) Aber Wit fand Anfangs Gnade vor den Augen der Reaktion, denn es war Wit, den man zuerst entließ.[17])

Bald nachdem Follen seine Professur in Basel angetreten hatte, fand der berüchtigte Monarchenkongreß in Troppau statt, welcher sofort an die

Schweizer Regierung in Basel die Drohung einer bewaffneten Intervention ergehen ließ, falls sie die Auslieferung Follens und Anderer verweigerte, die theils in Basel studirten, weil man sie aus Deutschland ausgewiesen hatte, theils dort Professuren bekleideten, wie de Wette, Karl Beck, Snell u. A. Diese Drohung wurde von der Baseler Regierung dahin beantwortet, daß Follen, de Wette, Beck und Snell Professuren an der neuorganisirten Universität mit Erfolg bekleideten und sich durchaus friedlich und zufriedenstellend aufführten. Sie (die Baseler Regierung) könnte deshalb nicht einsehen, weshalb sie aus ihrer nützlichen Thätigkeit entfernt werden sollten. Damit hatte diese Sache auf ein paar Jahre Ruhe, bis die Wit von Dörring'sche Broschüre, welche Basel als das Brutnest der teuflischen Revolution bezeichnete, auf's Neue die Flamme der Furcht schürte. Die „heilige Allianz" forderte nun abermals die Auslieferung der staatsgefährlichen Männer und besonders Follens auf, allein dieser beharrte hartnäckig auf sein gutes Recht, und lehnte es im Frühjahr 1824 sogar ab, Lafayette nach Amerika zu begleiten, wozu dieser ihn freundschaftlich eingeladen hatte. Follen wollte jedoch nicht aus einem ihm liebgewordenen Wirkungskreis scheiden, noch die Hoffnung auf ein häusliches Leben, welches er damals hegte, zerstört sehen, ohne durch die äußerste Gewalt dazu gezwungen zu sein.

Am 27. August 1824 gingen der Regierung des Kantons Basel drei Drohnoten der preußischen, österreichischen und russischen Regierung zu, in welchen die Auslieferung der Professoren Follen, Beck und Snell verlangt wurde, um sie nach Köpenik zu bringen. Immer noch wollte Follen nicht wanken und auch die Baseler Regierung war geneigt, ihn zu halten, bis auf's Neue Drohnoten die frühere Forderung wiederholten und Basel von mehreren Kantonen bestürmt wurde, doch wegen ein paar Menschen nicht die Schweiz in einen Krieg zu stürzen. Zugleich ward es der Regierung an die Hand gelegt, daß es um Snell, der eine zahlreiche Familie hatte, nicht so sehr zu thun sei, als um die Andern.

Als Follen dennoch nicht weichen wollte, wurde ein Hafsbefehl gegen ihn ausgestellt, ihm aber dies unter der Hand mitgetheilt, wobei man ihm zur Flucht rieth. Da sah Follen wohl ein, daß sein Starrsinn ihn nur in ein lebenslängliches Gefängniß führen würde. Er entschloß sich deshalb zur Flucht. Versteckt in einem Futterkasten unter dem Sitz des Kutschers, mußte er sich aus Basel fahren lassen und gelangte, mit einem falschen Paß versehen, in drei Tagen nach Paris, wo Dr. Beck und die Studenten Wilhelm Wesselhöft, Jakob Homburg und Friedrich Bunte, welche früher als Follen die absolute Werthlosigkeit des ferneren Widerstandes eingesehen und sich zur Auswanderung entschlossen hatten, bereits seiner warteten.

Vor seiner Abreise richtete Follen noch an die Kantonsregierung zu Basel folgende Erklärung: „Da die Republik der Schweiz, welche so vielen Prinzen, Adeligen und Priestern Schutz verliehen hat, mich, der ich wie

sie selbst, ein Republikaner bin, nicht beschützen will, sehe ich mich genöthigt in dem großen Asyl der Freiheit, in den Vereinigten Staaten, eine Zuflucht zu suchen. Meine falschen Ankläger fordre ich hier vor das Tribunal Gottes und der öffentlichen Meinung. Gesetze habe ich niemals übertreten, aber das gräßliche Verbrechen, mein Vaterland geliebt zu haben, hat mich in solchem Grade schuldig gemacht, daß ich der Verzeihung der heil'gen Allianz mich völlig unwerth halte." — Die Bürger von Basel bezeigten ihm die herzlichste Theilnahme und der Rektor der Universität stellte ihm das ehrenvollste Zeugniß aus.

Am 1. November schifften sich die Freunde auf dem „Cadmos" ein, demselben Schiff, das auf seiner vorhergehenden Fahrt Lafayette nach Amerika gebracht hatte. Hier auf dem weiten Meer, mit nur den Himmel über sich, von Stürmen wild geschaukelt, dichtete Follen sein letztes Gedicht in deutscher Sprache, das von ihm bekannt ist:

Auf dem "Cadmos" nach Amerika.

Gedicht und Musik von Karl Follen.

Auch auf dem hölzernen Fische,
Hier mitten im Wogengezische
Schwingt das Herz,
Frei von Schmerz,
Frei wie die Lerche sich himmelwärts.

Stürmt nur, ihr wilden Gewässer,
Wir werden nicht röther, nicht bläßer;
Meeresgebraus,
Sturmgesaus
Ist für den Tapfern ein Ohrenschmaus.

Wenngleich mit wilden Gelüsten
Am Mast die Wasser sich küßten,
Freiheitsmuth,
Liebesgluth
Brennt auch in Sturm und in Wasserfluth.

Diese europäische Lebens- und Leidensgeschichte Follens wurde von mir breiter erzählt, als es sich für eine deutsch-amerikanische biographische Skizze vielleicht schicken möchte; allein es zeigt erstens den Zustand von Deutschland in der damaligen Zeit, wodurch so viele hunderte der gebildetsten Männer unseres Volkes bereits im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts nach diesem Lande geführt wurden, die alle mehr oder minder an dem geistigen Aufbau, nicht bloß des deutschen Theils, sondern der amerikanischen Nation überhaupt hochbedeutungsvollen Antheil hatten, und von denen leider nur wenige Namen in der deutsch-amerikanischen Geschichte zu

uns herabgekommen sind; und zweitens offenbart es den Karakter des Mannes in hellem Lichte, dessen fernerer Lebensgang uns ohne diese Darstellung in einem unfaßlichen Bilde erscheinen müßte, wenn wir nun sehen werden, daß sich diese Eigenschaften auch im amerikanischen Leben unabänderlich gleich blieben.

Das Schiff, welches die Freunde trug, traf am 19. Dezember 1824 im Hafen von New York ein, da aber ein dichter Nebel über der Bay lag, konnten sie erst am 20. landen.[18] Das war der erste Freudenstrahl in das Herz des so vielfach Gehetzten. „Ich hätte", sagte er später, „auf diesen Boden der neuen und freien Welt niederfallen, ihn küssen und mit meinen Armen umfassen mögen, damit dieser letzte Halt mir nicht entschlüpfte."

Von New York setzte sich Follen sogleich mit Lafayette in schriftliche Verbindung, und ging bald darauf nach Philadelphia, wo er sich rasch im Sprechen des Englischen vervollkommnete. Durch Lafayette's Vermittelung wurde er hier mit Duponceau, George Ticknor, Horace J. Binney, Richter Thayer u. A. bekannt. Von diesen Herren angeregt, suchte er um eine Professur an der Harvard Universität nach, an die er auch Empfehlungen von Professor Welcker mitgebracht hatte, und man bot ihm die Lehrstelle der klassischen Sprachen an, die er jedoch ablehnte und wofür er seinen Freund, Dr. Beck empfahl, der auch sogleich eine Dozentenstelle der lateinischen Sprache erhielt. Follen wollte nun eine eigene Schule der deutschen Sprache und Litteratur in Boston begründen, allein ehe dieselbe noch in's Leben trat, hatten Freunde schon die Mittel zusammengebracht, daß er die Lehrerstelle der deutschen Sprache in Harvard erhielt, die er seit Herbst 1825 mit Eifer und Erfolg bekleidete. Außerdem hielt er Privatvorlesungen über das römische Recht.

Für seinen Unterricht in der deutschen Sprache fand er es nothwendig, ein deutsches Lesebuch und kurz nachher eine deutsch-englische Sprachlehre zu verfassen und drucken zu lassen, die rasch eine große Verbreitung fanden und mehrfache Auflagen erlebten. Ueberhaupt erfreute er sich bald einer großen Beliebtheit bei den angesehensten Männern der Metropole Neu Englands, darunter William Ellery Channing (ein Unitarier Prediger von großer Beredtsamkeit) und den damaligen Präsidenten der Vereinigten Staaten, John Quincy Adams. Beide Männer hatten Deutschland besucht und waren der deutschen Sprache vollkommen mächtig. So hatte Adams Wieland's „Oberon" übersetzt und beabsichtigte denselben zu publiziren, woran er durch das Erscheinen von Sotheby's Uebersetzung in London abgehalten wurde. Adams gab Follen sein Manuskript zur Prüfung und dieser war freimüthig genug, sein Urtheil dahin abzugeben, daß die Uebersetzung getreuer nach dem Original sei, daß aber die Sotheby's entschieden mehr poetischen Gehalt habe.

Seine Besoldung, neben überhäufter Arbeit, war nur eine bescheidene, so daß sie ihn kaum ernährte. So begann er denn im Mai 1826 eine Turnanstalt in Boston in's Leben zu rufen, die ihm eine kleine Nebeneinnahme sicherte, da diese Anstalt — die erste derartige in Amerika — ihrer Neuheit wegen, rasch unter der Bostoner Jugend populär wurde.

Um diese Zeit wurde er auch in einen Lesezirkel, vorzüglich von Damen, eingeführt, an deren Spitze die Dichterin Miß Katharina Maria Sedgewick stand, deren Roman "Redwood" 1824 erschienen war und den er mit Eifer gelesen hatte. Er wurde bewogen, der Gesellschaft, zu der auch seine spätere Gattin, Elise Cabot, gehörte, beizutreten. Diese schreibt über sein erstes Auftreten daselbst, wie folgt: „Als die Reihe des Vorlesens an ihn kam, bemerkte er, daß er nicht gern englisch vorlese, ohne es vorher für sich gelesen zu haben. Ich ersuchte ihn darauf, ein deutsches Gedicht vorzutragen. Niemand unter den Anwesenden wird jemals vergessen, mit welchem Ausdruck er Goethe's Lied: „Kennst du das Land", deklamirte und besonders die Worte wiederholte: „Dahin, dahin möcht' ich mit dir, o mein Geliebter, ziehn!" Es war die Stimme des Heimwehs, die wenigstens in diesem Augenblick aus seinem Herzen sprach."

Sein Englisch, das er bereits stylistisch vollkommen meisterte — hatte er sich doch Channing, der als einer der ersten Stylistiker galt, gebildet — wurde vielseitig als mustergültig anerkannt; nur mit der Aussprache, die der Oberdeutsche, namentlich in späteren Jahren, sich nur mühsam aneignet, haperte es nicht selten. Es kam öfters vor, daß seine eigenen Schüler ihn auslachten. Dann sagte er mit der freundlichsten Miene: "You must, young gentlemen, tell me what I have said that is so laughable, that I may have my share of the amusement", worauf dann in heiterster Weise der Verstoß besprochen wurde.

Die Bekanntschaft mit Dr. Channing, der wie bereits bemerkt, ein Unitarier Prediger war, führte nun eine vollständige Aenderung in dem Lebensgang Follen's herbei. Wir haben bereits gesehen, daß er bei all seinem Fürstenhaß doch stets ein religiös-mystisches Wesen bewahrt hatte, das, freilich im Spinoza'schen Geist gedacht, den eingangs geschilderten geistigen Zwiespalt zu erkennen gab. Sein intimer Verkehr mit Channing gab demselben ein neues Kolorit. Channing unterhielt neben seinem Predigtamt eine Sonntagsschule, in welcher mehrere Andere und zugleich Miß Elise Cabot unterrichteten. Die sämmtlichen Lehrer kamen alle zwei Wochen in Channings Hause zum Zweck gegenseitiger Belehrung zusammen, zu welcher auch Freunde der Sache kommen durften. „Ich lud", schreibt seine Wittwe, „Dr. Follen ein, an unseren Besprechungen theilzunehmen. Durch seinen Beitritt wurden unsere Unterhaltungen bedeutender; seine eigenen wohldurchdachten Anschauungen, verbunden mit Bescheidenheit und Achtung der Meinungen Anderen gegenüber, machten ihn zu einem Muster für uns Alle." —

„Eines Abends, am Schlusse einer dieser unvergeßlichen Unterhaltungen sagte ich zu ihm: „Warum werden Sie nicht Prediger?“ — „Ich halte mich“, erwiederte er, „für diese große Aufgabe nicht hinreichend befähigt, obwohl es das höchste Ziel meines Strebens wäre.“ — „Warum bereiten Sie sich nicht noch jetzt dazu vor?“ — „Ich habe wohl selbst schon daran gedacht und meine früheren Studien in Deutschland waren eine Vorschule dazu; aber glauben Sie, daß ein Fremder jemals wagen dürfte, englisch zu predigen?“ — Ich sagte ihm, daß er ein besseres Englisch spräche, als wir Alle, und forderte ihn ernstlich auf, sich die Sache zu überlegen. Als ich ihn eine Woche später wieder sah, fragte ich ihn: „Ja oder Nein?“ — „Ja“, sagte er mit einem feierlichen und freudigen Ernste.“ — Hier möchte man nach Goethe sagen: „Das ewig Weibliche zog ihn hinan.“

Er gab nun seine Turnanstalt auf, die bald darauf von Franz Lieber fortgeführt wurde, und studirte unter Dr. Channings Anleitung die unitarische Theologie, ohne alle Ansichten seines Lehrers aufzunehmen und die eigenen festbestehenden Anschauungen fallen zu lassen. In dieser Zeit führte er ein Tagebuch in englischer Sprache, worin sich die merkwürdigen Vorgänge seines Wesens deutlich abspiegeln. Einige kurze Auszüge mögen dies besser beleuchten, als meine eigenen Ansichten darüber gewähren würden:

„Früher habe ich über die höchsten metaphysischen Wahrheiten (die ersten und letzten Gründe der Dinge) mich gern unterhalten, glaube aber jetzt mit Plato, daß solche Betrachtungen nur für den Eingeweihten sich eignen. Andere werden dadurch gerade mit Widerwillen gegen das höhere Denken erfüllt oder zu der eitlen Meinung verleitet, daß sie etwas ganz Besonderes wissen.“

„Es war von der Bedeutung des Gefühles die Rede. Unter Gefühl verstehe ich die unmittelbare Anschauung Dessen, was unserer geistigen Natur gemäß ist. Davon scheide ich Empfindung, als eine durch die Sinne vermittelte Wahrnehmung von Dem, was unserem körperlichen Wesen gemäß und entweder Wohlsein oder dessen Gegentheil zu erwecken im Stande ist. Beides vollzieht sich früher, als es uns zum Bewußtsein der anregenden Ursache kommt.“

„Es ist wichtig für unsere menschliche Aufgabe, daß wir bis zu einem gewissen Grade von andern Wesen abhängig sind; ihr guter oder schlimmer Einfluß ist ein nothwendiges Mittel, unsere Kräfte zu entwickeln und unseren Karakter zu bilden.“

„Was jeder Mensch dem Wesen seiner Natur nach verlangt, ist Fortdauer seiner Identität und möglichst mannigfaltige und zugleich harmonische Uebung seiner Kräfte oder der Art seines Seins. Sein selbst oder Ich will der Mensch bewahren unter allem Wechsel und Wandel; und vielfältigt, doch geordnet durch das höchste Gesetz des Ich, soll dessen inneres reiches Leben sich äußern und offenbaren.“

Die weitaus vorwiegenden Aphorismen über seine nunmehr geformten spezifisch theologischen Anschauungen habe ich hier weggelassen, weil sie uns zur Betrachtung der Glaubenslehren der Unitarier leiten würden, die hier nicht am Platze ist. Nur ein kurzer Satz, auf seine künftige Ehe bezüglich, mag hier noch angefügt werden: „Ich sah Fräulein C. in ihrer ganzen sittlichen Schönheit, die aus ihren Zügen und Bewegungen, sogar aus der Art ihrer Bekleidung hervorleuchtete und durch jeden Ton ihrer Stimme klang." — Nur ein solches weibliches Wesen konnte Follens Herz fesseln.

Im Sommer 1828 wurde Follen zum Prediger ordinirt und zugleich verlobte er sich mit seiner gewonnenen Freundin, Miß Elise Cabot, mit der er am 15. September desselben Jahres ehelich verbunden wurde. — Als Prediger wurde Follen sofort sehr beliebt, obwohl ihm der Beruf wenig oder gar nichts eintrug. Er war Improvisator. Selbst für seine besten Reden und Predigten machte er nur kurze Notizen und überließ sich in der Hauptsache auf die Eingebung des Augenblicks. Er war eben ein Denker und ein mit reichem Wissen ausgestatteter Denker. „Hätte ihn nicht eine ihm innewohnende Neigung zur Philosophie und Theologie abgehalten, sich der praktischen Jurisprudenz zuzuwenden, und hätte er sich der Advokatur, bzw. der Politik gewidmet, so würde er entweder im Gerichtssaal oder in den Hallen des Kongreßes ohne Zweifel eine sehr hohe Stellung eingenommen haben und in größeren Kreisen berühmt geworden sein." [19])

Bis zum Jahre 1830 war immer noch Follen ohne feste Anstellung als Professor geblieben, und seine Einnahmen vermochten kaum, ihn und seine Frau und Kind anständig zu ernähren. Er suchte jetzt nach einer Predigerstelle mit sicherm Gehalt und man bot ihm eine solche in Newburyport, die er eben im Begriff stand anzunehmen, als man ihm eine feste Professorenstellung der deutschen Sprache und Litteratur in Harvard auf fünf Jahre übertrug. Dr. Beck, welcher nach einem Jahre Harvard wieder verlassen und mit George Bancroft und C. D. Coggeshall in Northampton, Massachusetts, eine Privatschule geführt hatte — seine lateinische Professur war mittlerweile an Dr. Franz Gräter übertragen gewesen — kam jetzt nach Cambridge zurück, weil man die Professur nun auch zu einer vollen und permanenten erhoben hatte; und so waren die beiden Freunde wieder vereinigt.

Follen begann nun, neben seiner Professur, eine Reihe von 15 Vorlesungen über Moralphilosophie in Boston zu halten, die sich eines großen Zuspruchs erfreuten und ihm neue Freunde gewannen. (Sie füllen fast den ganzen 3. Band der "Works of Charles Follen".) Sein Einkommen hatte sich jetzt auch so weit gebessert, daß er daran dachte, sich ein eigenes Heim zu begründen, und er erbaute sich in der Nähe von Cambridge eine kleine Wohnung mit einem dasselbe umgebenden Gärtchen. „Nun werde ich doch ein Plätzchen für mich selbst haben und für meine Papiere und

Bücher, und nun werde ich auch arbeiten können", heißt es in seinem Tagebuch.

Der Zufall brachte ihn im Herbst 1830 auf ein neues agitatorisches Feld, das ihm viel Unruhe verursachte und für seine Professorenlaufbahn verderblich werden sollte. Von einer Landpartie heimkehrend fand er am Wege einen alten vom Regen durchnäßten Neger, den er zu sich in seinen Wagen nahm und mit dem er sich unterwegs über die Sklaverei unterhielt. Dies weckte in ihm die Idee, sich von da an der unterdrückten Raçe zu widmen. In Boston rief er mehrere der philanthropisch gesinnten Männer zusammen, mit denen er diese Frage lebhaft besprach, darunter Ex-Präsident John Quincy Adams, William Lloyd Garrison, Edward Livingston u. A. Am 1. Januar 1831 erschien die erste Nummer des von Garrison redigirten "Liberator" in Boston, und von da an datirte die eigentliche Antisklavereibewegung im Osten. Im Westen, besonders in Ohio, hatte sie schon seit 1829 ein sporadisches Aufflackern geäußert, besonders unter der Führerschaft von B. F. Wade, Jas. G. Birney, Moses Coffin u. A.

Zu einer förmlichen Organisation kam es in Boston erst im J. 1838, als der „Antisklavereiverein von Neu-England" gegründet wurde. Follen trat der Gesellschaft sofort bei und wurde als ihr erster Vizepräsident und vorzüglichster Wortführer gewählt. Das war, von der nüchternen Seite des Lebens betrachtet, ein Fehlschritt Follens; allein hier zeigt sich wieder der unbeugsame Freiheitssinn des Mannes, der lieber leiden, als nach seinen Grundsätzen unrecht handeln wollte.

In allen Großstädten des Nordens sah man mit scheelen Blicken auf die Abolitionisten, welche drohten, den Handelsverkehr mit dem Süden zu vernichten. Die Legislaturen verschiedener Südstaaten hatten bereits Beschlüsse gefaßt, in welchen die Agitation der Sklavenfrage von Seiten der Aboltionisten als der Union feindlich denunzirt wurden. Auch die höheren Lehranstalten im Norden, an denen viele Südländer studirten, sahen mit Mißtrauen auf die Friedenstörer, die ihnen einen beträchtlichen Prozentsatz ihrer Studenten zu entfremden drohten, falls die Agitation fortgesetzt werden würde.

Follen war zu sehr Welt- und Menschenkenner, um sich der Gefährdung seiner Universitätsstellung nicht klar bewußt zu sein. „Ich weiß", sagte er in voller Ruhe zu seiner Frau, „daß ich damit meine Stelle an der Universität und alle Aussicht auf ein erfreuliches Fortkommen verscherze; dies ist indessen keine Rücksicht, die ich für mich selbst nehmen dürfte, aber es fragt sich, ob ich sie nicht für Weib und Kind zu nehmen habe?" Die Antwort seiner Frau ist zu karakteristisch, daß sie übergangen werden sollte: „Du hast für die Sache der Freiheit und Menschlichkeit Dein Vaterland, Deine Heimath und alles was sie Dir lieb und theuer machte, aufgegeben, hältst Du uns für unfähig, das kleine Opfer für die heilige Sache der Humanität zu bringen?"

Am 17. November 1832 hielt Follen in Boston vor einer großen Zuhörerschaft in Faneuil-Hall die Denkrede auf den Tod seines Freundes Dr. Kaspar Spurzheim (Gall's Schüler und Gehülfen und Mitstifters des Systems der Phrenologie), ein oratorisches Meisterwerk, das im 5. Bande seiner Werke abgedruckt ist. Im selben Winter gab er seine berühmten zwölf Vorlesungen über Schiller und seine Werke, welche er 1839–1840 in New York mit Aenderungen und Zusätzen wiederholte, und welche den Anglo-Amerikanern zuerst die hohe Bedeutung des großen deutschen Dichters klar vor Augen führten. Sie füllen den ganzen 4. Band seiner Schriften. Es ist nicht zuviel gesagt, wenn ich behaupte, daß mit diesen Vorträgen und durch sein Wirken im Lehramt, Follen zuerst und aufs Eindringlichste dem Verständniß und der Würdigung der deutschen Litteratur in diesem Lande die Bahn gebrochen hat.

Im Jahre 1835 stieg die Erbitterung gegen die Abolitionisten aufs Höchste. Eine Versammlung von Frauen wurde im März von einer rohen Pöbelrotte auseinander getrieben und Miß Harriet Martineau von einem "mob" durch die Straßen Bostons gescheucht. Lloyd Garrison ward kurz nachher von einer ähnlichen Rotte an einem Strick durch die Gassen geschleift, und die heftigsten Drohungen wurden gegen die Zusammenkünfte der Abolitionisten, auch von der Presse, ausgestoßen. Von den Kaufleuten ward der Mayor von Boston aufgefordert, ihre Versammlungen zu verbieten und nöthigenfalls durch die Polizei auseinanderzutreiben. Follen endlich wurde vom Direktorium der Universität seiner Professur enthoben.

Bei all diesen Verfolgungen blieb er seiner Ueberzeugung treu und in einer Versammlung des „Anti-Sklaverei-Vereins" vom 20. Januar 1836 unterbreitete Follen folgenden Beschluß: „Daß wir die Sache der Antisklaverei als die Sache der Menschlichkeit betrachten, in Bezug auf welche alle menschlichen Wesen, Weiße und Farbige, Bürger und Fremde, Männer und Frauen, dieselben Pflichten und dieselben Rechte haben", und hielt dann eine begeisterte Rede, die sich im Anhang des ersten Bandes seiner Werke befindet. Schon vorher hatte er den Auftrag erhalten, eine „Adresse an das Volk der Vereinigten Staaten über die Sklavereifrage" abzufassen, dessen er sich in glänzender Weise entledigte. Die Adresse wurde an alle Mitglieder des Kongresses, an alle Gouverneure der Staaten und an die hervorragendsten Männer des Südens gesandt und erwarb dem Verfasser zahlreiche neue Freunde, aber auch die grimmigsten Feinde. Die Adresse, in ruhigem, würdigen Ton gehalten, gehörte zu den besten in englischer Sprache abgefaßten politischen Dokumenten seiner Art und findet sich im 5. Bande der "Works of Charles Follen."

Um diese Zeit (Anfang 1836) hatte die Gesetzgebung von Massachusetts, auf Veranlassung des Gouverneurs, ein Kommittee von fünf Mitgliedern ernannt, um Verbotsgesetze gegen die Versammlung der Anti-

Sklaverei-Gesellschaft in Vorschlag zu bringen. Um vor diesem Kommittee sich zu vertheidigen, ernannte die Gesellschaft einen Ausschuß und man wählte Follen als eins der Mitglieder. Lloyd Garrison und Andere sprachen zuerst und Follen trat dann als der Hauptredner vor. Er sagte unter Anderem: „Was die Prüfung, die Kritik, die öffentliche Besprechung nicht vertragen kann, muß in sich selbst schlecht sein, und wenn die Legislatur es sich herausnimmt, die freie Rede und freie Presse zu fesseln, so kann nur ihr Zweck sein, ein Institut zu verewigen, das niemals hätte bestehen sollen. Man unternimmt es nicht, uns zu beweisen, daß wir Unrecht haben, sondern man will uns verbieten, unsere ehrliche Meinung auszusprechen. Südliche Legislaturen haben bereits Belohnungen auf unsere Ermordung ausgesetzt. — Sie, meine Herren, werden vielleicht nicht ganz das Reden uns verbieten, aber durch einen Beschluß der Gesetzgebung unser Bestreben tadeln, und dies wird dem rohen Haufen Veranlassung zu Gewaltthaten gegen uns geben — —" Hier unterbrach ihn der Vorsitzer und wollte ihn nicht erlauben in seiner Rede fortzufahren, wogegen seine Kollegen protestirten und ihn aufforderten, weiter zu sprechen. Follen erhob sich dann wieder und sagte: „Bevor ich weiter rede, wünsche ich zu wissen, was Unziemliches von mir gesagt worden ist, und dann ob ich ein Recht habe, hier zu sprechen oder ob mir das nur durch besondere Gunst verstattet sein soll?" Da hierauf vom Vorsitzer keine genügende Erklärung gegeben wurde, verließen Follen und seine Freunde die Versammlung und reichten am folgenden Tage eine Remonstration bei der Legislatur ein, welche sofort eine abermalige Versammlung anordnete. Follen war jetzt der Redner und obwohl öfters unterbrochen, führte er doch seine Argumente zu Ende. Miß Martineau, die zugegen war, schildert diesen Auftritt wie folgt:

„Der Saal des Senats war gedrängt voll und lautes Beifallrufen erscholl, als der Redner eine Anschuldigung nach der andern in ihr Nichts auflöste oder mit Erfolg die Impertinenz des Vorsitzenden zurückwies. Man unterbrach Follen, als er klar darlegte, daß gegen Abolitionisten gerichtete tadelnde Beschlüsse öffentlicher Versammlungen stets Volksaufläufe (mobs) zur Folge hätten. Der Vorsitzer forderte ihn auf zu schweigen, oder das Kommittee mit gebührender Achtung zu behandeln, worauf er mit seiner sanften und doch so klangvollen Stimme erwiederte: „Muß ich Sie so verstehen, als ob, wenn ich stürmende Pöbelhaufen verdamme, ich damit dem Kommittee nicht die passende Achtung bezeuge?" Während des Beifallrufes der hierauf erscholl, spielte der Vorsitzer eine traurige Rolle. Dr. Follen eroberte sein Feld Zoll für Zoll und es gelang ihm Alles zu sagen, was ihm auf dem Herzen lag." [20])

Um diese Zeit fand auch der mitteralterliche Prozeß gegen den Atheisten Abner Kneeland in Boston statt. Kneeland hatte in seiner freigeistigen Zeitung, "Investigator", geschrieben: „Die Universalisten glauben noch

an einen Gott, was ich nicht thue; denn ihr Gott ist nichts Anderes, als ein Trugbild ihrer Einbildungskraft." — Wegen dieses Satzes wurde er der Gotteslästerung (blasphemy) angeklagt und von der "Superior Court of Boston", trotzdem er sich in beredten Argumenten selbst vertheidigte, am 8. März 1836 schuldig befunden und zur Kerkerhaft verurtheilt. Gegen dieses aus einem veralteten Puritanergesetz im 19. Jahrhundert gedeutete Strafverfahren ward von den freiheitlichen Männern in Boston ein Protest und Begnadigungsgesuch zirkulirt, dessen Abfassung wiederum Dr. Follen übertragen wurde. Unter den Gründen, warum wegen einer solchen Aeußerung keine Art von Strafe verhängt werden sollte, führt Follen folgende an: „Weil eine solche Bestrafung gegen den Geist unserer Institutionen und unseres Zeitalters sei; weil volle Freiheit der Rede das Hauptmittel sei, die Wahrheit an's Licht zu fördern; weil, wenn man Meinungen bestrafen will, keine Grenze für Verurtheilungen zu ziehen sei; weil Hauptwahrheiten so klar sein müssen, daß sie keines Schutzes durch Gesetze bedürfen; weil solches Verfahren endlich zum unerträglichsten Despotismus führen müsse; weil die Religion keiner Stütze durch Strafgesetze bedürfe; weil gerade religiöse Meinungen die strengsten Prüfungen ertragen müßten, wenn sie als Wahrheiten sich geltend machen wollten; weil der Irrthum dann am gefährlichsten würde, wenn man ihn durch Verfolgung zum Fanatismus erhebe; weil die Ehre unseres Staates durch die Verfolgung von Meinungen geschändet würde."

Da Follen jetzt ohne Amt und Stellung war, hielt er im Winter 1836 -1837 eine Reihe Vorlesungen in Boston und Cambridge über die „Geschichte des Pantheismus" und die „Lehren der sog. Ungläubigen (Infidels), die, neben seinen Predigten, den 2. Band seiner Werke bilden. — Im Frühjahr 1837 machte er eine Reise nach den Niagara Fällen und dem Nordwesten, bis nach Illinois. Nach Missouri, um seinen dort lebenden Bruder und Friedrich Münch zu besuchen, traute er sich nicht, denn er galt im ganzen Süden als das geistige Haupt der Abolitionistenbewegung. Zurückgekehrt, fand er ein Anerbieten, die Predigerstelle an der ersten Unitarier Kirche in New York temporär zu übernehmen, einen Ruf, den er annahm. — Und so siedelte er Ende April 1837 nach New York über, wo er bis zum Mai 1838 verblieb, als er bemerkte, daß ein Theil seiner Gemeinde mit seiner Predigtweise unzufrieden war. Obwohl die Mehrheit ihm fest zugethan war, wollte er doch den Zwiespalt derselben verhüten, resignirte und kehrte — abermals heimathlos — nach Boston zurück.

In Boston setzte er jetzt seine schriftstellerische Thätigkeit fort und arbeitete an einem größeren Buch, einer Seelenlehre, welches das Hauptwerk seines Lebens werden sollte. Das Material dazu wurde ausgearbeitet, blieb jedoch in einem Zustand, daß nur er es vollenden konnte. Nur die Einleitung dazu ist fertig geworden, und ist, 40 Seiten stark, im 3. Band seiner

Werke abgedruckt. Das Werk mußte zur Seite gelegt werden, weil Follen wieder Vorlesungen vorzubereiten hatte, um Brod für sich und die Seinen zu verdienen. So hielt er denn im Winter 1838 – 1839 in Boston und den größeren Städten Neu Englands Vorträge über die Geschichte der Schweiz und andere interessante Themas, die zum Theil gut besucht waren und ihm die Noth von der Thür fern hielten. Nur in Boston schien es, als ob er allen Halt verloren habe, denn die Einnahmen seiner Vorlesungen deckten nicht einmal die Ausgaben.

In dieser Zeit (Frühjahr 1839) erhielt er die dringende Aufforderung, die Predigerstelle an einer neu gegründeten sog. unabhängigen Gemeinde in East-Lexington — einer aristokratischen Vorstadt Bostons — zu übernehmen, die er annahm. Am 1. Mai des genannten Jahres zog er dorthin. Eine Kirche mußte gebaut werden und so sammelte er dann Beiträge zum Bau derselben, den er selbst während des Sommers leitete. Bevor der Bau jedoch vollendet war, erhielt er eine Einladung von New York zu einer Reihe öffentlicher Vorlesungen über die deutsche Litteratur, wofür ihm ein bestimmtes Einkommen gesichert wurde.

Gegen Ende Dezember ging er mit Frau und Kind nach New York, woselbst seine Vorlesungen großen Erfolg hatten. Aber kurz nach Weihnachten wurde seine Frau schwer krank, was ihm schwere Sorgen bereitete, besonders deshalb, weil seine Gemeinde die Einweihung der Kirche in East Lexington auf den 15. Januar 1840 angesetzt hatte. Das tragische Ende seines Lebens — sein ganzes Leben war ja ein Trauerspiel — mag hier von seiner Wittwe erzählt werden:

„Der 15. Januar war durch frühere Verabredung zur Einweihung der Kirche in Lexington festgesetzt worden. Bis dahin waren meines Gatten Vorträge in New York beendigt und wir dachten früh genug für diesen Zweck zurück zu sein. Meine Krankheit machte dies unmöglich. Indem ich mich wieder erholte, hätte unsere Abreise von New York wohl eine Woche später stattfinden können. Deshalb schrieb mein Mann den Vorstehern der Gemeinde, daß sie die Feier um eine Woche verschieben möchten, da er mich sonst hier zurücklassen müsse; doch wollte er, wenn darauf bestanden würde, an dem bestimmten Tage sich einstellen.

„Ich beschwor ihn mit Thränen, kein solches Versprechen zu geben, die Mehrzahl der Menschen seien selbstsüchtig, man werde seinen Wunsch nicht beachten, und es sei hart für mich, ihn allein gehen zu lassen. Er wollte mich beruhigen durch die Versicherung, man werde eine so menschliche Rücksicht jedenfalls nehmen. „O, gehe nicht!“ rief ich in fast verzweifelter Angst und Vorahnung von Unglück: „es ist nicht recht, daß Du gehst.“ — Er ließ mich ausreden und sagte dann ernst: „Elise, Du bist in diesem Augenblick nicht, wie sonst; nimm deine Gedanken zusammen. Ich habe mein Versprechen gegeben und muß es halten, wenn es verlangt wird...“

„Die Kirchenvorsteher in Lexington schrieben zurück, daß es bei dem zuerst festgesetzten Tage bleiben müsse, und so gab es keinen Ausweg....."

„Er erkundigte sich dann, ob der Dampfer Lexington, mit welchem er zu reisen gedachte (Eisenbahnen von New York nach Boston gab es noch nicht) ein sicheres Boot sei, und man gab ihm die Versicherung, daß nichts zu fürchten sei. .... Am 13. Januar 1840 ging Follen mit dem Dampfer Lexington von New York nach Boston ab......"

In der Nacht vom 13. auf dem 14. Januar fing der Dampfer der mit Baumwolle zur Ueberfülle beladen war, auf dem Long Island Sund Feuer und Alle an Bord gingen in den Flammen und der Flut zu Grunde; nur ein einziger Matrose rettete sich auf einem Baumwollenballen ans Ufer. — „Wer es glaubt, dem ist das Heil'ge nah", heißt es in der Bibel. Ihm war es keinen Augenblick fern. — Er war nur etwas über 48 Jahre alt, als er in den Wellen sein Grab fand.

In Amerika hat Follen in deutscher Sprache nichts mehr gedichtet. Nur zwei englische Uebersetzungen von Theodor Körner sind von ihm erhalten, die bezeugen, daß er auch in dieser Sprache den poetischen Geist voll erfaßt hat:

Farewell To Life.

These smarting wounds, these lips so pale and still! —
My heart, with faint and fainter beating, says,
I stand upon the border of my days.
Amen! my God, I own thy holy will.

The golden dreams, that once my soul did fill,
The songs of mirth, become sepulchral lays.
Faith! faith! That truth which all my spirit sways,
Yonder, as here, must live within me still.

And what I held as sacred here below,
What I embraced with quick and youthful glow,
Whether I called it liberty or love,

A seraph bright I see it stand above;
And now my senses slowly pass away,
A breath transports me to the realms of day.

Und das letzte von Follen im Herbst 1839 geschriebene Gedicht:

The last Hope. (Von Kœrner.)

What knit ye the brow so stern and so dark,
Why stare at the night so wild and so stark,
Brave spirits, who never should tremble?
The Storm is howling, and heaving the tide,
The earth is reeling on ev'ry side;
Our trouble will not dissemble.

The fires of hell are rising again,
Much generous blood has been lavished in vain,
Still the wicked, the powerful glory.
But never despair; your hope is in God:
Not in vain the beginning is crimsoned in blood;
'Tis the day-star that rises so gory.

If once there was need of courage and might,
Now gather all courage and strength for the fight,
Lest the ships in the havens yet perish.
The tiger is crouching; ye young men, awake!
Ye old men to arms! my countrymen, break
From the slumbers of death, which you cherish!

What avails it to live, if liberties fall?
What is there so dear in this infinite All,
As our own mother-country, that bore us?
We'll free our dear country, or hasten our way
To the free, happy fathers; — yes happy are they
Who have died in the struggle before us.

Then howl on, ye storms, and roll on, thou tide,
And tremble, old earth, on ev'ry side!
Our free spirits bid you defiance!
The earth that we tread beneath us may sink;
As freemen we'll stand, and never will shrink: —
With our blood we will seal our alliance!

Follen war ein eigenthümlicher Karakter. Ein Zug leuchtet bei ihm stark hervor, die menschliche Freiheit, gepaart mit einem unbändigen Muth, das, was er einmal erfaßt hatte, unabänderlich festzuhalten, ob es ihm Gefahr und sogar das Leben bedrohte. Sein jugendlicher Freiheitseifer ist wohl am stärksten in dem „Großen Lied“ ausgeprägt, wie später in seiner Anti-sklaverei Thätigkeit der unwiderstehliche Geist des Humanismus klar zu Tage tritt. Er konnte nicht heucheln, und hatte ein unbegrenztes Vertrauen in die Menschheit, und so mußte er denn in der Welt voll Schein und Aeußerlichkeit zu Grunde gehen. Auf die gebildeten Anglo-Amerikaner übte er einen mächtigen Zauber aus, wie er dies auf die gleichgestimmte Studentenwelt auch gethan hatte. Es lag der Geist eines Reformators in ihm, aber die Welt, die er zu reformiren suchte, war zu kalt und geschäftsmäßig berechnend, um ihm zu folgen. Doch war sein Leben nicht verloren. Sein deutscher Geist übte auf die eben in Fluß gelangte Erkenntniß von der Unwürdigkeit der menschlichen Sklaverei, im Gegensatz zu der Unabhängigkeits-Erklärung, einen leitenden, unwiderstehlichen Einfluß aus und diesem Einfluß ist es zu danken, daß der Satz der "Magna Carta" unserer Republik dreißig Jahre später zur vollgültigen Wahrheit wurde:

„Diese Wahrheiten sind selbstzeugend, daß alle Menschen gleich geboren und vom Schöpfer mit gewissen unveräußerlichen Rechten begabt sind, darunter sind das Leben, die Freiheit und das Streben nach Glückseligkeit!"

An Follen.

Umgekommen am 18. Januar 1840 durch den Brand des Dampfbootes „Lexington" auf dem Long Island Sund.

Auch Du nicht mehr? — Ist sie gewiß, die Kunde,
Die schreckend zu uns kam?
Du mitversenkt im grauenvollen Schlunde,
Der so viel Opfer nahm?

Ach! nur zu wahr ist sie, die Trauersage!
In jedem Augenblick
Vernehmen wir erneut die Todesklage:
Kein Gott bringt Ihn zurück!

Doch nicht um Dich erschallen Klagetöne,
Du hast das Ziel erreicht:
Wir, Deine Brüder, Deiner Heimath Söhne,
Wir stehn vor Schreckensweh erbleicht:

Denn uns, uns raubt Dein jähes Untergehen
Den Edlen, dessen Werth
Die Denker dieses Landes selbst gestehen,
Den unser Volk verehrt.

Jedoch, Du wirst in Deinem Sohne leben,
Und er, so früh verwaist,
Wird seiner Mutter süße Hoffnung geben:
Es ruh' auf ihm Dein Geist.

O möge sie das Schreckliche ertragen,
Die Dich so sehr geliebt,
Erheitert durch ein Glück, das ihren Tagen
Nur Mutterfreude gibt.

C. D. Lehmus.
„Alte und Neue Welt" vom 21. Januar 1840.

Es ist schon die Rede davon gewesen, daß Follen seine Lieder selbst in Musik gesetzt habe; aber von alle dem ist keine Spur mehr zu finden; nur ein einziges Lied: Theodor Körner's, „Abend wird's, des Tages Stimmen schweigen", ist mit seiner Melodie erhalten. Ich schrieb für das „Fest der Jahrhundertwende" des deutschen „Litterarischen Klubs" von Cincinnati (31. Dezember 1900) einen Gelegenheitstext dazu, von dem die „Cliches" in meinem Besitz sind; und so mag mit diesem Gedicht Follen's Melodie als Anhang Platz finden.

Beim Antritt des 20. Jahrhunderts.

Melodie von Karl Follen.

Andante.

Nun er-goß des Jah-res letz-te Stun-de auf das All die dunkeln Schatten aus, und es tönt der Mahnruf unserm Bun-de: Brü-der, Schwestern, nehmt den wel-ken Strauß, pflückt die

Blü - ten, streut sie in die Run - de, eh' das

Al - te sinkt in Nacht und Graus! Des Jahrhunderts le-ben-de Ge-

Ritard.

stal - ten, noch sind sie im Bil - de uns er - hal- ten.

Ritard.

Viel des Guten hat die Zeit vernichtet,
Viel des Schönen starb den frühen Tod:
Doch wie auch das Schicksal strenge richtet,
Hell erglänzt der Zukunft Morgenroth!
Drum ergreifet, eh' die Zeit verflüchtet,
Ihre Lust, so lang' die Flamme loht!
Ewig, spricht der Gott im Zeitenwehen,
Ewig wird der Menschengeist bestehen!

Ein Jahrhundert tritt jetzt in die Schranken,
Neu verjüngt, ein Ritter stolz und kühn:
Vor ihm muß das Alte nun mit Wanken
In den Schooß der Ewigkeit entfliehn;
Und die Hoffnung läßt die grünen Ranken
Uns'rer Zukunft licht in Farben blühn. —
Deutscher Geist, du herrlichster von allen,
Nie sollst du in unserm Bund verhallen!

Quellen.

Als Hauptquellen zu dieser Abhandlung wurden folgende Werke benutzt:

I. The life and works of Charles Follen, by his widow, Elize Cabot Follen. 5 vol's, Boston 1841 - 1846.

II. Erinnerungen aus Deutschland's trübster Zeit. Dargestellt in den Lebensbildern von Karl Follen, Paul Follen und Friedrich Münch. Herausgegeben von Friedrich Münch. St. Louis und Neustadt a. d. Hardt, Conrad Witter, 1873.

III. Das Deutsche Element in den Vereinigten Staaten. 1818–1848. Von Gustav Körner. Cincinnati, 1880.

IV. Entlarvung der sogenannten demagogischen Umtriebe. Ein Beitrag zur Geschichte der europäischen Reaktion seit dem Jahre 1815. Von Rechtlieb Zeitgeist. Neue Ausgabe. 2 Bände, Altenburg, 1834. (Eine Vertheidigungsschrift der damaligen freiheitlichen Bewegung.)

V. Cyclopædia of American Literature, by E. A. and G. L. Duyckinck. 2 vol's, New York, 1856.

Anmerkungen.

1) Friedrich Münch: Das Leben von Karl Follen. Seite 6.

2) Ebendaselbst. S. 8.

3) Ebend. S. 9.

4) „Fürstenmauer drei und dreimal zehn." Die 33 Fürsten Deutschlands.

5) In Life and Works of Charles Follen steht „Geistermacht", was wohl ein Abschreibefehler sein wird.

6) Im Original „Banier."

7) Diese Strophe hat Follen in Amerika abgeändert.

8) Münch's Leben Follens, S. 20.

9) Münch sagt (S. 21): „Follen konnte nach langem und heftigen Streiten in Jena nur drei Anhänger für seine Lehre gewinnen ꝛc." — „Rechtlieb Zeitgeist" in Band II, S. 532, gibt die Zahl auf 16 bis 20 an.

10) Während „Rechtlieb" nach mitgetheilten Aussagen Sands und dem Urtheilspruch des Untersuchungsgerichts Follen von jeder Mitwissenschaft freispricht (Band II, S. 535, 558 und 568), gesteht Münch, wie später berichtet wird, daß er doch darum gewußt habe und vielleicht der Anreger von Sands That gewesen sei.

11) Münch's Leben Follens S. 21-22.

12) Ebendaselbst, S. 23.

13) Ebend. S. 27.

14) Rechtlieb erzählt eine ausführliche Geschichte dieser Sprewitz'schen Denunziationen in den § 114 bis 120 = II, S. 516-563.

15) Münch, a. a. O. S. 24.

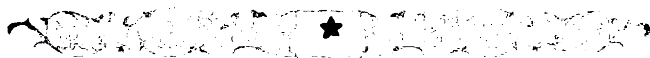
16) Ebendaselbst.

17) „Am auffallendsten bleibt es aber", schreibt Rechtlieb, „daß gerade mit dem Zeitpunkt, wo die politische Studenten-Verbindung entdeckt ward, die größte Stille eintrat, gleichsam als wäre jetzt der eigentliche Zweck erreicht. Statt daß nun erst die Sache dadurch mehr Schwung bekommen müssen, daß man die Bösewichter ermittelte, welche jene jungen Leute gängelten, schien es mehr um Vorwände, als um Ermittelung der Urheber zu sein. Also nicht die Quelle war das Hauptziel der Untersuchung. Oder warum verfolgte man nicht die Spuren jener Mittelspersonen bis zu den Rädelsführern? Statt dessen entließ man gerade den berüchtigten Wit v. Dörring, trotz seiner zugestandenen angeblichen Theilnahme, früher als alle Anderen." — Rechtlieb, II. S. 555-556.

18) Münch und Elise Follen lassen das Landungsdatum im Unklaren. Dr. Homburg sagt, sie seien am 20. Dezember gelandet; Körner gibt ebenfalls den 20. an; und Schele de Vere in seiner Biographie von Karl Beck nennt Weihnachten als den Landungstag. Letzteres wird wohl ein Irrthum sein und „um Weihnachten" heißen sollen.

19) G. Körner: „Das deutsche Element ꝛc." S. 159.

20) Harriet Martineau: "Retrospect of Western Travel." New York, 1838, p. 128.



Karl Beck.

Dr. phil. und Professor an der Harvard Universität in Cambridge, Mass.



Biographische Skizze von Prof. Maximilian Schele de Vere.
Aus dem "Deutsch-Amerikanischen Magazin, mit Bewilligung des Verfassers.

In den Annalen der deutschen Einwanderung in dieses Land dürfte es nur wenig Männer geben, die auf so auffallende und unzuverkennende Weise von der Vorsehung für ihre künftige Thätigkeit in der Fremde vorbereitet worden, als Karl Beck. Ein Kind des schönen vom Himmel so reich begabten Südens Deutschlands, lernte er frühzeitig schon eine freie Luft in vollen Zügen einzuathmen und mit offenem Auge und unabhängigem Sinne in die Welt hinauszuschauen. Am 19. August 1798 erblickte er im romantischen Heidelberg das Licht, als der Sohn eines mäßig begüterten Kaufmannes, der jedoch schon während der frühen Kindheit Karls starb. Die sehr anziehende und geistesfrische Frau blieb nur kurze Zeit Wittwe und gab dem verwaisten Knaben einen neuen Vater in der Person des berühmten Theologen L. de Wette. Kaum dreißig Jahre alt, war dieser zum Professor an der damals schon viel versprechenden Universität in Berlin ernannt worden, wohin daher die Familie im Jahre 1810 ihren Wohnsitz verlegte. „Ebenso sanft und liebreich, als gelehrt und weise", — so beschreibt eine hohe Autorität den Mann, unter dessen liebevoller und höchst verständiger Aufsicht der Knabe aufwuchs. Die häuslichen Einflüsse wirkten ebenso wohlthätig auf ihn ein, als der gesellschaftliche Umgang mit den Spitzen der gelehrten und gebildeten Welt der aufblühenden Hauptstadt.

Dem früheren Besuch einer Heidelberger Schule folgte jetzt Karls Eintritt in das rühmlichst bekannte „Werdersche Gymnasium", wo der wiß- und lernbegierige Knabe auch in persönliche Beziehungen zu seinem Lehrer, dem älteren Zumpt, trat — eine Berührung mit dem großen Philologen, die nachhaltig auf sein Leben einwirkte und seinem wissenschaftlichen Streben eine bestimmte Richtung gab.

Es waren schwere Zeiten, die der Knabe dort erlebte. Das Joch des großen Kaisers ruhte mit besonders schwerem, beinah unerträglichem Drucke auf der deutschen Jugend, und die Leiden seines Vaterlandes machten einen tiefen Eindruck auf den freisinnigen Jüngling. Mit großem Eifer schloß er sich den Verbindungen an, die damals sich auf allen Universitäten bildeten und trug nach Kräften zu den Bemühungen bei, das Volk zum Bewußtsein seiner Schmach (unter dem Joch der Franzosen) und zum Abwerfen der Ketten zu ermuntern. Er war ein Mitglied der Burschenschaft, zu der ihn sein Geburtsort führte; dann schloß er sich dem berühmten „Tugendbunde" an, der die Blüthe der deutschen Jugend in sich schloß und die rege Eifersucht der Behörden erregte. Doch vor Allem widmete er sich

mit größtem Enthusiasmus dem neuen Turnerwesen, das Jahn damals nahe bei Berlin in einem größeren Maßstabe verwirklichte. Hier kräftigte er seinen von der Natur mit ungewöhnlicher Stärke und Gedrungenheit ausgestatteten Körper, und erreichte die seltene und oft bewunderte Manneskraft, die er in späteren Jahren und namentlich in Cambridge bei gymnastischen Uebungen sehen ließ. — Auch blieben ihm in diesen Jahren Berührungen mit Kriegsszenen nicht fern. Es war die Zeit des Befreiungskrieges, der auch ihn mit patriotischem Eifer erfüllte und einen Eindruck auf sein empfängliches Gemüth machte, der ihn im Leben nie wieder verließ. Oft wiederhallte der Donner der Kanonen in den Straßen Berlins; oft mußte die Familie aus der Heimath fliehen, und als die blutige Schlacht bei Groß-Beeren geschlagen wurde, ging der fünfzehnjährige Jüngling mit mehreren gleichgesinnten Freunden das Schlachtfeld zu besuchen und die Schrecken des Krieges mit eigenen Augen zu sehen.

Um diese Zeit begegnete der Familie ein großes Unglück, das auf Beck's Schicksal bleibend einwirkte. Ganz Deutschland war erschreckt und betroffen, als sich die Nachricht verbreitete, daß der als russischer Spion gehaßte Schriftsteller Kotzebue von einem Studenten, Namens Sand, ermordet worden sei. Beck's Stiefvater, der schon berühmt gewordene De Wette, war ein langjähriger Freund der Familie Sand gewesen, und es fügte sich daher ganz natürlich, daß er in dieser Stunde der Prüfung einen tröstenden und theilnehmenden Brief an die tiefbetrübte Mutter des Unglücklichen schrieb. Ohne die Schreckensthat zu entschuldigen, viel weniger sie zu billigen, hielt er es doch für heilige Pflicht, ihr christliche Trostworte zu senden und sie auf Gottes unerschöpfliche Gnade zu verweisen. Dieser Brief fiel — durch treulose Freunde — in die Hände der preußischen Regierung, die nichts Weniger als Hochverrath darin las. Der Verfasser wurde gefragt, ob er gestehe, ihn geschrieben zu haben; er bejahte die Frage — und zwei Tage später, am 30. September 1819, ward er seines Amtes entsetzt und des Landes verwiesen! Er zog sich nach Basel zurück, wo ihm zwei Jahre später eine Professur an der Universität zu Theil wurde.

Karl Beck hatte in der Zwischenzeit seine Studien beendet, seine Examina als Kandidat der Theologie trefflich bestanden und wurde, nachdem allen vorgeschriebenen Förmlichkeiten Genüge geschehen war, am 7. Juli 1822 in Heidelberg als lutherischer Prediger ordinirt. Die nächsten zwei Jahre brachte er in Basel zu, größtentheils als Lehrer der lateinischen Sprache und Litteratur an dem nicht unberühmten Pädagogium, sowie als außerordentlicher Professor an der dortigen Universität wirkend. Während dieser Zeit wurde er von der Tübinger Universität, an welcher er seine Studien vollendet hatte, zum Doktor der Philosophie ernannt.

Seine freisinnigen Ansichten und seine von Jugend auf enthusiastische Liebe zur Freiheit machten ihn zum willkommenen und allgemein beliebten

Genossen zahlreicher Bunde und Brüderschaften, die es sich zum Ziele setzten, dem deutschen Volke den Genuß natürlicher Rechte zu sichern. Ein Jugendfreund, Karl Follen, stand ihm in allen diesen Bemühungen treu zur Seite und Beide wirkten mit unermüdlicher Thätigkeit und vielgeprüfter Ausdauer darauf hin, dem von den Regierungen deutscher Länder schmachvoll mißhandelten Volke seine Rechte zu verschaffen. Daß solche Bemühungen den beiden Freunden den Haß und bald die Verfolgung der Behörden zuzog, war ganz natürlich. Daß die letzteren aber zu schreiendem Unrecht greifen sollten, war kaum zu erwarten. Und doch geschah es. Preußen und Oesterreich verbanden sich, von der Schweiz die Auslieferung „gefährlicher Subjekte", und namentlich Beck's und Follen's, zu verlangen. Es muß der Schweizer Regierung zur Ehre gesagt werden, daß sie alle diplomatischen und anderen Mittel erschöpfte, ehe sie sich zum Nachgeben zwingen ließ. Als aber Truppen an der Grenze erschienen und der armen, unkriegerischen Republik eine Möglichkeit der politischen Vernichtung gedroht ward, sah sie sich genöthigt, die beiden Freunde zu ersuchen, ihr Gebiet zu verlassen, und ihr so die Schmach zu ersparen, von den Großmächten zu ihrer Auslieferung gezwungen zu werden.

Die beiden Freunde sahen, daß der Augenblick für Deutschland's Befreiung noch nicht gekommen und für Männer ihrer Ueberzeugung kein Platz im Vaterlande zu finden sei. Was war natürlicher, als daß sie ihre Schritte nach dem glücklichen Lande wenden sollten, auf das lange schon die Augen Aller gerichtet waren, die eine neue Heimath in einem freien Lande suchten? Beck und Follen reisten erst nach Paris, wo ihnen Lafayette Briefe an bedeutende Amerikaner gab, und so landeten sie am Weihnachtstage 1824 in New York. *)

Treu seiner Gewohnheit, das, was er für seine Pflicht hielt, prompt und gründlich zu thun, gab Beck sofort seinen Willen, sich hier eine neue Heimath zu gründen, die beste Grundlage, indem er wenige Tage nach seiner Ankunft vor den Behörden seine Absicht erklärte, amerikanischer Bürger zu werden.

Dank den Empfehlungsbriefen, die Follen und Beck mitgebracht hatten, Dank dem höchst gewinnenden Eindruck, den seine persönliche Erscheinung nie zu machen fehlte, gewann er in kurzer Zeit ein seinen Fähigkeiten entsprechendes Berufsamt, indem er an der Harvard Universität als Dozent der lateinischen Sprache Anstellung fand, freilich nur bis zum Frühjahr 1826, als er wegen Gehaltsdifferenzen von seinem Amte zurücktrat und mit J. G. Cogswell und George Bancroft (den später berühmten Historiker) in Gemeinschaft eine Knabenschule auf einem schön gelegenen Hügel

*) Ein Irrthum. Sie landeten am 20. Dezember 1824. Siehe Anmerkung 17, auf Seite 120 in diesem Band.

(Round Hill) in der kleinen Stadt Northampton, im Nordwesten von Massachusetts errichteten. Hier bewährte sich seine seltene Fähigkeit als Lehrer zu wirken, während der drei Jahre seines Aufenthalts aufs trefflichste. Auch errichtete er hier eine Turnanstalt nach dem Muster der kurz vorher von Karl Follen in Boston begründeten, und veröffentlichte seinen ersten litterarischen Versuch, eine Broschüre in englischer Sprache, in welcher er das ganze System des Turnens, mit Hülfe zahlreicher Illustrationen deutlich machte.

In diese Jahre fällt auch sein erster Schritt, sich durch die Heirath mit einer anziehenden und wohlhabenden Tochter des Landes, einer Miß Louisa A. Henshaw, einen glücklichen, eigenen Herd zu gründen. Er vermählte sich mit dieser Dame 1827, ihre Ehe blieb jedoch kinderlos. Im Jahre 1829 trennten sich die drei Verbündeten und Karl Beck errichtete eine eigene Lehranstalt in Phillipstown, nahe bei Cold Springs, romantisch und schön am Hudson gelegen, dem herrlichen Westpoint gerade gegenüber. Nur ein Freund war ihm hier behülflich, der später als Geistlicher der Trinity Kirche in New York beliebt und berühmt wurde. Schon im nächsten Jahr trat ihm die Versuchung nahe, auch dies Unternehmen aufzugeben. Der wohlbekannte und damals höchst einflußreiche Josiah Quincy, von Boston, war nämlich Präsident der Harvard Universität geworden und in seinem Bemühen, sich mit jungen, vielversprechenden Kräften zu umgeben, wandte seine Blicke auf Dr. Beck und bot ihm eine Stelle als Lehrer des Lateinischen an. Becks skrupulöse Gewissenhaftigkeit stand dem Anerbieten im Wege; er glaubte es der nur eben begonnenen Schule und dem daran betheiligten Freunde zu schulden, beide nicht so bald und so plötzlich zu verlassen, und so schlug er das wohlgemeinte Anerbieten höflich ab. Als es jedoch ein Jahr später wiederholt wurde, und diesmal in der Form einer vollen Professur der lateinischen Sprache und Litteratur, glaubte er sich berechtigt, sie annehmen zu dürfen. Ihre Schule war in vollem Gedeihen, einen großen Erfolg versprechend, sein Freund gern bereit, sie allein auf sich zu nehmen, und der inzwischen erfolgte Tod seiner Frau machte es ihm leicht, den schönen Ort zu verlassen. So kam er zum zweiten Mal nach Cambridge, wo er den Rest seines Lebens zubrachte, bis 1858 als Professor, und nachher in vielfachen Richtungen thätig und nützlich.

Hier verheirathete er sich in zweiter Ehe mit seiner verwittweten Schwägerin, Mrs. Theresa H. Phillips (gest. 1863), die ihm ein großes Vermögen und drei Kinder aus vorhergegangener Ehe mitbrachte. Eine Stieftochter vermählte sich mit dem bedeutenden Sanskrit-Gelehrten, Prof. E. E. Salisbury, in New Haven; die beiden andern, ein Sohn und eine Tochter, die mit der Großjährigkeit in den Besitz eines in jenen Tagen für riesig gehaltenen Vermögens traten, wurden dem pflichtgetreuen Vater eine Quelle unendlichen Verdrusses durch einen Prozeß, der ihm, als dem Vor-

munde, von der großen und angesehenen Familie Phillips gemacht ward, worauf der Sohn sein Leben selbst beendigte und die Tochter nach peinlicher Krankheit diesem nachfolgte.

Was Karl Beck als Lehrer geleistet, davon sprechen die Annalen der Universität mit rühmender Anerkennung, dafür zeugen die beredten Worte dankbarer Schüler in allen Theilen der Union. Streng und ernst im Hörsaal, zeigte er anderwärts das warme Herz und die rege Theilnahme, die ihm alle Herzen gewannen. Die pflichtgetreue Gewissenhaftigkeit, die ihn selbst in allen Lebensschritten leitete, forderte er auch von Anderen. In der Erfüllung aller Pflichten als Bürger, als Lehrer, als Vater, als Kirchenglied, überall war er frei von Furcht und der Schmeichelei unzugänglich. Was er einmal für gut erachtete, das führte er aus, troß aller Hindernisse. Seine ausnahmsweise reichen Mittel setzten ihn in den Stand, öffentliche Unternehmungen auf großartige Weise zu unterstützen, während er viel größere Summen auf dem Privatwege unter Bedürftige und Nothleidende vertheilte, als die Welt je vermuthete. Schon die Zahl der jungen Männer war bedeutend, denen er Jahre lang die Mittel gab, auf hiesigen oder ausländischen Universitäten ihre Studien fortzusetzen und sich darauf vorzubereiten, später als Lehrer oder in anderen Laufbahnen dem Lande nützlich zu werden. Was er an Almosen jährlich ausgab, überraschte selbst die besten Freunde; es verließ aber auch nie ein Bittender, der des Beistandes würdig war, sein Haus mit leeren Händen. In dieser Richtung kannte er keine Kirche, keine Partei, keine Nationalität, und gab mit derselben wahren Herzensgüte und schlichten Einfachheit dem talentvollen Gelehrten, der Antiquitäten in Rom oder Athen zu studiren wünschte, und dem fleißigen Handwerker, der um Beistand bat, seine Werkstatt zu errichten.

Nachdem er der Universität aus guten Gründen, obgleich nicht ohne peinliche Szenen, Lebewohl gesagt hatte, widmete er sich mit unermüdlicher Thätigkeit und großem Eifer seinen Pflichten als Staatsbürger, und seinen ihm theuer gewordenen Privatstudien. Zweimal ward er zum Mitglied der Legislatur seines Staates erwählt und machte als Vorsitzender bedeutender Kommittees einen nachhaltigen Eindruck auf die öffentliche Meinung. In mehreren großen, finanziellen Unternehmungen interessirte er sich nachdrücklich und hatte Sitz und Stimme in den bedeutendsten Behörden; auch war er Präsident einer Sparbank und Direktor in einer anderen. In vielen gelehrten Gesellschaften bekleidete er hohe Aemter, wie in der „Orientalischen Gesellschaft" und in der „Akademie der Wissenschaften".

Dreimal kehrte er in das Vaterland zurück; zweimal hauptsächlich zur Erholung und zum Genuß, das dritte Mal mehr speziell für literarische Zwecke. Er hatte nämlich großes Interesse an dem sonderbaren, höchst originellen Schriftsteller Petronius genommen, und widmete mehr als ein Jahr dem sorgsamen Aufsuchen aller bekannten und noch unentdeckten

Manuskripte, um sie zu vergleichen und den Text herzustellen. Ohne diesen Endzweck selbst zu erfüllen, veröffentlichte er im Jahre 1856 eine Denkschrift über das Zeitalter des Petronius Arbiter, in welchem er siegreich die Ansichten von Niebuhr und Studer bekämpfte und wohl endgültig bewies, daß das eigenthümliche Werk dem Alter des Augustus oder vielleicht des Tiberius angehöre. Hiermit noch nicht zufrieden, setzte er die wenig einträgliche, aber ihm zusagende Arbeit fort, verglich in den nächsten Jahren 20 von den 21 überhaupt existirenden Handschriften, und veröffentlichte das Resultat seiner werthvollen Nachforschungen im Jahre 1860 in einem herrlichen Quart-Bande, den er auf eigene Kosten drucken ließ und freigebig an öffentliche Anstalten und theilnehmende Freunde vertheilte. Es ist allgemein anerkannt, daß kein Schriftsteller des Alterthums oder späterer Zeiten jemals mit gleich unermüdlichem Fleiße und derselben gewissenhaften Genauigkeit untersucht und geprüft worden ist. Natürlich wurde Dr. Beck vielfach ersucht, selbst eine neue Ausgabe des nicht umfangreichen Werkes zu veranlassen. Mit gewohnter liebenswürdiger Theilnahme an jüngeren Gelehrten aber, schlug er es ab, weil er, wie er sagte, es vorziehe, diesen Theil der Arbeit einem jüngeren Mann zu überlassen, während er dringenderen und wichtigeren Pflichten nachginge. Die Erscheinung einer neuen Ausgabe in Deutschland, gerade zu dieser Zeit, mag wohl auch zu diesem Entschlusse beigetragen haben. Er ließ es sich jedoch nicht nehmen, ein noch nie herausgegebenes Bruchstück von nur lexicalischer Wichtigkeit im Band VIII der Annalen der Akademie zu veröffentlichen. Schon 1834 war von ihm eine ausgezeichnete „Medea" des Seneca erschienen, welcher 1837 Cicero's „Brutus" folgte, der 1853 eine zweite Ausgabe erlebte; eine lateinische Syntax von 1838 erschien ebenfalls 1844 in zweiter Ausgabe — ein beredtes Zeugniß für den großen Werth dieser Werke. Im Jahre 1845 gab Beck den „Hercules Furens" des Seneca heraus, ein Jahr nachdem er in Verbindung mit seinem Kollegen und werthen Freunde, Professor Felten „Munk's Griechische und Römische Metra" in's Englische übersetzt und herausgegeben hatte. Von seinen zahlreichen Beiträgen zu Journalen jeder Art verbietet der Raum hier eine Liste zu geben.

Das Ideal eines Bürgers im Frieden, war es Karl Beck vorbehalten, als der Bürgerkrieg ausbrach, einen neuen und schlagenden Beweis seiner Pflichttreue zu geben. Obgleich über sechzig Jahre alt, ließ er sich durch nichts abhalten, in eine Kompagnie von Cambridge einzutreten und als Gemeiner allen, auch den schwersten Pflichten des Soldaten nachzukommen. Was für ein Beispiel für seine Mitbürger, ihn, den reichen, an jede Bequemlichkeit gewöhnten, alten Mann zu sehen, wie er, das Gewehr auf der Schulter, in Reih und Glied ausrückte, das Lager bezog und eine Zeit lang alle Dienstleistungen genau und freudig verrichtete, die unter solchen Umständen von dem gemeinen Soldaten gefordert werden! Es war für ihn ein

harter Schlag, als die Behörden ihm, seines Alters wegen, den Eintritt in die Armee versagten. Er entschädigte sich dafür, indem er Hunderte, völlig ausgerüstet, in's Feld sendete und aus den offiziellen Berichten jener Jahre erhellt hier und da, welche enorme Summen er zur Förderung der „guten Sache" beitrug.

Wohl selten ist es einem Manne gelungen, im fremden Lande durch Stärke des Karakters und Reinheit des Gemüthes in gleichem Grade die Achtung älterer Leute und durch Wärme des Herzens und schlichte Einfachheit im Umgang die Liebe und unerschütterliche Anhänglichkeit der Jüngeren zu erwerben. Das Ende kam, wie er es oft im Freundeskreise sich gewünscht hatte, schnell und plötzlich. Es war am 19. März 1866. Er hatte mit seiner damals noch unverheiratheten Tochter Anna — seinem einzigen Kinde — einen Spazierritt auf's Land gemacht; bei der Rückkehr, als die Stadt schon erreicht war, sieht die Tochter ihn plötzlich im Sattel schwanken, taumeln und dann herabfallen. Beistand war schnell zur Hand und Freunde trugen den von einem apoplektischen Schlage Getroffenen in sein Haus und drei Stunden später war er verschieden!

Die Nachricht verbreitete sich mit Blitzesschnelle und ward mit allgemeinem Erstaunen und tiefer Trauer empfangen. Gesund am Körper und frisch, beinahe jugendlich noch im Gemüth, thätig im ganzen Wesen, überraschte sein Tod Alle, die ihn gekannt hatten. Es fiel auf die Stadt und den ganzen Staat wie eine allgemeine Kalamität. Der Tod eines solchen Mannes ist in der That der Verlust eines Volkes, doch bleibt uns der Trost, daß in Karl Beck das deutsche Vaterland dem jungen Amerika einen seiner herrlichsten Geister zum Geschenk vermacht hat, um ihm in seiner raschen Entwickelung wesentlich beizustehen. *)

---

*) Dr. Beck's Tochter heirathete einen wohlhabenden Kaufmann in Boston, der Hamburger Senatorfamilie Möhring angehörig, und wohnt, eine Wittwe, in Boston, ihr Leben dem stets Hülfe bedürfenden Sohne widmend.

Amerika sonst und jetzt.

Gedicht von Dr. Karl Beck.

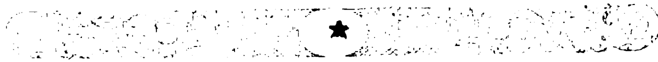
Wie es war.

Was sieht mein Auge da? — Die neue Welt,
Wo himmelwärts der dunkle Urwald braust;
In Wind und Regen, ohne Haus und Zelt,
Dem Thiere gleich, der nackte Wilde haust:
Am Feuer kauert rings der Kanibale
Und heult die schauervolle Kriegesweise,
Des Feindes Schädel wird zum Festpokale,
Und rauchend Menschenfleisch gewürzte Speise.
Zwar seh ich Dorf und Stadt bevölkert ragen;
Der Priester weiß von seinem Gott zu klagen,
Der grinsend frische Menschenopfer fodert!
Das Opfer ist vom Weihrauchduft umlodert,
Ein armes Menschenherz, mit Blut benetzt,
Mit dem der Pfaff dem Gott die Zunge letzt.

Wie es ist.

Doch gegenüber? — Seht, dasselbe Land,
Wo einst der Aberglaube blind gewüthet,
Ist nun das einzige, das frei vom Band,
Das frei vom Joch der Freiheit Flamme hütet!
Von grauer Ferne, durch die Wasserwüste
Kommt hergeschwemmt Europa's müde Schaar
Und küßt entzückt den Boden deiner Küste,
Und baut sich hier den neuen Hausaltar.
Zwar bist du arm an Wappen und an Ahnen,
Doch deine Flaggen, deine stolzen Fahnen
Verkünden aller Welt so hehr und mild:
Wir sind ein Volk, ein Herz, ein Schwert, ein Schild,
Ein jeder Bürger einem König gleich,
Der sich're Herd sein unermeßlich Reich.

Boston, 20. Dezember 1843.



Dr, med. Konradin Homburg.

Eine Karakterfigur aus dem Leben des deutsch-amerikanischen Volkes des 19. Jahrhunderts.



Aus dem "Deutschen Pionier", Jahrgang 12.



Am 20. Dezember des Jahres 1824 landeten im Hafen von New York fünf junge Deutsche, die alle seitdem in den Vereinigten Staaten nicht nur sich einen mehr oder minder anerkennenswerthen Namen erworben haben, sondern auch dem Deutschthum dieses Landes Ehre machten. Ihre Namen sind Karl Follen, der als Professor der deutschen Sprache und Litteratur an der Harvard Universität, als ausgezeichneter Redner und Vorkämpfer für die Abolition der Negersklaverei auch unter den Anglo-Amerikanern sich einen berühmten Namen verdiente; Karl Beck, langjähriger Professor an Harvard; die Aerzte, Wilhelm Wesselhöft, welcher einer der Hauptanreger zur Gründung der homöopathischen Akademie in Allentown, Pa., war und später als praktischer Arzt in Boston wirkte; Friedrich Bunte, langjähriger Arzt, Lehrer und Organist in Cincinnati, gestorben in Brookville, Indiana, 1867; und Konradin Homburg, welcher als der letzte von den fünf Männern im Jahre 1881 zu Indianapolis gestorben ist. Ein gleiches Schicksal hat diese Männer nach Amerika getrieben, wo sie alle ein bedeutungsvolles Leben ausgelebt haben, das noch lange einen Nachhall finden wird in den Annalen des Deutschthums dieses Landes. Auch die folgende Lebensskizze des letztverstorbenen der genannten Männer mag ein Blatt dieser Annalen sein; dürftig zwar, da der Mann, der hier geschildert wird, seltsamer Weise alles aufbot, um seinen Namen in das Dunkel der Vergessenheit zu versenken.

Konradin (eigentlich Jakob) Homburg wurde am 5. November 1798 in Wachenheim, einem durch seinen vorzüglichen Wein bekannten Städtchen an der Hardt, in der gesegneten Pfalz geboren. Sein Vater war Apotheker, und es war daher fast natürlich, daß er seinen Sohn der medizinischen Wissenschaft widmete. Der junge Jakob — den Namen ließ er, während er in Shelbyville wohnte, durch die Legislatur von Indiana in Konradin umändern, da ihn das damals durch die Quacksalbermedizin des Dr. Jakob Townsend aufgekommene Schlagwort, „der wahre Jakob", auf's Höchste ennuirte — bezog demgemäß nach erfolgreichen Vorstudien im Jahre 1819 die Universität Marburg, welche er später mit Würzburg vertauschte. Es war die Zeit, in welcher die deutsche Jugend, besonders an den Hochschulen der alten Heimath, für ein einiges Deutschland, für die Wiedergeburt des Vaterlandes schwärmte und sich berufen glaubte, die sittliche und politische Reformation des Volkes und der Regierung durchzusetzen. Es war aber auch die Zeit, in welcher die Regierungen Deutschlands mit brutaler Gewalt und Polizeiwillkür, mit nothpeinlichen Prozessen und

Kerkerstrafen die schönen Träume der Jugend durchkreuzten und sie für hochfliegende patriotische Pläne mit der gehässigsten Verfolgung und mit grausamen Strafen belohnte. Auch Homburg hatte unter diesen Verhältnissen zu leiden, denn er war einer der eifrigsten nnd offenherzigsten Mitglieder des Würzburger „Jünglingsbundes“ und bereits mehrfach deswegen inkarzirt und anderweitig chikanirt worden. Einer Verhaftung seitens der Polizei, wegen angeblich aufrührerischer Reden, entging er durch die Flucht nach der Schweiz (1821). Er setzte nun seine medizinischen Studien auf der Universität in Basel fort, bis er sich im Herbste 1824 entschloß, mit den bereits genannten vier Herren, von denen Follen zuletzt Professor in Basel war, nach Amerika auszuwandern. Sie schifften sich am 1. November des genannten Jahres in Havre ein und segelten einem neuen und freien Lande voll Hoffnungen entgegen, um hier in der großen Republik der westlichen Hemisphäre die Ideale der Jugend weiter zu verfolgen oder zertrümmert zu sehen. Homburg ließ sich nun zuerst in Philadelphia als Arzt nieder, von wo er ein Jahr später nach Fredericksburg, Virginia,*) weiter zog und dort seine ärztliche Praxis fortsetzte.

Im Jahre 1834 war sein jüngerer Bruder, Friedrich Wilhelm Homburg, mit der Gießener Auswanderungs-Gesellschaft unter Paul Follenius auf dem Schiff „Olbers“ nach Amerika gekommen und hatte sich, wie es im Plane jener Gesellschaft lag, in Arkansas niedergelassen, um daselbst zu „farmen.“ Das gefiel ihm jedoch nicht und er kam schon im nächsten Jahre (1835) nach Cincinnati, woselbst er als Apotheker-Gehülfe im Geschäfte des Herrn Glasgow eine Anstellung erhielt. Er hatte bereits in der Heimath, nach vollendeten Gymnasialstudien, in der Apotheke seines Vaters das Geschäft gründlich erlernt, und stand zur Zeit des Frankfurter Aufstandes in Frankfurt a. M. als Provisor in Kondition. Ob er sich an dem Frankfurter Putsch aktiv betheiligt hat, konnte Verfasser dieses nicht in Erfahrung bringen, nur soviel ist bekannt, daß er in Gesellschaft eines andern jungen Mannes, Namens Ilgner, der sein Kollege in demselben Frankfurter Geschäfte war, nach Amerika kam. Herr Glasgow entdeckte bald, daß Friedrich Homburg ein wissenschaftlich gebildeter Apotheker sei, und so half er ihm dann, ein eigenes Geschäft gründen.

Als es Friedrich Homburg auf diese Weise gut ging, theilte er dieses seinem Bruder Jakob in Fredericksburg mit, ihn darauf aufmerksam machend, daß der Westen sich für das Fortkommen eines geschickten deutschen Arztes besser eigne, als der Osten, worauf dieser auch nach Cincinnati kam und sich hier der ärztlichen Praxis widmete. Friedrich begann nun unter seinem Bruder ebenfalls das medizinische Studium, und besuchte das “Ohio Medical College”, wo er als Arzt promovirte. Etwa um das Jahr 1838

*) Es ist nicht bestimmt, ob es Fredericksburg in Virginia oder Maryland war.

beschlossen die beiden Brüder, sich im Staate Indiana zu etabliren, wohin sich damals ein großer Strom der deutschen Einwanderung wandte. Sie ließen sich in Shelbyville nieder, wo sie gemeinsam eine Apotheke betrieben und zugleich als Aerzte erfolgreich wirkten. Ob die in späteren Jahren herrschende bittere Feindschaft der beiden Brüder bereits hier begann, ist fraglich, doch mag es wahrscheinlich sein, denn Jakob (der, wie bereits bemerkt, seinen Namen nunmehr in Konradin hatte umändern lassen), zog schon im Jahre 1840 nach Indianapolis fort, indessen Friedrich noch einige Jahre in Shelbyville blieb, und dann nach Cincinnati zurückkehrte, wo er lange Jahre als Arzt erfolgreich wirkte und 1868 gestorben ist.

Es mag auch sein, daß die Feindschaft der Brüder erst später entstand und politischen Meinungsverschiedenheiten zugeschrieben werden muß. Ursprünglich beide sich zur demokratischen Partei bekennend, kehrte Konradin derselben zur Zeit der Nebraska-Frage den Rücken und wurde einer der eifrigsten Mitgründer und Anhänger der republikanischen Partei, während Friedrich ein unwandelbarer Demokrat blieb. Die Derbheit und gerade Offenherzigkeit, welche beide Brüder miteinander gemein hatten, verhängte über Friedrichs Geschick einen bedauerlichen Akt der Volkswuth, der ein unauslöschlicher Schandfleck in der Geschichte der Deutschen Cincinnati's bleiben wird. Während die Amerikaner sich auch noch so erbittert als Parteigänger befehden, artet ihre Feindschaft unter einander selten oder nie zu persönlichen Gewaltthaten aus, und das Meiste, was in dieser Richtung in den Zeitungen während der Wahlzeit berichtet wird, gehört unzweifelhaft in das Gebiet der sog. Kampagnelügen, wie denn auch diese Vorgänge immer nur von abgelegenen Orten der Gegenpartei zugeschrieben werden. Nur gegen die Eingewanderten griffen sie zuweilen zu Thätlichkeiten. Den Deutschen Cincinnati's aber war es vorbehalten — und zwar dem „intelligent sein-wollenden" Theil derselben — — unter sich einen Akt der Rohheit zu begehen, der von allen denkenden Menschen auf's Tiefste beklagt und verdammt wird.

Als nach der Ermordung des Präsidenten Lincoln die Trauernachricht nach Cincinnati kam, versammelte sich am Abend des 15. April 1865 eine Anzahl Deutscher in der Turnhalle, und nachdem sie sich durch inflammatorische Reden in eine fanatische Stimmung gesetzt hatten, ward beschlossen, einigen der hervorragenden deutschen Demokraten handgreifliche Beweise ihrer Intelligenz (?) zu geben. Unter wüstem Lärm und Geschrei zog eine Rotte die Walnut Straße abwärts nach der Wohnung des Dr. Friedrich Homburg, erbrach die Thüren, trotzdem seine Gattin auf der Schwelle erschien und um Schonung flehte, zertrümmerte Alles, was im Hause war, und schleppte es auf die Straße, wo damit ein Feuer angezündet wurde. Von den eleganten Meubles, Teppichen, Gemälden, Klavier, werthvollen wissenschaftlichen Büchern und Schriften, bis zu den Küchengeräthen, wurde

alles zerstört und verbrannt; selbst Thüren und Fenster, sowie die Fußböden des Hauses wurden aufgerissen und den Flammen übergeben. Dr. Homburg, welcher durch einen jungen Mann, der von der Turnhalle kam, von der ihm drohenden Gefahr gewarnt worden war, flüchtete sich durch die Hinterthür und entging so körperlichen Vergewaltigungen. Er sowohl wie seine Gattin und Kinder fanden über Nacht bei befreundeten Familien ein Unterkommen. Sie begaben sich dann für kurze Zeit auf's Land, bis sich die Aufregung gelegt hatte. Von dem erlittenen Schrecken erholte sich der bereits bejahrte Arzt nie wieder ganz; er starb am 4. Januar 1868, 64 Jahre alt. — Daß die Mißhandlungen, die ein fanatisirter „Mob" einem geachteten deutschen Arzt zu theil werden ließ, der, ein äußerst humaner Mann, Jahre lang mit der uneigennützigsten Opferwilligkeit der unentgeltliche Arzt des „Allgemeinen deutschen protestantischen Waisenhauses" gewesen war und auch sonst jederzeit in liberalster und aufopferndster Weise den Armen und Hülfsbedürftigen seine Kräfte gewidmet hatte, bloß weil er ein Demokrat war und sich vielleicht in etwas ferniger Sprache über die politischen Verhältnisse geäußert haben mochte, bleibt ein ewiger Schandfleck auf die Anstifter (von denen die Namen wohlbekannt sind), auf die deutschen Turner und auf das als freisinnig sich brüstende Deutschthum von Cincinnati.

Von dem Hause des Dr. Homburg zog die Rotte nach der 8. und Vine Straßen, vor die Wohnung des Dr. Georg Fries, des nämlichen Mannes, der, gerade zehn Jahre vorher, die Deutschen in dem April Aufruhr 1855, mehr wie irgend ein Anderer, gegen die fanatischen „Know-Nothings" in Schutz genommen hatte, um auch dessen Haus zu rottiren, woran sie jedoch durch eine rasch heranrückende Polizeimacht verhindert wurden. Darauf zog die Bande noch zu den Wohnungen zweier anderer geachteter Deutschen, des Schreinermeisters Karl Friedrich Schröder und des Metzgers Michael Fries in der oberen Vine Straße, wo ebenfalls ein Theil des Hausgeräths demolirt und des letzteren Fleischladen ausgeplündert und die Einrichtung zerstört wurden.

Es ist eine betrübende, doch unabweisbare Pflicht des Geschichtschreibers, nicht nur das Gute, die helle Seite, sondern auch die Schattenseiten zu berichten; und ein dunkler Flecken bleibt jene Nacht in der Geschichte der Deutschen Cincinnatis für alle Zeiten. Es muß hier jedoch noch beigefügt werden, daß die Turngemeinde offiziell jeden Antheil an diesem Gewaltsakt desavouirt hat, und in Beschlüssen ihr Bedauern über die Vorgänge aussprach. Auch dem Dr. med. Karl A. Schneider, welcher dem bedrängten Kollegen hülfreiche Aufnahme in seinem Hause und Schutz gewährte, sowie der Familie Hermann Ficke, welche die Gattin und Kinder Homburgs gastfreundlich in ihre Wohnung aufnahmen, gebühren die öffentliche Anerkennung, die hiermit ihnen gezollt wird.

In Indianapolis widmete sich Konradin Homburg mit regem Eifer seiner Praxis, in welcher er bald bedeutende Erfolge und ein hohes Ansehen sich erwarb. Es lag in dem Karakter desselben, daß er stets bestrebt war, in seinem Fach auf der Höhe der Zeit zu stehen, und es gab auf dem Gebiet der medizinischen Wissenschaft wenig neue Erscheinungen, mit denen er nicht vertraut war, bezw. sich rasch bekannt machte. Fast bis zu seinem Todestage hat er das lebhafteste Interesse an den bedeutendsten Publikationen auf dem Felde seines Berufes sowohl, als auch auf dem Gebiete der Litteratur überhaupt bewahrt.

An den Zeitereignissen nahm Konradin Homburg stets den lebhaftesten Antheil. Bis zu den Tagen, als die Sklavenfrage eine Revolution der Parteiverhältnisse herbeiführte, gehörte er der demokratischen Partei an. Im Jahre 1856 identifizirte er sich jedoch mit der jungen republikanischen Partei in dem Kampf gegen die Sklaverei. Er war einer der Abgeordneten zur Konvention in Philadelphia, welche Fremont nominirte. Auch im Jahre 1860 betheiligte er sich voll Eifer an dem Wahlkampf, welcher mit Lincolns Präsidentschaft den Erfolg der republikanischen Sache krönte. Aber schon 1864, als sich unlautere Elemente der Partei bemächtigt hatten, betheiligte er sich an der zu Cleveland abgehaltenen Konvention, in welcher der Versuch gemacht wurde, die republikanische Partei auf eine idealere und fortschrittlichere Basis zu erheben, oder aber derselben eine liberale unabhängige Partei entgegen zu stellen. Die Bewegung scheiterte indessen an dem Mangel inneren Zusammenhaltes, und von dieser Zeit an bewahrte Dr. Homburg eine von jeglichem Parteiverbande unabhängige Stellung. Selbst der „liberal-republikanische“ Versuch vom Jahre 1872 vermochte nicht, ihn aus seiner passiven Stellung herauszubewegen.

Während Dr. Homburg so ein lebhaftes aktives, oftmals leidenschaftliches Interesse für alle fortschrittlichen Bestrebungen seines Adoptiv-Vaterlandes kundgab, verwischte sich die Erinnerung und das Interesse an dem Lande seiner Geburt keinen Augenblick. Die Ereignisse von 1832–'33 und besonders jene der Jahre 1848–1849 nahmen seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch. Mit Freuden betheiligte er sich an den Bewillkommnungen der „Männer von 1848“ auf amerikanischem Boden. Auch ließ er sich, nachdem der erste Enthusiasmus verrauscht war, nicht von den idealistischen Bestrebungen der jungen Einwanderung abbringen, wie das bei den meisten der älteren Deutschen damals der Fall war, als die „Achtundvierziger“ mit ihrer Kritik der amerikanischen Verhältnisse hervortraten und den Kampf der „Grünen und der Grauen“ entfesselten, der fast zehn Jahre lang die Gemüther in Wallung hielt und in so unglücklicher Weise das Deutsch-Amerikanerthum in zwei Heerlager trennte. Dr. Homburg stellte sich entschieden auf die Seite der „Grünen.“ So war er einer der Abgeordneten und Präsident des sogenannten „Wheelinger Kongreß“ von 1852,

welcher Europa von Amerika aus liberalisiren wollte, ja, allen Ernstes beschloß, zu dem Behufe müßte Europa von den Vereinigten Staaten annexirt werden und so zur republikanischen Freiheit gelangen.*) Als jedoch 1866 und 1870–71 der Traum und das Ideal seiner Jugend, die Einheit und Machtstellung Deutschlands auf anderem Wege befördert und erreicht wurde, da ließ er sich durch seine prinzipiellen Differenzen keineswegs davon abhalten, das Geschehene als einen großen Schritt anzuerkennen und mit ganzem Herzen dem einigen Deutschland seinen Segensgruß entgegen zu jubeln.

Dr. Homburg war ein echter Deutscher und in Indianapolis auch als solcher angesehen. Ja, er nahm daselbst quasi die Stelle eines Vaters der dortigen deutschen Bevölkerung ein. Kein deutsches Unternehmen wurde begonnen, ohne daß er vorher darüber zu Rathe gezogen worden war. Das galt jedoch nur vom geistigen Theil, nicht vom geschäftlichen, in welchem er fast ein Kind war. Deutsche Versammlungen und Unternehmungen von öffentlichem Karakter hat es bis auf die jüngste Zeit wohl wenige gegeben, an denen Dr. Homburg nicht in prominenter Weise betheiligt war. — War er auch kein Mitglied des „Deutschen Pionier-Vereins" — es war so eine Schrulle von ihm, keinem Vereine angehören zu wollen — so nahm er doch an dem Verein und seinem Wirken das regste Interesse. Er war einer der eifrigsten Leser des „Pionier", auch ließ er es nicht an zeitweiligen Mittheilungen über geschichtliche Ereignisse fehlen, mit denen er vertraut war. So kam der mehr als achtzigjährige Greis vor anderthalb Jahren zum Stiftungsfeste des Pionier-Vereins nach Cincinnati, um an der Zusammenkunft der „Alten" Theil zu nehmen. Es war das letzte Stiftungsfest, welches der Verein vor Homburg's Tod feierte. Krankheit und Schwäche überkamen in den letzten paar Jahren die gewaltige physische Kraft des hervorragenden Mannes. Er mußte seine Praxis aufgeben und selber den Patienten spielen. „Mehr als ein Dutzend Mal", schreibt der Indianapolis Telegraph" in einem Nachrufe des Verstorbenen, „brachten ihn physische Leiden in den letzten paar Jahren an den Rand des Grabes, aber immer raffte er sich wieder auf, und häufig setzte er seine Freunde, die erwarteten, von seinem Hinscheiden zu hören, in Erstaunen, indem er plötzlich wieder in seinem wohlbekannten Gefährte umherfuhr. Seine geistige Frische und Regsamkeit blieb bis zu seinem Tode unangetastet." Doch auch der stärkste Körper muß, der ewig unwandelbaren Natur gemäß, schließlich wieder zurückkehren zur Erde. Am 11. Februar 1881 hauchte der fast 83-jährige Greis seine Seele aus. „Er hatte ein langes und reiches Leben hinter sich, ein Leben voll rastloser Thätigkeit und hohem Streben, gewidmet den besten Interessen der Menschheit, wie er sie verstand."

---

*) Für eine Geschichte dieser Bewegung siehe „Deutscher Pionier," Jahrg. VII Seiten 90 und 155.

Im Jahre 1874 hatte er noch sein fünfzigjähriges Jubiläum als Deutsch-Amerikaner gefeiert, woran die hervorragendsten Bürger von Indianapolis theilnahmen. Damals befand er sich im Kreise zahlreicher Freunde noch im Besitz seiner vollen Rüstigkeit und geistigen Kraft. „Es war ein schönes Fest," schrieb der „Indianapolis Telegraph", wie es deren wohl wenige gegeben hat oder geben kann. Manche von den Freunden, welche ihn damals glückwünschend umgaben, sind ihm in's Reich der Todten vorausgegangen; Alle haben seitdem von der Härte der Zeit mehr oder weniger gelitten, und er, der damals noch mächtig und gewaltig, wie eine deutsche Eiche in's Leben hineinragte, ist nun auch geschieden."

Dr. Homburg war nie verheirathet und hinterließ also keine Familie. Im Prinzip war er stets ein Radikaler, doch hatte er von Zeit zu Zeit Anflüge, die ihn als nicht frei von metaphysischen Bedürfnissen erscheinen ließen. So war er z. B. ein Fatalist. Er glaubte, daß der Freitag für ihn ein Unglückstag sei; und in der That war dieser Tag für ihn mehr als einmal verhängnißvoll. So erlitt er an einem Freitage mehre Jahre vor seinem Tode durch einen Sturz aus seiner Kutsche einen Beinbruch; am Freitag hatte er sich aus Würzburg und wiederum am Freitag aus Basel flüchten müssen; und ein Freitag war auch sein Todestag. Im Uebrigen war seine Lebensanschauungsweise stets fortschrittlicher Art.

Die höchstmöglich physische, geistige, gesellschaftliche und freiheitliche Entwickelung der Menschen zu fördern, wie und wo er konnte, war sein Bestreben. In seiner Praxis war er aufopfernd und unermüdlich. Keine Stunde der Nacht oder grauen Morgendämmerung war ihm zu spät oder zu früh, wenn er über das Leben eines Patienten wachte. Dabei kam ihm zu Hülfe, daß er mit spartanischer Härte gegen seinen Körper verfuhr und sich selbst im hohen Alter nie mehr als vier Stunden Schlaf erlaubte. Er nahm nur eine Hauptmahlzeit während des Tages zu sich und noch in seinem siebenzigsten Jahre konnte er in ernstlichen Zorn gegen sich selbst gerathen, wenn er zu bemerken glaubte, daß sein Körpergewicht zunahm und ihn in seiner leichten Rüstigkeit behinderte.

Unter seinen Nachbarn und Zeitgenossen hat sich Dr. Homburg eine hohe Anerkennung errungen, und wohl kein angesehener oder berühmter Deutscher kam während seiner Lebenszeit nach Indianapolis, der nicht die Gelegenheit, mit ihm persönlich zu verkehren, benützt hätte. „Und er hatte diese Anerkennung nicht etwa persönlicher Liebenswürdigkeit oder angeeigneter Suavität im Umgange mit Andern zu danken; im Gegentheil! Er war besonders in der Diskussion oft rauh, leidenschaftlich, ja zuweilen sogar polternd. Nicht selten ließ er sich durch sein cholerisches Temperament zu manchen Extravaganzen hinreißen, die ihm nachher leid thaten, und die er dann versuchte, wieder gut zu machen, die indessen mannichfache Ent-

fremdungen und Feindschaften von Individuen zur Folge hatten."*) — So hatte er sich, wie bereits bemerkt, mit seinem Bruder entzweit, und die Feindschaft war dermaßen bitter, daß die beiden lange Zeit nicht mit einander verkehrten. Als aber die bereits geschilderte Gewaltsmaßregelung Friedrich's in Cincinnati stattgefunden hatte, da schmolz das Eis des Grolles, und mit dem ersten Zuge kam er herbeigeeilt, gab dem Bedrängten versöhnlich die Hand und bot ihm seine Hülfe an. „Während ihm die feineren Umgangsmanieren und Methoden vollkommen zu Gebote standen, gefiel er sich im vertrauten Umgange stets in einer gewissen studentischen Derbheit. Er sagte seinen besten Freunden viel lieber eine Grobheit, als eine Schmeichelei; aber er that das in Freundschaft und Aufrichtigkeit, nicht aber aus Ueberhebung oder Mißgunst. Er war stets wahr und treu, aber Ueberzeugungen und Grundsätze gingen ihm über Personen. Und er versuchte dies stets in möglichst drastischer Weise zu zeigen." **) „Seine entschiedene Natur zog an oder stieß ab. Er mag unversöhnlich gewesen sein; aber er war ein offener und stolzer Gegner, der auch den Feind, wenn dieser im Rechte war, vertheidigen konnte. In seiner Freundschaft aber war er fest und zuverlässig. Er gab sich wie er war und das ganz. Auf Schleichwege verstand er sich nicht, und er heuchelte nicht an den Menschen vorbei: kurz, er war in einer rauhen Schale ein süßer Kern." †)

In seinem Testamente hatte Dr. Homburg angeordnet, daß sein Körper nach dem Tode verbrannt und die Asche in das Meer gestreut werden solle. Auch sollte Niemand seiner Leiche Ehre erweisen; in Vergessenheit wollte er vergehen. Es sollte Nichts von ihm übrig bleiben, nicht einmal die Erinnerung. Er bat sogar seinen Freund Seidensticker, dafür zu sorgen, daß ihm keinerlei Nachrufe gewidmet würden. Zu dem Behufe hatte er vor seinem Tode alle Schriften, die über sein Leben Aufschluß geben konnten, sowie seine gesammte Korrespondenz zerstört. Die damit beauftragten Freunde führten das Vermächtniß, soweit es die Kremation anbetrifft, dem Wunsche des Verstorbenen gemäß aus, allein damit hatte es sein Bewenden. Nekrologe erschienen in den Indianapoliser englischen und deutschen Zeitungen, und die deutsche Presse des Landes gab denselben die ausgedehnteste Verbreitung. Seine deutschen Mitbürger von Indianapolis aber ließen es sich nicht nehmen, ihm zu Ehren am 1. Mai eine Gedenkfeier in der entsprechend dekorirten Halle des „Indianapolis Männerchor" abzuhalten, die sehr zahlreich besucht war. Reden wurden von den Herren Karl Söhner, Adolph Seidensticker und Dr. Guido Bell gehalten, die alle

*) Aus Adolph Seidensticker's Gedenkrede auf Dr. Homburg, gehalten am 1. Mai 1881, bei der Memorial Feier in Indianapolis.

**) Aus Seidensticker's Rede.

†) Aus der Gedenkrede von Dr. Guido Bell, bei derselben Feier.

das Andenken des Verstorbenen Pioniers auf das Wärmste ehren. Er hatte ja die Anerkennung seiner Mitbürger auf das Vollste errungen. Dort aber, wo er sein bewegtes, thatenreiches Leben auf das Wirksamste ausgelebt hat, wird sein Andenken auch grün bleiben, so lange noch Genossen seiner Tage am Leben sein werden, denn, um mit Dr. Bell zu schließen: „den Freunden war er Arzt und den Kranken Freund!"

Anhang.

Ein Brief Dr. Homburg's bezüglich Karl Heinzen's Angriffe auf Ludwig Kossuth.

Obwohl Dr. Homburg mit dem Verbrennen aller seiner Briefschaften und Schriften (wie Sealsfield) aus der Erinnerung der Zukunft zu verschwinden suchte, so tauchen doch hier und da noch Erinnerungszeichen an und von ihm auf, die den offenen, mannhaften Sinn des Doktors klarlegen. Zu diesen Denkwürdigkeiten gehört der nachfolgende Brief an Heinrich Rödter, der umso interessanter ist, weil er zwei der hervorragendsten Männer aus der Revolutionszeit von 1848 – 1849 betrifft: Ludwig Kossuth und Karl Heinzen. — Zur Erklärung muß hier vorausgeschickt werden, daß Rödter zur Zeit das „Demokratische Tageblatt und Wochenblatt" herausgab, in welchen er Heinzen's Angriffe auf Kossuth scharf tadelte. Rödter war damals Sekretär des „Kossuth-Hülfsvereins" von Cincinnati und hatte sich für die Bestrebungen Kossuths und Gottfried Kinkels auf's lebhafteste bemüht.

Das Gebot Homburgs, den Brief nicht der Oeffentlichkeit zu übergeben, hat Rödter, als Ehrenmann, treu gehalten, allein den Brief hat er unter seinen Akten aufbewahrt. Nun ist seit dem Datum desselben fast ein halbes Jahrhundert dahingegangen. Rödter ist längst todt, Heinzen und Kossuth und alle Theilnehmer jener Angelegenheit sind zu ihren Vätern versammelt: deshalb mag es wohl am Platze sein, Homburgs Brief als eine Denkwürdigkeit jener Vorgänge und besonders als einen Tribut des Andenkens an den Verfasser, hier der Oeffentlichkeit zu übergeben.

Cincinnati, den 19. Mai 1901. H. A. Rattermann.

Indianapolis, den 19ten Mai 1852.

Werther Herr Rödter.

Hoffentlich werden Sie es nicht übel nehmen, wenn ich mich veranlaßt fühle, Ihnen meine Mißbilligung des in der letzten Nummer des „Demokratischen Wochenblatts“ enthaltenen Artikels über Heinzen zu erkennen zu geben. Ich weiß, daß Sie sich nicht leicht aus dem Gleichgewicht bringen lassen, daß Sie nur selten von der Sprache Gebrauch machen, in der sich die meisten Redakteure deutscher Zeitungen in Amerika gefallen, welches leider auch von dem größten Theil der Leser verlangt und gewöhnlich als ein Zeichen von Tüchtigkeit und Fähigkeit betrachtet wird.

Hinsichtlich Heinzen's scheinen Sie mir aber doch zu weit zu gehen, wenn Sie ihn als einen „General-Agenten“ der europäischen Despoten bezeichnen. Ich gebe gern zu, daß Heinzen abstoßend auf viele Leser wirken mag; daß er in der Verfechtung seiner Ansichten bezüglich der Negersklaverei einen fanatischen Eifer an den Tag legt; daß er ferner mit großer Taktlosigkeit Leuten den Atheismus predigt, welche von Dingen der Art gerade so viel verstehen, wie der Esel vom Lautenschlagen, und wenn sie's verständen, doch dafür nicht die geringste Empfänglichkeit haben noch haben könnten.

Abgesehen von allen diesen Mängeln, die ich an Heinzen zu rügen habe, ist und bleibt er — versteht sich, nach meiner Meinung — der fähigste und tüchtigste und am redlichsten strebende Charakter, den die Freiheitsbestrebungen in Deutschland hervorgehoben haben. Daß er schon mehrere Zeitungen zu Tode geschrieben, wundert mich nicht, sondern daß er doch immer wieder, bei neuen Unternehmungen in diesem Fach, Leute findet, die das lesen wollen, was er schreibt. Es ist dies offenbar ein Beweis, daß Heinzen mit seiner energischen Schreibart und seinem unbändigen Sinn eine Seite des deutschen Gefühls für Menschenrechte zu treffen vermag, welche bisher unter der deutsch-amerikanischen Bevölkerung noch wenig angeregt worden war.

Heinzen ist Kritiker in der Politik, das sagt er selbst, und von diesem Standpunkt aus muß er beurtheilt werden. Vor der Kritik kann und darf keine Popularität, sie sei nun im Kugelregen oder im Zuchthaus erworben, Geltung erhalten. Die Kritik in der Politik wird aber jetzt mehr als je zuvor erheischt, nachdem uns die Revolution aus Europa so manche Charaktere zugeworfen, die sich theils als Verräther, theils als leere Schwätzer erwiesen haben. Soll für die zukünftige Revolution — welche indessen nach meinem Dafürhalten [erst] in sehr ferner Zukunft zu erwarten steht — Etwas geleistet, soll dieselbe vor einem abermaligen Mißlingen sicher gestellt werden, so ist vor Allem erforderlich, daß das Volk seine Leute kennt.

Kossuth, Kinkel, Hecker und andere müssen die Feuerprobe der Kritik bestehen können oder darin verbrannt werden. Darum ist auch Heinzen kein Verläumder Kossuths, wie Sie ihn nennen. In seinem offenen Briefe hat er auszusprechen den Muth gehabt, was alle Deutschen nicht allein hätten fühlen, sondern auch aussprechen müssen.

Kossuths letzten in Neu-England gehaltenen Reden liefern den Beweis, daß Heinzen klarer gesehen, als alle Andern. Sein [Kossuths] Eingehen in den bigotten Puritanismus des Yänkees ekelt mich an. Ich bekenne es Ihnen aufrichtig, daß sich meine Achtung für Kossuth um ein Bedeutendes gemindert hat, seit ich sein Auftreten unter den Neu-England Leuten beobachtet habe. Er mag Begeisterung für Ungarn erregen, die Freiheit aber fördert er nicht. Es ist mir schon bei seiner Anwesenheit in unserer Stadt aufgefallen, daß er sich hat verleiten lassen, der Temperenzbestrebung lobend Erwähnung zu thun. Je höher aber Kossuth steht vor der Welt, je größer das Vertrauen aller Völker in seine Fähigkeit und Redlichkeit, desto strenger muß die Kritik mit ihm verfahren, sie muß Schwächen und Mängel aufdecken, welche in der allgemeinen Begeisterung für den Mann und seine Sache nur zu leicht übersehen werden. Auf der Wagschale, auf der die Geschicke von Millionen gewogen werden sollen, dürfen einzelne Menschen nur in so fern Gewicht haben, als sich an ihnen der Geist der Massen ausgeprägt hat, verbunden mit der Fähigkeit und dem redlichen Willen, diesem Geist Anerkennung zu verschaffen. Mißverstehen Sie mich nicht. Ich tadle Kossuth nicht, weil er kein Sozial-Demokrat sein will, sondern er den Erzfeinden von allem Guten und Großen, weil er den Pfaffen so viel Einfluß gönnt, weil er ihnen zu viel Rücksicht schenkt. Wer dem Pfaffengeist Vorschub leistet, ist, um mich gelinde auszudrücken, aus Kurzsichtigkeit dem wahren Interesse der Menschheit entgegen. Also nochmals, Heinzen hat Recht, wenn er die Geißel der Kritik ohne Rücksicht auf die Person und ohne Schonung schwingt.

Aus vorstehenden Bemerkungen wird's Ihnen begreiflich sein, warum ich Ihren Angriff auf Heinzen mißbillige. Ich tadle Sie nicht, weil Sie seine Bestrebungen und Ansichten bekämpfen, sondern weil Sie ihn vor Andern hinsichtlich seines Charakters zu verdächtigen suchen. Sie nennen ihn den General-Agenten der europäischen Despotie. Dies ist wahrlich eine schwere Beschuldigung, eine Beschuldigung, welche nur durch vorliegende, unumstößliche Beweise gerechtfertigt werden kann. Solche Beweise gegen Heinzen aufzubringen, möchte Ihnen indessen sehr schwer fallen. Zudem sprechen Sie diese Beschuldigungen aus zu einer Zeit, in welcher Heinzen angekündigt hat, daß er die Union bereisen werde, um sich mittelst mündlicher Vorträge die Mittel zu fernerem Wirken zu erwerben. Gesetzt den Fall, Sie würden sich später überzeugen, daß Sie dem Manne durch eine solche Verdächtigung Unrecht gethan, müßten Sie sich nicht die härtesten Vorwürfe über ein so leichtfertiges Urtheil machen?

In der That habe ich den festen Glauben, daß Viele der jetzigen Gegner Heinzens, wenn die Wunden beleidigter Eitelkeit vernarbt sind, wenn die Leidenschaften ausgetobt haben, welche durch sein rücksichtsloses Verfahren aufgeregt worden sind, dem redlichen und tüchtigen Streben desselben Gerechtigkeit widerfahren lassen werden. Weil wir bis dahin noch eine gute Zeit vor uns liegen haben, so bescheide ich mich für jetzt darauf hinzudeuten.

Was Vorurtheil, Haß und das Geschwätz gewisser Klassen von Menschen vermögen, davon, Herr Rödter, haben Sie bereits selbst schon manche Erfahrung zu machen die Gelegenheit gehabt, und wie ich aus Ihrem Blatt ersehe, machen Sie sie noch täglich.

Mit freundschaftlichem Gruß,

Ihr K. Homburg.

Es versteht sich von selbst, daß
dieses Schreiben nicht zur
Oeffentlichkeit gelangen soll.

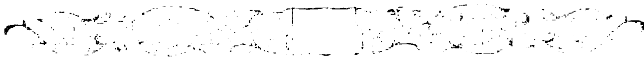




Die beiden Quitmanns, - Vater und Sohn.



10X





Der Biograph des ehemaligen General-Majors der „Armee von Mexiko" und Gouverneurs von Mississippi, J. F. Claybórne, läßt einen Urahnen desselben zu den Zeiten Luthers aus Rom entfliehen, weil er die Lehren dieses Reformators angenommen habe, und lieber sein Vaterland, als seinen Glauben verlassen wollte. Er soll zu der Familie der Marcelli gehört haben, und nachdem er sich in Westfalen niedergelassen, aus Freude über seine Erlösung den Namen Quitmann — ein freier Mann — angenommen haben. Wie viel Wahres an dieser niedlichen Sage sein mag,*) soll dahingestellt bleiben, genug, daß der Großvater unseres amerikanischen Helden preußischer Militär-Inspektor und in der Stadt Cleve ansässig war, wo auch dessen Vorfahren viele Generationen zuvor gewohnt hatten. Hier wurde dem Inspektor am 7. August 1760 ein Sohn geboren, den der Vater für den Soldatenstand bestimmte. Da dieser nicht unbemittelt war, gedachte er dem Sohn eine gute Universitätsbildung zukommen zu lassen, um ihm seine künftige Laufbahn dadurch zu erleichtern und sandte ihn nach Halle, wo Friedrich Heinrich Quitmann zuerst das Gymnasium besuchte und dann die Universität.

Halle zeichnete sich damals vorzüglich als der Sitz des protestantischen Pietismus aus, getragen durch Männer wie Niemeyer, Semler, Knapp, Schulze u. A. Auch Quitmann wurde davon angesteckt, und statt der militärischen Laufbahn wählte er, zum großen Mißfallen seines Vaters, das Feld der Theologie. Es war jedenfalls eine höchst sonderbare Laune, denn die Natur schien Quitmann vorzüglich zum Soldaten bestimmt zu haben. Er war von kolossaler Statur, und schon beim Eintritt des neunzehnjährigen jungen Mannes in die Universität brach einer der Professoren in die Worte aus: "Quanta ossa! Quantum robur! Junger Mann, Sie haben in sich die Kraft für ein Leben von hundert Jahren!" **) Außerdem besaß er ein energisches, entschlossenes Wesen, und das "semper paratus" äußerte sich bei ihm bis zu seinem Ende als vorzügliche Personaleigenschaft.

---

*) Gerade die Gegend der angeblichen Niederlassung Quitmanns, das Herzogsthum Cleve, welches damals zum Kurbisthum Köln gehörte, spricht für das Gegentheil.

**) Aus einem Brief von Dr. August Wackerhagen, abgedruckt in "Annals of the American Lutheran Pulpit, by Wm. B. Sprague." (N. Y., 1859, p. 114.)

Durch den Vater peremptorisch in seinen Studien unterbrochen, wurde Quitmann zuerst Erzieher in der fürstlich Waldeck'schen Familie, was ihm nicht zusagte, weshalb er sich im Geheimen nach Holland begab, um daselbst seine theologischen Studien fortzusetzen. Zum Prediger ordinirt, meldete er sich beim lutherischen Konsistorium der Niederlande für den Missionsdienst und wurde dann als Pastor einer Gemeinde nach der holländischen Kolonie Curaçao, in der Nähe der venezuelanischen Küste, gesandt. Während seines zwölfjährigen Aufenthalts daselbst vermählte er sich mit der Tochter eines dortigen Kaufmannes, Anna Elisabeth Huyck und kehrte dann, von der holländischen Regierung pensionirt, nach Europa zurück (1793).

Die aufgeregten Zeiten der französischen Revolution konnten jedoch den schlicht gesinnten Mann, dem sein Studirzimmer und seine Gemeinde über Alles gingen, nicht behagen und er floh aus der unruhigen mit Jakobinismus geschwängerten Athmosphäre Europa's, um auf amerikanischem Boden sein Wirken fortzusetzen. So siedelte er denn im Sommer 1795 mit Frau und Kindern nach New York über, mit der Absicht, wenn sich die Wogen der Revolution gelegt haben würden, nach Europa zurückzukehren. Aber es bot sich ihm hier sofort ein nützliches Feld, indem er zur Predigerstelle der vereinten Kirchen in Schoharie und Kobbleskill, im deutschen Theil des Staates New York, berufen wurde. Hier blieb er bis 1798, in welchem Jahr er die deutschen lutherischen Gemeinden am Hudson, Rhinebeck, Würtemberg, Germantown und Livingston, als deren Pastor übernahm.

Im Jahre 1815, als er in die Staatsgesetzgebung gewählt wurde, legte er die Predigerstelle der beiden letztgenannten Kirchen nieder und 1824 auch die in Würtemberg. 1828 endlich, als seine Gesundheit nachließ, zog er sich ganz von seinen geistlichen Funktionen zurück. Er starb zu Rhinebeck am 26. Juni 1832.

Unter den deutschen protestantischen Predigern in New York hat damals wohl keiner eine so allgemein geachtete Stellung eingenommen, als Dr. Quitmann. Er war ein intimer Freund von Gouverneur Daniel Tomkins, Edward Livingston, Gouverneur William C. Bouck, Martin Van Buren und anderen Größen der demokratischen Partei. Außer seinem einmaligen Termin in der Gesetzgebung (er lehnte eine Wiederwahl ab) hat er kein politisches Amt bekleidet; dahingegen war er viele Jahre lang einer der Vorsteher und Präsident des „Hartwick Seminars." Nach Dr. Kunze's Tode war er von 1807 bis 1828 präsidirender Senior des lutherischen Ministeriums von New York, in welcher Eigenschaft er es zu verhindern verstand, daß sich die damals in fast allen deutschen protestantischen Gemeinden Amerika's eindrängende Frömmlerei, die sogenannten Erweckungen (revivals) ebenfalls in den zu seinem Ministerium gehörigen Kirchen Eingang fanden. Da mit diesen Erweckungen auch zugleich der Verfall

der deutschen Sprache, wenigstens theilweise, Hand in Hand ging, so hat sich Dr. Quitmann auch für die zeitweilige Erhaltung des Deutschthums im Staate New York große Verdienste erworben.

Beiträge zu einer Lebensgeschichte Quitmanns wurden von seiner Enkelin, Miß Quitmann, von Dr. August Wackerhagen, von Gouverneur William Chr. Bouck und von Pastor Gustav A. Lindner in Schoharie für Spragues „Annalen der Lutherischen Kanzel in Amerika" geliefert, doch befassen sich diese vorwiegend mit seinem geistlichen Beruf. An Gelehrsamkeit kam ihm keiner der lutherischen Theologen des Landes zuvor. Er sprach und predigte geläufig deutsch, englisch, holländisch, französisch und spanisch. Häufig wurde er über politische und wissenschaftliche Fragen zu Rathe gezogen und seine Auffassung von Personen und Karakteren, sein vorzügliches Gedächtniß und seine klaren Beweisführungen, oft gewürzt mit schlagendem Witz, der ihm nie abging und zuweilen bis an die Grenzen des beißenden Sarkasmus streifte, ohne jedoch beleidigend zu werden, machten ihn jederzeit zu einem beliebten Unterhaltungs-Genossen.

„Seine Stellung in der Gesellschaft", schreibt Wackerhagen, „war eine hochangesehene. Seine vorzüglichen Kenntnisse, seine feinen Manieren und sein ungezwungenes Benehmen machten ihn gesucht und bewundert von Allen. Als Erzieher in der fürstlich Waldek'schen Familie war er gewohnt, sich in den ersten Kreisen zu bewegen, und nachdem er als Pastor in Rhinebeck angesiedelt war, verkehrten die höchsten Spitzen der New-Yorker Gesellschaft in seiner Wohnung." — „Er hatte", schreibt Gouverneur Bouck, „nur geringen Umgang mit den gewöhnlichen Leuten, was wohl dem ernsten Ausdruck seines Gesichtes zugeschrieben werden muß. Eine hohe, stattliche Figur und ein achtunggebietendes Aeußere verliehen seiner Erscheinung ein eindrucksvolles und imposantes Gepräge."

Als Schriftsteller bewegte er sich ganz auf dem religiösen Gebiet. Von ihm erschienen im Druck: "A Treatise on Magic, or the Intercourse between Spirit and Men" (Englisch, 1810). „Ein evangelischer Katechismus" (Deutsch und Englisch, 1814). "Three Sermons on the Reformation by Luther" (Englisch, 1817). Und ein deutsch-englisches Gesangbuch (Hymnbook, 1817).

* * *

Als Friedrich Heinrich Quitmann bereits in Rhinebeck war, wurde ihm am 1. September 1798 ein Sohn geboren, Johann Anton Quitmann, der Anfangs genannte General-Major des mexikanischen Krieges, Gouverneur des Staates Mississippi und hervorragender amerikanischer Politiker und Staatsmann. Nachdem dieser vom Vater zuerst die Jugenderziehung erhalten hatte, wobei er für sein hastiges, unruhiges Temperament, welches lieber athletischen Spielen oder mechanischen Handarbeiten nach-

ging, als den frommen Lehrübungen, Katechismus &c., öfters elterliche Verweise erhielt, wurde er in seinem dreizehnten Jahre nach einem deutschen Prediger, dem Ehrw. August Wackerhagen in Schoharie gesandt, welcher ihm im Griechischen und Lateinischen Unterricht ertheilte. Er lernte zwar fleißig, aber nebenbei hatte er seine kindliche Freude am Soldatenspielen; und es dauerte nicht lange, so hatte er unter den Knaben des Ortes einen kleinen Militärkörper gebildet, welcher, den damaligen Milizen nachahmend, (es war während der Kriegsjahre 1812–'14) täglich Exerzitien spielte, die der kleine Kapitain Quitmann befehligte. Seine Studien wurden später im elterlichen Hause fortgesetzt, wobei er jedoch den kräftigenden körperlichen Vergnügungen keineswegs entsagte. Er wurde bekannt für seine Kraft, seine Körpergelenkigkeit und seine Jagderfolge.

So ausgestattet, begann er das aktive Leben in seinem neunzehnten Altersjahr als Lehrer an der Hartwick Akademie in Otsego County, New York, „eine Ortschaft umgeben von Bergen, Thälern, Seen und Wäldern," wie er seinem Bruder schrieb, „wo es im Juni friert und die Sonne eine Stunde später aufgeht, als in Rhinebeck." Er war nun emsig beschäftigt, den Schülern Griechisch, Lateinisch, Deutsch und Englisch beizubringen, und er gestand es später gern, daß er zuweilen von denselben durch Kreuzfragen hart bedrängt wurde, allein er richtete es immer so ein, daß er doch oben blieb.

Im Jahre 1818 stieg er zu einer Adjunkt-Professur des Englischen und Deutschen am „Mt. Air College" empor, welches von einem Franzosen in Germantown, Pennsylvanien, geleitet wurde. Er lebte hier ein Jahr in einer buntscheckigen Gesellschaft von Lehrern: einem englischen Unitarier-Prediger in der klassischen Abtheilung, einem Marine Lieutnant als Mathematiker, einem „armen blöden Yankee" als Kollegen im Englischen, einem großen Politiker (Herrn Mareno) im Spanischen, und ein seltenes Geniestück aus Bonapartes Armee im Französischen. Das war jedenfalls eine lustige Gesellschaft, welche die Mühseligkeiten des Lehrfaches sicher durch einigen Humor zu würzen verstand.

Quitmann verblieb etwa ein Jahr in „Mt. Airy", nach welcher Zeit sein Genius ihn zu aktiverem und abenteuerlicherem Leben antrieb. Von seinem Vater war er für den geistlichen Stand bestimmt, allein das sagte ihm nicht zu, und er wählte statt dessen das juristische Fach. Eine Bekanntschaft, die er mit einem Advokaten, Platt Brush, Mitglied des Kongresses von Chillicothe, Ohio, gemacht hatte, verleitete ihn, sein Glück im Westen zu versuchen. Er ließ auch bald diesem Entschluß die Ausführung folgen, indem er zu Fuß nach Philadelphia und ebenso von dort über die Alleghanies reiste. Den Knappsack auf dem Rücken, die Büchse im Arm, um sich nöthigenfalls Lebensmittel zu erjagen und ein Portmonnaie in der Tasche, das, obgleich es vom Anfang an nicht sehr gefüllt gewesen, bald durch eine

eingeschobene Connecticut Banknote, welche, „gleich verschiedenen anderen Waaren aus jenem Staate, sich als falsch herausstellte", die galoppirende Schwindsucht bekam, aber, was mehr als Geld werth war, mit frohem Jugendmuthe, zog er dahin, „unterwegs mit den schmucken Pennsylvania-deutschen Mädels schäkernd," wie sein Tagebuch erzählt, und gelangte so in vierzehn Tagen nach Pittsburg. Seine Reise von Pittsburg in einem Kielboote den Ohiofluß hinab, in fröhlicher Reisegesellschaft, ist ein Bild der Vergangenheit: Heute durchfurchen den "belle riviere" nur noch palastähnliche Dampfer und bieten dem Reisenden, außer einer schnellen Beförderung, alle Bequemlichkeiten eines feinen Hotels. Auf den Kielbooten waren die Akkomodationen minder bequem, doch ersetzte der frohe Muth der westlichen Reisenden was an Komfort abging.

Mit dem jungen Quitmann reiste auch eine Frau Griffith und ihre Mutter von der Familie Boudinot aus New Jersey auf dem Kielboote. Die jüngere Dame spielte das Flageolet und Quitmann blies die Flöte dazu. So zogen diese „Arkadier" pfeifend den Fluß hinab, und nur das Knallen der Vogelflinte in Verfolgung des Wildes am Ufer variirte zuweilen das Konzert höchst vortheilhaft. Als sie bei Wheeling landeten, mußten sie die Hinterwäldler Bootleute, welche die wohlklingenden Spitznamen: "snapping turtles", "wild cats", "half horse half alligators" führten, mit "red eye" oder "rot gut" Branntwein traktiren, welche Operation sich bei ihrer ersten Landung in "Old Kaintuck" wiederholte.

Nach einer Fahrt von fünfzehn Tagen wurde unser Abenteurer in der Gegend von Portsmouth an's Ufer des „Buckeye Staates" gesetzt, von wo aus er nach Chillicothe, woselbst Oberst Brush aus ihm einen Advokaten machen sollte, weiter reiste. Er glaubte schon, daß er die Reise abermals zu Fuß machen müsse, als er Jemand traf, der ein Pferd nach Chillicothe zu senden hatte, und da er seinen Kredit durch seine Briefe befestigte, so wurde ihm der Auftrag, das Thier nach seiner künftigen Heimath zu führen, wobei er dasselbe reiten konnte. „Erfreut durch diesen Glückszufall," schrieb er in sein Tagebuch, „zog ich dahin mit leichtem Herzen." Hochwild gab es damals in Ohio noch im Ueberfluß und er schoß einen stattlichen Hirsch am Wege in der Nähe von Piketon. Die Beute des Waldes bezahlte jenen Abend für Nachtessen und Quartier. Als er in Chillicothe in der Taverne abstieg, setzte er den Aufwärter mit einem lateinischen Zitat aus dem „Aeneas", wo sich dieser freut, einen Ruhepunkt gefunden zu haben, in Erstaunen.

Nun bekam er eine Heimath in dem Hause des Obersten Brush und den Nutzen eines juristischen Studiums in dessen Offize, wohingegen er dem Obersten Spanisch und dessen Kindern die Klassiker beibringen sollte. Nach mehrmonatlichem Studium erhielt Quitmann eine Anstellung als Schreiber in der Landoffize, die in Chillicothe, der damaligen Hauptstadt von

Ohio, zur Zeit sich befand. Als diese nach Delaware verlegt wurde, begab sich unser Held nach jenem neuen Distrikt des Staates. Damals (1820) war Delaware an der Grenze der weißen Bevölkerung, da die Ansprüche der Indianer auf das Gebiet erst seit Kurzem von den Ver. Staaten erworben worden waren. Obwohl ihm die Fruchtbarkeit des Landes, das sich für den Ackerbau vorzüglich eignete, wohl gefiel, so war der Aufenthalt daselbst doch für das lebhafte Temperament Quitmanns gar zu eintönig, langweilig und der allgemeine Geldmangel war ein zu großes Hemmniß für den Aufschwung des Landes. „Es ist kaum Geld genug unter unsern Bauern hier“, schreibt er an einen Freund, „um ihren Kindern beim ersten Zahnen ein Stück zum Beißen zu geben.“ Alles war Tauschhandel, was wohl für das einförmige Farmleben genügend sein mochte, allein einen jungen aufstrebenden Advokaten nicht befriedigen konnte.

Seine Gedanken wandten sich jetzt den Südstaaten zu. „Die Südstaaten“, schrieb er seinem Vater, „bieten eine goldene Zukunft für einen intelligenten rechtlichen Menschen. Geld ist dort häufig, wie es hier selten ist, was seinen guten Grund darin hat, daß nicht ein einziger Artikel unserer Farmprodukte baares Geld bringt, während dort Baumwolle, Zucker, Tabak und Reis sich einer Weltnachfrage erfreuen.“ — Nach Natchez wandte er nun seinen Weg, wohin Frau Griffith, seine frühere Reisegefährtin auf dem Kielboote, ihn einlud. Er verließ im November 1821 sein kleines Ohioer Dörfchen mit dem Advokaten-Patent und einer kleinen Geldsumme in der Tasche, ein gutes Pferd unter dem Sattel und einen trefflichen Vorrath nützlicher Erfahrungen im Kopfe, um nach dem Süden zu ziehen. Nach einer beschwerlichen Reise, wobei er von einem Gauner um sein gutes Pferd gebracht worden, und schließlich von Louisville mit dem Dampfboot reisen mußte, kam er gegen Weihnachten in Natchez an. Durch die gute Frau Griffith wurde er bei ihrem Sohne, kaum älter als er selbst, allein im Besitz einer einträglichen Praxis, als Advokat eingeführt, was dem jungen Quitmann bald eine reiche Kundschaft zusicherte.

Im Jahre 1824 heirathete er die Tochter eines reichen Pflanzers, Namens Turner, und gelangte so in wohlhabende Verhältnisse. Dadurch ward er zu einer bedeutenden Persönlichkeit in Natchez, und weil er stets eine besondere Neigung für das Militärwesen gehegt hatte, erhielt er kurz nachher die Ernennung zum Inspektor der Milizen, mit dem Rang eines Majors. Im Jahre 1827 wurde Quitmann als Kandidat für die Legislatur in Vorschlag gebracht, und nun bewarb er sich um die Wahl mit der den amerikanischen Politikern eigenen Energie. Sein Biograph erzählt eine karakteristische Anecdote des Wahlkampfes zwischen Quitmann und seinem Gegner. Kapitain Quitmann, wie er damals genannt wurde, durchreiste jeden einzelnen Theil seines Distriktes. Kurz vor dem Wahltag besuchte er eine große Versammlung in der Nähe der Franklin County Grenze, wo ein Deutscher

Namens Hering einen Kramladen (store) hatte. Als er die jungen Leute Kraftübungen machen sah, Ringen, Springen, Boxen ꝛc. da zog er seinen Ueberrock aus und bald war er der Erste darunter. In einem Wettlauf ließ er alle Anderen weit hinter sich; die schweren Gewichte von Hogarth's „Cotton-Gin“ *) konnte er länger mit ausgestreckten Armen halten, als der stärkste Mann auf dem Platze. Seine Armesstärke war erstaunlich.

Um diese Zeit wurde ein feister Ochse als Hauptpreis des Tages herbeigeführt, eine Scheibe ward auf sechzig Schritt Entfernung aufgestellt und nun begann das Scheibenschießen. Da waren aber mehrere ausgezeichnete Büchsenschützen unter den Anwesenden, und vornehmlich John Hawkins war als der beste Schütze weit und breit bekannt. Niemand wollte gegen ihn und "Brown Bess", wie er seine Büchse nannte, schießen, ohne ein „Diskonto“ vorzubekommen. Zum Erstaunen aller Anwesenden bestand Quitmann darauf, ohne irgend welche Vorgabe sich mit Hawkins zu messen, und wurde die Wette diesen beiden überlassen. Hawkins' Stolz war herausgefordert und er schoß mit weit mehr Vorsicht als gewöhnlich. Dreimal maßen die Schützen ihre Gewandtheit und dreimal wurde der Veteran besiegt. Er war wie vom Donner gerührt, gekränkt, ärgerlich und zuletzt bäurisch grob. Schließlich aber trat Bewunderung an dessen Stelle, über die, nach seiner Meinung, fast übernatürliche Gewandtheit seines Gegners, und seinen Hut abziehend trat er zu Quitmann heran und sagte: „Mein Herr, Sie haben gethan, was keinem andern Manne möglich war. Das Rind ist Euer und John Hawkins ist auch Euer.“ Quitmann nahm seine Hand, belobte seine Schießfertigkeit und "Brown Bess", machte ihm mit dem gewonnenen Rind ein Geschenk und lud dann die Gesellschaft zu einem Trunk "all around" ein. Seine Wahl war gesichert.

So war er auf den Fluten der Politik glücklich vom Stapel gelaufen, und nun suchte er seinen Ehrgeiz im öffentlichen Leben auch zu befriedigen. Er wurde bald darauf vom Gouverneur zum Staatskanzler ernannt und lag nun den Pflichten dieses Amtes mit dem größten Eifer ob. Im Jahre 1832 wurde er als Mitglied der Staatskonstituante erwählt, in welcher er einem Antrag, die Richter durch das Volk zu erwählen, kräftigst opponirte. „Eine Verfassung“, argumentirte er, „sei bestimmt, nicht bloß eine Regierung zu begründen, sondern die Gewalten der einzelnen Zweige der Verwaltung derselben einzuschränken, und den Privatbürger in seinen vorbehaltenen Rechten zu beschützen. Sie sei hauptsächlich bestimmt, als Bollwerk der Minorität gegen Uebergriffe der Majorität zu dienen, den Schwachen gegen den Starken zu schirmen, den Armen und Hülflosen gegen den Reichen und Mächtigen. Die richterliche Gewalt sei bestimmt, diese Schran-

*) „Cottongin“, eine von dem berühmten Mechaniker Whitney erfundene Maschine, um den Samen von der Baumwolle zu trennen.

ken aufrecht zu halten. Sei es deshalb nicht unschicklich, gerade an der Schwelle zum Eingang dieser Schirmburg dieselbe unter dem Einfluß der Mehrheit und damit in die Gewalt gerade des zu beschränkenden und zu kontrollirenden Theiles zu stellen?" Allein seine Argumente wurden übertönt und die Wahl der Richter dem Volke in die Hand gegeben. Was wohl das Volk damit gewonnen hat? — — —

Nach Annahme der neuen Konstitution wurde Quitmann zum Staatskanzler erwählt, welches Amt er jedoch 1834 aus Familienrücksichten niederlegte. Im darauffolgenden Jahr aber wurde er in den Staatssenat gewählt und bekleidete die Präsidentschaft desselben.

Diese vervielfältigten bürgerlichen Pflichten löschten jedoch seine militärischen Neigungen nicht aus; und als 1836 Santa Anna in Texas einrückte und von diesem Staat ein Hülferuf nach den Ver. Staaten erscholl, da war Keiner, der eifriger herbeieilte, als Quitmann. Er war Vorsitzer einer öffentlichen Versammlung in Natchez, und im Einvernehmen mit General Houston organisirte er eine Kompagnie Rekruten für Texas. Da die Vereinigten Staaten zur Zeit mit Mexiko in Frieden standen, so führte er seine Mannschaft in aller Stille durch Louisiana über den Sabinefluß, woselbst er zum Befehlshaber erwählt wurde. Als sie in St. Augustine anlangten, fand sich Quitmann gegenüber einer gesetzlosen Spieler- und Räuberbande, von denen er ehemals viele aus Natchez und dem Staate Mississippi, in seiner Eigenschaft als Kommandant der Staats-Miliz, vertrieben hatte. Einer dieser Desperados kam in der Nacht mit gezücktem Dolch an sein Bett, um sich an den früheren Verfolger zu rächen. „Glücklicherweise", schreibt er in seinem Tagebuch, „hatte ich meinen Pistolengurt umgeschnallt, und rasch aufspringend eine der Pistolen gezogen, worauf ich ihm gegenübertrat und sagte: „Mein Herr, ich kenne Sie und Sie kennen mich. Ich bin hier in andern Geschäften und suche keinen Streit mit Ihnen; allein ich fürchte Sie nicht!" Ich hielt mein Auge fest auf ihn gerichtet. Wir standen etwa zwei Schritte von einander entfernt und meine Absicht war, ihn auf der Stelle niederzuschießen, wenn er nur die geringste Bewegung nach seinen Pistolen machen würde. Er starrte mich ein paar Augenblicke an, als zu meinem Erstaunen sein Gesicht sich zu einem Lächeln umwandelte, worauf er sagte: Kapitain, Sie sind ein muthiger Kamerad, ich will Ihr Freund sein. — Nach dieser Zeit wurden sie nicht mehr von den „Gämblers" belästigt.

Sie erreichten Houston's Armee zwei Tage nach der Schlacht von San Jazinto, welche die Invasion beendigte. Auf der Heimreise, den Sabinefluß hinauf, wurden sie von einer Rotte Flußpiraten angegriffen, welche auf sie feuerten. Sie wurden durch die Dazwischenkunft des Spielers, dem er so muthig entgegengetreten war, gerettet. — Dieser Feldzug kostete dem Kapitain Quitmann eine Privat-Ausgabe von mehr als zehntausend Doll.

In demselben Jahr der Texas-Expedition war er Kandidat für den Kongreß, wurde jedoch geschlagen, ohne dadurch seine Popularität einzubüßen. Bereits im Jahre 1839 ward er als die geeignetste Person angesehen, um die Aktien und Bonds für die Mississippi Eisenbahn in Europa zu negotiiren. Er besuchte damals England, Frankreich, die Schweiz, Deutschland und die Niederlande, wobei er auch die Heimath seiner Ahnen, Westfalen und das Städtchen Cleve nicht vergaß. Nach der Rückkehr war Quitmann in seinem Berufe sowie in finanziellen Angelegenheiten thätig, bis beim Ausbruch des mexikanischen Krieges der Präsident sein Aufgebot für Volonteurs erließ, wo er dann als Brigade-General in die Armee eintrat.

Er schloß sich im August 1846 der Armee des Generals Taylor bei Camargo am Rio Grande, kurz vor ihrem Marsche auf Monterey, an. General Taylor, den er „bauernartig, schlicht, offen und freundlich", wie er in sein Tagebuch schrieb, fand, übertrug ihm den Befehl über eine Brigade Tennessee- und Mississippier Regimenter, die zu der Division des Generals Butler gehörten.

In der Attacke auf Monterey, im September, war Quitmann am östlichen Theile der Stadt in einer Reihe von Operationen beschäftigt, die unter Taylor's eigener Leitung standen. Er hatte das Glück, seine Brigade zum Sturm auf Fort Teneria zu führen und diese Festung zu erobern, eine der stärksten Vertheidigungswerke der Stadt. Sie wurde mit heroischer Kühnheit, unter einem starken Kreuzfeuer seitens der Vertheidiger erstürmt, wobei dem General sein Pferd unterm Sattel erschossen ward. Nichtsdestoweniger führte er seine Leute muthig an und war einer der ersten in der Festung. Dieser am 21. September 1846 errungene Vortheil wurde unter großen Schwierigkeiten von der Brigade gehalten. „Die Stellung war unbequem; sie war einer unaufhörlichen Kanonade ausgesetzt, und die Leichen der erschlagenen Mexikaner wurden ekelhaft; das Wetter war naß und kalt und sie hatten weder Decken noch Feuer." Der General theilte die Beköstigung seiner Truppen und er hatte sein Quartier auf einer von Ridgeleys Kanonen aufgeschlagen.

Hier war es, wo sein treuer Diener Harry, welcher der Sturmkolonne gefolgt war, mit seinem Herrn remonstrirte und diesen bat „um Mistreß und der Kinder willen" sich doch nicht zu sehr bloßzustellen. „Sorge du für dich, Harry," sagte der General, „hilf den Verwundeten und bleib so nahe bei mir wie du kannst. Ich muß mit den Ersten vorwärts dringen und mich auf das Schicksal verlassen." *)

Der Angriff auf Monterey schloß mit der Eroberung der Stadt, welche Straße für Straße gewonnen werden mußte. Diese wurde von den beiden entgegengesetzten Seiten vorgenommen und die respektiven Kolon-

*) Clayborne "Life and Correspondence of Gen. Quitman", Vol. I, 250.

nen von den Generälen Worth und Quitmann befehligt. Die Kapitulation welche erfolgte, wurde Gegenstand bedeutender Kommentarien und erhielt Quitmann's Beifall keineswegs. Er war für energische Fortführung des Krieges, Besetzung der umliegenden Staaten und Annektirung derselben. Präsident Polk, dessen Kompromiß-Maßregeln, wie sie ihm däuchten, durchaus nicht gefielen, dachte anders. Allein es sollte noch manches Gefecht stattfinden, bevor der Frieden erkämpft war, und Quitmann sollte seinen rühmlichen Antheil daran haben.

Als die Truppen von Taylor zurückgezogen und mit der Linie des Generals Scott nach Vera Cruz geworfen wurden, erbat sich Quitmann um in aktiver Thätigkeit zu bleiben, mit seiner Brigade dorthin versetzt zu werden, was auch geschah. Nun nahm er an der Eroberung von Vera Cruz Theil, befehligte dann im April die Landexpedition, welche gleichzeitig mit Kommodore Perry gegen Alvarado operirte und marschirte, nach Kapitulation dieses Platzes, nach Merico hinauf. Mittlerweile erhielt er von Washington aus seine Ernennung zum General-Major, welches Patent vom 14. April 1847 datirt ist. Er schloß sich mit seiner Brigade bei Jalappa jetzt dem General Patterson an und eilte in Gemeinschaft mit diesem auf Puebla zu. Er war nun begierig, ein seinem neuen Rang gemäßes Kommando zu erhalten, allein die Disposition der Truppen ließ dieses augenblicklich noch nicht zu. Als aber Verstärkung anlangte, da bekam er das Kommando der Vorhut, welche aus den New Yorker, Süd Caroliner und dem 2. Pennsylvania Regimentern, einem Bataillon Marinesoldaten, Steptoes Batterie und Gaithers Kavallerie bestand.

Quitmann war zwar nicht beim ersten Angriff auf die Hauptstadt thätig, da sein Kommando bei San Augustin zurückgelassen wurde, allein die Erstürmung von Chapultepek war ausschließlich sein Sieg. Er führte seine Truppen unter einem hartnäckigen feindlichen Feuer gegen die starken Befestigungen; und als die Werke erstürmt waren, eilte er auf dem Wege zur Hauptstadt neuen Kämpfen entgegen, verwegener als je. Die Erstürmung Chapultepek's war in jeder Beziehung eine der kühnsten und folgewichtigsten Ereignisse des ganzen Krieges. Sie öffnete den Zugang zur Erstürmung des Belen Thores, und dies war Quitmanns eigene Heldenthat. Er war in vorderster Reihe, „schwarz vom Pulverdampf und mit Blut bespritzt" sprang er die Brustwehr hinauf. Der ganzen Armee voran, tausend Gefahren ausgesetzt, welche ihn scheinbar durchaus nicht beunruhigten, stand er am Nachmittag des 13. Septembers da, seine Zigarre rauchend, und kaltblütig seine Befehle ertheilend, voller Zuversicht auf den Erfolg. In der folgenden Nacht wurden die Vorschläge zur Kapitulation gemacht und am andern Morgen war General Quitmann der Erste, welcher den "Gran Plaza" der Stadt Merico betrat und die Fahne der Vereinigten Staaten auf der Kuppel des Nationalpalastes emporhißte.

Der Einzug der amerikanischen Truppen in die Stadt war aber keineswegs eine Feiertags-Parade sauber aufgeputzter und fein montirter Soldaten, sondern, mit den Worten eines Offiziers, der an dem Gefechte Theil nahm, „es war der Einzug einer beinahe erschöpften Armee, beschmutzt und bestaubt, fast alle mit Dreck und ein Theil derselben mit Blut besudelt; Einige hinkend, Andere den Arm in Schlingen tragend, wieder Andere mit verbundenen Köpfen, gefolgt von endlosen Linien Aussätziger und Lumpengesindels." Der kühne General Quitmann, so wird gesagt, hatte selber in diesem Triumphzuge nur einen Schuh an, da er den andern Abends zuvor in einem Kanal verloren hatte. Das ist ein Bild des Sieges: eine ermattete, beschmutzte, traurige und leidende Soldatenmenge; und so sollte der Maler die Szene darstellen, wenn er sie mit Kühnheit und Erfolg schildern will.

General Scott langte unmittelbar nachher mit seinem Stabe an und ernannte General Quitmann zum Gouverneur der Stadt. Der Letztere ging einen Monat später nach Washington ab, um seinen Lieblings Plan, eine permanente Besetzung des Landes, nachdrücklich zu empfehlen; allein andere Ansichten behielten die Oberhand.

In der Heimath aber erwarteten den siegreichen General neue bürgerliche Ehren. In der demokratischen Konvention von 1848 in Baltimore wurde er als ein Kandidat für die Vizepräsidentliche Nomination in Vorschlag gebracht, und im nächsten Jahre ward er mit großer Majorität zum Gouverneur von Mississippi erwählt. Diese Stelle legte er jedoch ein Jahr darauf nieder, da er von einer Grand Jury in New Orleans des Bruches der Neutralitätsgesetze angeklagt wurde, weil er an die berüchtigte Lopez-Expedition betheiligt gewesen sein sollte. Er stellte das Gesuch, die Klage so lange hinauszuschieben bis sein Amtstermin abgelaufen sei, da doch der Gouverneur eines souveränen Staates einer solchen Anklage nicht während seiner Amtszeit unterworfen sein sollte. Doch, ob er auch hinreichende Bürgschaft zu hinterlegen sich erbot, sein Gesuch wurde abgeschlagen und so legte er, um einen Staatskonflikt zu vermeiden, seine Stellung nieder. General Quitmann wurde jedoch glänzend freigesprochen.

Nachdem er im Jahre 1853 noch seinen Geburtsort, Rheinebeck, besucht hatte, wurde er 1855 in den Vereinigten Staaten Kongreß gewählt und zwei Jahre später wiedererwählt. Im Jahre 1856 war er einer der prominentesten Kandidaten für die Vizepräsidentschaft in der Cincinnatier Konvention und erhielt beim ersten Ballot die höchste Stimmenzahl. Im Kongresse war Quitmann ein südlicher Staatsrechts-Demokrat und trat er mit aller Energie für die Territorialfrage nach südlichen Ansichten in die Schranken.

Nachdem er noch im Mai 1858 in Columbia, Süd-Carolina, vor der Palmetto-Gesellschaft eine Rede gehalten, kehrte er krank nach Washington

zurück. Nochmals wurde er eingeladen, um in Natchez einer Versammlung der Voluntär-Miliz beizuwohnen und sagte zu. Er reiste auch hin, allein sein Gesundheitszustand war derartig, daß er der Versammlung nicht beiwohnen konnte. Er starb in seiner Wohnung in Natchez, am 17. Juli 1858, im sechzigsten Jahre seines Lebens.

General Quitmann, obwohl in den Vereinigten Staaten geboren, war doch in seinem ganzen Wesen ein Deutscher und unterhielt mit der freilich nicht sehr zahlreichen deutschen Bevölkerung von Natchez jederzeit die freundschaftlichsten Beziehungen, stets willig, den deutschen Einwanderern mit Rath und That beizustehen. Bereits im Jahre 1839 war er der Hauptanreger zur Gründung eines deutschen Lesevereins in Natchez, dem er eine große Anzahl Bücher, die er aus Deutschland mitbrachte, zum Geschenk vermachte und dessen Lesezimmer er häufig zu besuchen pflegte. Von 1840 bis zum Ausbruch des mexikanischen Krieges besoldete er einen deutschen Lehrer, welcher den Kindern deutscher Eltern unentgeltlich Unterricht in ihrer Muttersprache ertheilte. Eine deutsche Dame, Frau Fahrenholz, die zu jener Zeit in Natchez wohnte und später nach Louisville übersiedelte, versicherte mir, daß General Quitmann sich stets lebhaft für die Ansiedlung und das Fortkommen der Deutschen in Natchez interessirt habe. So lebt denn für uns Quitmann nicht bloß als hervorragender Krieger und Staatsmann, sondern auch als ein treuer Deutscher in der Geschichte dieses Landes fort.

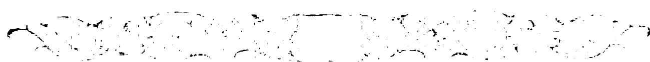


Eduard Florens Rivinus.

Deutsch-amerikanischer Gelehrter und Schriftsteller.



Aus dem "Deutsch-Amerikanischen Magazin."





Eine der Hauptaufgaben des Quellenforschers der deutsch-amerikanischen Geschichte besteht darin, daß er die zahlreichen Lücken auszufüllen strebt, welche sich überall in den älteren Perioden vorfinden, und welche einzelne Zeitabschnitte in tieferes Dunkel hüllten, als andere. Wir wissen z. B. heute mehr von Pastorius und die Gründung der ersten deutschen Kolonie in Pennsylvanien, als von dem Zustand dieser Kolonie nach hundert Jahren; wir haben ausreichende Kunde über die Theilnahme der Deutschen am Unabhängigkeitskriege, allein von ihrer Theilnahme am Kriege von 1812–1815 und den noch späteren Indianerkriegen wissen wir fast gar nichts, obwohl die letzteren Zeitpunkte uns chronologisch näher liegen, als die ersteren. Gewöhnlich schließt man dann auf einen Verfall des Kulturzustandes des Volkes, das so aus dem Licht der Geschichte in ein unbekanntes Dunkel versinkt. Nicht immer ist jedoch ein solcher Schluß berechtigt, denn häufig fehlt es nur an einer Bloßstellung der Thatsachen, die mittlerweile unter dem Schutt der Zeit begraben wurden.

Eine solche dunkle Periode in der Geschichte des deutschen Elements in diesem Lande bildet das halbe Jahrhundert, welches etwa mit dem Ende des Unabhängigkeitskrieges beginnt und mit der Wiederbelebung der Masseneinwanderung im Anfang der dreißiger Jahre des 19. Jahrhunderts abschließt; von wo an die Quellen auf's Neue reichlich fließen. Vieles ist wohl noch erhalten aus jener Zeit, z. B. die bis jetzt forterscheinenden Zeitungen (von den zwischen 1795 und 1831 begründeten erschienen 1895 noch elf) und die allerdings äußerst geringe Anzahl der in Buchform gedruckten Mittheilungen, wie die Aufzeichnungen eines „Rheinländers" aus den Jahren 1806–1814, die des Freiherrn von Fürstenwärther (1817–1818), Gall's (1819–1821), Dr. Ernst Brauns' (1824–'29), Gottfried Duden's (1825–1830) ꝛc., aber das Meiste liegt noch im Verborgenen und muß nun mit großer Mühe wieder an's Licht gefördert werden.

Daß der deutsche Geist in diesem Lande während jener Periode nicht gestorben war, sondern nur schlief, zeigen uns die wenigen erhaltenen Quellen zur Genüge. Auch unterhielten sich Wechselbeziehungen mit dem alten Vaterlande, wie z. B. die durch Friedrich Kapp zuerst wieder an's Licht gebrachte Kunde von der Liebesgabe deutlich zeigt, welche die Philadelphiaer deutschen Schwenkfelder im Jahre 1815 an die Stadt Görlitz sandten, als diese Stadt infolge der Kriege von 1812–1814 in sehr bedrängte Umstände gerieth.[1]) Wie viele derartige Liebesgaben während jener Zeit auf stillem

Wege nach Deutschland wanderten, davon haben wir allerdings keine Kunde mehr, nur vermuthen läßt es sich, indem es bekannt ist, daß die Deutschen dieses Landes damals materiell sehr gut situirt waren, die deutsche Einwanderung nie ganz aufhörte und wohl mancher Verwandte von hiesigen Deutschen durch hinübergesandte pekuniäre Unterstützung die zur Auswanderung nöthigen Mittel erhielt.

Auch die geistigen Wechselbeziehungen wurden keineswegs gänzlich unterbrochen, wie uns Ebeling zeigt, dessen Bibliothek 1818 an die Harvard Universität überging. Seit Ebeling's Tode (1817) hingen sie allerdings nur mehr an einem schwachen Faden. Nur einzelne Gelehrte befaßten sich damit, wie Alexander von Humboldt, Goethe u. A., die Amerika, trotz der europäischen Kriege, nicht aus dem Auge verloren. Daß aber diese geistigen Beziehungen wieder frisch angeknüpft wurden, das verdanken wir vor Allen dem Manne, dessen Leben hier in kurzem Umriß mitgetheilt werden mag.

Eduard Florens Rivinus wurde am 1. Januar 1802 in Düben, Provinz Sachsen, geboren, und stammt aus einer angesehenen Gelehrtenfamilie, die bis zum Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts zurückreicht. Der Begründer des Familiennamens war Andreas Rivinus (sonst Bachmann genannt) geboren zu Halle a. d. Saale im Jahre 1600, ein berühmter Arzt, Kritiker und Philosoph, Magister am Gymnasium in Jena 1625, später Rektor des Gymnasiums in Nordhausen und endlich Professor der Medizin und Physiologie an der Universität Leipzig, wo er 1656 starb. Er war der Verfasser zahlreicher medizinischer, physiologischer und philosophischer Schriften und ein angesehener lateinischer Dichter seiner Zeit. Sein Sohn, Augustus Quintus Rivinus, geboren zu Leipzig 1652, ebenfalls Doktor der Medizin, war Dekan der medizinischen Fakultät in Leipzig und ist der berühmteste Botaniker vor Linnaeus. Er entdeckte den sog. "Hiatum rivinianum", schuf eine neue Methode der Botanik, indem er sie nach der Zahl der Staubfäden in der Blüthe, resp. der Regelmäßigkeit oder Unregelmäßigkeit derselben, karakterisirte. Er war also der Vorläufer des Linnaeus.[2]) Auch war er in der Astronomie wohl bewandert und ist der Verfasser zahlreicher botanischer, medizinischer und philosophischer Schriften, wovon ein Katalog nebst Lebensumriß, von S. Hermann verfaßt, 1727 zu Leipzig im Druck erschien. Er starb 1723. Dessen Sohn, Johann August Rivinus, geboren zu Leipzig 1692, war Doktor der Medizin und Professor an der medizinischen Fakultät daselbst, starb aber bereits 1725 mit Hinterlassung nur eines Sohnes, Andreas Florenz Rivinus, des Großvaters unseres Eduard Florens. Derselbe war Dr. und Professor der Jurisprudenz in Leipzig, woselbst er gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts gestorben ist.[3]) Der Vater unseres Florens endlich, Augustus Florenz Rivinus, war wieder Mediziner und lebte als Arzt in Düben. Daß

der Zuname Florenz so oft in der Familie vorkommt, scheint wohl das Resultat einer kleinen Eitelkeit zu sein, indem sich ein Familiestolz auf den berühmten Botaniker, August Quintus, erhielt, da noch ein Ur-Großonkel unseres Eduard Florens, der auch als Arzt und Botaniker einen hohen Ruf hat, ebenfalls diesen Namen trug: Quintus Septimus Florens Rivinus (1721 Bürgermeister von Erfurt), wie gleichfalls dessen Sohn, Johannes Florens R., der 1736 seines Vaters Schriften herausgab. Ein Onkel unseres Eduard Florens war Staatsrath am königlich sächsischen Hofe zu Napoleon's Zeit.

So aus zugleich angesehener wie ebenfalls einer Gelehrten-Familie stammend, war es nur natürlich, daß auch Eduard Florens für den Gelehrtenstand erzogen wurde. Er besuchte zuerst das Gymnasium in Meissen, wo er wegen seinen liberalen Anschauungen, die er öffentlich kundgab, ausgewiesen wurde. Er bezog dann das Gymnasium und später die Universität in Leipzig als Student der Medizin, gerieth aber auch hier wiederum durch seinen Eintritt in den „Jünglingsbund" mit den Behörden in Unannehmlichkeiten, was ihn veranlaßte, seine Studien aufzugeben und eine Fußreise durch Norddeutschland und Dänemark zu machen, die er 1823 bis nach England ausdehnte, wobei er botanische Forschungen machte. Als Frucht seiner Reise durch England erschien ein Buch von ihm: „Historisch-statistische Darstellung des nördlichen Englands, nebst vergleichenden Bemerkungen, gesammelt auf einer Reise durch die südlichen Grafschaften. In Briefen, mit einer Vignette." (8vo. Leipzig, 1824.)

Im Sommer 1824 kam Rivinus nach den Vereinigten Staaten und Philadelphia,*) wo er anfänglich in der ehemaligen Wohnung des Provost William Smith an den Fällen des Schuylkill seine Heimath aufschlug. Später siedelte er nach Germantown über, wo er sich die Freundschaft der dortigen leitenden Männer erwarb: Charles T. Wister, Dr. Betton, Dr. Joseph Carson, John Henry u. A. Da er in Leipzig seine medizinischen Studien nicht zu Ende geführt hatte, so bezog er die Universität von Pennsylvania und nahm nebenbei Privatunterricht bei dem zur Zeit hochangesehenen Arzt, Dr. Thomas Hewson. Im Jahre 1830 promovirte er an der Universität zum Doktor der Medizin. Seine Doktor-Dissertation, die sehr gerühmt wird und auch in dem "American Journal of the Medical Sciences" veröffentlicht wurde, lautet: "On the operation of physical causes upon the health and diseases of man." Kurz darauf ward er zum Hausarzt des Philadelphiaer Armenspitals erwählt, welches Amt er einige Jahre lang bekleidete. Dann ließ er sich in der nördlichen Vorstadt von Philadelphia (den sog. Northern Liberties) als praktizirender Arzt nieder. Während der im Jahre 1832 in Philadelphia grassirenden Cholera war Rivinus einer der Hauptanreger der Begründung des Cholera-Hospitals in jener Stadt und wirkte freiwillig und aufopfernd

als einer der Aerzte jener Anstalt, bis die schreckliche Seuche sich wieder verlor. Im Herbste desselben Jahres vermählte er sich mit Elisabeth Caldwell, der Tochter des bekannten Gerichts-Aktuars des Vereinigten Staaten Bezirks-Gerichts von Philadelphia, David Caldwell. Aus dieser Ehe sind mehrere Kinder hervorgegangen, von welchen ein Sohn in New York und eine Tochter, Gattin des Advokaten H. L. Carson in Philadelphia, noch leben (1900). Rivinus' Gattin starb 1856 in Germantown bei Phil. Pa., wo Rivinus ein Jahr früher seine Wohnung hin verlegt hatte.

Auf seiner Reise in England hatte Rivinus eine Neigung für Staatswesen, Statistik, Geographie und Ethnologie gewonnen, und diese Neigung erweiterte sich noch um ein Bedeutendes seit seinem Aufenthalt in diesem Lande. Vor Allem gewann er hier die Ueberzeugung, daß in Europa die Kenntniß über amerikanische staatliche und gesellschaftliche Zustände eine durchaus unvollkommene sei, und er beschloß deshalb, um in Deutschland ein besseres Verständniß von Amerika's Volk und Kultur anzubahnen, ein Journal herauszugeben, welches zum Zweck der leichteren Verbreitung im alten Vaterlande dort gedruckt werden sollte. Er setzte sich demgemäß im Jahre 1825 mit dem Verleger seines Buches über England (J. C. Hinrichs in Leipzig) in Verbindung, und dieser übernahm denn auch den Druck und Vertrieb einer derartigen Zeitschrift, die anfänglich in vierteljährlichen Heften unter dem Titel: „Atlantis. Journal des Neuesten und Wissenswürdigsten auf dem Gebiete der Politik, Geschichte, Geographie, Statistik, Culturgeschichte und Literatur der nord- und südamerikanischen Reiche, mit Einschluß des westindischen Archipelagus. Herausgegeben von Eduard Florens Rivinus, in Philadelphia," in Leipzig ihr Erscheinen machte (1826).

In dem Prospektus, welcher dem ersten Hefte vorausgedruckt wurde, meint Rivinus, daß in Deutschland die Kunde über Amerika eine durchaus ungenügende sei. Während des Unabhängigkeitskrieges und nach demselben bis zur Annahme der Bundesverfassung im Jahre 1787 habe man allerdings in Europa mit lebhaftem Interesse die Blicke nach diesem Lande gerichtet gehabt. Nach der Annahme und Sanktion der Konstitution aber hätten die Staatsmänner und Historiker der beiden Welttheile von einander Abschied genommen, und seitdem habe sich der Blick nach Amerika umwölkt. Man habe in Europa infolge der französischen Revolution und deren Nachwehen genug mit den eigenen Angelegenheiten zu schaffen gehabt und über Amerika alle Kunde verloren. Jene Jahre des Krieges in Europa seien aber für die junge in der Entwickelung begriffene Republik eine durchaus glückliche Zeit gewesen: „eine goldene Muße, in welcher die Vereinigten Staaten die ihnen während des Krieges geschlagenen Wunden wieder heilen und außerdem ihren inneren Staatsorganismus für die Zukunft stärken konnten. Von Wenigen überhaupt, von Niemandem vielleicht mit eifersüchtigem oder neidischem Auge betrachtet, bewirkte die Zeit in

dieser Periode jenes große politische Wunder, das erst die Nachwelt zu würdigen im Stande sein wird, d. i. die Geburt, Ausbildung und Erhebung eines Staates zu der Größe, Wichtigkeit und Kulturstufe auf der sich die große Staatenverbrüderung Nordamerika's gegenwärtig befindet..... Nicht früher hörte man in Europa wieder mit Theilnahme von dem transatlantischen Staatenbunde sprechen, als in den Jahren 1812 bis 1814, in welchen aus britischen Posaunen die Heldenthaten der Briten von den Ufern des Potomac erklangen, ohne übrigens, wie das gewöhnlich zu gehen pflegt, der amerikanischen Tapferkeit, wie sie sich bekanntlich bei New Orleans bewährte und der glücklichen Erfolge ihrer Flotte zur See zu gedenken."

Dann hätten sich die Blicke Europa's abermals von Amerika weggewendet, die Pracht des Wiener Fürstenkongresses habe die bürgerliche Einfachheit des fernen jungen Staates überstrahlt. Hier aber sei keineswegs eine phlegmatische Ruhe, trotz der Abspannung, wie solche nach außergewöhnlichen Anstrengungen ebensowohl den Staats- als thierischen Körper befällt, eingetreten, sondern Alles habe sich geregt, sowohl Vertheidigungsanstalten für die Zukunft zu treffen, als auch dem auswärtigen Handel, wieder aufzuhelfen, und Vieles und Großes, multum et multa, sei in dieser Zeit gethan worden, jedoch ruhig und geräuschlos. „Allen Prunk, alles Gepränge weislich vermeidend, erreichten sie (die Amerikaner) schnell die nationale Höhe, die Energie und Macht, welche ihrer Regierung in den letzten Jahren eine so determinirte und kräftige Sprache in ihren Verhältnissen zum Auslande zu führen erlaubte." Dadurch habe sich dann ein unermeßlicher Handelsverkehr mit allen Theilen der Erde entwickelt, auch regelmäßige diplomatische Verbindungen seien angeknüpft worden und alles habe einen so regelmäßigen Gang angenommen, „daß, wenn jetzt von dem europäischen Staatensystem die Rede ist, die Freistaaten von Nordamerika, obschon durch ein Weltmeer von Europa getrennt, nothwendig mit dazu gerechnet werden müssen." Dann fährt Rivinus fort:

„Allein wie unentbehrlich sich auch die Vereinigten Staaten dem europäischen Kontinente allmählig gemacht haben, so gibt jedoch dieser Umstand dem ferneren Beobachter noch keinen Aufschluß über den Zustand der Vereinigten Staaten selbst in ihrem Innern, über ihre sozialen Verhältnisse zu einander, über ihre Bestrebungen im allgemeinen, über den Zustand ihrer Litteratur, über die herrschenden Neigungen des Volkes, die Richtung der öffentlichen Meinung und die Vorzüge und Mängel des Landes überhaupt. Welche veraltete und dabei oft ganz verkehrte Ansichten über die meisten dieser verschiedenen Gegenstände; welche übertriebene Vorstellungen von dem Glück und der Vollkommenheit dieses Landes, als ob ihm gar nichts mehr zu wünschen und zu verbessern übrig bliebe, und andererseits welche hämische Verläumdungen von der Schlechtigkeit des Landes und der

Nation, theils von deren Bewunderern, theils von Abenteurern, die ihre Rechnung hier nicht gefunden hatten, und namentlich von englischen Schriftstellern verbreitet werden, und in Europa noch jetzt im Gange sind, wird jedem unbefangenen Menschen nach einem kurzen Aufenthalte in Amerika sogleich beim ersten Anblick auffallen. Vor Allem aber muß derjenige sich über die Verschiedenheit der herrschenden Vorstellung von der Wirklichkeit wundern, der, nachdem er einen großen Theil der alten Welt bereist und kennen gelernt hat, nicht in Handelsspekulationen, sondern in der Absicht den Ozean passirt, mit forschendem Geiste und eigenen Augen das Bestehende zu prüfen. Welche neue und reiche Quelle unbekannter Erfahrungen eröffnet sich nicht dort seinen Blicken! Er darf nur daraus schöpfen, um entweder die zu günstigen oder zu schiefen Vorurtheile, die er aus Europa mit sich brachte, zu berichtigen; vieles Neue und Interessante zu sehen, und sogar mit so manchem Wissenswürdigen, das nie das Weltmeer passirt hat, seinen Geist zu bereichern.

„Der Amerikaner selbst, obwohl oft schon von Ausländern und Avanturiers hintergangen, so daß sich ein verständiger Europäer nicht beklagen sollte, wenn jener auf seiner Huth, und gegen Ausländer anfangs etwas mißtrauisch sich finden läßt, bleibt am Ende dennoch dem schönen Zuge seines Karakters, zuvorkommende Güte, Wohlwollen und Gastfreundschaft getreu, freuet sich, wenn er einen Ausländer, welcher sich zu benehmen weiß, und zum Ueberfluß ihm empfohlen ist, antrifft, der nicht bloß des Zuckers- Tabaks- oder Baumwolleneinkaufs wegen in seinem Vaterlande angekommen ist. Er ist wißbegierig, und so ist es ihm angenehm, wenn er von dem Umgang mit einem gebildeten und gereisten Europäer profitiren kann.

„Er ist aber auch mittheilend, und daher gewährt es ihm ein unendliches Vergnügen, und schmeichelt seinem patriotischen Stolze, wenn er einem Fremden, der mit Theilnahme und Hochachtung sich nach seines Vaterlandes Beschaffenheit und Institutionen erkundigt, allen Aufschluß, über den er selbst zu gebieten hat, geben kann. Er ist endlich aber auch aufrichtig, und nachdem er sich im Lobe und Preise seines Vaterlandes erschöpft hat, gesteht er gern und freiwillig ein, daß in so mancher Hinsicht, namentlich in Bezug auf Verfeinerung menschlicher Lebensgenüsse und den Anbau der schönen Künste und Wissenschaften dieses noch weit hinter Europa zurück sei, nicht ohne Zusatz jedoch, den er mit selbstgefälligem Entzücken macht, daß die Zeit hoffentlich nicht mehr fern sei, wo Amerika auch diese Stufe der Vollkommenheit erreicht haben werde.

„Diese Erfahrungen und Beobachtungen haben zuerst und zuvörderst die Idee in mir angeregt, die Herausgabe einer Zeitschrift zu unternehmen, deren Gegenstand ausschließlich Amerika sein soll. Es ist mir dabei zwar keineswegs entgangen, daß längst schon vor mir Unternehmungen der Art projektirt und begonnen wurden, die fast eben so schnell wieder eingingen,

als sie entstanden waren. Der Grund aber lag wohl größtentheils darin, daß, wie ich bereits oben darzuthun bemühet war, die nöthige Theilnahme und das Interesse für dieses Land ermangelte, und die Aufmerksamkeit Teutschlands bisher nothgedrungen auf seine eigenen inneren Angelegenheiten gerichtet war, als daß es seine Blicke auf das ferne Amerika hätte werfen können. Eine andere Ursache war zunächst auch die, daß die Eigenthümer und Redakteurs von dergleichen Etablissements in Europa auf ihre Korrespondenten in Amerika, bei deren Wahl sie oft übel berathen waren, sich lediglich zu verlassen hatten. Bald gebrach es diesen an den erforderlichen Talenten, Kenntnissen und der vor allen Dingen nöthigen Beurtheilungskraft, bald an zuverlässigen Verbindungen, und bald endlich auch an einer billigen und angemessenen Entschädigung von Seiten ihrer Kommittenten (Auftraggeber). . . . . . .

„So wie ein Feldherr, der seines Terrains nicht kundig ist, niemals mit Sicherheit manövriren, noch den Erfolg seiner Operationen mit Zuverlässigkeit im Voraus berechnen kann; so wird auch ein Journalist, ohne die tiefste und durchdringendste Bekanntschaft mit seinem Publikum und dessen Lokalitäten, fast immer seinen Zweck verfehlen. Er wird nie von seinem Unternehmen die billigen Vortheile mit Gewißheit sich versprechen, noch ziehen können, auf die er für seine Bemühungen, für seinen Zeit- und Kostenaufwand gerechte Ansprüche hat; und eben so wenig wird auch sein Publikum den Nutzen von der Lektüre seiner Zeitschrift haben, zu dem es theils für den Preis derselben, theils für die ihr gewidmete Aufmerksamkeit jederzeit berechtigt ist. Preiscourante und Wechselcourse, die der Kaufmann weit früher erhält als sie gedruckt erscheinen können, und für den Nichtkaufmann, wenige Fälle ausgenommen, nicht das mindeste Interesse haben; so wie Anekdoten und Histörchen, ohne besondere Beziehung auf einen interessanten Gegenstand, können, nach dem meiner Zeitschrift zum Grunde gelegten Plan, darin durchaus keinen Platz finden. Durch eine getreue und schmucklose Erzählung lehrreicher Thatsachen, durch die strengste und gewissenhafteste Unpartheilichkeit in politischer Hinsicht, soll sie selbst für sich sprechen, und die Theilnahme und Achtung aller Parteien sich zu erwerben bemühet sein. Ihren Plan und Umfang besagt der Titel."

Das war der Plan und die Idee, welche Rivinus in seiner Zeitschriff (deren erstes Heft im Januar 1826 erschien) zu befolgen ankündigte. Die Hefte selber enthalten Staatsdokumente, Berichte über Handel, Industrie, Bodenkultur, Finanzen und soziale Verhältnisse des Landes und Volkes von Nord- und Südamerika, denen sich historische, biographische und geographische Miszellen, Aufsätze über kirchliche und erziehliche Verhältnisse, über die Indianer und Neger, über Kunst und Wissenschaft anreihen, die sämmtlich den Stempel eines klaren und ruhig denkenden Kopfes an sich tragen. Das waren keine „Wassersuppen" aus Amerika, das war gesunde

Kost für ein Aufklärung suchendes Volk. Mit Vergnügen kann man noch heute die Hefte der „Atlantis“ in die Hand nehmen, welche eine für die Geschichte der damaligen Zeit reichhaltige Quelle bilden. Gleichwohl erschienen von ihr nur drei Bände. Ob sie wegen Mangel an Unterstützung zu Grunde ging oder ob andere Ursachen ihrem Fortbestande hemmend in den Weg traten, läßt sich kaum mehr feststellen. Price, in seiner Lebensskizze von Rivinus, sagt, daß die „Atlantis“ die Aufmerksamkeit der sächsischen Regierung auf sich gezogen habe und von dieser unterdrückt worden sei. Wenn das der Fall ist, so geschah es wahrscheinlich auf Veranlassung des Bundestages, dem allerdings die klare und durchwegs günstige Beleuchtung der amerikanischen Zustände ebenso unbequem war, wie ja auch noch heute die wahrheitsgetreue Schilderung Amerika's in den Regierungskreisen Deutschlands stark verpönt ist.

Eine Art von Nachfolger erhielt die „Atlantis“ in den von C. N. Röding herausgegebenen „Amerikanischen Miszellen“ (4 Bände. Hamburg bei Hoffmann und Campe, 1827—'28), welchen das zweibändige Werk „Amerika im Jahre 1829“, von demselben Verfasser im gleichen Verlage herausgegeben, folgte, die indessen sach- und kritiklos aus zumeist englisch-amerikanischen Zeitungen zusammengestellt waren und keineswegs die klare, verständnißvolle Kenntniß zur Schau tragen, welche die Rivinus'sche Zeitschrift so außerordentlich vortheilhaft karakterisirt.

Obwohl sich Rivinus nicht besonders aktiv an der Parteipolitik des Landes betheiligte, so wurde er doch im Jahre 1837 vom Präsidenten Van Buren zum Konsul in Dresden ernannt, ein Amt, das er etwas länger als zwei Jahre bekleidete. Während dieser Zeit unterstützte er den bekannten Professor Alexander Dallas Bache (ein Enkel Benjamin Franklin's) in den Vorbereitungen desselben für die Organisation des „Girard Kollegiums“ in Philadelphia. Nach seiner Rückkehr (er legte seine Stelle im Herbste des Jahres 1839 nieder) hielt Rivinus sich ein Jahr lang in Washington auf, von wo er im Frühjahr 1841 nach West Chester, in der Nähe von Philadelphia übersiedelte, um daselbst die ärztliche Praxis zu betreiben und nebenbei seine Mußestunden mit botanischen Studien auszufüllen. Er legte in dem dort von ihm erbauten Hause ein Herbarium an, das er mit großer Sorgfalt pflegte. Nebenbei korrespondirte er in Bezug auf Botanik mit Dr. Engelmann, Prof. Gray, Wright u. A. in Amerika und mit den meisten Gelehrten in Deutschland, Frankreich und England. Wo sein Herbarium später hingekommen, ist mir nicht bekannt.

Auch literarisch war er während dieser Zeit thätig. So verfaßte er 1832 den Katalog der Bibliothek des Philadelphiaer Hospitals, übersetzte Professor Tiedemann's „Physiologie“ in's Englische, ebenso aus dem Französischen Baron Larey's „Militärische Chirurgie“. Price sagt, es wären nur Wenige so tief in den Geist der englischen Sprache eingedrun-

gen, wie Rivinus. Seit 1856 stellte er seine ärztliche Praxis ein und siedelte nach Germantown über, wo er ganz den Wissenschaften lebte. Er war Mitglied der „Amerikanischen Philosophischen Gesellschaft", der „Historischen Gesellschaft von Pennsylvania", welcher er die höchst werthvollen Jahrgänge von Henry Miller's „Staatsbooten" und viele andere seltene Drucke schenkte, Mitglied und Vice-Präsident der "American Colonization Society", welche sich mit dem Freikaufen und der Kolonisation der Negersklaven befaßte, der „Botanischen Gesellschaft von Philadelphia" und mehrerer anderer wissenschaftlichen Organisationen des Landes.

In den Jahren 1861—'63 bereiste er Deutschland, Frankreich und Italien und im Jahre 1872 kehrte er wieder nach Europa zurück, um in dem wegen der milden klimatischen Lage berühmten Badeort Hyéres in Südfrankreich seine schwache Gesundheit zu pflegen. Hier starb er am 14. Februar 1873. Obwohl Rivinus in den letzten Jahren sehr zurückgezogen lebte, so hinterläßt er doch einen in den wissenschaftlichen Kreisen anerkannten Namen. Die "American Colonization Society" veranstaltete ihm zu Ehren am 9. September 1873 eine solenne Gedenkfeier.

Anmerkungen.

1) „Deutsche Rundschau", herausgegeben von Julius Rodenberg, XXV, S. 94.

2) Jöcher's „Gelehrten-Lexikon", Band III, Seite 2126, sagt: „Er suchte deren Characterem a petalorem in flore numero ejusque regularitate aut irregularitate herzuleiten."

3) Er schrieb: "Systema jurisprudentiae polemicae", Wittenberg, 1753.

4) Als Hauptquelle für den späteren Lebenslauf von Rivinus ist eine Gedächtnißrede benutzt worden, welche Herr Eli K. Price vor der "American Colonization Society" am 9. September 1873 hielt, und welche als Monographie gedruckt wurde: "A Tribute to the Memory of Dr. Edward F. Rivinus." Philadelphia, Pa., 1873.



Johann Georg Ritter,
der Begründer des neueren deutschen Buchdrucks und Journalismus in den Verein. Staaten.



Aus dem "Deutschen Pionier"; Jahrgang 16.

Schwerlich möchte die Geschichte irgend eines Menschenlebens ein so schätzbares Beispiel aufweisen, als das, welches die Laufbahn desjenigen Mannes liefert, der obgleich in einer anspruchslosen Sphäre lebend, in allen Verhältnissen sein Möglichstes gethan hat, im Kampfe mit der Welt stets pflichtgetreu und unerschütterlich zu bleiben. Das Licht, welches den Pfad selbst des tugendhaften Ehrgeizes bestrahlt, leitet dennoch oft irre, indem das Auge des Geistes blendet; aber das Beispiel dessen, der keine andere Herrschaft sucht, als jene über sich selbst, und keinen andern Ruhm kannte, als den, eine Pflicht niemals unerfüllt zu lassen, leitet seine Verfolger auf eine Bahn, auf der wenigstens der hohe Genuß eines vorwurfsfreien Bewußtseins und jener innere Frieden gefunden wird, den die Welt weder geben noch nehmen kann. Der Gesellschaft sollte ein Beispiel solcher Art nicht vorenthalten werden, und ein solches ist dasjenige, welches uns die vieljährige fleckenlose Laufbahn Johann Georg Ritter's darstellt. Unternehmend, von unermüdlichem Fleiße, wohl unterrichtet, war er zugleich gewissenhaft, uneigennützig und für große, das Wohl der Menschheit fördernde Zwecke glühend; die Thätigkeit des Amerikaners mit der weniger kalkulirenden Rechtlichkeit des deutschen Karakters in seltenem Grade verknüpfend.

Ihn zierte seines Alters Silberschmuck,
Der weißen Haare Bürgerkrone — die
Mit Blick und Wort in edler Sympathie
Verkündete den Pilger, der den Druck
Der Erdenmüh'n erfahren, aber nie,
Auch unter schwerer Prüfung, aufgegeben
Für Wahrheit, Recht und Menschenglück zu leben."

Mit diesen Worten leitet Franz Grund, in dem von ihm herausgegebenen Journal, „Der Pennsylvanisch-Deutsche", am 10. September 1840, den Nekrolog eines Veteranen der deutschen Presse dieses Landes ein, dessen Name es wohl verdient, in den Blättern der Geschichte der Zukunft erhalten zu werden. — Johann Georg Ritter wurde im Jahre 1772 in Schwäbisch-Gmünd, Würtemberg, geboren, wo sein Vater Buchhändler und Besitzer einer Buchdruckerei war. Schon von seinem neunten Jahre an wurde der Sohn als Lehrling jener edlen Kunst verbunden, die den Namen Guttenberg's unsterblich gemacht hat, indem er, neben der Schulzeit, in der Druckerei des Vaters beim Schriftsetzen verwandt wurde. Arbeiten und Lernen, Lernen und Arbeiten gingen dann mit einander Hand in Hand,

so daß der junge Ritter, als er herangewachsen war, eine gründliche Einsicht sowohl in den technischen als auch in den geistigen Theil seines Berufes gewonnen hatte, die ihn für seine spätere hoch-einflußreiche Werkthätigkeit befähigte.

Als im Jahre 1795 Ritter's Vater starb, übernahm der Sohn das elterliche Geschäft. Der langsame Schlendrian, in welchem hier aber bisher gewirthschaftet worden war, sagte ihm nicht zu, und so ging es dann an ein unablässiges Erweitern und Verbessern. Von wesentlichem Einfluß hierauf war seine Bekanntschaft mit dem seiner Zeit hochangesehenen freisinnigen Schriftsteller und Denker, dem geistreichen Johann Gottfried (von) Pahl, den er auf der lateinischen Schule in seiner Vaterstadt hatte kennen lernen, und der damals viel im Hause von Ritter's Vater verkehrte.

Pahl war 1790 zum lutherischen Pfarrer in Neubrunn bei Ulm ernannt worden, wo er mit dem Philosophen Jakob Salat vielfach in Verkehr trat, der auf der benachbarten Domäne des Grafen von Beroldingen als katholischer Kaplan fungirte. Auch mit dem Alterthumsforscher, Professor F. D. Gräter in Ulm hatte er Umgang, und studirte dann unter des ersteren Anleitung Philosophie und unter des letzteren Unterweisung vaterländische Geschichte und Staatswissenschaft, wodurch sich Pahl zu einem klaren Denker und beliebten Schriftsteller auf dem Felde der Politik heranbildete. Dabei wuchs auch sein Drang, in der Litteratur öffentlich hervorzutreten. Aber die Verleger in Ulm und anderen Orten fürchteten sich, den Neuling auf ihr eigenes Risiko durch den Druck in die litterarische Welt einzuführen. Auf eigene Rechnung hatte er zwar schon einige kleinere Monographien in Nördlingen und Basel veröffentlicht, allein seine Mittel waren sehr beschränkt, und als er im Jahre 1796 sein „Schwäbisches Taschenbuch zur Beförderung der Kunde des Vaterlandes" anbot, da wurde er abgewiesen; er hatte noch keinen „berühmten Namen."

Aus dieser Verlegenheit riß ihn sein jugendlicher Freund Ritter, der soeben das ererbte Geschäft des Vaters angetreten hatte. Das genannte Taschenbuch erschien denn auch bei dem noch in der größeren Welt unbekannten Verleger und hatte sofort erfolgreichen Absatz. Dann erschienen 1797 nach einander in Ritter's Verlag die drei satyrischen Schriften Pahl's unter dem Pseudonym „Sebastian Käsborer": „Ueber die Wahlfähigkeit eines Würtembergischen Landtagsdeputirten"; „Letztes Wort über den Adel"; und „Vernunft- und Schriftmäßiges Vertheidigungs-Libell für den Würtembergischen Adel", letzteres nominell zu „Waldangelloch u. Leipzig." Alle drei erregten zur Zeit großes Aufsehen, und das „Vertheidigungs-Libell" wurde sogar in Würtemberg verboten, freilich erst nachdem die ganze Auflage vergriffen war. Der Verfasser und mit ihm noch mehr der Verleger waren aber nun höchst vortheilhaft in den lesenden Kreisen eingeführt und

bekannt geworden; und da Ritter auch seine Verlagswerke mit vielem Geschmack ausstattete, so mehrte sich seine Kundschaft in außerordentlich rascher Weise. Immerhin blieb Pahl sein bestlohnender Autor. Fast noch größeres Aufsehen, als Pahl's Satyren auf den Adel, erregte dessen „Leben und Thaten des ehrwürdigen Paters Simpertus oder Geschichte der Verfinsterung des Fürstenthums Strahlenberg" (Gmünd, bei J. G. Ritter 1799), welches eine Satyre auf den Pietismus war und in einem Jahre zwei Auflagen erlebte. Auch diesem Büchlein wurde ein falscher Druckort (Madrid) beigelegt, wie ebenfalls einer bitteren Schrift gegen die rohe militärische Willkürherrschaft, unter welcher, abwechselnd von den französischen, österreichischen und russischen Kriegsvölkern in den neunziger Jahren des 18. Jahrhunderts ausgeübt, das südwestliche Deutschland schmachtete, die nominell in Frankfurt und Leipzig, in der That aber in Ritter's Verlag 1800 im Druck erschien. Diese Schrift brachte Pahl und Ritter später in die Ungunst der französischen Schmarotzer, als Napoleon im Jahr 1806 seine Schreckensherrschaft in Deutschland antrat.

Ritter's Unternehmungsgeist dehnte sich bald auf ein größeres Feld aus, als das abgelegene Landstädtchen Gmünd es eigentlich erlauben wollte. Schon 1800 besprach er sich mit Pahl dahin, eine politische Zeitschrift herausgeben zu wollen, und Pahl übernahm die Redaktion derselben, die er mit seinem gewohnten Feuereifer führte. Am 1. Januar 1801 erschien im Ritter'schen Verlag in Gmünd das erste Stück der „National-Chronik der Deutschen", wovon acht volle Jahrgänge und die ersten fünf Lieferungen des neunten Jahrganges (1801 bis Mai 1809) erschienen, als sie durch Napoleon gewaltsam unterdrückt wurde. Gelegentliche Mitarbeiter an dieser Zeitschrift, die einen hohen Ruf erlangte, waren Hölderlin, Uhland, der Fürst Karl von Ligne, der Graf Schlabrendorf, und selbst Jean Paul Fr. Richter, Chamisso und Andere waren von Zeit zu Zeit durch Aufsätze daran thätig. — Der freie deutsche Ton aber, der darin waltete, erregte den Haß des niedrigen Bedientengesindels des Franzosenkaisers, so daß dieser das Weitererscheinen des Blattes „unter den allerunzartesten Formen" untersagte.[1]) Ritter und Pahl waren dadurch jedoch keineswegs von ihrem Unternehmen abgeschreckt, und es erschien sofort nach Aufhebung der „Chronik", „Der literarische Eilbote für Deutschland", welcher zwei Jahre lang bestand, und der dann auch unterdrückt wurde (1811). Die würtembergische Regierung entschädigte Ritter jedoch, indem sie ihn zum Kanzleibuchdrucker ernannte, zu welchem Behufe er, außer der Gmündener, noch eine Druckerei in Ellwangen etablirte, die bis zum Schluß des Jahres 1823 bestand.

Als sich die Zustände in Deutschland nach der endgültigen Besieglung der Franzosenherrschaft aber wieder auf eine abschüssige, reaktionäre Bahn lenkten, da trat Ritter auf's Neue in die Schranken für Volksfreiheit und Volksrechte. Schon 1819 besprach er mit Pahl, der mittlerweile Pfarrer in

Wichberg und Dekan der Diözese Gaildorf geworden war, die Wiederbelebung der „Chronik", die dann auch vom Januar 1820 bis Anfang September 1824 unter dem Titel: „Neue Chronik der Deutschen", in fast fünf vollen Jahrgängen erschienen ist. Aber die Reaktion trat nun immer schroffer zu Tage und schon im Herbste 1823 wurde auf Antrag des Bundestags das Weitererscheinen des Blattes untersagt. Vergebens trat Ritter die Herausgabe der „Chronik" an seinen bisherigen Gehülfen Schönbrod ab, mit dem Schluß des fünften Jahrganges wurde sie definitiv von der würtembergischen Regierung unterdrückt. Der freie Geist durfte nicht mehr in Deutschland walten. Empört über eine derartige Erdrosselung jedes selbstständigen Gedankens, entschloß sich Ritter, den unterjochten väterlichen Boden zu verlassen und seinen Kindern in der neuen Welt eine, wenn nicht bessere, doch freiere Heimath zu suchen, wo Geist und Gedanken nicht in despotische Fesseln schmachteten.

Bevor wir Ritter jedoch nach diesem neuen Heim ziehen lassen, müssen wir noch sein Wirken in der alten Welt etwas näher beleuchten. Es ist selbstverständlich wohl kaum möglich, die Verlagswerke Ritter's während seiner neunundzwanzigjährigen Wirksamkeit in Gmünd und Ellwangen mehr zusammenzustellen. Zum Theil sind diese im „Kaiser" sogar mit den Namen der Firmen versehen, an denen Ritter nach seinem Wegzug den Vorrath seines Verlags abtrat. — Metzler und Steinkopf in Stuttgart, Gradmann in Ravensburg, Beck in Nördlingen 2c. Aber wenn das nicht der Fall wäre, so würde doch eine genaue Darstellung die nöthige Mühe kaum lohnen. Wir müssen uns deshalb auf dem Pfade des Allgemeinen halten.

Anfänglich war Ritters Thätigkeit hauptsächlich dem politischen Felde gewidmet, wozu Pahl die Anregung gab. Schon 1796 und 1797 gab Ritter dessen „Materialien zur Geschichte des Krieges in Schwaben" heraus (3 Hefte), und im selben Jahr (1796) Johann Wilhelm Kapff's „Materialien zur Erörterung der Frage: Wie kann die französische Kontribution umgelegt werden?" 1798 veröffentlichte er Kapff's „Bemerkungen über die Entstehung und Bildung des Würtembergischen Steuersystems", und noch andere Schriften auf diesem Gebiete erschienen von da an bis zum Jahre 1806 in Ritter's Verlag, als auf Forderung Napoleon's ihm die Publikation von politischen Schriften untersagt wurde, da in dem vom politischen Mittelpunkte Schwabens abgelegenen Gmünd die für jene Schreckenszeit wünschenswerthe Kontrole nicht konnte ausgeübt werden. — Um diese Zeit erschien auch die ungeheure Aufregung verursachende Flugschrift, „Deutschland in seiner tiefsten Erniedrigung", ohne Angabe des Druckorts, wegen welcher der Nürnberger Buchhändler Palm auf Anordnung Napoleon's erschossen wurde. Palm hatte die Flugschrift nicht veröffentlicht, sondern nur für einen andern Buchhändler versandt, dessen Namen anzugeben er sich weigerte. Man hielt Pahl für den Verfasser und Ritter für

den Verleger, was jedoch nicht der Fall war, allein beide Männer geriethen nun längere Zeit unter einer Beobachtung von spionierenden Werkzeugen der Franzosen beständig in Gefahr, plötzlich aus dem Kreis der Ihrigen gerissen und dem Gefängnisse oder gar dem Tode überliefert zu werden. Das bereits erwähnte Verbot des Druckens politischer Schriften war eine Folge dieser Verdächtigungen, wie denn auch die drei Jahre später erfolgte gewaltsame Unterdrückung von Ritter's „Chronik" dahin gerechnet werden muß.

Ritter warf sich dann auf den Verlag von Kunstwerken, Stahl- und Kupferstich-Drucken, worunter in erster Linie die Werke seines engeren Landsmannes, des geschätzten Malers und Zeichners Johann Sebastian Baumeister zu nennen sind: „Gallerie der Familienbilder des ehemaligen kaiserlichen oder Hauses der Hohenstaufen, mit elf Gemälden in Stahlstich" (4to. 1806); „Abbildungen der Statuen in der Wöllwarth'schen Todtenhalle in dem Kloster Lorch, mit historisch artistischen Kommentaren von J. G. Pahl" (4to. 1808); „Familienbilder des Hauses Hohenzollern" (4to. 1817); und „Technologische Zeichnungsblätter", wovon jedoch nur eine Suite in zwölf Blättern mit Erklärungen erschienen ist (o. J.). Außerdem hatte Ritter einen bedeutenden Verlag von protestantischen und katholischen theologischen und Erbauungsbüchern, Predigten u. dgl., die wegen ihres schönen Drucks sehr beliebt waren. Bei diesen Unternehmungen war Ritter finanziell sehr erfolgreich, allein seine Neigung ging nach der ursprünglichen Richtung hin, durch politische Schriften den freien Sinn des Volkes zu heben. Als das fehlschlug, verkaufte er den größten Theil seiner Verlagswerke, sowie das Publikationsrecht derselben an die bereits genannten Häuser, packte den Rest seines Vorraths, das gesammte Material seiner beiden Druckereien, Pressen, Typen &c., sowie das Geräth und Werkzeug einer von ihm betriebenen Buchbinderei in Kisten ein, und segelte damit nach Amerika, in der Hoffnung, hier das Geschäft frei und unbelästigt fortsetzen zu können.

Im Dezember 1824 landete Ritter in Philadelphia, wo er sich sofort niederließ. Sein mitgebrachtes reiches, auf's vorzüglichste ausgestattetes Material setzte ihn in Stand, seiner patriotischen Lieblingsneigung hier zu folgen, durch eine gut redigirte deutsche Zeitung wohlthätig auf seine Mitbürger einzuwirken. In Pennsylvanien bestanden zur Zeit verschiedene deutsche Wochenblätter, die aber alle mehr oder minder nur ein schlechter Abklatsch der englischen Landzeitungen waren und zumeist in einem schauderhaften Gemisch von „Deutsch-Englisch" und in roher bäurischer Manier geschrieben wurden. Zwei Versuche, ein Journal in gutem Deutsch herauszugeben, scheiterten auf jämmerliche Weise: Christian Schäffer's „Der deutsche Freund" (York, Pa. 1819 — nicht New York, wie Brauns irrthümlich schreibt [2]) und „Carl Plitts Amerikanische Ansichten" (Philadelphia —

Germantown, Druck von Michael Billmeyer, 1820–1821 [3]). Nur eine einzige Zeitschrift in leidlich gutem Deutsch geschrieben: „Evangelisches Magazin", erschien unter der Aufsicht der deutschen evangelisch-lutherischen Synode von Pennsylvanien [4]) seit 1813 bei Conrad Zentler in Philadelphia. Zentler und Billmeyer waren die damals vorzüglichsten deutschen Buchdrucker in Pennsylvanien. Die letztgenannte Zeitschrift, von welcher fünf Bände in etwa neun Jahren erschienen sind, war jedoch nur religiösen Zwecken bestimmt, und so schien denn für Ritter das Feld günstig, besonders da die Einwanderung aus Deutschland sich seit dem Jahre 1817 recht lebhaft hob. Das war die Gelegenheit.

Ritter ließ auch bald nach seiner Ankunft ein Wochenblatt in's Leben treten unter dem Namen: „Americanischer Correspondent" [5]) Ein Redakteur wurde nicht namhaft gemacht. „Die treffliche Auswahl von Artikeln aus den besten und kostspieligsten Quellen", schreibt Grund in dem beregten Nachruf, „und eine tüchtige editorielle Leitung, deren sich Ritter selbst unterzog, machten dieses Blatt damals zu dem anerkannt besten deutschen Journale in der Union, aus welchem alle übrigen begierig schöpften." — Ritter setzte den „Correspondent" vier Jahre lang fort und trat ihn dann an Karl Goßler, einem geborenen Hamburger, ab, der den Namen in „Philadelphischer Correspondent und allgemeiner Anzeiger von Karl Goßler" umänderte, und von 1829 bis zu seinem im Februar 1832 erfolgten Tode herausgab. [6]) Druck und Verlag blieben nach wie vor, wenngleich auf Goßler's Rechnung, in Ritter's Händen, der seinen Nachfolger finanziell und geschäftlich auf's beste unterstützte. „Von welchen Opfern diese unermüdeten Anstrengungen begleitet waren", schreibt Grund, „wie oft dies redliche Bemühen verkannt und mit Undank belohnt, durch welche schwere Wolken der Abend seines Lebens dadurch getrübt wurde, das wissen nur der Vergelter alles menschlichen Thuns und die gebeugte Familie des Verstorbenen, ihn selbst hielt jedoch das Bewußtsein, nach Recht und Pflicht gehandelt zu haben und sein starkes Gottvertrauen aufrecht."

Zugleich mit der Zeitungsherausgabe richtete Ritter eine Verlags-Buchdruckerei und Buchhandlung ein, die von ihm bis zu seinem Tode fortgesetzt wurde. Dieses Geschäft befand sich in No. 263 Nord Zweite Straße, und ernährte zuletzt nur kümmerlich den Mann. Sein Verlag mußte sich zumeist auf Gebet- und Erbauungsbüchern beschränken, worin er durch Billmeyer, Zentler und einigen Anderen eine starke Konkurrenz zu bestehen hatte. Von Wichtigkeit aber war sein Importationsgeschäft von deutschen Büchern wissenschaftlichen und vermischten Inhalts, wodurch Ritter, allen Andern voran, der guten deutschen Litteratur in diesem Lande die Bahn brach. Ueber die hohe Wichtigkeit seiner Buchhandlung geben die in der Wesselhöft'schen „Alten und neuen Welt" in Fortsetzungen veröffentlichten Vorraths-Kataloge (1834 – 1838) beredte Kunde. Wenngleich die religiösen

Schriften (katholisch, lutherisch, reformirt und jüdisch) darin vorwiegen, so zeigt Ritter doch ein wohlassortirtes Lager von Werken auf allen Gebieten des Geistes und des Wissens an. Alle Klassiker sind darin in großer Auswahl vertreten; daneben philosophische, philogische, medizinische, juristische, historische und belletristische Schriften der mannigfaltigsten Art.

Aber auch hier erhielt er in den dreißiger Jahren einen mächtigen, obwohl freundschaftlichen Konkurrenten in Johann Georg Wesselhöft, dem Herausgeber der „Alten und neuen Welt." Den dadurch verlorenen Absatz versuchte er auf andere Art wieder zu ersetzen. Er schaffte sich Pferde und Wagen an, belud diesen mit einer Auswahl der ihm passend erscheinenden Bücher, und fuhr dann von Ort zu Ort, die deutschen Landbewohner in Pennsylvanien, New York, Maryland, Virginien, Ohio, Indiana, Michigan 2c. aufzusuchen um auf solche Weise sie mit den gewünschten deutschen Litteraturerzeugnissen zu versehen. Welchen wesentlichen Nutzen diese Art der Verbreitung der deutschen Litteratur damals leistete, davon kann man sich heute kaum einen Begriff machen, wo Eisenbahnen und Verkehrswege aller Art auch das abgelegenste Landvolk in unmittelbare Verbindung mit den Großstädten gebracht haben. Der Verfasser dieses fand in den siebziger Jahren in verschiedenen Landgegenden Ohio's häufig deutsche Bücher, die das Buchhändlerzeichen Ritter's in Philadelphia trugen, darunter Werke von Schiller, Goethe, Wieland, Klopstock, Lessing, Herder, Jean Paul 2c.

Ritter verließ Philadelphia zum letzten Mal im Oktober 1839, um viele Familien im Westen in Folge von Uebereinkommen mit den gewünschten Litteraturartikeln zu versehen. Auf dieser Reise, die durch Ohio und Indiana gehen sollte, fand er seinen verfrühten Tod. Unweit Lancaster, Ohio, stürzte sein Fuhrwerk um, und er wurde mit Gewalt aus demselben in eine Schlucht am Wege geschleudert. Zu der Verletzung, die an und für sich nicht lebensgefährlich war, gesellte sich jedoch bald nachher eine Brustfellentzündung, welche seinen Tod am 26. August 1840 herbeiführte.[7] „Er hinterließ eine Wittwe und fünf Kinder", berichtet Grund, „die ihren Verlust in ihrem ganzen Umfange fühlen. Doch, kann ein derartig im Beruf gefundener Tod, nach solch einem bis zum Greisenalter ruhmvoll geführten Leben ein Unglück genannt werden?

Gleich goldner Frucht, die überreif, noch allen Stürmen widersteht,
Bewundrungswürdig — bis zuletzt der Nord vom hohen Ast sie weht!"

Er wurde auf dem deutschen Kirchhof in Lancaster, O. begraben. Von seinem Sterbelager konnte ein Rückblick auf sein mühevolles, thatenreiches Leben dem edlen Manne nur ein tröstendes Zeugniß ablegen: er hatte seine Pflicht gewissenhaft erfüllt und seiner Mitwelt unerschrocken die wesentlichsten Dienste geleistet. „Einem Wanderer dieser Art", schreibt Grund, „durch das Thal der Prüfung ist:

Der Tod, der höchste Glanzpunkt unsers Seins,
Die Krone, die des Dulders Stirne schmückt;
Wenn er entflieht dem Land des Trugs und Scheins,
Wo Undank, Kälte, Selbstsucht ihn gedrückt.
O, blieb er aus, was wär des Armen Loos?
Was wär sein Leben selbst?
Und was des Thoren Glück selbst in des Reichthums Schooß?"

Anmerkungen.

1) „Neuer Nekrolog der Deutschen", Jahrgang XVII, S. 387.

2) Dr. C. Brauns' „Mittheilungen aus Nordamerika", Braunschweig, 1829, Seite 218.

3) „Dieser Zeitschrift hätten wir wohl eine längere Dauer gewünscht. Der Verfasser ist in Deutschland (Hamburg) geboren und auf unsern Schulen und Universitäten zum Rechtsgelehrten gebildet. Er wanderte jung nach Amerika aus, wo er sich zuerst mit dem Unterricht der Jugend beschäftigte, dann gegen 20 Jahre lang in einigen der ältesten deutschen Gemeinden das Predigtamt auf die würdevollste Weise bekleidete, und während dieses ganzen Zeitraums zu den ausgezeichnetsten Mitgliedern des deutschen Ministeriums Augsburgischer Konfession in Pennsylvanien gezählt ward. Die mit dem ländlichen Predigtamte in Amerika oft unvermeidlich verknüpften Strapatzen und Anstrengungen bewogen ihn, im Jahre 1815 sein ruhmvoll geführtes Amt niederzulegen, und, sich auf sein Landgut zurückziehend, einer ebenso anständigen als ihm zusagenden wissenschaftlichen Muße zu leben. ...." Brauns' „Mittheilungen", S. 219.

4) Der Styl dieser Zeitschrift scheint jedoch nicht besonders gewesen zu sein, denn Brauns, welcher mehrere Aufsätze daraus abdruckt, fand sich genöthigt, sie zu dem Behufe umzuarbeiten. — Siehe dessen „Mittheilungen", S. 379–453.

5) Leider ist mir nicht bekannt, ob noch Exemplare dieser Zeitung erhalten sind, um danach das Erscheinen der ersten Nummer angeben zu können.

6) Ueber Goßler schreibt Dr. C. L. Brauns in seinem Buche: „Amerika oder die moderne Völkerwanderung" (Pottsdam, 1833, Vorwort, S. XIII): „Er war der Erste, der es hier wagte, eine Zeitung in deutscher Sprache zu schreiben — ein höchst schwieriges Unternehmen unter einer Nation, deren Wohlhabende und Gebildete deutscher Abkunft, sich fast sämmtlich dieser in ihren Augen erniedrigenden Abkunft schämend und daher alles Deutsche verleugnend, sich „aus Fashion" so schnell als möglich zu englisiren suchen, während die arbeitende Klasse dieser Abkunft durch das alle ihre Kräfte in Anspruch nehmende "money-making" gleichfalls gegen solch ein nationales Unternehmen gleichgültig und abgestumpft ist. Und doch glückte ihm dies von Manchem früher unausführbar gehaltene Unternehmen fast sieben Jahre hindurch, bis zu seinem für die Länder- und Völkerkunde, insbesondere für die Aufrechthaltung der deutschen Nationalität in jenem Welttheile zu frühzeitig erfolgten Tode."

Brauns ist hier im Irrthum, der sich nur dadurch erklären läßt, daß Goßler schon früher Ritter's Redakteur gewesen sein mag, und daß der Redakteur von ihm für den Herausgeber gehalten wurde.

7) Grund sagt zwar, den 23. August, allein eine Todesanzeige in der „Alten und neuen Welt" gibt obiges Datum an.



Gustav Sigismund Peters.
Der Begründer des Stereotyp- und Farbendrucks in den Ver. Staaten.



Aus dem "Deutschen Pionier", Jahrgang 15.





Klein ist der Anfang von Allem und gewiß auch der des Buchdrucks in den neuen Ortschaften Amerika's, Ortschaften, die frisch aus dem Walde oder auf der Prairie emporwachsen, wie über Nacht. Wenn wir heute unsere Blicke nach dem fernen Westen wenden, so sehen wir täglich solche neue Orte emporblühen, anfänglich nur ein paar Häuser, dann ein Kramladen dazu, zunächst eine Schmiede, dann nach und nach noch mehr Häuser, andere Gewerke, eine Kirche, Schule und zuletzt, wenn ein solches den umliegenden Ortschaften an Wachsthum den Vorrang abgelaufen und zum Gerichtssitz einer Grafschaft geworden ist, ein Gerichtsgebäude. Das vollzieht sich in neuen Gegenden gewöhnlich in ein paar Jahren. Ist aber einmal ein Gerichtshof da, so folgt als nächstes Kulturinstitut neben dem Gasthause auch die Zeitungsdruckerei. So ist es heute. Noch in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts war der Abstand zwischen dem Gerichtsgebäude und der Zeitungs-Offizin ein weitaus größerer. Manchmal vergingen Jahrzehnte als Zwischenraum, ehe die Guttenberg'sche Zauberkunst der Justitia zu folgen wagte, und dann war es immer noch ein kühner Schritt, wenn ein Jünger Faust's und Schöffer's sich so auf neuem Boden anzupflanzen versuchte.

Die deutsche Buchdruckerei aber mußte sich noch lange nachher gedulden, wenn eine englische Zeitung längst festen Boden gefaßt hatte, ehe sie es schüchtern wagen durfte, bei der Volksgunst anzuklopfen. Hatte sie doch nicht die mächtige Stütze des Gerichts, deren Erlasse und sonstigen offiziellen Mittheilungen, gesetzliche Bekanntmachungen 2c. der englischen Schwester sofort eine lohnende Einnahmequelle sicherten. Um desto größere Achtung muß man vor jenen kühnen Pionieren des deutschen Journalismus und Buchdrucks in diesem Lande haben, die es wagten und noch heute wagen, hier die Wege zu öffnen. Die vielen hundert Bahnbrecher der Kultur, die in ihrem Streben dahinsanken, wie die stürmende Vorhut einer Kolonne, die aber der Zukunft die Gasse machten, auf welcher die deutsche Presse und Litteratur heute ihren stolzen Gang daherschreitet, sie verdienen umsomehr unsere Anerkennung, da auch ihnen kaum ein Denkmal ihres Strebens erwächst, wie den tapferen Gefallenen in der Schlacht — nur den Ueberlebenden errichtet man Monumente.

Oftmals hat es mir in der Seele wehgethan, wenn eine in Ueppigkeit und Fülle strotzende Zeitung dieser oder jener Großstadt hochmüthig ihre Nase rümpft über den „Wisch von Käseblatt" eines Landstädtchens. Gewiß haben die Herausgeber solcher großstädtischer Zeitungen die Lebensgeschichte

des eigenen Blattes nie studirt, weil sie sonst an sich selbst ihre ehemalige Kindheitsperiode finden würden, die sie nun so höhnisch bekritteln und verspotten. Vielleicht sind auch die heutigen Herausgeber, die so rüde Bemerkungen äußern, nicht die Begründer ihrer Journale und haben es also nie erfahren, wie mühevoll und beschwerlich der erste Anfang gewesen ist. Wie die Kinder reicher Eltern, haben sie nicht erworben, sondern nur ererbt und können also den Werth des Ererbten und die Schweißtropfen, die daran kleben, nicht schätzen. Wovon manche Menschen aber am wenigsten wissen, davon reden und schreiben, darüber kritisiren und tadeln sie am liebsten. Das ist nun einmal nicht zu ändern und wird auch wohl in der Zukunft so bleiben. Der Verfasser aber hat es sich zur Aufgabe gestellt, den Bahnbrechern der Kultur wenigstens diejenige Anerkennung ihrer Verdienste in der Geschichte zu zollen, die ihnen sonst die kalte Welt versagt.

Auch der Gegenstand dieser Abhandlung ist ein solcher Bahnbrecher, ein derartiger Pionier des Buchdrucks, der es wohl verdient, daß man seinen Namen aufbewahrt für die Zukunft, umsomehr als er auch der Begründer des Farbendrucks (Chromo-Printing) in Amerika ist. — Gustav Sigismund Peters wurde im Jahre 1793 zu Langebrück, einem Dörfchen unweit Radeberg an der Dresdener Heide, etwa fünf englische Meilen von Dresden gelegen, geboren. Näheres über seine Familienverhältnisse ist nicht bekannt, doch erhielt er eine gute Schulerziehung sowohl in Radeberg als auch später in Dresden. Hier wandte er sich der Buchdruckerkunst zu, die er, nach damaligem Brauch, noch in allen Einzelnheiten erlernte.

Als es galt, im Jahre 1813, den übermüthigen Erbfeind aus den deutschen Gauen zu vertreiben, da trat auch Peters in die Reihen der Vaterlandsbefreier und focht auf mannichem Schlachtfelde, bis 1815 die Größe Napoleons vernichtet war. Nach beendigtem Kriege ging Peters nach Leipzig, wo er wieder auf seinem Gewerke thätig war, nebenbei aber noch die Schriftgießerei und außerdem das kaum aufgekommene Stereotypiren lernte.

Um das Jahr 1819 oder 1820 kam Peters nach Amerika, aufgemuntert durch einen Bruder, der sich einige Jahre vorher schon in Baltimore niedergelassen hatte und dort eine Brauerei betrieb. — In Baltimore angekommen, fand Peters Beschäftigung in der Schriftgießerei von Sower[1]) und Hewes in Biddle Straße, welche 1806 in der Lexington Straße begründet worden war. Hier führte Peters zuerst das Stereotypiren ein, damals etwas Neues in Amerika.[2])

Zwei Jahre später siedelte Peters nach Carlisle, Pennsylvanien, über, wo er in Theilhaberschaft mit Johann B. Moser, der 1883 noch in Allentown, Pa. lebte, eine deutsche Zeitung, „Der Pennsylvanische Anzeiger" herausgab. Ihre Mittel waren nur beschränkt; besonders mangelte es ihnen an Schrift. Mit diesen geringen Mitteln aber wußte Peters Großes zu leisten. Schon bald nach seiner Ankunft begann er die Herausgabe einer

eigenen deutschen Auflage des „Neuen Testaments." Den Mangel an Typen wußte er dadurch zu ersetzen, daß er das ganze Buch immer eine Seite zur Zeit aufsetzte und diese dann stereotypirte, um die Schrift auf's Neue für die nächste Seite zu verwenden. Dr. Todd, welcher Peters bei dieser Arbeit antraf und von ihm sein Vorhaben vernahm, äußerte sich darüber: „Dieser Narr von einem Deutschen versucht es, die „Bibel" mit einem Strumpf voll Schrift zu drucken." Der alte Doktor war aber noch mehr überrascht, als noch im selben Jahr (1823) das Buch sein Erscheinen machte. Das „Testament" wurde auf Subskription gedruckt.[3])

Nach Vollendung dieses Werkes gaben Peters u. Moser ein für die damalige Zeit sehr passendes und gesuchtes Erbauungsbuch, „Stark's tägliches Handbuch" (Carlisle 1824) heraus, welches ebenfalls auf dem Stereotypwege fertig gestellt wurde.[4]) Eine andere Arbeit Peters' während seines Aufenthaltes in Carlisle ist die Herausgabe der „Sieben Menschenalter" ("Seven Ages of Man") Shakspeare's. Peters machte hierzu Originalzeichnungen, die er selbst in Holz gravirte und in mehren Farben mit versetzbaren Platten (blocks), englischem und deutschem Text, druckte.[5])

Im Jahre 1827 wurden sie, auf Veranlassung von Thomas und Georg Gallagher, bewogen, nach Harrisburg überzusiedeln, wo Peters und Moser ihre Druckerei und die Herausgabe des „Anzeigers" fortsetzten. Sie kauften hier bald nachher die von Bär und Barnitz begonnene Apotheke, welche sie neben der Druckerei fortführten — solches vereinbarte sich in jenen patriarchalischen Zeiten wohl miteinander, hatten doch auch die beiden älteren Christoph Saur in Germantown ehemals neben ihren Buchdruckserzeugnissen Medizinen verkauft. Vielleicht war auch Moser ein gelernter Apotheker, da er später in Allentown das Apothekergeschäft fortsetzte.

Im Jahre 1831 löste sich die Buchdruckerfirma „Moser u. Peters" auf, welche ganz in die Hände von Peters überging. Die Apotheke führten sie noch bis zum Jahre 1832 gemeinsam fort, als Peters auch diese ganz erstand und auf eigene Rechnung bis 1833 weiter betrieb, in welchem Jahre er sie an Johann Martin Lutz verkaufte, der das Geschäft bis zu seinem 1875 erfolgten Tode, 42 Jahre lang fortführte. Noch heute (Herbst 1883) befindet sich die Apotheke im Besitz der Lutz'schen Familie.

Um aber zu dem eigentlichen Gegenstand dieses Aufsatzes wieder zurückzukommen: Peters und Moser setzten die Herausgabe des „Anzeigers" in Harrisburg nicht lange fort, da hier bereits zwei deutsche Zeitungen damals erschienen, „Die Harrisburger Morgenröthe" und der „Vaterlands-Wächter." Sie warfen sich also ganz auf den Buch- und Gelegenheits-Druck. Ihr Buchverlag, mit welchem Peters naturgemäß eine Buchhandlung verband, dehnte sich nun immer weiter aus. Sie verlegten bald eine ansehnliche Zahl englischer und deutscher Bücher, wovon aber kein genaues

Verzeichniß zu geben mehr möglich ist. Dr. Egle zählt folgende Druckerzeugnisse auf, die in Englisch und Deutsch zugleich erschienen sind:

„Oppermann's Gebetbuch." — Englisch, "Oppermann's Prayer-Book, translated by Rev. Dr. George Lochmann."

„Der geschwinde Rechner." — "The Ready Reckoner."

"Kunst's American Dictionary of the English and German Languages etc." — Deutsch, „Kunst's Amerikanisches Wörterbuch der Englischen und Deutschen Sprachen &c."

P. J. Kunst (Egle nennt ihn irrthümlich Kunz) war Druckergeselle bei Peters und half ihm bei Fertigstellung dieses Werkes, welches nach Webster's Diktionär bearbeitet wurde. Da Peters zu bescheiden war, sich selbst als den Autor des in seinem Verlag erschienenen Buches zu nennen (vielleicht hatte auch Pastor Lochmann an der Bearbeitung Antheil), so gab er ihm den Verfassernamen seines Gehülfen. — Das Werk wurde stereotypirt und sind von Peters und dessen Nachfolgern (Johann Martin Lutz und Theodor F. Scheffer) mehrere Auflagen desselben erschienen. Dasselbe ist noch heute im Buchhandel und wird von Ignatz Kohler & Komp. in Philadelphia verlegt.

"The Pocket-Lawyer." — Deutsch, „Der Taschen-Advokat."

"Bunyan's Holy War." — Deutsch, „Bunyan's Heiliger Krieg." (1837.)

Ob Peters noch andere nicht illustrirte Bücher verlegt hat, habe ich nicht erfahren können. Eine Gattung Drucksachen aber, wenn dieses auch in der gewöhnlichen Bibliographie unbekannt ist, verdient es, daß sein Name weiterhin bekannt werde, die Herstellung des Farbendrucks. Allgemein wird die Einführung des Farbendrucks (Chromo-Printing) in den Vereinigten Staaten Daniel Fanshaw zugeschrieben, der im Jahre 1828 zuerst solche Druckarbeiten geliefert haben soll. Da nun aber Peters bereits vor seinem Wegzug von Carlisle (1827) die Shakspeare'schen „Sieben Menschenalter" in Farbendruck illustrirt hergestellt hat — und Exemplare mit Carlisle als Druckort sind, wie bemerkt, mehrere vorhanden — so muß unserem bescheidenen Deutschen hier sicherlich der Vorrang zuerkannt werden. In Harrisburg betrieb er diese Art Farbendruck mit großem Eifer weiter und vervollkommnete sich sehr darin. Außer buntfarbigen Tauf- und Trauscheinen, die in zahlreichen Exemplaren in Mittelpennsylvanien zu finden sind, hat er noch viele Einblattdrucke hergestellt, die seiner Zeit unter dem Landvolke sehr beliebt waren. Dr. Egle nennt als solche: „Das jüngste Gericht" und „Das Herz des Menschen."

Um das Jahr 1830 begann Peters noch eine andere Branche des Oelfarbendrucks, das der Herstellung von buntfarbigen Bilderbüchern für die Kinderwelt. Auf diesem Felde ist er wohl unbestritten der Erste, mindestens

in diesem Lande. Dr. Egle nennt als solche die folgenden Titel: "The House that Jack built"; "Old Mother Hubbard"; "Cock Robin"; "Life of Joseph"; "The Diverting History of John Gilpin". Da damals die deutsche Sprache in Mittelpennsylvanien noch vorherrschte und die Uebersetzung des Textes, nachdem die Holzstöcke fertig, das Geringste war, wird er wohl von den meisten dieser Sachen auch deutsche oder doppelsprachige Ausgaben veranstaltet haben. Vom „John Gilpin" ist dies bestimmt, der mit englischem und deutschem Text doppelsprachig erschien — den deutschen Text lieferte ihm der Ehrw. Paul Weiß in Nazareth. „Es ist zu bedauern", schreibt Dr. Egle, „daß von diesen Bilderbüchern, von welchen viele tausend Exemplare verkauft wurden, und deren Anfertigung Peters als Spezialität betrieb, kein vollständiger Katalog mehr hergestellt werden kann. Die Jugend vor fünfzig, sechzig und siebenzig Jahren in Pennsylvanien und weiterhin im Westen, wird sich aber wohl noch erinnern, wie viel Freude ihnen das Lesen der Verse und das Schauen der bunten Bilder der Peters'schen Bilderbücher damals gewährte." So ist unser deutsch-amerikanischer Buchdrucker, für Amerika mindestens, der Vorläufer des Hoffmann'schen „Struwwelpeter" und dessen zahlreichen Nachahmungen, wenn man ihm, wie jenem, auch noch kein Denkmal gesetzt hat.

Zu den meisten dieser Jugendschriften hatte Peters die englischen Texte aus dem Deutschen sich übersetzen oder bearbeiten lassen, wie das vom „Joseph" und den beiden Einblattdrucken: „Das Herz des Menschen" und „Das jüngste Gericht" sicherlich der Fall ist. Mit dem letztgenannten Bilde trieb er auch noch eine andere Schalkhaftigkeit, indem verschiedene der zu den Höllenstrafen Verdammten mit hervorragenden Politikern der „Anti-Freimaurer" (Anti-Masonic) Bewegung und der damals kaum flügge werdenden Abolitionisten-Agitation eine auffallende Aehnlichkeit besaßen, was zur Zeit keine geringe Sensation verursachte. Dr. Egle meint zwar, das sei jedenfalls unabsichtlich so geworden, und die Leute hätten dabei die Phantasie lebhaft spielen lassen, aber der Schelm ist doch wohl nicht darin zu verkennen.

Peters starb zu Harrisburg am 26. März 1847 und seine irdischen Ueberreste sind auf dem „Mt. Kalma Kirchhofe" zur Erde bestattet worden. Er war nie verheirathet. In seinem Testament setzte er seine Freunde Johann Martin Lutz und Theodor F. Scheffer zu Erben ein, mit der Bestimmung, ein Drittel des Vermögenswerthes an seine Verwandten in Baltimore auszuzahlen. Lutz verkaufte bald darauf sein Interesse in der Druckerei an Jakob M. Beck, welcher es später wieder an seinen Theilhaber T. F. Scheffer veräußerte, in dessen Namen das Geschäft noch vor zwanzig Jahren (1881) fortgeführt wurde.

Die Persönlichkeit Peters' schildert Dr. Egle, der ihn sehr gut kannte, wie folgt: Er war von kurzer Statur, frischer Gesichtsfarbe, hatte helles

Haar, eine breite offene Stirn, war äußerst lebhaften Temperaments, sehr industriös, bis aufs Tüpfelchen gewissenhaft und in seinen Gewohnheiten höchst exzentrisch. Zahlreiche humoristische Anekdoten werden ihm im Volksmunde nacherzählt, und Alle, die mit ihm in Berührung kamen, dachten wohl von ihm und haben ihm ein freundliches Andenken bewahrt.

Anmerkungen.

1) Ein Nachkomme von Christoph Saur, dem Pionier des deutschen Buchdrucks in Amerika.

2) Die Stereotypie, von Stanhope in England erfunden, hatte in Frankreich und Deutschland einige Verbesserungen erfahren. Ob sie schon früher in Amerika angewandt wurde, ist mir nicht bekannt. Bis anderweitig festgestellt, muß Peters als der Einführer derselben betrachtet werden.

3) Es sind mehrere Auflagen davon erschienen. Ein Exemplar der ersten Auflage befindet sich in Dr. Egle's Besitz in Harrisburg, Pa.

4) Ein Exemplar dieses Buches befindet sich im „Archiv" der „Deutschen Gesellschaft" zu Philadelphia.

5) Auch hiervon befindet sich ein Exemplar im Besitz des Herrn Egle, sowie ein anderes in der Staatsbibliothek in Harrisburg, Pa.



Der Historiograph von Pennsylvanien.

Professor Israel Daniel Rupp.



Aus dem "Deutschen Pionier" Jahrgang 10.



In West-Philadelphia, Pa., starb am 1. Juni 1878 einer der bedeutendsten amerikanischen Geschichtsforscher, der besonders für uns Deutsch-Amerikaner von hervorragender Wichtigkeit ist, indem er es war, der als erster Bahnbrecher der deutschen Geschichte dieses Landes auftritt: Professor **Israel Daniel Rupp**. Derselbe wurde am Sonntag den 10. Juli 1803 in East-Pennsboro (jetzt Hampden) Township, Cumberland County, Pennsylvanien, fünf Meilen westlich vom Susquehanna Flusse, auf dem sogenannten „Providence-Tract", geboren, woselbst sich sein Großvater, Jonas Rupp, bereits im Jahre 1772 niedergelassen hatte. Sein Vater war, wie der Großvater, ein Landbauer, und die wohlangebaute „Farm" mit der großen geräumigen Scheune und dem substantiellen Wohnhause, höchst dauerhaft aus Stein erbaut, das mitten in einem anmuthigen Blumengarten lag und von schattigen Rebenlauben umkränzt war, zeigte bereits aus der Ferne, daß es ein Deutscher sei, der hier sein wohnliches Heim für sich und seine Nachkommen errichtet hatte.

Und dem Sprößling der Familie, der an dem genannten Tage in diesem Hause, Epi poda ginetai ee exodos, oder wie Plinius sagt: In pedes procedere nascentem, contra naturam est, quo argumento eos appellavere Agrippas ut agere partos, [1]) das Licht der Welt erblickte, müssen wohl, wie es von den Sonntagskindern ja häufig behauptet wird, die Schicksalsgötter bei der Geburt ihren besonderen Segen in die Wiege gelegt haben, der ihn befähigte eine so hohe Mission zu erfassen und zu erfüllen, wie sie Rupp während seines langen Lebens ausgeführt hat. Doch über seine Leistungen später.

Israel Daniel Rupp war der vierte Sohn von Georg Rupp [2]) welcher in Cumberland County, Pa., die Landwirthschaft betrieb. Dieser hatte in seiner Jugend zuerst das Schneider- und das Zimmermannshandwerk erlernt, war aber auf die Landwirthschaft zurückgefallen, und bestand nun darauf, daß alle seine Kinder ebenfalls „Farmer" werden sollten. Demzufolge wurde der junge Daniel bereits im Herbste des Jahres 1807 in die Schule gesandt, um Lesen, Schreiben, Rechnen und Religionsunterricht zu erlernen, soweit es für einen Bauern nöthig sei, versteht sich, nur in deutscher Sprache. Das Schulhaus, zur „Friedenskirche" gehörig, war eine Blockhütte von bescheidenen Dimensionen, und in demselben führte zur Zeit Peter Bläser [3]) den Bakkel über etwa fünfzig Schüler. Der junge Rupp lernte hier sehr fleißig bis zum Jahre 1812, und von da ab bis zu seinem zwanzigsten Lebensjahre noch etwa vier Monate in jedem Winter.

In der Zwischenzeit war er als Gehülfe seines Vaters auf dem Felde und in der Wirthschaft thätig. Der Unterricht, den er genoß, beschränkte sich hauptsächlich auf die genannten Fächer, doch erlernte er in den letzten Jahren auch etwas Englisch. Dann besuchte er zuweilen seine Großmutter mütterlicherseits, die eine geborene Holländerin aus Amsterdam war, wobei er auch etwas Holländisch erübrigte. Von Natur aus lernbegierig, suchte er sich auch noch, nachdem er aus der Schule wegblieb, zu Hause zu vervollkommnen, wozu ihn besonders eine deutsche Biographie Franklins, die sein Vater besaß, ermunterte. Im Jahre 1821 wurde er durch den Pastor Johannes Weinbrenner, den späteren Gründer der Sekte der „Weinbrennerianer", damals lutherischer Prediger an der Friedenskirche, konfirmirt, und als Mitglied dieser Gemeinde aufgenommen.

Im Jahre 1823 rief eine hartnäckige Krankheit des jungen Daniel in den Plänen seines Vaters eine Störung hervor (der seine acht Söhne und vier Töchter, wie bemerkt, sämmtlich zu Landwirthen erziehen wollte). Auf Anrathen des Familienarztes, Dr. A. Hering von Mechanicsburg, wurde der Vater bewogen, seinen Sohn Medizin studiren zu lassen. Der würdige Doktor verfehlte es zwar, aus Daniel einen Arzt zu machen, allein dieser profitirte doch mittlerweile Vieles, indem er neben Deutsch und Englisch auch Latein, Griechisch und Französisch, sowie etwas Anatomie, Physiologie und Botanik, sowie die Anfangsgründe der Materia Medica erlernte. Aber ein „Doktor" saß nun einmal nicht in ihm, und so versuchte er es denn mit dem „Schulmeister." Als Lehrer war er dann von 1825 bis 1827 in Cumberland County und von 1828 bis 1830 an der Akademie in Harrisburg thätig.

Da Rupp mehrere neuere Sprachen verstand, erhielt er im Frühjahr 1830 einen Ruf als Professor der modernen Sprachen an die damals blühende „Montgomery-Academy" in dem Städtchen Montgomery, Hamilton County, Ohio, etwa vierzehn Meilen nordöstlich von Cincinnati, welche im Jahre 1816 von der Gesetzgebung des Staates Ohio einen Freibrief erhalten hatte. Hier begann Rupp seine litterarische Thätigkeit damit, daß er im Auftrag der Verlagsbuchhändler Robinson und Fairbanks in Cincinnati die „Geschichte der Märtyrer" übersetzte, die auch im Jahre 1830 in der genannten Buchhandlung erschienen ist. Seine Thätigkeit als Lehrer setzte Rupp nun noch bis 1860 ab und zu fort: 1832, 1838, 1839 und 1857 in Cumberland Co., Pa., 1841, 1842 im Gettysburg, Pa., Seminar, 1848, 1849 im Franklin Kollegium zu Lancaster, Pa., und von 1858 bis 1860 in der Akademie in Lebanon County, Pa.

Bereits im Jahre 1827 erfaßte Rupp die Idee, eine Geschichte der Deutschen von Pennsylvanien zu schreiben, welche, wie er meinte, von bedeutender Wichtigkeit für die Bevölkerung dieses Staates sein würde. Damals gab es jedoch noch keine Lokalgeschichten, und so mußte das Material

denn ganz neu gesammelt werden. Zu dem Behufe schlug er einem Freund, Dr. Jacob Weaver (Weber?) vor, sich mit ihm als fahrender Buchhändler zu assoziiren. Die beiden Männer durchzogen darauf mit Pferd und Wagen den Staat Pennsylvanien nach allen Richtungen hin; wobei Rupp neben dem Buchhandel das Ansammeln von Material für sein projektirtes Werk betrieb. Sein Kollege, der diese Wanderung hauptsächlich zur Wiederherstellung seiner Gesundheit unternommen hatte, ward auf der Fahrt kurirt, und Rupp fand was er suchte, Material für seine Geschichte. Auf seiner Wanderschaft besuchte er verschiedene Staaten, bis nach Colorado und Canada hin, wobei er mit mehr als sechzigtausend Personen verkehrte, deren Reminiscenzen er sorgfältig in Tagebücher sammelte und von Zeit zu Zeit ordnete.

Mittlerweile war er aber auch zugleich als Schriftsteller (meist mit Uebersetzungen) thätig. Ebenfalls kehrte er von Zeit zu Zeit wieder zum Lehrfache zurück bis 1860, in welchem Jahre er nach Philadelphia zog, wo er sich dann ausschließlich der litterarischen Thätigkeit widmete. Seine historischen Schriften datiren vom Jahre 1842 an, in welchem Jahr er sich in Lancaster niedergelassen hatte. Hier erschien im gleichen Jahre das erste Geschichtswerk von ihm: "History of Lancaster County." Dieses Buch wurde auf Subskription verkauft, und der Absatz, den dasselbe fand, ermuthigte Rupp nach und nach eine ganze Reihenfolge von lokalen Geschichtswerken erscheinen zu lassen. — Hier ein Verzeichniß seiner Schriften mit abgekürzten Titeln:

1. „Märtyrer-Geschichte." (Uebersetzung.) 8vo. 515 Seiten, Cincinnati, 1830.

2. "Collection of Choice Sermons", by Rev. J. C. A. Helfenstein. (Uebersetzung.) 8vo. 261 Seiten, Carlisle, Pa., 1832.

3. "Discipline of the Evangelical Association." (Uebersetzung.) 8vo. 218 S., Harrisburg, Pa., 1832.

4. "The Wandering Soul", by Schabalie. (Uebersetzung.) 8vo. 504 S., Philadelphia, 1833.

5. "The Writings of Menno Simon." (Uebersetzung.) 8vo. 504 S., Lancaster, 1835.

6. „Das ursprüngliche Christenthum", von Ehrw. Peter Mead. (Uebersetzung.) 8vo., 306 S., Harrisburg, 1836.

7. "The Stolen Child." (Uebers.) 8vo., 216 S., Harrisburg, 1836.

8. "The Lyceum Spelling-Book." 8vo. 240 S., Harrisburg, 1836.

9. "Dr. J. S. F. Pfeiffers Voyage and Captivity." (Uebers.) 8vo, 309 S., Harrisburg, 1836.

10. "Geographical Catechism etc." 8vo, 384 S., Harrisburg, 1836.

11. "The practical Farmer etc." 8vo. 288 S., Mechanicsburg, 1837.

12. "The bloody Theatre etc." (Uebersetzung von Jans Tielemans van Braght's „Blutigen Schauplatz", nach der deutschen Lancastrer Ausgabe von 1814.) Groß 8vo, 1048 S., Lampeter Square, Lancaster County, Pa., 1837.

13. "Homœopathic Horse-Doctor." (Uebersetzung.) 8vo, 208 S., Carlisle, 1842. (Hiervon erschien 1857 eine zweite Auflage.)

14. "The Farmer's Complete Farrier etc." 8vo, 416 Seiten, Harrisburg, 1843.

15. "History of Lancaster County, Pa." 8vo., 528 S., Lancaster, 1844.

16. "He Pasa Ekklesia. An original History of Religious Denominations in the United States." Gr. 8vo., 724 Seiten, Philadelphia, 1844.

17. "History of Berks and Lebanon Counties, Pa," 8vo, 516 S., Lancaster, 1844.

18. "History of York Co., Pa." 8vo, 256 S., Lancaster 1845.

19. "History of Northampton, Lehigh, Monroe, Carbon & Schuylkill Counties, Pa." 8vo, 568 S., Harrisburg, 1845.

20. "History of Dauphin, Cumberland, Bedford, Adams & Perry Counties, Pa." 8vo, 594 S., Lancaster, 1846.

21. "Early History of Western Pennsylvania, and of the West etc." 8vo, 752 S., Harrisburg, 1846. (Dieses Buch erschien unter dem fingirten Autornamen: By a Member of the Bar.)

22. "History of Northumberland, Huntingdon, Mifflin, Centre, Union, Columbia, Juniata and Clinton Counties, Pa." 8vo, 566 S., Lancaster, 1847.

23. "Mennonite Catechism etc." (Uebersetzung) 8vo, 72 Seiten, Lancaster, 1849.

24. "Collection of 30 000 Names of German and other Immigrants to Pennsylvania from 1727 to 1776." 8vo, 405 S., Harrisburg, 1856. (Von diesem Buch erschien eine zweite verbesserte und erweiterte Auflage in deutscher und englischer Sprache. 8vo, 612 Seiten, Philadelphia, 1876.)

25. "Schwenkfelder Catechism." (Uebersetzung) 8vo, 184 Seit. Skippackville, Pa., 1863.

26. "An Account of the Manners and Customs of the German Inhabitants of Pennsylvania, written in 1789 by Benjamin Rush, with Notes by I. D. Rupp, 12mo, 68 S., Philadelphia, 1875.[4])

27. "A brief Biographical Memorial of Joh. Jonas Rupp, and Complete Genealogical Family Register of his lineal Descendants." 12mo, 262 S., Philadelphia, 1875.

Außerdem hat Rupp noch folgende Werke in Manuskript vollendet und zum Druck bereitet:

28. "An original Fireside History of German and Swiss Immigrants in Pennsylvania from 1682 to 1765."

29. "Monograph of Hessian Mercenaries in the British Service, during the Revolutionary War, 1776—1783."

30. "A History of ten defunct Sects in Pennsylvania, from 1683 to 1770."

31. "Lectures touching the sufferings, privations, hardships and wrongs endured by the German Immigrants to America, and impositions practised upon them."

32. "Quinquelingual Nomenclature." — English, Latin, Greek, German and French.

Dann hat Rupp ebenfalls zahlreiche Aufsätze in Zeitschriften, Magazinen &c. geschrieben, darunter eine beträchtliche Anzahl Skizzen im „Pionier"; „Die Leiden und Bedrückungen der ersten deutschen Einwanderer." (I, 326 und 362.) „C. Weiser's Tagebuch." (II, 182 und 216.) „En kurze G'schicht von mei'm Großvater Johann Jonas Rupp." (II, 235.) „Eppes wege de deutsche Baure." (II, 269). „Eppes über Pennsylvanisch-Deutsch." (II, 307.) „Pennsylvanisch-deutsche Hochzeiten vor 100 Jahren." (IV, 88.) Für seine Verdienste um den „Pionier" durch die Lieferung dieser „unentgeltlichen Beiträge", durch Schenkung mehrerer von ihm verfaßten, theilweise das Deutschthum Pennsylvaniens betreffenden historischen Werke, und als eigentlichen Pionier-Geschichtsschreiber des deutschen Elements dieses Staates (Pennsylvaniens), wurde Rupp am 7. Juni 1870 als Ehrenmitglied des Deutschen Pionier-Vereins aufgenommen,[6]) eine Ehre die er wohl verdient hat. Er bewahrte auch seine Anhänglichkeit an den „Pionier" bis zu seinem Lebensende bei, indem er gern und freimüthig mit der Redaktion über geschichtliche Angelegenheiten korrespondirte.

Was den Werth seiner Schriften anbetrifft, so wird es genügen zu sagen, daß sie wohl immer als Urquelle einen unbestreitbaren Ruf behalten werden. Im Verlaufe von etwa dreißig Jahren sind die gedruckten Werke Rupp's zu den seltensten und gesuchtesten des Landes geworden. Seine County-Geschichten bringen Preise von sechs bis zu fünfzehn Dollars per Band und ein gut erhaltenes Exemplar von Rupp's "Early History of Western Pennsylvania etc." wohl noch einen größeren Preis. Diese Geschichten bilden das historische Waaren-Magazin aus dem zahlreiche litterarische "Quidnuncs" ihre Weisheit schöpfen, um sie dann in breiträndigen Büchern zu paradiren, ohne auch nur im Entferntesten daran zu denken, dem Manne den gebührenden Kredit zu geben, der alles das gesäet

hat, was sie nun diebischer Weise ernten. „In zwei oder drei der Counties," schreibt Dr. Egle, „deren Geschichte Herr Rupp geschrieben hat, sind Andere ihm gefolgt; allein sie haben in Wirklichkeit nur einen Wiederabdruck seiner Werke geliefert, denen sie nichts hinzufügten, außer vielleicht etliche magere Daten, die sie den offiziellen Statistiken entnahmen."

Rupp war stets ein unermüdeter Arbeiter, der, begabt mit einem außerordentlichen konversationellen Talent, in seinem Leben hinreichend historisches Material gesammelt hat, um die Geschichtschreiber auf Generationen hinaus damit zu versorgen. Es war stets aus erster Quelle geschöpft, klarer unverfälschter Trank, den er schenkte, herb zwar, aber doch rein. Er besaß die besondere Gabe, diese Quellen aufzuspüren, wie kein Zweiter. Familien-Register und Traditionen, sowie die mündlichen Mittheilungen der alten Ansiedler, die er in ihren Wohnungen aufsuchte, lieferten ihm den Hauptstoff, und die gedruckten Schriften gaben ihm die Fäden an die Hand, auf welche er seine Muscheln aufreihte. Schlicht und unpolirt, aber wahr und treu hat er geschrieben. Fabeln und Dichtungen blieben ihm fern, und so war er ein Geschichtsforscher, wie er sein soll und kein Romanschreiber, der seine erlogenen Ausschmückungen oder seine eigenen Meinungen Andern als Geschichte aufdrängt.

Zum Geschichtschreiber war er nicht angelegt, dazu mangelte ihm die feinere Kritik. So ist sein Hauptwerk, eine „Geschichte der Deutschen von Pennsylvanien", woran er fünfzig Jahre gearbeitet hat, und das ungedruckt geblieben ist, auch nur eine Wiederhelung der gedruckten Sammlungen. Das einheitliche Bild in der Geschichte konnte er nicht fassen. Er war eben Sammler und nicht Darsteller. Das schmälert seine Verdienste keineswegs; denn was er geliefert hat, ist nutzbarer Stoff für den kritischen Geschichtschreiber der Zukunft.

Anmerkungen.

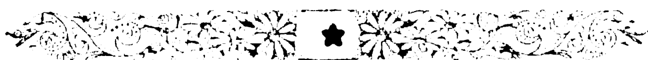
1) Plinius Secundus, Hist. Nat., lib. vii, c. 8.

2) Für Nachrichten über den Großvater Rupp's, siehe „En kurze G'schicht von mei'm Großvater Johann Jonas Rupp", im „Deutschen Pionier", Jahrg. II, S. 235.

3) Dieser Peter Bläser war schon vor 1780 nach Amerika gekommen, von 1784 bis 1790 Schullehrer in Oly, Berks County, dann bis 1807 in Mannheim, Lancaster County, und nach dem Tode des Lehrers, Heinrich Schnebele, (7. März 1807) als dessen Nachfolger an der Schule bei der Friedenskirche thätig. Im August 1809 zog Bläser zu seinem Bruder in York County, wo er in der Nähe von East Berlin, 1818, im Alter von 78 Jahren als Hagestolz gestorben ist — Siehe: "A brief Biographical Memorial of Joh. Jonas Rupp etc." by I. D. Rupp. pp. 202 - 206.

4) Eine von mir verfaßte Uebersetzung derselben befindet sich im 9. Band dieser Werke, Seite 155, ff.

5) „Deutscher Pionier", II, S. 109.

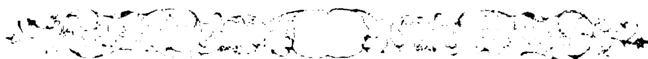


Edmund Daniel Leisenring.

Deutsch-amerikanischer Journalist.



Aus dem "Deutschen Pionier" Jahrgang 14.





Zu Allentown, Pa. starb am 20. Februar 1882 ein Deutsch-Amerikaner, dessen Wirken auf dem Felde der deutschen Journalistik in diesem Lande von mehr als vorübergehender Bedeutung ist. Zugleich zeigt uns die Lebensgeschichte dieses Mannes im klaren Bilde, wie feste Wurzel das Deutschthum in Amerika bereits gefaßt hat. Leisenring war nämlich nicht nur ein geborener Amerikaner von deutschem Stamm, sondern seine Vorfahren waren bereits in dritter Generation in diesem Lande ansässig, und Anfangs des 18. Jahrh's eingewandert.

Edmund Daniel Leisenring wurde am 13. September 1816 in Whitehall Township, nahe Siegfried's Brücke in Lehigh (Lecha) County, Pennsylvanien, geboren. Er erlernte als junger Mann das Buchdruckergeschäft in der Druckerei des „Friedensboten" in Allentown, welches Blatt damals von Gräter und Blumer herausgegeben wurde (1832). Durch Fleiß und Geschicklichkeit erwarb er sich während der fünfjährigen Lehrzeit das Zutrauen seiner Prinzipale, die ihn dann unterstützten, daß er 1837 nach Philadelphia gehen und sich dort in seinem Fache noch mehr vervollkommen konnte. 1838 begann Leisenring in Verbindung mit A. H. Sensemann in Nazareth, Penn., die Herausgabe der „Abendzeitung", eines Journals, das etwa drei Jahre lang erschien. Während seines Aufenthalts in Nazareth, vermählte sich Leisenring mit der Tochter seines ehemaligen Prinzipals Jakob Blumer, Fräulein Mathilde Blumer. 1843 zog er wieder nach Allentown und übernahm eine Anstellung in dem Etablissement des „Friedensboten", welche Stelle sechs Jahre später in eine Theilhaberschaft mit seinem Schwager, Viktor Blumer, und Karl S. Busch erweitert wurde. Seitdem ist Leisenring Mitherausgeber des „Friedensboten" geblieben, dessen Redakteur er damals war. Im Jahre 1870 trat Herr Leisenring als Mitherausgeber des zu Allentown erscheinenden täglichen „Lecha-Boten" sowie des ebendaselbst erscheinenden „Welt-Boten ein, indem die Eigenthümer dieser Journale sich mit den Eigenthümern des „Friedensboten" zu einer Theilhaberschaft verbanden, wodurch die Herausgabe der drei Zeitschriften vereinigt wurde. Seitdem ist Herr Leisenring Redakteur der drei Blätter geblieben.

Ueber seine Persönlichkeit und sein Wirken schreibt der „Philadelphia Demokrat" unter Anderem: „Ein wackerer Deutsch-Pennsylvanier, bekannt in weiten Kreisen als deutscher Ehren- und Freiheitsmann, tüchtiger Journalist und Streiter für die Erhaltung deutschen Wesens, deutscher Sprache und deutscher Gesittung im alten Pennsylvanien ist mit ihm aus unserer Mitte abgerufen worden. Sein Ansehen stützte sich nicht bloß auf

seine Tüchtigkeit als Geschäftsmann, sondern auch auf seine Leistungen als politischer Führer und als deutscher Zeitungsschreiber. In seinem Wohnorte, Allentown und in Lehigh (oder Lecha) County hat er wiederholt öffentliche Aemter bekleidet und sein lebhaftes Interesse gehörte der Entwickelung und dem Aufschwung seines Wohnortes und County's an, besonders was den Ackerbau betrifft.

„Er stammte aus einer alten deutsch-pennsylvanischen Familie, deren Begründer schon vor der Mitte des vorigen Jahrhunderts in das Land gekommen. Er war stolz auf seine deutsche Abstammung, und suchte Ehre darin, dem deutsch-pennsylvanischen Dialekt die verdiente Anerkennung zu verschaffen. Er schrieb denselben mit großer Reinheit in seinem „Friedensboten" — wobei er des Hochdeutschen in Sprache und Schrift jedoch ebenso mächtig war — und lieferte manch köstliches Feuilleton in deutsch-pennsylvanischer Mundart, von denen eine Anzahl gesammelt und in Buchform veröffentlicht werden sollte. Besonders trat er darin gegen Alle auf, welche die deutsch-pennsylvanische Sprache als ein Jargon hinstellen, oder sie in Wort und Schrift durch alle möglichen englischen Brocken, durch englisirtes Deutsch oder Deutsch-Englisch verhunzen. Er stellte den Satz auf, daß das Deutsch-Pennsylvanische, wie es sich aus dem Pfälzischen, mit Zusätzen aus dem Schwäbischen und Allemanischen gebildet hat, am reinsten und besten in und bei Allentown gesprochen werde, und bewies das glänzend durch seine Schreibweise, in welcher sich außerordentlich wenig englische Wörter und Wendungen finden.

„Sein Interesse an jedem Fortschritt und sein deutscher Sinn bewirkten, daß er zu den Begründern und besten Befürwortern des deutschen Preßvereins von Pennsylvanien gehörte, der sich besonders durch seine Propaganda für Einführung des deutschen Unterrichts in den öffentlichen Schulen Pennsylvaniens hervorgethan hat. — Die Deutschen von Pennsylvanien haben einen trefflichen Führer und Vorkämpfer verloren, und seine Bekannten einen treuen, ehrenhaften Freund, dessen Andenken von Allen in hohen Ehren gehalten zu werden verdient." — Soweit Dr. Kellner.

Auch mir, damals Redakteur des „Deutschen Pioniers", war Leisenring im Jahre 1876 persönlich bekannt geworden. Ich hatte ihn und habe ihn später öfters in Philadelphia getroffen, und bis kurz vor seinem Tode einen brieflichen Verkehr mit ihm gepflogen, woraus ich Gelegenheit hatte, zu beobachten, ein wie felsenfester Deutscher Leisenring in seinem ganzen Wesen geblieben war. Er folgte dem Wirken des „Pioniers" stets mit dem größten Interesse, und mancher von mir veröffentlichter Aufsatz über das Deutschthum dieses Landes ging in die Spalten des „Friedensboten" oder „Weltboten" über.

Als im vierten und fünften Jahrgang des damals von Karl Rümelin redigirten „Pioniers" die von Rümelin in schwäbisch-englischem Kauder-

wälsch verfaßten „Briefe vum alten Kunrad" erschienen, ärgerte sich Leisenring nicht wenig über die Verballhornisirung des Pennsylvanisch-Deutschen, wofür die genannten Briefe gelten sollten. In einem Artikel im „Friedensboten" (1873) schrieb Leisenring unter dem Titel: „Pennsylvanisch-Deutsch" eine treffliche Vertheidigung dieses Dialekts. Der Artikel war als Brief an den „Deutschen Pionier" zu Cincinnati gerichtet, und die Verfälscher werden darin als „Fratzhänselcher" bezeichnet, „wo unsere Sproch mit englische Worte verhunze." Der Brief verfehlte damals seine Adresse (Rümelin und Karl Knortz — letzterer, so wurde behauptet, habe ihn unterdrückt), aber er ist heute noch so gut am Platze, wie damals. — Die kernig-derben Ausdrücke, die Leisenring darin anwendet, gehören dem Volkston der Pennsylvanier an:

Pennsylvanisch-Deutsch.

Brief an „Der Deutsch Pionier."

In dei'm Büchel wo allenebot gedruckt wird und wo ich alsemol zu lese krieg, unnernemmt sich 'n Kerl von Ohio, pennsylvanisch deutsche Briefe zu schreiwe, for dene hochgelernte deutsche Leser zu weise, wie mir do in Pennsylvanv schwätze. Wann seller Kerl von Pennsylvany kommt, dann hot er sein Vater- un Muttersproch ziemlich sauwer vergesse, oder hot sein Lebdag nicks davon verstanne, vor sein Pennsylvanisch-Deutsch is so wenig recht, as wann's Schwowwe-Deutsch wär: un er macht's grad wie schier all die Annere, die unsere Sproch schreiwe wolle — er verhunzt sie, daß 'n Schand is. Do in Ost-Pennsylvany sin m'r eppes stolz uf unser Sproch un glawe, daß sie schöner, weecher un herzlicher is, wie's ganz Hochdeutsch, sonst hätte m'r sie net so lang behalte und so gut druf achtgewe, wie m'r hen, un for des macht's uns bös, wann sie, noch abärtig im Druck, so arg verbuckert wird. Unser Sproch hen m'r bewahrt for unser Familiesproch bot hunnert und fuffzig Johr, un sie in hoche Ehre g'halte zum Andenke an unsere Vorväter, die von der Palz und annere deutsche Länner rüwer komme sind, do g'settelt, do gelebt und geliebt und ferchterliche Strapatze ausg'stanne hen. Es is wohl derwerth, daß m'r ihr Andenke heilig halte, weil sie mit unaussprechliche Mühseligkeite, in Noth und Elend und Armuth des ganz östlich von Pennsylvany zu prächtige Bauereie gemacht und uns zur Erbschaft hinnerlasse hen. For des wolle m'r unser Sproch net verdorwe, net drüwer g'spott und net zum G'spaß- und Zerrbild gemacht hawe, wie sich's etliche so Rotzlöffel von Schulmeister und Zeidungsschreiwer, die selwer nicks wisse, unnernomme hen.*)

Sellemols in de Johre 1726 bis '40 rum, wo unsere Alte des Land in dem Theil vom Staat ufgenumme hen, hot's noch net so viel von dene Fratzhänselcher g'hat, wo unser Sproch mit englische Worte verhunze, die sie selwer net verstehne, wie heutzudag; sellemols hot keen junger Kerl der Name von seine Eltere verleegelt un uf so'n Art g'schriewe, daß m'r meene sollt, er dhät von Englische oder Eirische abstamme, statt von Deutsche — es müßt sich dann zugetrage hawe, daß so'me Kerl sein Vater oder Großva-

*) Gegen Karl Knortz' Aufsatz: „Deutsch-Pennsylvanisch", im 5. Jahrgang des „Pioniers", S. 60, ff., ist diese Stelle besonders gemünzt.

ter 'n Gaul g'stohle oder Epper gemordt hätte und g'hängt worre wär, daß er sich mit sei'm Name hot schäme müsse un deswege 'n veränneert hot. Und do möcht ich euch froge, ihr Leut, wo die Name von ihre Voreltern verleegelt hen, for was dhut ihr das? Hen euer Vorväter Schof g'stohle, falsch Geld ausgewe, Mord begange, oder so eppes, daß ihr euch schämen müßt mit ihre Name? Oder is es 'n größer Ehr, von Eirische oder Englische abzustamme, as von Deutsche? — Sellemols hen die Leut in dere Gegend noch all deutsch zu 'nanner g'schwätzt — der Parrer, der Schulmeister, die Kinner, und der Dadi und die Mammi. Und die Mäd und Weiwer wo zu sellere Zeit von de Insche gemordet oder g'stohle und in die weit Wildniß g'numme worre sin, sin in dere Sproch beklagt und bedrauert worre; selle viele Dhausend wo begrawe sin uf dene viele alte Kirchhöf im östliche Pennsylvany — 'n Dheel schun hunnert und verzig Johr — war'n alle Blut von unserm Blut, getreue sorgsame Vorfahre, Eltere, G'schwister und Bekannte. Niemand braucht sich zu schäme, ihre Name zu trage, und er hot net nothwendig sein Name anners zu buchstabire, so daß m'r net wees, wo er herkommt. Selle Alte verdiene, daß m'r ihr Andenke bewahre, und wann m'r des in Worte bringt, is es Pennsylvanisch-Deutsch. Doher, und weil m'r Vater und Mutter, Großvater und Großmutter, die so viel for uns erschafft und so viel gelitte hen, aach noch im Tode zu ehre wolle, estimire m'r unser Sproch so hoch und sin pennsylvanisch-deutsch gebliewe bis uf der heutig Dag — weil's Ihr Sproch war.

Ich hätt wohl noch manches üwer die Sach zu bemerke, awer das Ding wird m'r zu lang. Awer selle Mannsleut und Weibsleut, wo so gerne üwer Pennsylvanisch-Deutsch und unser Volk schreiwe — sogar Bücher schreiwe, möcht ich herzlich bitte, statt so ferchterlich üwer uns zu lüge, liewer die Finger ganz darvon zu losse. Was ihr schreibt und druckt, sin juscht Ausnahme und beileiwe keen korrekt Bild vom Charakter der Pennsylvanisch-Deutsche. Euer G'schreib is 'n elendig Zerrbild, ihr treiwe Narrheite und Spott mit uns und unsere Wege, und dhäte gleiche die Welt weiß zu mache, Ost-Pennsylvany wär mit lauter Narre ufgebaut. 'S net wohr, daß der Pennsylvanier 'n Vertel so viel Englisch in seiner Sproch schwätzt, wie ihr schreibt, und er braucht a net so viel närrische Worte, wie ihr ihm beilegt. Unsere Zeidunge, unser Gottesdienst, Lieder, Bibel und Gebetbücher sin hochdeutsch, wie annere, und do könne die Leser vom „Pionier" und annere Schrifte sich an de Finger abzähle, daß sie ang'führt sin. Ich hätt vielleicht des netemol g'schriwe, wann ich net dene Kerls, wo uns alsfort durch 'n falsche Brill angucke, hätt 'n Muster gewe wolle, was werklich Pennsylvanisch-Deutsch heeßt.

Dene Leser, die hochdeutsch lese könne, awer nicks vom Pennsylvanisch-Deutsche wisse, möcht ich die Anmerkung mache, daß all die Worte, die mit en ende, mit 'me ganz kurz abgebrochne e ausg'sproche werre. ſt wird schier in alle Fälle sch ausg'sproche. Die Worte awer die mit an anfange, und die Worte mein, sein, dein, undgl., davor hen m'r im Hochdeutsche keen Aussproch; im Französische en is es ganz nächst gedroffe. Mein (der Buchstabe n kurz abgebroche durch die Nas). Mei(n) liewes Kind; Sel is'm Paul sei(n) brauner Gaul; Dei(n) wüschter Hund hot mei(n) Schof verrisse, u. s. w. So denk ich werre sie's alle lese könne.

Noch Eens. Viele Worte aus'm Englische hen sich in unserer Sproch festgesetzt, und die müsse m'r beibehalte, wie Constitution, Court, Store, Turnpike, Semly (Assembly), County, Township, und noch viele annere.

N' alter Pennsylvanier.



Pastor Samuel Kistler Brobst.
Ein Vorkämpfer deutschen Wesens in Amerika.



Aus dem "Deutschen Pionier" Jahrgang 9.





Am 23. Dezember 1876 starb zu Allentown, Pennsylvanien, einer der eifrigsten und treuesten Deutsch-Amerikaner des Landes, der Ehrwürdige Samuel K. Brobst, dessen Streben für das Deutschthum und Erhaltung der deutschen Sprache und Geschichte, sowie des deutschen Wesens und Gemüths in Pennsylvanien, ihm die höchsten Verdienste erworben hat. Aus einer Mittheilung des auch seitdem verstorbenen Professors Dr. Oswald Seidensticker (1876) mag hier das Lebensbild Brobst's kurz dargestellt werden.

„Der verstorbene Pastor Brobst", schreibt Seidensticker, „dieser um die Pflege der deutschen Sprache und der deutschen Bildung so verdiente Amerikaner, hat Aufzeichnungen über sein Leben während seiner letzten Krankheit niedergeschrieben, die mir von befreundeter Hand zugestellt wurden. Es schien nahe zu liegen, dieselben in der Form wie sie von ihm verfaßt sind, der Oeffentlichkeit zu übergeben. Aber es würde ihm dadurch kaum Gerechtigkeit geschehen. Denn so schlicht und bescheiden wie sein persönliches Auftreten war, so zurückhaltend in Betreff seiner eigenen Leistungen sind jene Mittheilungen. Man lernt nicht daraus, was der Mann war, was er erstrebt und erreichte. Er sollte zu seinem Biographen einen Dichter haben, der seinem sinnigen Wesen, seiner einfachen Anmuth, seinem unverdrossenen Willen den richtigen Farbenton zu leihen und das Idyll seines Lebens in seiner tieferen Bedeutung darzustellen wüßte. Er war ein Mensch, an dem ein Jean Paul hätte Studien machen können. Was bedeuten da am Ende die bloßen Fäden, woran sich diese werthvolle Existenz knüpfte?

„Ein Freund, der ihn lange und genau gekannt hat, sagt von ihm: „Es ist nicht zu leugnen, daß wenige Leute in der Kirche so wohl bekannt waren, wie Pastor Brobst, noch weniger genossen einer allgemeineren und herzlicheren Liebe. Man konnte nicht anders, als sich freuen, wenn man ihm begegnete. Es war ihm eine natürliche Anmuth und Freundlichkeit des Wesens verliehen, das ihm die Herzen gewinnen mußte. Es war an ihm eine gewisse Natürlichkeit, etwas Ungesuchtes, Ungekünsteltes und das schloß ihm die Herzen auf. Das war mit einer praktischen Verständigkeit gepaart, welche seiner Stimme überall Gewicht verlieh. Das Hervorragendste aber war an ihm die Fähigkeit des Wollens, nicht ein sinnloser Eigenwille, sondern die Ausdauer, die Energie mit der er trotz aller Schwierigkeiten verfolgte, was ihm nöthig erschien." Weiterhin heißt es in dem Aufsatz: „Er hat mehr als irgend ein Anderer dafür gesorgt, gute Schulanstalten zu fördern, gutes Lehrmaterial unter den Leuten einzuführen, den allgemeinen

Bildungsstand zu heben, die besten Kräfte zur Mithülfe zu gewinnen. Das Mühlenberg-Collegium verdankt hauptsächlich seiner Thätigkeit die Existenz. — Die Deutschen Pennsylvaniens hatten nie einen besseren Fürsprecher als den an ihnen und unter ihnen stets „vorwärts" treibenden Pastor Brobst."

„Ganz merkwürdig war sein rastloses immer auf einen bewußten Zweck gerichtetes Wirken. Es ist fast unglaublich, wie viel er bei seinem schwächlichen Körperbau zu Wege brachte, und wie er es verstand, mit seinem geistigen Pfunde zu wuchern. Wie weit sind so Viele, die ihm geistig überlegen waren, hinter ihm zurück geblieben! Ist es ein Verdienst in der Mechanik die erzeugte Kraft bestmöglichst auszunutzen, so ist es kein minderer in der sittlichen und geistigen Lebensführung.

„Ueber die persönlichen Verhältnisse des Pastors Brobst geben die oben erwähnten autobiographischen Notizen folgende Aufschlüsse:

„Seine Vorfahren kamen gegen Ende des 17ten oder zu Anfang des 18ten Jahrhunderts nach Pennsylvanien. Herr Samuel Kistler Brobst, in der sechsten Generation Amerikaner, wurde den 16. November 1822 in Berks Co. geboren und erhielt in der Schule der Jerusalem-Kirche seinen ersten deutschen Unterricht. Eine englische Schule besuchte er des Winters. Er verlor seinen Vater, dessen er mit inniger Liebe gedenkt, im 14. Jahre; seine betagte Mutter, geborene Kistler, überlebt ihn. Ihre Liebe, Selbstaufopferung und Frömmigkeit widmet der Sohn Worte der wärmsten Bewunderung. Nach seiner Konfirmation im Jahre 1837 begab er sich nach Washington, Pa., um bei seinem Onkel das Blech- und Kupferschmiedhandwerk zu erlernen; bereits im nächsten Jahre übernahm er ein in Canonsburg befindliches Zweiggeschäft. Die Bekanntschaft mit dem Präsidenten des Jefferson Kollege in Cannonsburg und mit Andern, die daselbst ihren Studien oblagen, regte in ihm das lebhafte Verlangen an, sein eigenes Leben einem höheren Ziele zu weihen. Nach Washington zurückgekehrt machte er fleißigen Gebrauch von der Büchersammlung der Mechanics' Library, wurde im Winter von 1840 — 1841 sehr krank und entschloß sich während seiner langsamen Genesung, einen andern, seinen Neigungen mehr entsprechenden Lebensberuf zu wählen. Zunächst gedachte er, sich zum Lehrer auszubilden und besuchte zu diesem Behufe die Allentown Akademie. Im Winter von 1841 — 1842 hielt er die Schule im Kistlerthale in der Nachbarschaft der elterlichen Wohnung, und richtete auch eine Sonntagsschule ein, was damals in jener Gegend etwas Neues war. Dann fing er an, sich die Vorkenntnisse für das Studium der Theologie anzueignen und trat 1844 in das theologische Seminar zu Mercersburg, wo namentlich die Vorträge des Dr. Schaff sehr anregend auf ihn wirkten. Hauptsächlich durch äußere Verhältnisse veranlaßt, besuchte er später das Washington Kollege zu Washington in Pennsylvanien, wo er unter Andern

den jetzt so berühmt gewordenen Politiker James G. Blaine als Mitschüler traf. Einen Antrag, die Lehrerstelle des Deutschen am Washington Kollege zu übernehmen, lehnte er ab. Im Jahre 1847 bestand er die vorgeschriebene Prüfung vor der Synode von Pennsylvanien, und wurde drei Jahre später ordinirt. Mehrere Jahre lang war er bei verschiedenen Gemeinden Pfarrer, mußte aber wegen eines Halsleidens das Predigen als regelmäßige Beschäftigung aufgeben und widmete sich vorzugsweise schriftlichen Arbeiten. Nichts destoweniger half er, so wie seine Gesundheit es erlaubte, seinen Amtsbrüdern oft und bereitwillig. In den letzten acht Jahren seines Lebens stand er einer neuen deutschen Gemeinde in Allentown, der St. Peters Gemeinde, als Seelsorger und Prediger vor.

„Bald nach seiner Ankunft in Allentown gründete er den „Jugendfreund“, die erste deutsche Jugend- und Schulzeitung in diesem Lande. Es war damals ein gewagtes Unternehmen, aber mit treuer Arbeit und richtigem Takt brach Pastor Brobst dem Blatte Bahn und es hat jetzt Leser in allen amerikanischen Staaten, wo das Deutsche geredet wird. Seit 1852 gab er unter der Autorität der Synode aber auf eigenes Risiko den lutherischen Kalender heraus. Dann folgte ein Missionsblatt und endlich die Lutherische Zeitschrift, die bereits den 20sten Jahrgang erreicht hat. Dem ursprünglichen Plane zufolge sollte es ein Familienblatt sein, aber auch kirchliche und Schulangelegenheiten haben darin Besprechung gefunden und die besten Kräfte unter den lutherischen Geistlichen daran mitgewirkt.

„Es ist vorzüglich dem verständigen und beharrlichen Eifer des Herrn Brobst zu verdanken, daß das Mühlenberg-Kollege in Allentown ins Leben getreten ist. Man geht damit um, zum ehrenden Andenken an ihn dort eine deutsche Professur zu stiften. Herr Brobst verheirathete sich den 17. Nov. 1853 mit Fräulein Mary Elisabeth Ritter. Er hinterläßt einen Sohn und eine Tochter. Wie bereits in einem längeren Nekrolog des Pioniers hervorgehoben ist, wirkte Herr Brobst mit seinem ganzen Einflusse darauf hin, der deutschen Sprache in den Volksschulen Pennsylvaniens Boden zu gewinnen und so die gähnende Kluft zwischen dem gesprochenen Volksdialekt und dem unendlich reichen Bildungsmaterial der deutschen Litteratur zu überbrücken. Er hat einen guten und erfolgreichen Anfang gemacht; wird er wohl einen Nachfolger finden?“

Soweit Dr. Seidensticker, der mit Pastor Brobst näher bekannt und befreundet war. Aber auch er hat damit nur ein dürftiges Gerippe geliefert, das zur Belebung des geistigen Wesens und Wirkens des Mannes noch viel mehr nöthig hätte, um ihn ganz fassen zu können. Obwohl ich Pastor Brobst bei Gelegenheit der Versammlung des „Deutschen Preßvereins von Pennsylvanien“, am 13. Januar 1876 in Philadelphia persönlich kennen gelernt und sein bescheidenes und dabei doch so einflußreiches Wesen beobachtet hatte, so fühle ich mich doch nicht hinreichend vertraut

mit dem Gegenstand selber und dem Wirken desselben, um eine karakteristische Darstellung von Probst's Leben zu unternehmen. Nur ein einziger Jahrgang seiner „Lutherischen Zeitschrift“, die nach seinem Tode mit einem andern Journal verschmolzen, in „Herold und Zeitschrift“ umgeändert wurde, und woraus ich manchen edlen Zug des Mannes entnahm, konnte bloß ein Zerrbild liefern, und so mußte ich davon Abstand nehmen. Zur Vervollständigung der Mittheilung Seidensticker's mögen hier einige Stellen aus dem von **Dr. G. Kellner** verfaßten Nekrolog Probst's diesen Aufsatz beschließen:

„Aus dem Haus braver Eltern brachte S. K. Probst, als er, ein talentvoller Jüngling, sich dem Studium der Theologie zu Allentown widmete, die größte Vorliebe für die gründliche Erfassung der deutschen Sprache mit; hierbei wurde er durch einen höchst verdienstvollen Mann, den Rev. Keßler zu Allentown, auf das Beste gefördert. Derselbe war ein ebenso bescheidener wie hochgebildeter Mann, der in seiner Wirksamkeit als deutscher Sprachlehrer hunderte von jungen Deutsch-Pennsylvaniern mit Liebe zu ihrer angestammten Sprache erfüllte, dessen seine zahlreichen Schüler, und namentlich S. K. Probst, stets mit der höchsten Verehrung gedachten.

„Diese Vorliebe für die deutsche Sprache, und der lebhafte Wunsch, zu deren Erhaltung und Pflege besonders in den deutsch-pennsylvanischen Kreisen beizutragen, bestimmten S. K. Probst, mit seinem lutherischen Prediger-Amt zugleich die Herausgabe und Redaktion deutscher Blätter zu vereinen. Schon 1847 begründete er die erste deutsche Jugendschrift in den Vereinigten Staaten, den „Jugendfreund“, und später die jetzt weit verbreitete „Lutherische Zeitschrift“, und endlich eine wissenschaftliche lutherische Monatsschrift, die jedoch bald wieder einging. Neben der religiösen Tendenz dieser Blätter, waren dieselben ganz besonders der Agitation für die Pflege der deutschen Sprache gewidmet. In der Kirche, in der Schule, im Haus, bei Predigern und Laien, bei Lehrern und Schülern suchte der treffliche Mann durch sein Wort die Liebe zu deutschem Wesen und deutscher Sprache zum regsten Leben zu entfachen.

„Sehr bald verband er mit der journalistischen Thätigkeit für diese seine Lieblings-Idee zugleich die Agitation durch die That. Er gehört zu den Gründern des lutherischen „Mühlenberg-Kollege“ zu Allentown, worin die Pflege der deutschen Sprache, wofür er manchen harten und oft mit Undank belohnten Kampf zu bestehen hatte, hauptsächlich s e i n e n rastlosen Bemühungen zu verdanken ist. Diese Thätigkeit ist wichtiger, wie man vielleicht auf den ersten Blick glauben mag. Sie garantirte den deutschen lutherischen Gemeinden Pennsylvaniens deutsche Prediger, ein Bestreben, worin Probst bei dem Vorstand dieser Anstalt, welche den Namen von dessen berühmten deutschem Vorfahren trägt, weniger Unterstützung fand, wie man hätte erwarten sollen. Eine weitere Thätigkeit entwickelte der uner-

müdliche Mann für die Heranbildung von Volks-Schullehrern, die des Deutschen und Englischen gleich mächtig waren, und als Mitglied der Erziehungsbehörde von Allentown, wo durch sein Bemühen hauptsächlich in den öffentlichen Schulen der Unterricht des Deutschen eingeführt und mit dem größten Erfolg betrieben wurde.

„Die Errichtung des großen Schullehrer-Seminars, der Keystone Normalschule zu Kutztown, Berks County, Pa., für die alten deutschen Mittel-Counties im Staat, verdankt man zum großen Theil den Bemühungen von Brobst, der alsdann einer ihrer einflußreichsten Direktoren wurde. An die Spitze derselben wurden deutsch-amerikanische Prinzipale gestellt, zuerst Rev. Ermentrout, dann Rev. Horn, unter deren eifrigen Bemühungen das Studium des Deutschen bei den Seminaristen die erfreulichsten Fortschritte machte. Mehr als einmal führte Rev. S. K. Brobst die Mitglieder des deutschen Preß-Vereins zur Abhaltung ihrer Wander-Versammlungen nach dieser seiner Lieblings-Schöpfung, um ihnen mit freudiger Genugthuung deren Gedeihen zu zeigen.

„Der Verein der deutschen Presse von Pennsylvanien endlich war es, in dem, als Mitbegründer, reges Mitglied und Präsident, von dessen Stiftung vor 13 Jahren an, bis auf den heutigen Tag, Brobst eine ebenso mannichfaltige wie rastlose Thätigkeit entwickelte. Der Verein war zuerst eine Geschäfts-Angelegenheit, aber sehr bald prägte ihm Brobst den Stempel seines Strebens und Ringens auf, wobei ihm verwandte Geister freudig und aufopfernd zur Seite traten. Die Vereinigung strebsamer Freunde des Deutschthums aus Stadt und Land und eine Annäherung des alten deutsch-pennsylvanischen Elements und der jüngeren deutschen Einwanderung war das Hauptziel, das er diesem Verein gesetzt hat, und wofür er durch Wort und Schrift zu arbeiten suchte. Der Einführung des deutschen Unterrichts in den öffentlichen Schulen widmete der Verein besondere Thätigkeit, und Präsident Brobst ging Allen voran mit seinen Bemühungen wirkend, nicht allein in Allentown, sondern im ganzen Staat, bei der Legislatur, den Staats-Schulbehörden und den Lehrer-Konventionen. Es war sein Wunsch, den Verein zu einem deutsch-amerikanischen für das ganze Land erweitert zu sehen, wozu im Zentennial-Jahr ein Versuch gemacht werden sollte. Die spätere sich allgemein durchdrängende Einsicht, daß dieses lebhaft bewegte Jahr für eine ebenso schwierige wie wichtige Frage nicht die gehörige Ruhe und Muße gewährte, und eigene Kränklichkeit vereitelten ihm die Erfüllung dieses Wunsches.

„Was die umfassende kirchliche Thätigkeit auf der Kanzel, als Mitdirektor des lutherischen Prediger-Seminars zu Philadelphia und als eifriges Mitglied der lutherischen Synodal-Versammlungen betrifft, so muß deren Schilderung kirchlichen Blättern überlassen bleiben. Hier sei nur bemerkt, daß auch bei dieser seiner kirchlichen Berufsthätigkeit eine seiner

Hauptbestrebungen dahin ging, der deutschen Sprache ihr volles Recht und ihre gründliche Pflege zu sichern.

„Diese Skizze eines umfassenden, segensreichen Wirkens wird klar machen, daß das gesammte Deutschthum in den Vereinigten Staaten durch den Tod von Rev. S. K. Brobst einen schweren, beklagenswerthen Verlust erlitten hat. Ein seltener Mann ist zu seinen Vätern versammelt worden, ein Mann, der mit wahrhafter Freudigkeit die größte Milde, Duldung und Humanität, und mit reichem Wissen und anerkanntem Verdienst die größte Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit verband. Ein ächter braver, deutscher Karakter und eine makellose Seelengüte, gepaart mit festem, ruhigem Beharren, verliehen diesem Mann einen Einfluß auf seine Freunde und seine Umgebung, wie man denselben sonst nur als das Ergebniß stark ausgesprochener Entschiedenheit begegnet."





Dr. William Henry Egle.

Pennsylvanischer Geschichtschreiber.







Obgleich der Mann, dessen Lebensgeschichte hier mitgetheilt wird, eigentlich einer späteren Periode angehört, als die in diesem Band vertretenen Deutsch-Amerikaner, so hielt ich es doch für passend, ihn hier neben den andern in Amerika geborenen Geistespionieren unseres Elementes einzufügen, um dieselben als besondere Gruppe zusammenzuhalten. Es ist ein erfreulicher Zug in der Geschichte, daß der Kampf zwischen der Hegemonie des Angelsachsenthumes und der übrigen Elemente in der amerikanischen Nation auch einige kühne Wortführer der versuchsweise in den Schatten gedrängten Deutschen, Irländer und andern weniger anspruchsvollen Nationalitäten aufgestanden sind, die den hochmüthigen „John-Bullismus" unseres Volkes in die gebührenden Schranken zurückweisen. Noch erfreulicher ist es, daß es gerade die gebildetsten Männer des Landes sind, welche diesen Kampf, besonders für das Deutschthum, führten, wie z. B. Benj. Rush, Bancroft, Longfellow, Wm. Cullen Bryant, Charles Sumner &c. &c. Unter diesen aber interessiren uns doch die Männer am meisten, die, dem deutschen Stamm entsprossen, auf amerikanischem Boden auch den vaterländischen Geist, sein Wesen, Wirken und seine Geschichte hochzuhalten sich bemühten. Zu diesen gehört auch der Gegenstand dieser kurzen Abhandlung.

William Henry Egle wurde am 17. September 1830 in Harrisburg, Pa., geboren, wo sein Vater, Johannes Egle, das ehrsame Handwerk eines Hutmachers betrieb, das sein Großvater, Valentin Egle, schon im letzten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts in Harrisburg gegründet hatte. Die Vorfahren William Henry's stammten väterlicherseits aus dem Kanton Zürich in der Schweiz, von wo der erste Ahnherr der Familie im Jahre 1743 nach Amerika auswanderte und sich in Lancaster County, Pa., als Landwirth niederließ; großmütterlicherseits aus der Pfalz, von der Familie Thomas (Martin Thomas), der 1749 nach Amerika auswanderte und sich in Heidelberg im gleichen County niederließ. Egle's Großmutter war Martin's Enkelin, und ist deshalb besonders für uns wichtig, weil sie die eigentliche Erzieherin des jungen William Henry wurde, da dessen Vater bereits starb, als der Sohn erst vier Jahre alt war. Seine Mutter war Elisabeth von Treupel, welche 1841 gestorben ist.

So früh verwaist, war, wie bemerkt, seine Großmutter die Pflegerin des jungen William Henry. Ihr Mädchenname war Elisabeth Thomas und wurde sie 1772 im jetzigen Lebanon County geboren. Sie starb in Harrisburg 1867, über 95 Jahre alt. „Sie war in der That eine merk-

würdige Frau," schreibt ihr Enkel, „und was sie erlebt hat, waren Ereignisse, wie sie nur wenigen Menschen im Leben vorkommen. Sie hat noch die letzten Indianerstreifzüge in Pennsylvanien aus eigener Anschauung gesehen, den Unabhängigkeitskrieg, den Krieg gegen England (1812–1814), den mexikanischen Krieg (1846–'48) und den Bürgerkrieg (1861–'65) miterlebt, und an allen diesen waren von ihren Verwandten Theilnehmer. Ihr," fährt Dr. Egle fort, „verdanke ich viel, denn sie war mir mehr als Mutter, treu und aufopfernd für mich in meiner Verwaistheit, und ihr Andenken wird von mir geehrt, wie nur wenige Mütter in Ehren gehalten werden."

In seiner Jugend besuchte William Henry erst die öffentlichen Schulen, dann eine Privatschule und zwei Jahre lang das "Military Institute" in Harrisburg, wo er besonders die Klassiker und höhere Mathematik studirte. Da ihm die Mittel fehlten, um ein Kollege besuchen zu können, kam er frühzeitig zu einem Buch- und Zeitungsdrucker in die Lehre, und diente drei Jahre als Setzer und Korrektor in der Offizin des "Pennsylvania Telegraph", wo er hauptsächlich die Staatsdrucksachen unter seiner Aufsicht hatte. Im Jahre 1853 übernahm er die Redaktion des "Literary Companion", wofür er sich durch Artikel in verschiedenen Monatsschriften herangebildet hatte.

Das Unternehmen hatte jedoch keinen pekuniären Erfolg und der „Litterarische Gesellschafter Egle's verschwand nach sechs Monaten aus der Gesellschaft, die er litterarisch zu unterhalten versuchte. Dem Herausgeber waren eben, wie das bei jungen Unternehmungen so oft der Fall ist, die Mittel ausgegangen, um sich einen Schriftstellernamen zu erringen. Er trat jetzt zum Journalismus über und in die Redaktion der Harrisburger "Daily Times" ein; und begann zugleich unter Dr. C. C. Bombaugh (ein in's Englische travestirter „Baumbach") das Studium der Medizin (1854). Da die redaktionelle Stellung ihm nicht genügend freie Zeit für sein medizinisches Studium ließ, vertauschte er sie mit einer Schulmeisterstelle, gab diese aber im Herbst 1857 auf und ging nach Philadelphia, um an der Universität von Pennsylvanien seine medizinischen Studien zu vollenden. Er graduirte daselbst im Frühjahr 1859, und ließ sich dann als praktischer Arzt in seiner Vaterstadt Harrisburg nieder, wo er seitdem lebte.

Als nach den blutigen Schlachten des Bürgerkrieges (1862) in Virginien ein Mangel an Aerzten sich fühlbar machte, ward er vom Generaladjutanten von Pennsylvanien, Russel, aufgefordert, nach Washington zu gehen, um den Verwundeten und Kranken beizustehen. Er wurde dann als Hülfs-Arzt des 69. Pennsylvania Regiments ernannt, und im Sommer 1863 zum Arzt des 47. Regiments befördert, darauf vom Präsidenten Lincoln zum Arzt in der regulären Armee ernannt. Er diente dann als Oberstabsarzt in der Division des Generals Birney im Appomattox Feldzuge,

und wurde nach Beendigung desselben als Medizinal-Direktor des Jackson'schen Armeekorps nach Texas gesandt, wo er noch nach dem Friedensschluß in seinem Amte thätig blieb. Im Dezember 1865 resignirte er jedoch und nahm seine Praxis in Harrisburg wieder auf.

Die militärische Laufbahn Egle's, obwohl er noch später als Arzt der Pennsylvania Milizen thätig war, löschte seine Neigung zur Litteratur nicht aus. Besonders war es die Geschichtsforschung, die ihn fesselte. Schon vor 1870 begann er das Quellenstudium für eine Geschichte des Staates Pennsylvanien, welche im Jahre 1876 als umfangreicher Quartband im Druck erschien. Zur selben Zeit (etwa um 1871–'72,) wurden Dr. Egle und John Blair Linn von Gouverneur Hartranft zu Staatsarchivaren ernannt, um die handschriftlichen Dokumente, welche der frühere Archivar, Samuel Hazard, nicht in den umfangreichen "Pennsylvania Archives" und "Colonial Documents of Pennsylvania" (zusammen 29 Bände) veröffentlicht hatte, zu ordnen, zu registriren und dann zu publizieren.

Diese beiden Männer gaben nun von 1874 bis 1880 die "New Archives of Pennsylvania" in zwölf Bänden, groß Oktav, heraus (jeder Band durchschnittlich 800 Seiten stark). Da Hazard die deutschen Handschriften nicht hatte lesen können, so waren zahlreiche Lücken und Verstümmelungen zurückgeblieben, die von den beiden Herausgebern (beide waren mit der deutschen Sprache vollkommen vertraut) nachgeholt und ergänzt, bzw. verbessert wurden. Diesen Kolonial Dokumenten folgten die Archive des Unabhängigkeitskrieges, der Verhandlungen über die Annahme der Bundeskonstitution, die Akten der Whiskey-Insurrektion, ferner die Immigrations-, Heiraths-, Geburts- und Sterbe-Register des Staates, soweit sie sich in den Staats Akten befinden. Die Bände XI und XII liefern ein Namensregister aller Pennsylvanischen Truppen im Unabhängigkeitskrieg. Von den Offizieren sind mehr oder minder umfangreiche biographische Skizzen eingeflochten und von den Generälen die Bilder in Stahlstich produzirt. — Wenn man die tausende von Namen, mit kritischer Beobachtung zahlreicher Englisirungen, die leicht aus der Vermummung in ihre ursprüngliche Gestalt zurückübertragen werden können, durchgeht, so wird es uns klar, daß Pennsylvanien bereits im 18. Jahrhundert eine Bevölkerung mit vorwiegend deutschem Blut hatte.

Da die beiden Herausgeber von dem damaligen Staatssekretär, Matthew S. Quay (in der pennsylvanischen Politik stark verrufen), um ihren wohlverdienten Lohn betrogen wurden, indem er, ohne selbst thätig gewesen zu sein, den größten Theil des dafür von der Gesetzgebung von Penn'a ausgesetzten Geldes für sich reservirte, legten die beiden Herren ihre Stellen nieder, und Linn zog nach Bellefonte, Pa., wo er sich der juristischen Praxis widmete. Er hatte 1877 die „Annalen des Buffalo Thales" (Annals of the Buffalo Valley) veröffentlicht. In Bellefonte ist er vor etwa zehn

Jahren (1891 oder 1892) gestorben. — Egle lag nun seiner ärztlichen Praxis ob und veröffentlichte eine Geschichte von Dauphin und Lebanon Counties in englischer Sprache.

Schon von 1879 bis 1883 hatte Dr. Egle, seiner Neigung als Quellenforscher der Pennsylvanischen Geschichte folgend, eine Reihenfolge von Privatdokumenten aus alter und neuer Zeit wöchentlich im "Harrisburg Telegraph", unter dem Titel: "Notes and Queries, Historical and Genealogical", veröffentlicht, wovon er anfänglich Ausschnitte für seine Freunde (etwa ein Dutzend) aufbewahrte, und von 1880 an 50 Exemplare mit den Zeitungstypen in Separatabdrucken anfertigen ließ. Der liebenswürdige Freund hat mir zur Zeit des Erscheinens ein vollständiges Exemplar der Sammlung zugestellt. Die ganze Kollektion bildet einen dicken Quartband von 760 doppelspaltigen Seiten und ist eine bibliographische Seltenheit ersten Ranges. Natürlich ist die Sammlung nicht geordnet und ein Sachregister fehlt. Es ist eben eine Sammlung von Aufzeichnungen, Briefen &c., wie sie seit 150 Jahren in Privatfamilien und Kirchenbüchern sich vorfanden und behandelt alle Vorgänge von der frühesten Kolonialzeit an. In den Jahren 1884 – '85 gab er dann im regelmäßigen Buchdruck in zwei Bänden das "Historical Register" heraus, das im ähnlichen Geiste gehalten, doch größere und besser durchgearbeitete Aufsätze brachte. Diesen Werken sich anknüpfend folgte im Jahre 1886 der erste Band seiner "Pennsylvania Genealogies; Scotch-Irish and German", ein prachtvoll ausgestatteter Quartband von 720 Seiten, dem noch zwei weitere Bände folgten.

Als William Pattison Gouverneur von Pennsylvanien wurde, ernannte er Dr. Egle abermals zum Staatsarchivar, in welcher Eigenschaft dann noch eine zweite Serie der "New Archives of Pennsylvania" in 8 Bänden herausgegeben ward, wodurch die Archive bis etwa zum Jahr 1820 vervollständigt wurden. — Nach dem Tode des langjährigen Bibliothekars der Staatsbibliothek in Harrisburg, Pa., Heinrich Ehrenfried, ward Dr. Egle zum Nachfolger desselben ernannt, ein Amt, für das er so hervorragend sich eignete und welches er bis zu seinem am 18. Februar 1901 erfolgten Tode bekleidete.

Er war der Hauptanreger und langjährige Sekretär der „Dauphin County Historischen Gesellschaft" in Harrisburg, die ihre bedeutende Sammlung von Geschichtswerken, Journalen, Manuskripten &c. vorwiegend Dr. Egle's Sammelfleiß zu verdanken hat. Er pflegte mir mit Stolz ihre schöne Bibliothek zu zeigen und bei ihrer Benutzung mir behülflich zu sein. — Außer den oben angeführten umfangreichen Werken, hat Egle noch eine Reihe kleinerer Monographien, Festreden &c. auf das Deutschthum in Mittelpennsylvanien bezüglich, veröffentlicht, darunter besonders zu nennen, seine vom feurig-deutschen Geist beseelte Gedächtnißrede zum zweihundert-

jährigen Jubiläum der deutschen Einwanderung im Oktober 1883, bei Gelegenheit einer großen in Harrisburg veranstalteten Feier, gehalten.

Es ist hier am Platz zu bemerken, daß Egle ein lebhafter Freund und Vertheidiger der Deutschen und der Schottisch-Irischen, dahingegen ein Verächter, um nicht zu sagen ein Feind des englischen Elements der amerikanischen Nation war. Er hatte eine große Antipathie gegen das sogenannte Angelsachsenthum, das Yankeethum, ein Element, das ihm, wegen seines selbstüberhebenden und dabei hinterlistigen Wesens, wie er mir selber sagte, in der Seele zuwider sei. Man kann diese Animosität vielleicht daher deuten, daß ganz Mittelpennsylvanien von Deutschen, Schweizern, Schotten und Irländern besiedelt wurde, und daß diese ursprünglich viel von den englischen Landbaronen und deren habsüchtigen Praktiken zu leiden hatten.

Dr. Egle war Mitglied der "Historical Society" und der „Philosophischen Gesellschaft von Pennsylvanien"; und für das von ersterer Gesellschaft publizirte "Pennsylvania Magazine of History and Biography" hat er viele interessante Abhandlungen geschrieben. — Für seine Verdienste um die Sammlung der Geschichte im „Keystone Staate" ernannte ihn die Universität von Pennsylvanien zum Ehrendoktor der Philosophie.

Egle war, wie Rupp, ein Sammler, und dazu gehört gerade eine solche Ausdauer, wie sie diese beiden Männer offenbaren. Das ist indessen für unsere Verhältnisse immerhin das Wichtigste. Wenn erst die Bausteine zusammengetragen sind, werden sich später auch die geübten Meister finden, welche aus diesem Material die kunstvollen Säulen und Kapitäler, die zierlichen Karnieße und wohlgeordneten Tempel der Geschichte aufführen werden. Auch Egle hatte bei seinem Sammeleifer keine Zeit, auf die feine Gliederung und Ordnung des Stoffes groß Bedacht zu legen, wie z. B. Seidensticker dies in meisterlicher Vollendung gethan hat.

Ich wurde im Januar 1876 mit Dr. Egle und Herrn Linn persönlich bekannt und darf wohl hinzufügen, auch befreundet. Eine langjährige und ausgedehnte Korrespondenz wurde bis kurz vor seinem Tode unterhalten. Immer war Egle willig, mir über Alles, wonach ich ihn befragte, solche Auskunft zu geben, wie sie ihm zur Verfügung stand, oder wie er sie für mich auftreiben konnte. Er war die Liebenswürdigkeit selbst. Oefters habe ich ihn in Harrisburg besucht, wenn mich meine Wege über die Alleghanies und nach Mittelpennsylvanien führten. Und wenn Egle nach dem Westen kam, besuchte er mich in meiner vielbeschäftigten Werkstatt. Kurz, er war mir ein lieber und treuer Freund.

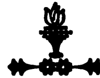
Natürlich habe ich die Freundschaft mit Freundschaft vergolten. Für seine "Notes and Queries" und das "Pennsylvania Register" lieferte ich ihm einige biographisch-historische Aufsätze über Pennsylvanier, die ich für seine Publikationen passend fand. Für die biographischen Aufsätze

im XI. und XII. Band der "Archives", über die deutschen und andere Offiziere unter den pennsylvanischen Kolonial-Truppen des Freiheitskrieges sandte ich ihm das nöthige Material, welches mir zur Verfügung stand: über General Baron von Wödtke (welcher bei Quebeck fiel); Oberstlieutnant Freiherr von Ottendorff; Major Bartholomäus van Heer (dem Kommandanten der deutschen Leibgarde Washingtons); Hauptmann David Ziegler; über Oberst Charles Armand; Oberst Pulasky und noch andere untergeordnete Offiziere der Pennsylvania Regimenter und sonstigen Truppenkörper.

Dahingegen verdanke ich Egle die Information über die deutsche Heldin des amerikanischen Unabhängigkeitskrieges, die unter dem Spitznamen "Moll Pitcher" berühmte Retterin der Schlacht von Monmouth, Maria Ludwig, welche auf dem Kirchhofe in Carlisle, Pa., begraben liegt und ein vom Staat Pennsylvanien gestiftetes Denkmal erhielt. Ferner den ganzen interessanten Stoff zu der Biographie von Gustav Sigismund Peters (S. 181 in diesem Band) und noch mancherlei Kunde über andere Deutsche in Pennsylvanien.

Egle war von kleiner Statur, mit einem intelligenten Kopf und hoher Stirn, schwarzem, wohlgepflegtem Vollbart und Haupthaar. Er hatte ein lebhaftes, leidenschaftlich bewegtes Temperament und dunkle Augen, die lebendig aufleuchteten, wenn über Geschichte gesprochen wurde. Dann war er in seinem Element. Er wurde nicht müde, über alles was Geschichtsforschung betraf, bis tief in die Nacht hinein zu plaudern. Das konzentrirte sich aber ganz auf Pennsylvanien und besonders Mittelpennsylvanien, wo er über alle Ereignisse, die sich hier zugetragen hatten, von der ersten Besiedlung des Susquehannathales, bis in die neueste Zeit, sattelfest unterrichtet war. Er ist in jeder Hinsicht, neben Rupp, der Historiograph dieses Theiles von Pennsylvanien. Die deutsch-amerikanische Geschichte verdankt seinem unermüdeten Sammelfleiß sehr viel, und mit dieser Würdigung habe ich versucht, dem verstorbenen Freund ein anerkennendes Denkmal in einer kleinen Lebensskizze desselben zu stiften.





Zwei deutsch-amerikanische Physiker.

Dr. Gerhard Troost und Lorenz Ibach.





Dr. Gerhard Troost.

Daß das Streben nach den Wissenschaften in den Vereinigten Staaten im Anfang des 19. Jahrhunderts, ja bis zur Mitte desselben, ein viel intensiveres war, als in der zweiten Hälfte, läßt sich leicht nachweisen. Das Haschen nach Reichthümern, einerlei wie sie erworben werden, ob durch redliche Thätigkeit und Fleiß oder durch Aussaugung der Volksmassen mittelst Verbindungen und sogenannten Trusts, welche durch Korrumpirung des Kongresses gebildet und genährt werden oder durch wilde Börsenspekulationen, ohne jegliche thätige Arbeit, hat den, zwar auch damals noch bescheidenen, idealen Geist vollends an die Wand gedrückt. Wohl redet man heute noch viel davon, aber die Worte reifen selten oder nie zur That.

Von vielen unserer Millionäre werden zwar große Lehranstalten in's Leben gerufen, Prachtgebäude dafür errichtet, Büchereien und Museen angesammelt, allein mit der Lehr- und Denkfreiheit ist es überall noch schlecht bestellt. Sobald ein Professor in politischer oder religiöser Weise von der Anschauung, vielmehr den habsüchtigen Interessen der Gründer dieser sogenannten Universitäten abweicht, flugs wird er entlassen. Und das soll dann eine wissenschaftliche Lehranstalt sein! — Freilich sind nicht alle gelehrte Institute des Landes derartige Brutstätten geistiger Verkrüppelung, aber doch manche fallen unter die oben geschilderte Klasse. Wie an solchen Schulen z. B. Philosophie, Nationalökonomie, und besonders Naturwissenschaften gelehrt werden, kann man sich leicht denken. Da war es doch in der alten Zeit besser, wie uns die nachfolgende Lebensskizze überzeugen dürfte.

Im Jahre 1810 landete in Philadelphia ein auf niederländischen und deutschen Hochschulen wissenschaftlich gebildeter Mann, Dr. Gerhard Troost. Derselbe war am 15. März 1776 zu Herzogenbusch (Bois le Duc) in Holland geboren, studirte in seinem Vaterlande Medizin und Chemie an der Universität Leyden, woselbst er auch sein medizinisches Examen machte. Seiner Neigung folgend ging er darauf nach Köln, wo er sich in der Chemie vervollkommnete und Physik studirte und glänzend promovirte. Der Trieb nach den Naturwissenschaften führte ihn darauf an die Bergbauschule zu Freiberg in Sachsen, die damals durch den berühmten Albrecht Gottlob Werner besonders in Mineralogie und Metallurgie an der Spitze aller Lehranstalten Europas stand. Außer dem Hören der Werner'schen Vorlesungen übte sich Troost hier in der praktischen Chemie und Krystallographie; auch machte er jetzt besondere Studien in der Geologie.

Werner war der bedeutendste Geologe um die Wende des 18. in das 19. Jahrhundert, der zuerst die Lehre von der Entwickelungsgeschichte der Erdrinde (Geognosie) aufstellte. „Er war der Erste", sagt Cuvier, „welcher die Theorie der Erdformation zum Rang einer positiven Wissenschaft erhob." Durch einen solchen Lehrer begeistert, wurde Troost immer mehr angefeuert, sich in dieser Wissenschaft noch weiter zu vervollkommnen.

Nachdem er so seine Studien vollendet hatte, ließ er sich im Jahre 1804 in Amsterdam und ein Jahr später im Haag als praktischer Arzt nieder, machte bald darauf die Feldzüge mit und schwang sich zum hohen Rang im medizinischen Department des holländischen Heeres empor. Von König Louis Bonaparte 1807 nach Paris gesandt, um daselbst am "Institute Imperiale de France" seine wissenschaftlichen Studien fortzusetzen, wurde er auch mit Alexander von Humboldt bekannt, unter dessen Anleitung er die „Ansichten der Natur" dieses Heros der Naturgeschichte in die holländische Sprache übersetzte, die 1809 zu Paris gedruckt wurden. Troost beabsichtigte dann, eine Forschungsreise nach Ostindien zu machen, allein das Schiff, auf dem er sich bereits befand, wurde durch einen französischen Kreuzer abgefangen und nach Brest gebracht, wo unser Forscher auf kurze Zeit in gezwungener Unthätigkeit bleiben mußte. Er änderte nun seinen Plan und segelte 1810 auf einem amerikanischen Schiff nach den Verein. Staaten, wo er, wie bereits angegeben, im selben Jahre in Philadelphia landete.

Hier machte Troost die Bekanntschaft von mehren amerikanischen Männern, die sich für Naturwissenschaften interessirten, darunter den Reisenden William Bartram (Bertram ?); den durch seine späteren Reisen und Schriften: "American Entomology" und "Conchology", hochberühmten Deutsch-Amerikaner Thomas Say; mit den Herren Speckmann (Speakman), Gilliams, Camillus Man, Nikolaus Parmentier u. A. Diese Herren besprachen sich über die Wichtigkeit einer naturgeschichtlichen Lehranstalt für Philadelphia, und in einer Versammlung, welche am 25. Januar 1812 in Speckmann's Hause abgehalten wurde, reiften diese Besprechungen bereits soweit, daß am 21. März desselben Jahres die Vervollkommnung des Planes mit der Gründung der „Akademie der Naturhistorischen Wissenschaften von Philadelphia" (Academy of Natural Sciences of Philadelphia) verwirklicht werden konnte. Troost wurde zum Präsidenten und Professor der Akademie und Say zum Verwalter (Curator) des Museums gewählt.

Fünf Jahre lang bekleidete Troost die Präsidentschaft und das Lehramt an der Akademie, worauf er zurücktrat und 1817 ein chemisches Laboratorium in Philadelphia gründete, das er bis 1821 auf eigene Rechnung betrieb, in welchem Jahre er die Stelle eines „ersten Professors der Chemie" an dem „Pharmaceutischen Kollege" zu Philadelphia übernahm, ein Amt,

das er jedoch nicht lange bekleidete, worauf er die Professur der Mineralogie am Philadelphiaer Museum übernahm.

Im Jahre 1825 gingen Troost, Say, Maclure und Owen nach New Harmony in Indiana, wo sie die Rapp'schen Ländereien kauften und eine sozialistische Kommunität begründen wollten, die später in die Hände Owens allein überging. Das war nun ein Leben im zum großen Theil noch wilden Westen, in einer Gegend, die Rapp als durchaus ungesund betrachtet hatte, weshalb er das Land der Kolonie an Owen und seine Genossen verkaufte, worauf Rapp wieder nach Pennsylvanien zurückkehrte und dort, in Beaver County, Economy gründete. Ueber diesen Zustand in New Harmony entstand bald Mißvergnügen unter den Ansiedlern. Was war auch in dieser Niederung am Wabashflusse für unserem Geologen zu erforschen? Marschen und Wiesen stimmten nicht zu seinen geognostischen Studien und von den paläontologischen Funden im Ohiothale, wovon im Osten seiner Zeit viel gefabelt wurde, war hier nichts zu sehen. Die unbedeutenden geologischen und mineralogischen Ausbeuten des Wabashthales hat sein Freund Maclure in den „Verhandlungen der philosophischen Gesellschaft von Pennsylvanien" veröffentlicht. Von der in New Harmony projektirten Hochschule für Naturgeschichte wurde natürlich nichts. Auch erkrankte Troost hier am Fieber, und so wandte er sich dann im Jahre 1827 nach Nashville, Tennessee, wo er sich bald wieder von dem Schüttelfieber erholte.

Hier bot sich nun für Troost's Thätigkeit ein Feld nach seinem Herzen. Im Jahre 1823 war von der Gesetzgebung von Tennessee der Freibrief für die Universität zu Nashville ertheilt worden. Dieselbe war gut fundirt und unter das Rektorat von Dr. Philipp Lindsley gestellt, eines auf europäischen Hochschulen wissenschaftlich gebildeten Gelehrten, der Troost von Philadelphia her kannte. Auf Lindsleys Empfehlung wurde nun Troost die Professur der Geologie und Mineralogie übertragen, und durch Gesetz die Stelle des Staatsgeologen damit verbunden, ein Amt, dem Troost achtzehn Jahre lang, bis zu seinem, am 14. August 1850 erfolgten Tode vorstand.

Troost schrieb während dieser Zeit die Berichte über die Geologie des Staates Tennessee, welche in den "Transactions of the American Geological Society" zu Philadelphia veröffentlicht wurden. Eine vom Verfasser gemachte Uebersetzung in das Französische wurde von der geologischen Gesellschaft in Paris publizirt. Seine geologischen und mineralogischen Sammlungen, sowie sein paläontologisches Kabinet sollen die größten und schönsten in den Vereinigten Staaten gewesen sein. Leider wurden sie während des Bürgerkrieges (1862–1863) entweder geraubt oder frivol vernichtet.

Troost war in seinem Verkehr in Philadelphia und Nashville ein vollgültiger Deutscher geworden, wozu ihn auch seine deutsche Erziehung in Köln und Freiberg gestempelt hatte. So war es besonders Troost, der die

erste Anregung zur Gründung der „Deutschen Gesellschaft" von Nashville gab (1841), deren Präsident er mehrere Jahre lang war. Auch für einen deutschen Leseverein wirkte Troost und schenkte zur Begründung der Bibliothek desselben eine beträchtliche Anzahl Bücher. Das geistige Leben der Deutschen Nashville's, welches unter seiner Führung zur höchsten Blüte gediehen war, sank nach seinem Tode allmählig zurück. Erst einige Jahre nach dem Bürgerkriege hat sich dasselbe durch eine neue Einwanderung wieder gehoben.

So dürfen wir Troost mit Recht als einen ächten Deutsch-Amerikaner betrachten, wie ja auch fast alle Niederländer, besonders in den großen Städten des Landes, sich im letzten Jahrhundert stets zu den Deutschen gehalten haben und deren Sprache annahmen. Nur die Nachkommen der alten Holländer aus den Zeiten vor dem Unabhängigkeitskrieg schlossen sich den Englischen an. — Einen Lebensumriß von Professor Gerhard Troost hat Dr. Lindsley geschrieben. Derselbe befindet sich im 3. Band von dessen gesammelte Schriften (Philadelphia 1870), doch beruht ein großer Theil des hier Mitgetheilten auf Nachrichten, welche ich von meinen in Nashville lebenden Verwandten erhielt.

Lorenz Ibach.

Der Hufschmied und Astronom.

Es gibt wohl nicht viele Hufschmiede, welche sich mit Astronomie beschäftigen. Aber in dem stillen Dörfchen Sheridan, Lebanon County, Pennsylvanien, lebte vor zwanzig, dreißig Jahren ein solcher, wahrscheinlich der einzige in den Vereinigten Staaten. Er schmiedete das Eisen, wenn es heiß war und wenn er genug mit Amboß und Hammer thätig gewesen, dann machte er astronomische Berechnungen und machte Kalender. Vormittags beschlug er Pferde und rüstig schwang er dann den Hammer und drehte geschickt die Zange, Nachmittags handhabte er die Logarithmentafeln und des Nachts maß er den Lauf der ewig wandelnden Sterne. Von seinen astronomischen Berechnungen allein konnte er nicht leben, weshalb er sich genöthigt sah, zu schmieden, bis ihm der Schweiß aus allen Poren drang. Als Dr. Egle im Jahre 1871 die Forschungen zu seiner Geschichte von Pennsylvanien machte, besuchte er diesen merkwürdigen Mann in seiner Werkstatt und wurde von ihm in sein Studirzimmer geführt.

„Es ist ein bemerkenswerther und seltsamer Kontrast", schreibt Egle, „weit weg in der pennsylvanischen Wildniß, scheinbar jenseits der Grenzen der Zivilisation, ein reichlich ausgestattetes Observatorium zu finden. An den Wänden hingen mancherlei Himmelskarten und in den Zimmerecken lagen Bücher aufgeschichtet. In der Mitte stand ein niederer, breiter Tisch; darauf eine brennende Lampe. Mehrere Globen standen im Zimmer, alle in der besten Ordnung und zwei Teleskope zeugten von den nächtlichen Arbeiten des Meisters. In seiner Bibliothek befand sich ein altes Werk über chinesische Astronomie, Beobachtungen enthaltend, die über 2500 Jahre zurückreichen. Außerdem besaß er die alten griechischen Physiker und Astronomen, die Aufzeichnungen von Thales und Meton in der Tiedemann'schen Schrift: „Griechenland's erste Philosophen, oder Leben und Systeme des Orpheus, Thales, Meton, Plato, Aristoteles 2c." Verschiedene Ausgaben des Ptolomäus fehlten nicht. Daneben ein Buch von Georg Purbach dem großen österreichischen Astronomen, geb. 1423, ein Werk von Regiomontanus (Johannes Müller von Königsberg), von dem das erste Astrolabium stammt und die ersten Ephemeriden. Er besaß ferner die Werke von Kopernikus, Tycho de Brahe, Johannes Keppler und anderen der älteren Physiker und Astronomen, sämmtlich in lateinischer Sprache, die zu lesen er sich

selber unterrichtet hatte und die er fleißig studirte. Auch war er mit Galileo, Huygens, Newton, Halley, Maupertius, Tobias Mayer, l'Isle, Lambert, Euler, Lichtenberg, Gauß, Mädler und vielen Neueren wohl versehen. An Karten und Instrumenten war kein Mangel." Egle gibt folgende kurze Lebensgeschichte von ihm:

Lorenz Ibach wurde im Jahre 1814 in Allentown, Pennsylvanien, geboren und war in jeder Hinsicht ein Autodidakt (a self-made man). Der deutschen, englischen, lateinischen, spanischen, französischen und italienischen Sprachen war er für seine Zwecke vollkommen mächtig. Alle hatte er sich durch Selbststudium angeeignet. Er versorgte (1872) dreizehn Almanache verschiedener New Yorker und Philadelphiaer Zeitungen mit astronomische Berechnungen. Seine Kalkulationen für die Jahre 1874 nnd '75 waren, als Egle ihn besuchte, bereits zwei Jahre fertig und mit den Berechnungen für 1876 war er zur Zeit (1871) beschäftigt.

Neben diesen vielfachen körperlichen und geistigen Arbeiten fand er noch Zeit genug, die Kinder seiner Nachbarschaft zu unterrichten, und am Abend las er seiner Familie Unterhaltungslektüre aus deutschen und englischen Büchern vor. Wenigstens zwei Stunden der Nachmitage saß er über seinen wissenschaftlichen Büchern. Auch korrespondirte er fleißig mit den hervorragendsten Astronomen und Mathematikern dieses Landes.

Ibach ging nur bis zu seinem 14. Jahr in die Schule. Da ihm zum höheren Studium die Mittel fehlten, trat er bei einem Huffschmied in die Lehre. In seinem zwölften Jahre begann er das Lesen über Astronomie, das ihn über Alles fesselte, und das er später an den Feierabenden fortsetzte. Ein Franzose, namens Mancard, war ihm dabei behülflich. In seinem dreißigsten Jahre erbte er eine Menge astronomischer und mathematischer Instrumente und Bücher, die er täglich auf's fleißigste benutzte.

Das Volk in der Umgegend seiner Schmiede nannte ihn nur mit dem Namen, der „Schtanna-Gucker" (Sternengucker). Er zeigte Dr. Egle bei dessen Besuch ein Manuskript, das er herauszugeben beabsichtigte (ob es erschienen, ist mir unbekannt) und wies mit Stolz auf einige Schmiedearbeiten, die er während des Tages verfertigt hatte. Als Egle diese Notizen über Ibach in seinem „Pennsylvania Register" veröffentlichte (1884), lebte er noch. Wie mir Egle später mittheilte, ist er im Jahre 1891, im Alter von 77 Jahren in seinem Lebanoner Dörfchen gestorben. Die New Yorker "Sun", deren jährliche Almanache er bearbeitete, brachte einen Nekrolog dieses höchst merkwürdigen Mannes, der unter den Autodidakten gewiß seines Gleichen sucht.



Ein Patriarch von hundert Jahren.

Heinrich Böhm,

der Begründer des deutschen Methodismus.



Aus dem "Deutschen Pionier." Jahrgang 8.





Noch sind keine zwei Jahrhunderte verflossen seit John Wesley und seine Genossen den ersten Grund brachen für den Aufbau einer Kirchengemeinschaft, deren Glieder heute nach Millionen zählen, und die über alle Theile der Erde verbreitet sind, die Methodisten. Es war im Jahre 1729 als einige Oxforder Studenten der Theologie sich zusammen schaarten, um durch die Pflege einer lebendigen Frömmigkeit, durch anhaltendes Schriftstudium, Beten, Fasten, fleißigen Gebrauch der kirchlichen Gnadenmittel und Werke der christlichen Barmherzigkeit sich gegenseitig zu ermuntern, auf daß ein neues Leben in die locker gewordene anglikanische Hochkirche wieder hineingehaucht werden möchte. Als Muster galt dem Urheber dieses Bundes, John Wesley, der deutsche Pietismus; und da die Mitglieder des Bundes nicht bloß ihre asketischen Verrichtungen übten, sondern solche auch mit Beredtsamkeit in Wort und Schrift vertheidigten, wobei sie einen methodisch geordneten Plan befolgten, so wurden sie von ihren Mitstudenten scherz- und spottweise Methodisten genannt, nach einer kurz zuvor in Europa von den Protestanten stark gefürchteten und verhaßten katholischen Schriftsteller-Genossenschaft,[1]) die ihre Polemik, womit sie den Protestantismus bekämpfte, nach bestimmte Methoden führte, um dadurch den Streit zu vereinfachen, abzukürzen und mit Glück für sich beenden zu können, und die deshalb spottweise auch Methodisten genannt wurden.

Die ersten Mitglieder dieses Oxforder Bundes waren die Brüder John und Charles Wesley, Mr. Morgan, Gemeindeglied der Christ-Church, und Mr. Kirkman, ein Professor am Merton Kollege, denen sich bald darauf Benjamin Ingham, James Hervey und der beredte George Whitefield zugesellten.[2]) Zu den geschlossenen Versammlungen, welche sie abhielten, wurden nach und nach mehrere Studenten hinzugezogen, so daß im Jahre 1735 ihre Zahl sich auf vierzehn belief. Sie waren bisher alle zähe Glieder der anglikanischen Hochkirche; nicht nur zäh in den Doktrinen derselben, sondern auch in ihrer Disziplin bis auf's Genaueste pünktlich.

Eine in Missionsangelegenheit nach Georgia in Nordamerika unternommene Reise der Brüder Wesley sollte jedoch eine radikale Aenderung bewirken. Nicht nur daß die Oxforder Verbindung, da die Seele derselben, John Wesley, fort war, sich auflöste, sondern auch in den dogmatischen Anschauungen Wesleys trat ein Wechsel ein, welcher schließlich zur offenen Trennung von der Hochkirche führte. Auf dem Schiff, welches die Brüder Wesley nach Amerika brachte, befand sich auch ein Transport der Salzburger

Lutheraner, sowie etliche deutsche Herrnhuter Familien, die in Begleitung des Bischofs David Nitschman nach Amerika auswanderten. Mit diesen Deutschen wurde Wesley[3]) bekannt. Ihre einfache fromme und dabei offene Lebensweise übte auf den Asketen, der in der englischen Hochkirche eine warme, ungeheuchelte Frömmigkeit einzuführen beabsichtigte — zwei Elemente, Angelsachsenthum und Heuchellosigkeit, so unverträglich wie Feuer und Wasser — einen mächtigen und nachhaltenden Eindruck. Er, der zum Bekehren der Wilden nach Amerika reiste, lernte von den schlichten Deutschen, daß er selber noch nicht bekehrt sei. Bei einem Sturm, der über das Schiff hereinbrach, fühlte er sich schwach und verzagt, so daß er in sein Tagebuch schrieb: „Es zeigt sich klar, daß ich noch unwürdig bin, denn ich war nicht bereit zu sterben." [4])

Wie ganz anders fand er dagegen die schlichten Deutschen. „Ich hatte bereits lange zuvor den strengen Ernst ihres Betragens beobachtet," schreibt er in sein Tagebuch, „und von ihrer Demuth hatten sie beständig Proben abgelegt, indem sie solche Dienstleistungen für ihre Mitpassagiere besorgten, die keiner der Englischen übernehmen wollte; und wofür sie keinerlei Bezahlung annahmen, erwiedernd: „Es sei gut für ihre hochmüthigen Herzen und ihr liebender Erlöser habe mehr für sie gethan." Jeder Tag gab ihnen Gelegenheit, ihre Sanftmuth zu beweisen, welche kein Unfall zu erschüttern vermochte. Wurden sie gestoßen, geschlagen oder niedergeworfen, so erhoben sie sich und gingen davon; allein keine Klage kam über ihre Lippen. Nun war eine Gelegenheit zu prüfen (es war während eines Sturmes) zu sehen, ob sie von dem Geiste der Furcht ebenso frei seien, wie sie es von dem Geiste des Hochmuths, des Zorns und der Rache waren. Inmitten des Psalms, womit ihr Gottesdienst begann (es war Sonntag, den 25. Januar 1736) brach die Fluth über das Schiff, riß das Hauptsegel in Stücken und goß in die Zwischendecke herein, als ob die unendliche Tiefe uns bereits verschlungen hätte. Ein entsetzliches Geheul begann unter den Englischen. Die Deutschen sangen ruhig weiter." [5])

In Savannah traf Wesley den Herrnhuter Bischof August Gottlieb Spangenberg, in dessen Umgang sich die Ideenrichtung Wesley's vollständig änderten. Er fand die Herrnhuter Lehre, daß die Menschheit „vermittelst der Gnade durch den Glauben erlöset sei", für richtig, und nahm deshalb das Evangelium vom rechtfertigenden Glauben als die Doktrine der Kirche sowohl, als auch der Bibel an. Eine Erlösung durch den Glauben wurde nun das Fundament der Lehre Wesley's, und er selber gibt als deren Grundprinzipien folgende drei Sätze an: Erstens, „daß die Menschheit von der Natur aus „todt in der Sünde" also „Kinder der Rache" sei. Zweitens, daß sie allein durch den „lebendigen Glauben gerechtfertigt

werden könne." **Drittens**, „daß der Glaube innere und äußere Heiligkeit bewirke."

Durch diese Anschauung geriethen Wesley und seine Anhänger bald mit der Hochkirche, die auch in den englischen Kolonien die herrschende war, in Widerspruch. Zelotismus und Intoleranz, sowie seine satyrische Zunge trugen ihm viel Feindschaft ein, worauf er dann 1738 nach England zurückkehrte. Aber auch dort gerieth er mit den kirchlichen Oberbehörden in Konflikt, worauf er sich von der Hochkirche ganz zurückzog und eigene Kapellen errichtete, die er später unter den für Dissenters gültigen Schutz der Toleranzakte stellen ließ, obwohl er behauptete, kein Dissenter zu sein. *)

Somit war eine neue Kirchensekte entstanden, die sich, Dank der Beredtsamkeit Wesleys und Whitefields (welcher sich jedoch schon 1744 von Wesley trennte, da er in der Prädestinationslehre von diesem abwich), in England äußerst rasch vermehrte. Auch die Whitefield-Anhänger vermehrten sich schnell, und so gab es dann zwei Methodistengläubige: solche, die an einer speziellen Erlösung der einzelnen Seelen und solche, die an eine allgemeine Erlösung des Menschengeschlechts glaubten.

In Amerika begannen die Methodisten ihre Proselyten etwa um das Jahr 1770, als der Pionier des amerikanischen Methodismus, Francis Asbury, von Wesley gesandt, herüber kam. Asbury war zuerst Missionär, wurde dann zum Superintendenten der amerikanischen Gemeinden und schließlich zum Bischof ernannt. Auch in den Vereinigten Staaten breitete sich die Lehre Wesley's rasch immer mehr und mehr aus, bis die Methodistische (natürlich die mannigfaltigsten Fraktionen zusammen genommen) gegenwärtig die zahlreichste der protestantischen Sekten des Landes ist.

Die nach Deutschland gesandten Missionäre Wesleys fanden wohl den härtesten Boden von allen, da man dort kein Bedürfniß für die neue Sekte hatte, ihrer allzunahen Verwandtschaft mit den Herrnhutern und Mennoniten sowohl, als auch der geistigen Nachbarschaft in welcher sie mit den dortigen Pietistengemeinden zusammengerathen würden.

Auch in Amerika fand die neue Lehre unter den Deutschen nur eine schwerfällige Aufnahme, wohl der obenerwähnten Ursachen halber, die sich hüben wie drüben ja fast gleich blieben. Verhältnißmäßig ist das auch bis heute noch so, obschon gegenwärtig bereits zahlreiche deutsche Methodistengemeinden in allen Theilen des Landes blühend emporgewachsen sind.

Der erste und eigentliche Apostel des deutschen Methodismus war Heinrich Böhm. Derselbe wurde am 8. Juni 1775 in Conestoga Township, in Lancaster County, Pennsylvanien, geboren. Sein Urgroßvater, Jakob Böhm, war ein geborener Schweizer. Als dieser einst wegen Häresie zu einer Gefängnißhaft verurtheilt worden war — er hatte sich von der reformirten Lehre ab- und den Pietisten zugewandt — entfloh er und wanderte nach der Rheinpfalz, wo er sich niederließ, verheirathete und wo ihm mehrere

Kinder geboren wurden. Er hatte sich mittlerweile der Lehre des Simon Menno zugewandt und war Mennonit geworden, welcher Sekte sein dritter Sohn, Jakob, geb. 1693, ebenfalls angehörte. Dieser wanderte im Jahre 1715 nach Amerika aus und ließ sich in Lancaster County, Pennsylvanien, nieder, wo der Vater des Heinrich, Martin Böhm, geboren wurde. Auch dieser gehörte den Mennoniten an und war anfänglich Prediger der Gemeinde in Conestoga. Als derselbe jedoch 1761 mit den Brüdergemeinden in Berührung kam, nahm er von deren Lehren einen Theil an und wurde darauf von den Mennoniten aus der Gemeinde ausgeschlossen. Die Verwandtschaft seines neuen Glaubens (die „Vereinigten Brüder in Christo") mit den Methodisten, mag Martin Böhm später auch wohl bewogen haben, als er mit Bischof Asbury näher bekannt wurde und sein Sohn als methodistischer Prediger wirkte, sich der Lehre Wesleys anzuschließen.

Dem jungen Heinrich gaben die Eltern eine unter den Umständen gute Erziehung. Er besuchte zuerst die Gemeindeschule in Pequea, in welcher Heinrich Rosmann, ein Hessen-Kasseler, der mit den hessischen Truppen bei Trenton in Gefangenschaft gerathen war, den „Bakel" führte. Seit seiner Gefangennahme war er, wie viele andere der gefangenen Hessen, in Amerika geblieben, und hatte sich in Lancaster County als „Schuhl-Meister" niedergelassen. Wie es bei den Gemeindelehrern in den Landdistrikten damals gebräuchlich war, mußte auch Lehrer Rosmann der Reihe nach bei den Leuten, welche Kinder in seine Schule schickten, in die Kost gehen. „Es war jedesmal ein großes Ereigniß", schreibt Heinrich Böhm in seiner Autobiographie, „wenn er in das Haus meines Vaters zur Kost kam." — „Er besaß manche seltene Eigenschaften für einen Lehrer. In der deutschen Sprache war er Meister und auch das Englische bewältigte er vortrefflich. .... Der Lehrer betete in der Schule und sang wie Ichabod Crane Psalmen und Hymnen und lehrte uns diese gleichfalls singen. Etliche dieser deutschen Lieder kann ich heute, nach achtzig Jahren, noch singen. Ihm verdanke ich meine treffliche Kenntniß der deutschen Sprache, die ich früher erlernte, als die englische. Es war ein großer Vortheil in späteren Jahren für mich, daß ich in gutem Deutsch predigen konnte". [7])

Im Jahre 1790 kam er zu einem Müller in die Lehre und blieb bei ihm drei Jahre, worauf er fünf Jahre lang die Mühle auf seines Vaters Gute betrieb. Hier wurde 1791 von dem Prediger Richard Whatcoat eine Kapelle aus Stein erbaut, welche unter dem Namen Böhm's Kapelle bekannt war. In dieser Kapelle versammelten die methodistischen Prediger die kleine Schaar ihrer Anhänger in Lancaster County, denn, wie auch Heinrich Böhm selber in seinem Tagebuch mittheilt, die Deutschen waren dem Methodismus nicht sehr zugänglich und die Zahl der Englischen nur klein.

Bei einer in dieser Kapelle abgehaltenen Erweckung (Revival) wurde auch Heinrich Böhm ergriffen und wandte sich dieser Lehre zu. Er ward

vom Aeltesten Thomas Ware behufs Probation in die Gemeinschaft aufgenommen (1798) und nach überstandener Prüfungszeit zwei Jahre später zum Prediger ordinirt. Bis dahin hatte nur ein einziger Methodist in deutscher Sprache gepredigt, Simon Miller. Derselbe war jedoch bereits 1795 gestorben und nun wurde Heinrich Böhm im Jahre 1800 sein erster Nachfolger.

Böhm's Vater selber bekannte sich um diese Zeit noch zu den „Vereinigten Brüdern in Christo", in welcher Gemeinschaft er Prediger war. Im Herbst 1800 begleitete Heinrich seinen Vater auf einer Missionsreise nach dem Shenandoah-Thal oder „Neu-Virginien", wie es damals noch genannt wurde. Der Stifter der „Brüder Kirche", der Ehrw. Wilhelm Otterbein, war in Gesellschaft von Böhm's Vater, und nun konnte man das nur in Amerika mögliche Schauspiel sehen, daß Vater und Sohn, zu zwei verschiedenen Sekten sich bekennend, vor denselben Zuhörern in Eintracht predigend auftraten. „Wir reisten täglich zusammen", schreibt der jüngere Böhm in seiner Selbstbiographie, „und mein Vater predigte in deutscher Sprache, worauf ich dann mit einer Exhortation folgte, bald in deutscher, bald in englischer Sprache. Mein Vater predigte mit großer Begeisterung und hatte einen hohen Ruf in der Gemeinschaft.

„Ich hatte auch Gelegenheit, mit den hervorragenden Predigern der „Vereinigten Brüder Kirche" bekannt zu werden. Sie hielten ihre Jahresversammlung am 25. September 1800 in dem Hause von Peter Kemp in Frederick County, Maryland. Es war eine der wichtigsten, die je abgehalten wurden. Zuerst beschlossen sie, sich von nun an „Die Kirche der Vereinigten Brüder in Christo" zu nennen. Dann wählten sie zum ersten Male Bischöfe. Wilhelm Otterbein und Martin Böhm (mein Vater) wurden einstimmig erwählt. Unter den hier versammelten Predigern waren auch ihre damaligen großen Männer: Güting, Neukommer, Treckfel und die beiden Brüder Krum. Sie hatten um diese Zeit jedoch nur noch wenig Ordnung und Disziplin, und was ich von den Methodisten in den Baltimorer und Philadelphiaer Konferenzen gesehen hatte, zeigte mir die bedeutende Ueberlegenheit der Letzteren, und ich beschloß nun, mich als Reiseprediger bei diesen aufnehmen zu lassen."

Am 1. Januar 1801 erhielt Heinrich Böhm seine Anstellung als Reiseprediger der Methodistenkirche und den Dorchester Distrikt in Maryland zugewiesen. „Mit Furcht und Zagen", schreibt er, „trat ich meinen neuen Beruf an. Die Ankunft eines neuen Predigers (eines jungen Deutschen aus Pennsylvanien) wurde bald umhergesagt, und es rief Viele herbei, um mich zu sehen und zu hören. Ich war zaghaft, in einen Kreis zu treten, wo ich in der englischen Sprache predigen mußte; wäre es in der deutschen gewesen, ich wäre nicht so in Verlegenheit gerathen. Ich trug mich zuerst mit dem Gedanken, meinen Posten aufzugeben und wieder heimzukehren."[8])

Doch er harrte aus. Nachdem er noch zwei andere Distrikte bedient hatte, wurde er dem Bischof Asbury als Reisegenosse zuertheilt, in welcher Eigenschaft er mit diesem nach Norden, Süden, Osten und Westen das ganze damals besiedelte Land durchwanderte. Auf dieser ersten Reise kam er jedoch nicht weiter, als bis auf die Höhen des Alleghany-Gebirges. Da Böhm überall deutsch predigte und Asbury große Vorliebe für die Deutschen hegte, sandte er Böhm zurück mit den Worten: „Heinrich, du gehst jetzt besser zurück, um den Deutschen zu predigen, ich will meine Reise allein fortsetzen." Er wies ihm den Dauphin Co. Distrikt an, weil hier zahlreiche Deutsche wohnten, welchen Distrikt Böhm mit Jakob Gruber theilte.

Diese beiden wanderten nun zusammen und predigten von Ort zu Ort, von Haus zu Haus, englisch zu den Englischen, deutsch zu den Deutschen. Gruber war ein beredter Prediger, dessen Name in den Annalen des Methodismus mit besonderem Ruhme strahlt. Sein Englisch hatte jedoch einen deutschen Akzent. Böhm und Gruber machten auch oft in ihren Proselyten-Predigten mit den deutschen „Vereinigten Brüder"-Predigern Herrsche, Schmidt und Schäfer gemeinsame Sache. Dies war nöthig, denn die Deutschen, Reformirte wie Lutheraner, hingen gar streng an ihrem Glauben fest. Die Methodisten besonders waren lange Zeit bei ihnen verhaßt, und wurden sogar oftmals verfolgt. Böhm erzählt, daß im Jahre 1810, als er mit Bischof Asbury durch die Straßen von Reading ging, die Schulkinder sie verfolgt und ausgelacht hätten unter dem Zuruf: Hier gehen die Methodisten-Pfaffen. Als Böhm im Jahre 1807 in der „Waldkapelle" predigte, wollte man ihn sogar mit Gewalt unterbrechen, so daß der Achtbare Georg Clymer, einer der Unterzeichner der Unabhängigkeitserklärung, zur Zeit Advokat in Reading, sich in der Versammlung erhob und die Anwesenden ersuchte, doch im Namen der Freiheit nicht den Prediger zu stören. „Unsere Väter", sagte Clymer unter anderem, „haben vergebens die Freiheit verkündet und die Patrioten vergebens geblutet und sich die Märtyrerkrone erworben, wenn wir nicht ein Jeder Gott nach unserem eigenen Gewissen verehren können." Seine Rede hatte den gewünschten Erfolg, und Böhm konnte in Ruhe weiter predigen. Aber noch lange sträubten sich die Deutschen gegen den Methodismus und erst 1822 gelang es Böhm's unausgesetzten Bemühungen, in Reading eine kleine Gemeinde zu gründen.

Die erste deutsche Methodistengemeinde die überhaupt gegründet wurde, war die von Germantown, Pa., jetzt ein Theil der Stadt Philadelphia. Dieses war im Jahre 1803, als Germantown zu Böhm's Kirchensprengel gehörte. Böhm kollektirte hier in zwei Jahren etliche hundert Dollars und erwarb ein kleines Grundstück für den Bau einer Kapelle. Als sie aber ein Baukommittee von fünf Mitgliedern ernennen wollten, mußten drei Nicht-Methodisten hinzugenommen werden, weil nicht mehr als zwei männliche Gemeindeglieder in Germantown waren. Die andern halfen jedoch redlich

mit, was für die gegenseitige Toleranz der deutschen Einwohner Germantowns ein lobendes Zeugniß ablegt. — In den deutschen Distrikten Pennsylvaniens konnten auch die englischen Prediger nur schwer fortkommen, und ohne Böhm und Gruber hätte der Methodismus wohl nie in Pennsylvanien rechten Fuß gefaßt. „Hier war die deutsche Sprache die Pioniersprache", schreibt Böhm in seinem Tagebuch, „und sie mußte der englischen Sprache den Weg bereiten. Ich hätte nur wenig erreicht, wenn ich nicht in deutscher Sprache hätte predigen können." [9])

Einen mächtigen Hebel zur Verbreitung des Methodismus unter den Deutschen lieferte auch der Druck der Kirchenordnung in deutscher Sprache, den Böhm im Jahre 1807 anordnete. Der Uebersetzer war ein Dr. Römer, ein geborener Schweizer, welcher sich zu Anfang des Jahrhunderts in Middletown am Swatara, Pennsylvania, niedergelassen hatte. Römer hatte ehemals Theologie studirt und sich auf den katholischen Priesterstand vorbereitet. Während er aber auf der Universität seine Studien machte, ergriff ihn ein starker Skeptizismus, weshalb er seine ursprüngliche Absicht aufgab, und dann nach Amerika auswanderte. Hier verlegte er sich auf die medizinische Praxis, deren Studium er bereits in Tübingen obgelegen hatte. In Middletown heirathete er und trat zu gleicher Zeit zum Methodismus über. Dort wurde Heinrich Böhm mit ihm bekannt, und auf dessen Veranlassung übersetzte er die Kirchenordnung, die Böhm dann in Lancaster bei den Gebrüdern Heinrich und Benjamin Grimler auf eigene Kosten drucken ließ. Die erste Auflage war 1500 Exemplare stark. Später ließ Böhm noch verschiedene Traktate und Pamphlete in deutscher Sprache bei den Gebr. Grimler drucken, die er auf seinen Reisen überall austheilte. Die ersten dieser Traktate wurden im Jahre 1808 gedruckt.

Mit dem Beginn des Jahres 1808 fingen auch die größeren Reisen Böhms an, die er in Begleitung des Bischofs Asbury machte. Auf diesen besuchten sie die Staaten Ohio (damals kaum in seinen Besiedlungsanfängen), Kentucky, Tennessee, die beiden Carolinas, Virginien, Maryland, New Jersey, Pennsylvania, New York, Connecticut, New Hampshire und Maine, sowie Canada.

Merkwürdig ist es, daß sie überall wo sie hinkamen, Deutsche fanden, und Vater Böhm hatte deshalb auch an allen Orten in deutscher Sprache zu predigen, was Bischof Asbury in seinem Tagebuch stets rühmend anmerkt. Auf diesen Reisen, die bis 1813 dauerten, predigte Böhm in seiner Muttersprache unter anderen Orten in Pittsburg, Pa., in Wheeling, Va., in Zanesville, Lancaster, Chillicothe, Circleville und Cincinnati, Ohio, in Louisville, Lexington und Frankfort, Ky., in Nashville und mehreren Orten in Tennessee und Nord Carolina, in Charleston, S. C., sowie aller Orten in Virginien, Maryland, New Jersey, Pennsylvanien und New York, und ebenfalls in der deutschen Ansiedlung Mathilda in Canada.

In Cincinnati hielt Vater Böhm die erste Predigt in deutscher Sprache, die je hier gehalten wurde, Sonntag den 4. September 1808.[10]) Böhm predigte über den Text: „Er kam in sein Eigenthum und die Seinen nahmen ihn nicht auf 2c." Joh. I, 11, 12. — „Das Dorf", schreibt Böhm in seinem Tagebuch, „verspricht sich rasch zu vergrößern, es zählt beinahe zweitausend Einwohner." — „Wie fremdartig klingt es heute", heißt es später in seiner Selbstbiographie, von der „Königin des Westens" als „das Dorf" zu sprechen.

Aus seinen Reiseberichten erfahren wir Kunde von deutschen Ansiedlungen aller Orten. So verließ er in Ost-Tennessee die begleitenden Bischöfe Asbury und McKendree, als diese nach Nord Carolina weiterzogen, um am Pigeon River die dort angesiedelten Deutschen zu besuchen und ihnen zu predigen. Dies war in der Nähe des heutigen Sevierville. Dort hatte der deutsche Prediger Johannes Henninger bereits auf einer Lagerversammlung auf Otto Hawer's Farm am Holston Fluß (Osttennessee) gepredigt.

Ueber Nord Carolina wandten sie sich nach Virginien, überschritten die „Blauen Gebirge" in der Nähe des Städtchens Harrisonburg, wo sie in das herrliche, fast nur von Deutschen bewohnte Shenandoah-Thal gelangten. Hier hatte Böhm überall größeren Erfolg, als die beiden Bischöfe. Asbury schrieb darüber in sein Tagebuch. „Bruder Böhm hat hier den größten Zulauf, weil er in Deutsch predigt." Im Staate New York waren überall Deutsche und Böhm mußte stets das „Wort des Herrn" in dieser Sprache verkünden; und selbst in Neu England gab es an allen Orten Deutsche. So wohnten die beiden Bischöfe und Böhm in Boston in dem Hause von Bernhard Othemann, dessen Sohn, Rev. B. Othemann und Enkel, Rev. E. B. Othemann, später so hervorragende Stellen in der Methodistenkirche von Neu England und New York einnahmen.

Die Generalkonferenz vom Jahre 1813 beendete Böhm's Missionsreisen, indem Bischof Asbury es für rathsam hielt, daß er in Pennsylvanien unter den Deutschen wirke. Als die Frage: „Ob irgend etwas gegen Heinrich Böhm vorzubringen sei", in der Konferenz, dem Gebrauch gemäß, aufgeworfen wurde, erhob sich Bischof Asbury und sagte: „Nichts gegen Bruder Böhm. Er hat mich fünf Jahre als ständiger Genosse begleitet. Er diente mir wie ein Sohn, er diente mir wie ein Bruder, er diente mir wie ein Knecht, er diente mir wie ein Sklave."[11])

Im Jahre 1859 machte Böhm nochmals eine Reise nach dem Westen. „Da ich Verwandte in Ohio wohnen habe", heißt es in seiner Autobiographie,[12]) „beschloß ich, obgleich über achtzig Jahre alt, diese zu besuchen." Im Januar 1859 ging er nach Baltimore und von dort per Eisenbahn über die Alleghanies nach dem Westen. „Auf der Eisenbahn über die Berge zu eilen", schreibt er, „ist etwas ganz anders, als die langsame Weise, in welcher Bischof Asbury und ich vor sieben und vierzig Jahren hinüber klettern

mußten." Cincinnati fand er zu seinem nicht geringen Erstaunen so gewaltig verändert, daß er darüber in helle Verwunderung ausbricht. „Ich konnte kaum in der „Königin des Westens" das kleine Dörfchen wiedererkennen, welches ich fünfzig Jahre zuvor besucht hatte; als ich aber den Lickingfluß sah, kam mir die alte Erinnerung zurück.[15]) Besonders freute ihn der Aufschwung, den der deutsche Methodismus hier gefunden hatte. „Was aber mich mit der größten Wonne erfüllte und meine alte Seele jubeln machte, war, zu sehen, was Gott für die Deutschen gethan. Ich fand vier deutsche Methodistenkirchen in Cincinnati, mit vielen hundert Gemeindegliedern: und ebenso eine deutsche Zeitung, den „Christlichen Apologeten", ... welche von Dr. Nast redigirt wird. ..... Welch ein Wechsel seit 1807, als ich die Kirchenordnung zuerst in's Deutsche übersetzen ließ, und 1808, als Bischof Asbury und ich zwei gedruckte deutsche Traktate hatten, welche wir aus unseren Satteltaschen austheilten, während wir über die Berge und durch die Thäler seiner großen Diözese (ganz Nordamerika) ritten.

In den letzten Jahren seines Lebens wohnte Vater Böhm bei seinem Tochtermann, S. C. Emley, in Jersey City. Am 8. Juni 1875 feierte er sein Centennarium. In der Trinity Kirche in Jersey City wurde ihm zu Ehren eine große kirchliche Feier veranstaltet, welcher die Prälaten der Methodistenkirche aus allen Theilen des Landes schaarenweise beiwohnten. Predigten wurden von den bedeutendsten Kanzelrednern des Landes gehalten und dem hundertjährigen Patriarchen zahlreiche Glückwünsche und Ehrengaben dargebracht. Der amerikanische Dichter George Lansing Taylor trug eine für diese Gelegenheit verfaßte Ode in Hexametern vor, betitelt:

"The Heroic Age: — Henry Boehm, 1775 - 1875."

Die vielen Gaben und Gratulationen weckten das Gemüth des alten Herrn wieder auf und Thränen der Rührung strömten aus seinen Augen. Als es zehn Uhr war, erhob sich der Greis und sang mit klarer voller Stimme ein kleines deutsches Liedchen, welches ihm fast fünfundneunzig Jahre zuvor von seinem Lehrer, dem ehemaligen hessischen Söldlinge, gelehrt worden war. Auch hatte Böhm an diesem Tage noch gepredigt, allein nicht zum letzten Mal. Seine letzte Predigt hielt er in der deutschen John Straße Methodisten Kirche in der Stadt New York am 27. Juni 1875, wo man ihm zu Ehren ebenfalls eine Jahrhundert Feier veranstaltet hatte.

Am 11. Januar 1876 endlich schloß sich das thatenreiche Leben des deutsch-amerikanischen Patriarchen des Methodismus. Vater Böhm hatte in seinem langen Leben viel gewirkt und gestrebt. Er war über hunderttausend Meilen zu Fuß und zu Pferde durch das große, weite Land gewandert, hatte dasselbe wachsen und an Stelle der Urwälder blühende Städte grünende Felder wie durch die Macht eines gewaltigen Zaubers erstehen sehen, hatte alle Freuden und Leiden dieses Landes mit theilen helfen, sah

fast alle Präsidenten des Republik, von Washington bis Grant, und hatte in allen Präsidentenwahlen von 1796 bis 1872 mitgestimmt. **Was aber** der schönste Zug in seinem Wesen war, ein Zug den wir Deutsche am höchsten zu schätzen berechtigt sind, war seine Begeisterung für die gute, liebe deutsche Muttersprache, welcher er während seines mehr als hundertjährigen Lebens unwandelbar treu geblieben ist.

Anmerkungen.

1) Wesley in seiner "Short History of Methodism" nennt sie "Ancient Physicians" (Aerzte des Alterthums). — Works of John Wesley, New York Edition, 1831. Vol. IV, p. 246.

2) Ebendaselbst.

3) Wenn im Verlauf dieses Aufsatzes der Name Wesley genannt wird, so ist damit John Wesley gemeint.

4) John Wesley's Journal I, in Works of John Wesley, Vol. III, p. 15.

5) Ibid. p. 17.

6) Wesley schreibt um etwa 1764 in seiner "Short History of Methodism" selber: "At present those who remain with Mr. Wesley are most Church-of-England men. They love her Articles, her Homilies, her Liturgy, her Discipline, and unwillingly vary from it in any instance. Meantime all who preach among them declare, "we are all by nature children of wrath:" but "by grace we are saved through faith;" saved both from guilt and from the power of sin." — Wesley's Works, Vol. V. p. 248.

7) "The Patriarch of Onehundred Years," (Böhm's Autobiographie.) New York, 1875, pp. 44-45.

8) Ebendaselbst, Seiten 55-56.

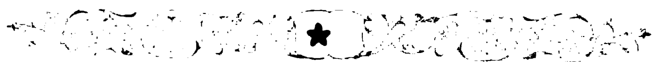
9) Ebend. S. 58-59.

10) Klauprecht sagt: „Der Methodisten-Prediger Behm hielt bereits in 1810 Betstunden in deutscher Sprache im Schulhause." — Klauprecht: „Chronik der Deutschen in der Geschichte des Ohiothales." S. 155.

11) Böhm's Autobiographie, S. 414.

12) Ebendaselbst, S. 484.

18) Ebend. S. 486.

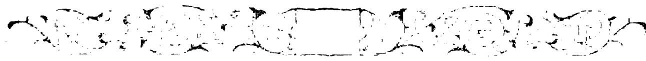




Zwei deutsch-amerikanische Seminar-Direktoren der Lutherischen Kirche.

Dr. Ernst Ludwig Hazelius und Professor Wilhelm Friedrich Lehmann.





Dr. Ernst Ludwig Hazelius.

Als der Verfasser im Frühjahr 1887 aus Gesundheitsrücksichten eine Reise nach dem Süden unternahm und sich mehrere Wochen lang in Süd Carolina aufhielt, besuchte er auch den alten deutschen sogenannten „Saxe-Gotha" Distrikt jenes Staates am nördlichen Edisto und Congaree Fluße, gegenwärtig die Grafschaften Orangeburg, Richland und Lexington umfassend, um Vorstudien für eine Geschichte jener deutschen Ansiedlungen im Süden, die bis in die Mitte des 17. Jahrhunderts zurückreichen, zu machen. Abgesehen von der Staatshauptstadt, Columbia, interessirte mich besonders das kleine Landstädtchen Lexington im gleichnamigen County. Hier fand ich der Abstammung nach eine noch fast unvermischte deutsche Bevölkerung, obwohl die deutsche Sprache schon ganz erloschen war. Aber Reliquien aus der alten Zeit fand ich in fast allen Häusern des etwa 700 Einwohner zählenden Dörfchens. Deutsche Bibeln, Gebet- und Gesangbücher befanden sich in jeder Wohnung und in den meisten derselben waren Familiennachrichten eingeschrieben, Aufzeichnungen über Geburt, Herkommen, Auswanderung, Heiraths-, Tauf- und Sterbedaten, und in einzelnen Fällen auch sonstige Erlebnisse, besonders aus der amerikanischen Revolutionszeit 2c. Aus Deutschland mit herübergebrachte Geräthe: Spinnrocken und Webstühle, Koffer und sogar ein hundertundfünfzig Jahre alter, kunstvoll eingelegter Schrank, befanden sich noch im Besitz der Nachkommen und wurden als Heiligthümer aufbewahrt. Vieles ist seitdem verloren gegangen, besonders während des Bürgerkrieges, als 1865 eine Abtheilung des Sherman'schen Heeres (Marodeure) bis in diese abgelegene Gegend drang und das Gerichtsgebäude und etliche in der Nähe desselben gelegene Häuser frivol niederbrannte. Indessen wurde noch Manches damals gerettet, besonders ein Theil der Gerichtsakten, die man in Kisten gepackt in der Erde vergraben hatte.

Bis zum Bürgerkrieg (1861–1865) war diese einsame Gegend noch in Sprache und Wesen deutsch geblieben und ihren lutherischen Glauben haben sie bis zum heutigen Tag bewahrt. Nur dadurch ist es zu erklären, daß bereits fünf und siebenzig Jahre vor meinem dortigen Besuch hier der Sitz einer gelehrten deutschen Anstalt begründet werden konnte, das „Theologische Seminar der lutherischen Synode von Süd Carolina." Der Gründer des Seminars war Dr. Johann Ernst Bergmann, gest. 1824 in Savannah, Ga. Der erste Rektor desselben war Dr. Johann Georg Schwarz, welcher jedoch im Jahre 1833 starb. Sein Nachfolger wurde der Gegenstand dieser Skizze.

Ernst Ludwig Hazelius wurde am 6. September 1777 in Neusalz, in der preußischen Provinz Schlesien, geboren. Sein Vater, Erich Hazelius, war Prediger der dortigen Herrnhuter Gemeinde und seine Mutter, Christiana Brahtz, eine geborne Stettinerin, war eine Jugend-Gespielin der Prinzessin Sophia von Anhalt-Zerbst, der nachmaligen Kaiserin Katharina II. von Rußland, gewesen. Als Katharina von der Geburt des Kindes (Ernst) hörte, schrieb sie an dessen Mutter, sie solle den Knaben nach St. Petersburg schicken, die Kaiserin wolle ihn als Sohn adoptiren und erziehen lassen, worauf die Eltern jedoch nicht eingingen; Katharina solle warten, bis der Knabe soweit herangewachsen sei, um für sich selbst zu entscheiden. Als Ernst das zwölfte Lebensjahr erreicht hatte, schrieb die Kaiserin abermals an seine Mutter, ihren Sohn nach Petersburg zu senden: „Theure Christiana", schrieb Katherina, „gib Deine Einwilligung dazu, und ich werde Deinem Sohn eine Mutter sein." *) Allein der Knabe war bereits zu tief in den Geist der evangelischen Religion eingeweiht worden, als daß er seinen Glauben mit dem der griechischen Kirche zu vertauschen, zugänglich werden mochte. Er wollte Prediger werden, wie sein Vater.

Nachdem er die Jugenderziehung in Neusalz und später in Kleinwelke vollendet hatte, trat er in das theologische Institut zu Barby ein, wo er seine akademische Bildung für das Seminar vorbereitete. Dann ward er in das herrnhuter Predigerseminar zu Niesky aufgenommen, wo er seine Ausbildung zum Prediger unter Bischof Anders erhielt, worauf er dann zum Lizenziaten befördert wurde. Eine Neigung, sich dem Missionsdienste in den Vereinigten Staaten zu widmen, brachte ihn im Jahre 1800 nach Amerika, wo er die Professur der klassischen Sprachen im Herrnhuter Seminar zu Nazareth, Pa., erhielt. Hier verweilte er acht Jahre und während der letzten Hälfte dieser Zeit bekleidete er die Ober-Professur der Theologie. Da er indessen von der Disziplin der Herrnhuter in seiner Anschauung abwich, entschloß er sich zu einer Trennung von jener Kirche und trat zur lutherischen Konfession über. Im Frühjahr 1809 ging Hazelius nach Philadelphia, wo er kurze Zeit Lehrer an einer Privatschule war, allein schon im Herbst desselben Jahres wurde er vom lutherischen Ministerium von New York zum Prediger ordinirt, und er wirkte dann mehrere Jahre lang in Pennsylvanien und New Jersey, in welch letzterem Staate er sich verheirathete; — seine Gattin, die ihn überlebte, starb 1855 in Lexington, S. C.; ihre Ehe aber blieb kinderlos.

Als im Jahre 1815 das von dem Prediger Johann Christian Hartwig gestiftete „Hartwick Seminar", in dem Städtchen Hartwick, Otsego County, New York, eröffnet wurde, ward Hazelius, der bereits einen hohen Ruf als

*) Nach einer Mittheilung von Dr. Georg B. Miller (1861), Professor am „Hartwick Seminar" in Otsego County, N. Y.

Lehrer erworben und sich durch sein in New York erschienenes Leben Luthers in ein günstiges Licht gestellt hatte, einstimmig zum Prinzipal des klassischen Departments erwählt. Die Wahl wurde vom Ministerium der New Yorker Synode bestätigt und er übernahm die Professur sofort, welche er fünfzehn Jahre lang bekleidete. Seinen Ruf als Gelehrter befestigte er nun durch eine Reihe von Werken die alle in New York im Druck erschienen. Darunter sind besonders zu nennen seine „Geschichte der Kirche" (Church History) in vier Bänden (New York 1820—1824), welche hohe Anerkennung fand und wofür er zugleich von den beiden gelehrten Schulen New York's, "Union College" und "Columbia College" mit dem Doktortitel der Theologie beehrt wurde. Ferner "Materials for Catechization on Passages of Scripture" (1823) und einer „Geschichte der Augsburger Konfession" mit Erklärungen (englisch, 1824).

Im Frühjahr 1830 ward Hazelius zum Professor der biblischen und orientalischen Sprachen, sowie der deutschen Sprache an das theologische Seminar in Gettysburg, Pa., berufen. Während dieser Zeit schrieb er sein „Leben Jung Stillings" (englisch, New York 1831), und war Redakteur des „Evangelischen Magazins" (1830—1833). Im Jahre 1833 wurde die Rektorstelle und Professur der Theologie am eingänglich genannten Seminar in Lexington durch den Tod des Professors Schwarz vakant, welche Stelle ihm angeboten wurde und die er annahm. Am 1. Januar 1834 trat er dieses Amt an. Er war hier ein höchst erfolgreicher Lehrer, wie sein Schüler, Dr. Georg B. Miller, später Professor am „Hartwick Seminar", an Dr. Sprague mittheilt.*) Er bezeichnet seinen persönlichen Karakter als „fromm", einfach und aufrichtig. „Als Lehrer", schreibt Dr. Miller, „ob auf der Kanzel oder vor der Klasse, war er mehr solide als glänzend. Er meisterte, neben den klassischen, eine ganze Reihe der neueren Sprachen und war ungewöhnlich vertraut mit der Geschichte, sowohl der weltlichen als der Kirchengeschichte. Als Prediger war er zugleich in der deutschen und auch der englischen Sprache, ein ansehnlicher Kanzelredner, seine Predigten verständnißreich, gut durchdacht, evangelisch und praktisch."

Er versah zugleich mit der Professur des Seminars die Gemeinde in Lexington, und wurde mir bei meinem dortigen Besuch 1887 von den noch lebenden alten Gemeindemitgliedern gesagt, daß er nur in deutscher Sprache gepredigt habe, außer vor den Studenten im Seminar, wo er abwechselnd deutsch und englisch predigte. Nach seinem Tode sei das anders geworden. Sein Nachfolger habe abwechselnd in beiden Sprachen, später nur einmal monatlich deutsch gepredigt, und während des Bürgerkrieges sei die deutsche Sprache ganz verbannt worden.

*) Sprague: "History of the American Lutheran Pulpit", pp. 182 & 186.

Im Jahre 1842 besuchte Hazelius Deutschland, das Land seiner Jugend, woselbst er überall mit hoher Achtung aufgenommen wurde. Friedrich Wilhelm IV. bot ihm eine Professur in Halle oder Breslau an, was er jedoch ablehnte; das Land seiner Wahl und sein kleines Seminar im Hinterwalde von Carolina waren ihm zu sehr an's Herz gewachsen, als daß er eine Trennung davon in seinem Innern aufkommen lassen konnte. Nach seiner Rückkehr nahm er die Professur des Seminars wieder auf und bekleidete sie bis zu seinem am 20. Februar 1853 erfolgten Tode. Während dieser letzten Lebensjahre verfaßte er noch die für die Geschichte des Deutsch-Amerikanerthums hochwichtige "History of the Lutheran Church in America", welche zu Zanesville, Ohio, 1846 gedruckt wurde.

Pastor Dr. Heinrich N. Pohlmann in Albany, N. York, der während seiner (Hazelius) Professur im „Hartwick Seminar" unter ihm studirte, gibt folgende Personalschilderung von ihm. Er schreibt, Hazelius sei von mittlerer Größe, aber eine mächtig in die Augen fallende Erscheinung gewesen. Als außerordentlich kurzsichtig trug er stets eine Brille, allein auch diese hätte es nicht verhütet, daß er öfters sich in Personen und Gegenstände getäuscht habe, was Dr. Pohlmann mit einer Reihe höchst drolliger Anekdoten illustrirt. Obwohl von sanftmüthigem Wesen, hätte er bei unbekannten Anläßen plötzlich aufbrausen können, was sich indessen nach Prüfung der Thatsachen sogleich wieder gelegt habe. — Seine Aussprache des Englischen sei so vollkommen gewesen, daß, wer seine Lebensgeschichte nicht gekannt, ihn sicherlich für einen geborenen Amerikaner gehalten hätte.

Hazelius wurde im Garten vor dem Hause in Lexington, in welchem er so lange gewohnt hatte, begraben und neben ihm ruht seine Gattin. Ein einfacher flachliegender Sandstein verkündet in kurzen Worten die Legende seines Lebens. Das Grab, welches ich im Jahre 1887 besuchte, befindet sich inmitten eines Beetes von Rosen, Palmettos und Magnolien, die zum Gebüsch verwachsen waren, so daß ich das Gestrüpp mit einiger Mühe auseinanderbiegen mußte, ehe ich die Inschrift des Tafel lesen konnte:

Sacred to the memory of

Dr. Ernst Ludwig Hazelius,

Professor of the Theological Seminary of the

Lutheran Synod of South Carolina,

Born in Neusalz, Silesia, September 6th, 1777;

Died in Lexington, S. C., February 20th, 1853.

R. I. P.

Professor Wilhelm Friedrich Lehmann.

Luthers Lehre, so recht eigentlich deutsch in ihrem Wesen, hatte in Amerika im 19. Jahrhundert einen schweren Stand, sich zu behaupten. In dem Konglomerat von Nationalitäten hat sie denselben Kampf zu bestehen, den auch die deutsche Sprache hier führen muß und zwar in weit ausgedehnterem Maße. Die Sprache umfaßt eben alle kirchlichen und philosophischen Elemente, von der strengsten Orthodoxie, dem frömmsten Pietismus, dem festesten Dogmatismus in jeder Sekte, bis zum starren Rationalismus, überall findet sie Platz und Gehör; während mit dem Verschwinden der Sprache auch die spezifischen Religionsanschauungen mehr oder minder verloren gehen. Diesen Verschluckungsprozeß empfinden vornehmlich die drei durch den westfälischen Frieden im deutschen Reich anerkannten Religionen: die lutherische, die reformirte und die römisch-katholische am schwersten, wobei die Katholiken dadurch im Vortheil sind, daß sie von Kelten, Romanen und Slawen (aus Irland, Italien, Ungarn, Böhmen, Polen 2c.) frische Zufuhr erhalten, allein der deutsche Glaube, der deutsche Geist und das deutsche Wesen gehen doch dabei zu Grunde, wo immer man die deutsche Sprache fallen läßt. An die englische Sprache hängt auch mit der Zeit der englische Glaube.

Dieses wurde in der alten Zeit von den Vätern der Kirche (aller drei der genannten Religionen) wohl eingesehen, und sie versuchten diesen Abfall vom Glauben dadurch einzudämmen, daß sie Schulen und Seminarien gründeten, um junge Prediger und Priester heranzubilden, die mit Eifer die deutsche Sprache wahren sollten. Ein solches lutherisches Prediger-Seminar wurde um das Jahr 1830 in Columbus, Ohio, durch den gelehrten und leider zu früh verstorbenen Dr. Wilhelm Schmidt in's Leben gerufen, das später als "Capital University" einen Staats-Freibrief erhielt.

Der bedeutendste Lehrer an diesem Institut war der am 30. November 1880 verstorbene Präsident der Universität, Pastor Wilhelm Friedrich Lehmann. Derselbe war am 16. Oktober 1820 in dem Städtchen Markgröningen im Würtembergischen Donaukreis geboren und wanderte 1824 mit seinen Eltern nach Amerika aus. Sein Vater, der Kupferschmied war, ließ sich in Philadelphia nieder und schloß sich, als strikter Lutheraner, alsbald der Michaels Gemeinde an. In der Schule dieser Gemeinde erhielt der junge Lehmann seinen ersten Unterricht. Nachdem er im fünfzehnten Lebensjahr durch Pastor C. C. Peixotto konfirmirt worden war, wurde ihm, als besten Schüler seiner Klasse, ein Stipendium zugewandt, welches aus einem der Michaels Gemeinde testamentarisch vermachten Kapital floß, dessen Zinsen

zur Erziehung junger lutherischer Theologen verwendet werden mußten. Das deutsche lutherische Predigerseminar in Columbus, Ohio, an dessen Spitze zur Zeit der genannte gelehrte Dr. Wilhelm Schmidt als Rektor wirkte, war bestimmt, ihn als Zögling aufzunehmen. In einer Postkutsche reiste der junge Student dorthin, weil zur Zeit noch keine Eisenbahn den Westen mit dem Osten verband.

Nach vierjährigem Studium wurde Lehmann als Kandidat lizensirt und zum Predigen zugelassen, worauf er nach Gettysburg ging, seine Studien zu vollenden. „Weil aber das unlutherische Wesen", schreibt die Luth. Zeitschrift, „das dort herrschte, ihm nicht zusagte, kehrte er kurz darauf nach Philadelphia zurück." Dort beendigte er seine Studien unter Dr. C. R. Demme und Pastor G. A. Reichert, und wurde zum Prediger ordinirt.

Im Jahre 1841 ward Lehmann Prediger der Gemeinde in Neu Holland, Pa., die jedoch zu arm war, einen Pfarrer zu unterhalten, worauf er 1842 die Predigerstelle an der deutschen lutherischen Gemeinde in Somerset, Perry County, Ohio, übernahm, die er bis 1846 bekleidete, in welchem Jahre er als Professor der Theologie an die eben als Hochschule mit akademischen Privilegien inkorporirten "Capital University" nach Columbus berufen wurde.

An der gedachten Universität bekleidete Prof. Lehmann 34 Jahre das Amt eines Lehrers der Theologie und 27 Jahre lang lehrte er die deutsche Sprache daselbst. Er wurde nicht bloß der Präsident der Universität, sondern er war die Seele der Anstalt, die durch seinen Tod einen fast unersetzlichen Verlust erlitt. Auch war er zugleich Pastor der lutherischen Dreieinigkeitskirche in der Stadt Columbus, bis 1878 die Universität das weitabgelegene neugebaute Universitätsgebäude bezog, worauf er in der Nähe desselben die deutsche lutherische „Christus Gemeinde" in's Leben rief, deren Prediger er bis zu seinem Tode war.

Als im Jahre 1859 die Ohioer Synode die „Lutherische Kirchenzeitung" begründete, wurde Prof. Lehmann zum Redakteur derselben berufen, und auch diesen Posten bekleidete er bis zu seinem Tode. — Friedrich Fieser, sein langjähriger Bekannter, schreibt in einem Nachruf desselben: „Er war in der Rede wie in der Schrift in beiden Sprachen gleich gewandt und tüchtig. Im Leben war er ein leutseliger und umgänglicher Mann, der sich durch musterhaft rechtschaffenen Wandel auszeichnete. Alle ohne Unterschied der Religion, die ihn näher kannten, werden ihm noch am Grabe dieses schöne Zeugniß geben."

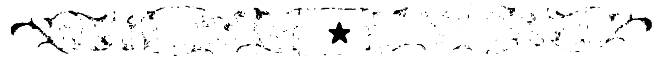




Heinrich Harbaugh.
Geschichtschreiber und Dichter in
Pennsylvanisch-Deutscher Mundart.







Bekanntlich hat man seit kurzer Zeit beim Studium der Philologie auch das Augenmerk auf die Dialekte gelenkt, diese Quellen, aus welchen die Sprachenströme ihren Zufluß erhalten. So gelangten die in Deutschland bekannten Volks-Mundarten nach und nach zu ihren Erforschern, Bearbeitern und Erklärern. Die Pioniere aber der Dialekte in der Schrift sind jedoch nicht die Philologen, sondern die Dichter. Diese haben schon seit Jahrhunderten die mundartliche Verskunst gepflegt, ohne besondere Beachtung zu finden. Selbst Herders Hinweis auf die Bedeutung der Volksdichtung erregte anfänglich nur geringe Beachtung, weil Herder seine Volksstimmen nicht in der Urform tönen ließ, sondern sie in Uebersetzungen zu Gehör brachte. Wirksamer war Arnim und Brentanos „Des Knaben Wunderhorn", obwohl hier mehr das Volksthümliche als das Mundartliche in den Vordergrund tritt.

Erst als Goethe auf die allemannischen Dichtungen Johann Peter Hebels aufmerksam machte, verlor sich die Scheu vor der Dialektdichtung. Seitdem haben sich auch verschiedene der besseren Dichter in den Mundarten versucht, wie Gabriel Seidl (Oberösterreichisch), J. M. Usteri (Oberbairisch), Karl von Holtei (Schlesisch) und besonders die beiden großen Dichter des Plattdeutschen, Klaus Groth und Fritz Reuter.

Aber nicht bloß das alte Vaterland hat seine mundartlichen Poesien, auch das junge Deutsch-Amerika hat seinen besonderen Dialekt: die deutsch-pennsylvanische Mundart, die im Laufe des 19. Jahrhunderts eine nicht uninteressante Reihe Vertreter gefunden hat. Die Mundart ist dem Rheinpfälzer Dialekt aus dem sog. „Westrich" am nächsten verwandt, obwohl nicht ganz ohne Beeinflussung der andern deutschen Sprachstämme: Allemannen, Schweizer, Schwaben, Rheinhessen 2c., welche sich in Amerika zusammenfanden und nebeneinander wohnten; und besonders des Englischen geblieben.

Man hat früher kritiklos behauptet, dieser Dialekt sei ein wildes Gemisch von Deutsch und Englisch, ein elendes Kauderwälsch, das ohne jeglichen Werth sei. Dieses Urtheil wurde keck hinausgeschrien, weil man nur die roheren Sachen von halbgebildeten Leuten zu Gesicht bekam. Allein etliche Schriftsteller, die in dieser Mundart schrieben, verstanden es wohl, den Dialekt rein und von englischer Beimischung frei oder nahezu frei zu halten, wie z. B. Leisenring, E. Z. Weiser u. A. Zunächst wurde geltend gemacht, die Mundart sei nur zwecks bäurischer Belustigung in der pennsylvanisch-deutschen Presse verwendet worden, es gehe ihr jeder ethnologische Werth, jeder poetische Zug, jede feinere Empfindung ab. Nun, das

hat man auch vor Klaus Groth's und Fritz Reuter's Zeit vom sog. Plattdeutschen gesagt, aber man sagt es heute nicht mehr, und auch die grobe Verurtheilung des Pennsylvanisch-Deutschen wird zur Ruhe kommen, wenn die wirklichen Dichter dieser Mundart gehört sein werden.

Als einer der vorzüglichsten Dichter dieser Gattung muß unbedingt Heinrich Harbaugh (sprich Harbau) genannt werden, der es verstanden hat, mit einer Gemüthsinnigkeit zu dichten, wodurch er an die Seite des großen allemannischen Dichters J. P. Hebel gestellt zu werden verdient. Heinrich Harbaugh wurde am 28. Oktober 1817 in der Nähe von Waynesboro, Pa., geboren. Er stammt aus einer Schweizer Familie, die sich bereits im Jahre 1736 in Berks County, der altdeutschen Grafschaft Pennsylvaniens, niedergelassen hatte und unzweifelhaft ursprünglich Harbach hieß.

Von früher Jugend an hatte Heinrich Neigung zum Studiren, allein ihm fehlten dazu die Mittel, und diese mußte er sich erst durch das erlernte Tischlerhandwerk mühsam verdienen. Aber schon hinter dem Pflug auf dem Felde des Vaters, wie auch während der Freizeit, die er sich von der Hobelbank erübrigte, beschäftigte er sich beständig mit Lesen und Studiren. Endlich hatte er das nöthige Geld verdient, um das reformirte Seminar in Mercersburg besuchen zu können, doch mußte wegen Mangel an Mitteln der Kursus abgekürzt werden. Gleichwohl wurde er 1843 zum Prediger ordinirt, und bediente als Seelsorger verschiedene Gemeinden in Pennsylvanien. Durch Veröffentlichung mehrerer, theils religiöser, theils historischer Schriften erwarb er sich bald einen hohen Ruf und den Doktorgrad der Theologie vom Seminar in Mercersburg, an das er 1863 als Professor der Theologie berufen wurde, welches Amt er bis zu seinem am 28. Dezember 1867 erfolgten Tode bekleidete.

Seine zahlreichen Schriften sind zumeist in englischer Sprache verfaßt, darunter das „Leben von Michael Schlatter" und sein Hauptwerk: "The Fathers of the Reformed Church" (2 Bände 8vo.), das seitdem von andern Autoren auf fünf Bände erweitert wurde. Dieses für die deutsch-amerikanische Geschichte außerordentlich wichtige Werk konnte er nur schreiben, weil er der deutschen Sprache vollkommen mächtig war. Für unseren Zweck interessiren jedoch hauptsächlich nur seine deutschen Schriften, besonders seine Gedichte. Diese sind erst nach seinem Tode gesammelt und von B. Bausman in Quarto unter dem Titel, „Harbaugh's Harfe", herausgegeben worden (1870). Das Buch enthält sechzehn deutsche und vier der von Harbaugh selber in's Englische übersetzten Gedichte.

In diesen Gedichten spiegelt sich die Seele Harbaugh's wieder, die in ihrem Wesen ganz deutsch geblieben war. Sie sind ihres tiefen, sinnigen Gemüthsgehalts und der warmen Wiedergabe des treuen deutschen Geistes der älteren Einwanderung in Amerika außerordentlich beliebt, besonders „Das alt Schulhaus an der Krick", das man häufig deklamiren hört. Die

Gedichte Harbaugh's sind von englischen Worten und Ausdrücken nicht so frei gehalten, wie die mehrerer anderer Dichter, auch neigt sich die Satzbildung häufig der englischen zu. Aber tief empfunden und aus dem sinnigen Herzensborn sprudelnd sind sie, das mögen die folgenden Proben bestätigen:

Heemweh.

Ich weeß net, was die Ursach is —
Weeß net, warum ich's dhu:
'N jedes Johr mach ich der Weg
Der alte Heemet zu;
Hab weiter nix zu suche dort —
Kee' Erbschaft un kee' Geld;
Un doch treibt mich des Heemgefiehl
So schtark wie alle Welt;
Nor'd schtärt ich ewe ab un geh,
Wie owe schun gemeldt.

Wie nächer daß ich kumm zum Ziel,
Wie schtärker will ich geh.
For eppes in mei'm Herz ward letz
Un dhut m'r kreislich weh.
Der letschte Himwel schpring ich auf,
Un ep ich drowe bin,
Schtreck ich mich uf so hoch ich kann
Un guck mit Luschte hin;
Ich seh's alt Schtee'haus dorch die Beem,
Un wott ich wär schun drin.

Guck, wie der Kicheschornschtee' schmokt —
Wie oft hab ich sell g'seh',
Wann ich draus in de Felder war,
'N Buwele jung un klee'.
O, sehnscht die Fenschterscheiwe dort?
Sie guck'n roth wie Blut;
Hab oft kunsiddert, doch net g'wißt,
Daß sell die Sunn so dhut.
Ja, manches weß 'n Kind noch net —
Wann's dhet, wär's ah net gut.

Wie gleich ich selle Babble Beem,
Sie schtehn wie Brieder dar;
Un uf'm Gippel — g'wiß ich leb! —
Hockt alleweil 'n Schtaar!

'S Gippel biegt sich — guck, wie's gaunscht —
'R hebt sich awer fescht;
Ich seh sei' rothe Fliegle plehn,
Wann er sei' Feddere weschi;
Will wette, daß sei' Fraale hot
Uf sellem Baam 'n Nescht.

O, es gedenkt m'r noch gans gut,
Wo selle werre Beem,
Net greeser als 'n Welschkornschtock,
Gebrocht sin worre heem.
Die Mammi war an's Grändäd's g'west,
Dort ware Beem wie die;
Drei Wipplein hot sie mitgebrocht,
Un g'sag't: „Dort blanscht sie hie'."
M'r hen's gedhu' — un glaabscht du's nau —
Dort selli Beem sin sie!

Guck! werklich, ich bin schier am Haus! —
Wie schnell geht doch die Zeit!
Wann m'r so in Gedanke geht,
So wees m'r net wie weit.
Dort is d'r Schap, die Welschkornkrip,
Die Seiderpreß dort draus,
Dort is die Scheier, dort die Schpring —
Frisch quellt des Wasser 'raus;
Un guck die sehm alt Klapbord-Fens,
Un's Dheerle a vor'm Haus.

Alles is schtill — sie wisse net,
Daß epper Fremmes kummt.
Ich denk, der alte Watsch is dodt,
Sunscht wär er 'raus gedschumpt;
For er hot als verschinnert g'brillt
Wann er hot's Dheerle g'heert;
Es war'n die Träw'lers kreislich bang,
Sie werre gans verzehrt:
Kee' G'fohr — er hot paar Mol gegauzt,
Nor is er umgekehrt.

Alles is schtill — die Dheer is zu!
Ich schteh, besinne mich!
Es rappelt doch ein wenig nau
Dort hinne in d'r Kich.

Ich geh net 'nei — ich kann noch net!
Mei' Herz fiehlt schwer un krank;
Ich geh 'n wenig uf die Portsch
Un hock mich uf die Bank;
Es sieht mich Niemand, wenn ich heil
Hinner der Drauwerank!

Zwee Blätz sin do uf däre Portsch,
Die halt ich hoch in Acht,
Bis meines Lebens Sonn versinkt
In schtiller Dodtes-Nacht.
Wo ich vum alte Vaterhaus
'S erscht Mol bin gange fort,
Do schtand mei Mammi weinend da
An sellem Riegel dort;
Un nix is mir so heilig nau,
Als grade seller Ort.

Ich kann sie heit noch sehne schteh,
Ihr Schnuppduch in d'r Hand;
Die Backe roth, die Aage naß —
O, wie sie doch so schtand!
Dort gab ich ihr mei' Färewell,
Ich weinte als ich's gab,
'S war's letschte Mol in däre Welt,
Daß ich's ihr gewe hab!
Befor ich wieder kumme bin,
War sie in ihrem Grab!

Nau wann ich an mei' Mammi denk,
Un meen, ich dhät sie seh,
So schteht sie an dem Riegel dort
Un weint, weil wek ich geh.
Ich seh sie net im Schockelschtuhl,
Net an keen annere Ort;
Ich denk net an sie, als im Grab;
Juscht an dem Riegel dort.
Dort schteht sie immer vor mei'm Herz
Un weint noch liebreich fort!

Was macht's, daß ich so dort hi'guck,
An sell End vun der Bank!
Weescht du's? Mei' Herz is noch net dodt,
Ich wees es, Gott sei Dank!

Wie manchmal saß mei' Daddy dort,
Am Summer-Nachmiddag,
Die Hände uf der Schoos gekreizt,
Sei' Schtock bei Seite lag.
Was hot er dort im Schtille g'denkt?
Wer mecht es wisse — sag?

V'rleicht is 'n Kindheets-Draam,
Das ihn so sanft bewegt;
Oder is er 'n Jingling jetzt,
Der scheene Plane legt?
Er hebt sei' Aage uf juscht nau
Un guft weit iwer's Feld,
Er seht v'rleicht d'r Kerchhof dort,
Der schun die Mammi helt.
Er sehnt v'rleicht nach seiner Ruh
Dort in der bessere Welt!

Ich wees net, soll ich nei' in's Haus:
Ich zitter an d'r Dheer!
Es is wol alles voll inseid,
Un doch is alles leer!
'S is net meh' heem, wie's emol war,
Un kann's ah nimme sei';
Was 'naus mit unsere Eltere geht,
Kummt ewig nimme 'nei'!
Die Freide hot der Dodt geärnt,
Das Trauerdheel is mei'!

So geht's in dere rauhe Welt,
Wo alles muß vergeh!
Ja, in der alte Heemet gar
Fiehlt m'r sich all allee'.
O, wann's net vor der Himmel wär,
Mit seiner scheene Ruh,
Dann wär m'r's do schun lang verleedt,
Ich wißt net, was zu dhu.
Doch Hoffnung leichtet meinen Weg
Der ew'gen Heemet zu.

Dort is 'n schee' schee' Vaterhaus,
Dort geht m'r nimmeh fort;
Es weint kei' guti Mammi meh'
In sellem Freideort.

Kee' Daddy sucht meh' for 'n Grab,
Wo, was er lieb hot, liegt.
Sell is kee' Erdewelt wie die,
Wo alle Luscht betriegt;
Dort hot das Lewe ewiglich
Iwer der Dodt gesiegt.

Dort find m'r, was m'r do verliert,
Un b'halt's in Ewigkeit;
Dort lewe uns're Dodte all
In Licht und ew'ger Freid.
Wie oft, wann ich in Druwel bin,
Denk ich an selli Ruh,
Un wott, wann's nor Gott's Wille wär,
Ich ging ihr schneller zu;
Doch wart ich bis mei' Schtindle schlägt,
Nor'd sag ich — Welt, adju!

Der alte Feierherd.

Die alte Dichter lowe schmärt
'S Holsfeier uf'm Feierherd;
Ihr Schreiwes heemelt unser eem —
Ich les 's gern — es kummt mir heem.
'S is mir wie aus 'm Herz geredt,
Ich fiehl wie wann ich's sehne dhet.

'S is heitsedag net meh' der Fall;
Kohleffe sehnt mer iwerall,
Un bei die Leit das recht hoch schtehn
Is net emol en Feier zu sehn.
Du schtaunscht? 's is so — verlaß dich druff —
Die Hitz kummt aus'm Keller ruff.

Do is m'r oft recht iwel dra';
Wo sitzt m'r hi'? — wo guckt m'r na'?
G'wohnt is m'r an die alte Leier
Un nix scheint recht — m'r guckt for's Feier.
Wek mit so Fäschens — 'sin nix werth —
Geb mir der alte Feierherd!

For seller Platz trag ich im Herz
Fascht immerfort 'n Heemweh-Schmerz:
Was ich ah dhu, wo ich ah bin,
Dort gehen mei' Gedanke hin.

Es bleibt m'r immer lieb un werth
Der alte, warme Feierherd!

Der Hinnerkloß war dick un rund,
Un vorne dra' de Feierhund,
Uf selli dhut m'rs kleenre Holz,
Nor'd schteigt die Flamm gar hell un schtolz;
Un wann d'r Schtormwind drauße haust,
Wie dann d'r Zuhk im Schornstee' braust!

Im Vorroth hot m'r Holz bereit
Un ufgepeild uf eener Seit;
Un driwe schteht, nach alter Ruhl,
Der gutgewor'ne Schienestuhl;
Die Zang un Schaufel hen ihr Zweck,
M'r schtellt sie dort in's Schornschtee' Eck.

Sell Mäntelbord — was halt's so viel: —
Die Lichterschteck un Kaffemiehl,
Die Biegeleise, groß un klee',
Seht m'r dort all beisamme schteh;
Die Schwewelhelzer noch d'rzu —
M'r kennt net ohne selli dhu.

Nau wammer Owets sitzt un gukt,
Wie's doch dort in de Kohle schpukt!
Es glieht un schtrahlt, weiß, schwarz un roth,
Nau gans lewendig, un nau dodt:
M'r gukt un denkt — m'r werd gans schtill,
Un kann juscht sehne, was m'r will.

Wie schee' wammer der Owet schpendt
Am Feier bis es nunnerbrennt;
M'r meent, die Kohle suche Ruh,
Die Weißesch dschillt un deckt sie zu;
Sie gewe sich so dreemisch hin,
Wie Aage, wann sie schläfrig sin.

Hot m'r 'n g'wisse Freind beiseit,
M'r sehnt viel meh' bei solcher Zeit:
Wann zwee mitnanner guke, scheint
Das Herdfeier herrlich, guter Freind!
Un bischt du eens vun sellem Paar,
Dann sagscht net gern, wer's anner war.

Do heeßt's, es werre Junge oft,
Wie gans vernaddert unverhofft.
Sie sehne in der Kohlegluth
'N Haus vor sich, 'n scheenes Gut,
Un wolle mitenanner fort
Zu hause an dem scheene Ort.

Ich glaab net viel an Hexerei —
Mag sei', 's is eppes so dabei.
Eens wees ich awer, gans gewiß:
Es gebt kei' Platz wie seller is;
Es schpukt m'r immer vor dem Herz
Un weck 'n Art vun Freedeschmerz.

Denk ich an sell alt Mäntelschtick,
Dann kummt mei Kindheet widder z'rick;
Dann lebt der gute Vater noch —
Dann is die Mammi widder Koch.
Un die Geschwischter — all zerschtreit —
Versammelt an der Owetzeit.

Vor mir 'n Buwele, zart un klee',
Liegt's Lewen widder wunnerschee'.
Die Hoffnung lächelt freidig fort,
Wie's Bildwerk an de Kehle dort.
Hier haw' ich was mei'm Herz gefellt,
Loß brause drauß die rauhe Welt!

Das Krischkindel.

O du liewer Kindheeds-Krischdag,
Lebscht noch wack'rig in mei'm Herz!
Denk ich an dich, was 'n Pulsschlag
Fiehl ich, was 'n Heehmweh-Schmerz!
Dunkle Wolke sehn ich senke
Zwischen mir und seller Zeit;
Du scheinscht awer in mei'm Denke
Beschtest Licht der Kindheeds-Freid.

Ja, ich sehn der Krischtbaam funkle,
Schmunzle an der Schtuwe Wand;
Was en Licht war sell im Dunkle,
Himmel schee' im Erdeland.

Wer kann zehle die Geschenke:
Niß un Zucker allerlei!
Muß m'r schtaune, muß m'r denke,
Wer schafft all' die Sache bei?

Deß war schur des gut Krischkindel,
Es hot alles des gemacht.
Heerscht du net sei' Belleklingel
In der schtille Krischdag Nacht?
Iwer Berge, Himwel, Fense
Jagt es mit sei'm Schlitte bei;
Schtoppt am Haus un schluppt gans sachte
Mit sei'm Sack am Schornschtee' nei'.

'S is Alles schtill! Die Kinner schtrecke
Schnook im Bett un draame schee';
Santa Klaus werd sie net wecke,
Er dhut all sei' Sach allee':
Hengt d'r Baam mit scheene Sache,
Schleicht herum im ganze Haus,
Legt sei' Gabe 'raus mit Lache,
Un dann — Ho! — zum Schornschtee' naus!

Mecht den Wunnermann 'mol sehne,
Doch er is zu schtick un schlau!
Schmohkt un lacht er, wie Leit meene?
Is sei Bart so lang un grau?
Hot er Backe roth wie Eppel?
Is sei' G'sicht so breed un fett?
Hengt sei lang Haar imme Zeppel?
Is er so gar kreislich nett?

Un sei' Renndhier — acht im Schlitte!
Ach, ich mecht ihn sehne geh'!
Des is g'fahre, des is g'ritte,
Iwer Froscht un Eis un Schnee!
Er dhut bei sich selwer lache,
Net weil's Fahre geht so gut;
Awer weil er so viel Sache
An der Kinner Krischtbaam dhut.

Dheel Leit meene, des wär Fawel,
Es wär kee' Krischkindel so;
Fegel peifen nach dem Schnawel,
Schlohe Krischte glawe schloh.

Ich hab es noch nie gesehne
In der hei'gen Krischtennacht;
Doch sehn ich der Krischtbaam funkle,
Sag ich: es hot des gemacht.

Sei gegrießt, du scheenes Meunle,
Bleiwe immer frisch un jung!
Deine Giete, deine Wunner
Singt jo jede Kinnerzung.
Komme wieder, komme ewig,
Komme freidig, sanft un sacht;
Zier de Krischtbaam for die Kinner
In der heil'gen Krischtdag Nacht!

Busch un Schtedtel.

Dheel Buschleit hen keen Luscht deheem,
Sie hänkere' nooch der Schtadt;
Vor mei' Dheel, ich hab immer noch
Kee' Noschen so gehatt.

'S mag gut genug im Schtedtel sei' —
Geb mir das griene Land!
Do is net alles Haus un Dach,
Net alles Schtroos un Wand.

Was hot m'r in der Schtadt vor Freed?
'S is nix as Lärm un Jacht;
M'r hot kee' Ruh der ganse Dag,
Kee' Schloof de ganse Nacht.

Die Buwe guke matt un bleech,
Die Mäd sin weiß un dinn;
Sie hen wol scheene Kleeder a',
'S is awer nix rechts drin.

Die Schtadtleit sin zu zimberlich;
Sie rege schier nix a',
Sie brauche' net ihr weiße Hend,
Aus Forcht, 's kummt eppes dra'.

Mir is zu wenig Grienes do,
Kee' Blumme un kee' Beem:
Wann ich 'n Schtund im Schtedel bin,
Dann will ich widder heem.

Der Pihwie.

Pihwie, Pihwie, Pihwittittie!
Ei, Pihwie, bischt zerick?
Nau hock dich uf der Poschte hi'
Un sing dei' Morgeschtick.

Hoscht lang verweilt im Summerland,
Bischt seit Oktower fort;
Bischt drunne ordlich gut bekannt?
Wie geht's de Fegel dort?

'S is schee dort uf der Orenschbeem:
Gell, dort gebt's gar kee' Schnee?
Doch fiehlscht du als recht krank for heem,
Wann's Zeit is for se geh'!

Bischt doch uns all recht willkumm do;
Denk, du bischt net zu frieh;
Der Morge guckt emol net so —
Gell net, du klee' Pihwie?

Pihwie, wo bauscht du deß Johr hi'?
Kannscht wehle, wo du witt!
Witt du am Haus 'n Plätzeli?
Ich dheel d'rs willig mit.

Ich geb d'r neier Dreck for nix,
Geilshoor un Flax un Helm;
Nehmscht's ennihau! — Ich kenn dei Tricks,
Du schmärter kleener Schelm!

Deß is juscht G'schpaß, mei' Pihwiefreind,
Ich rechel dich kee' Dieb!
Hettscht mit mei'm Gold dei Nescht geleint,
Du wärscht m'r juscht so lieb.

'N Friehjohr ohne dich, Pihwie,
Wär wie 'n leeri Welt!
Dei Dienscht, mei' liewes Fegeli,
Bezahlt m'r net mit Geld!

Pihwie, wie'n milde Luft du bringscht!
Die Friehjohrssunn, wie schee'!
'S gebt nau, weil du 'mal Morgets singscht,
Kee' Winterdage meh'.

Pihwie, Pihwie, Pihwittittie!
Bin froh, du bischt zerick.
Nau hock dich uf d'r Poschte hi'
Un sing dei Morgeschtick!

Das alt Schulhaus an der Krick.

Heit is 's 'räktly zwanzig Johr,
Daß ich bin owwe naus;
Nau bin ich widder lewig z'rick
Un schteh am Schulhaus an d'r Krick,
Juscht neekscht an's Daddy's Haus.

Ich bin in hunnert Heiser g'weßt,
Vun Märbelschtee' un Brick,
Un alles was sie hen, die Leit,
Dhet ich verschwappe eenig Zeit
For's Schulhaus an der Krick.

Wer mied deheem is, un will fort,
So loß ihn numme geh' —
Ich sag ihm awer vorne naus,
Es is all Humbuk owwe draus,
Un er wert's selwert seh'!

Ich bin draus rum in alle Eck',
M'r macht's jo ewwe so;
Hab awwer noch in keener Schtadt
Uf emol so viel Freed gehat,
Wie in dem Schulhaus do.

Wie heemelt mich do alles a'!
Ich schteh un denk un guck;
Un was ich schier vergesse hab,
Kummt widder z'rick wie aus seim Grab,
Un schteht do wie en Schpuck!

Des Krickle schpielt verbei wie's hot,
Wo ich noch g'schpielt hab dra';
Un unner selle Hollerbisch
Do schpiehle noch die kleene Fisch,
So schmärt wie selli Zeit.

Die Weißeech schteht noch an der Dhier —
Macht Schatte iwwers Dach;
Die Drauwerank is ah noch grie' —
Un's Amschel-Nescht — guk juscht mol hi' —
O was is deß en Sach!

Die Schwalme schkippe iwwer's Feld:
  Die vedderscht is die bescht!
Un sehnscht du dort am Giewel-Eck
'N Haus vun Schtopple un vun Dreck?
  Sell is en Schwalme-Nescht.

Die Junge leie allweil schtill,
  Un schlofe alle fescht.
Wart bis die Alte kriege Werm,
Nor'd heerscht du awer groß Gelerm
  Vun Meiler in dem Nescht!

Ja, alles des is noch wie's war
  Wo ich noch war en Buh;
Doch anner Ding sin net meh so,
For alles dhut sich ennere do
  Wie ich mich ennere dhu.

Ich schteh wie Ossian in sei'm Dhal
  Un seh in's Wolkeschpiel —
Bewegt mit Freed un Trauer — ach!
Die Dhrene kumme wann ich lach!
  Kannscht denke wie ich fiehl.

Do bin ich gange in die Schul,
  Wo ich noch war ganz klee';
Dort war der Meeschter in sei'm Schtuhl,
Dort war sei' Wip un dort sei' Ruhl —
  Ich kann's noch Alles seh'.

Die lange Desks rings an der Wand, —
  Die grose Schieler drum;
Uf eener Seit die grose Mäd,
Un dort die Buwe, net so bleed —
  Guk, wie sie piepe rum!

Der Meeschter watscht sie awwer scharf,
  Sie gewe besser acht!
Dort seller, wo Lofletters schreibt
Un seller, wo sei Schpuchte treibt,
  Un seller Kerl wo lacht.

Die Grose un die Kleene all
  Sin unner eener Ruhl;
Un deß is juscht der rechte Weg:
Wer Ruhls verbrecht, der nemmt die Schleg,
  Odder verloßt die Schul.

Inwenuig um de Offe rum
  Hocke die kleene Tschäps;
Sie lerne artlich hart verschteh,
Un wer net wees sei' A B C —
  Sei' Ohre kriegen Räpps.

S'is hart zu hocke uf so Benk —
  Die Fieß, die schteh'n net uf —
En Mancher kriegt en weher Rick
In sellem Schulhaus an der Krick,
  Un fiehlt gans krenklich druff.

Die arme Drep! dort hocke se
  In Misserie — juscht denk!
Es is kee' Wunner — nemm mei Wort —
Daß sie so wenig lerne dort
  Uf selle hoche Benk.

Mit all was mer no sage kann,
  War's doch en guti Schul;
Du finscht keen Meeschter so, geh, such,
Der seifre kann durch's ganze Buch,
  Un schkippt keen ehni Ruhl.

Bees war er! ja, deß muß ich g'schteh;
  G'wippt hot er numme zu;
Gar kreislich gute Ruhls gelehrt,
Un wer Schleg kriegt hot, hen se g'heert,
  Hot eppes letz gedhu'.

Wann's Dinner war un Schul war aus,
  Nor'd hot mer gut gefiehlt;
Dheel is'n Balle-Gehm gelunge,
Dheel hen mitnanner Rehs g'schprunge,
  Un Dheel hen Soldschers g'schpielt.

Die grose Mäd hen ausgekehrt,
  Die Buwe nausgeschtaabt.
Zu helfe hen en Dheel pretend,
Der Meeschter hot sie naus gesendt:
  Die Ruhls hen's net erlaabt.

Die kleene Mäd hen Ring geschpielt
  Uf sellem Wasum da:
Wann grose Mäd sin in der Ring —
'S is doch en wunnervolles Ding —
  Sin grose Buwe ah!

Die Grose hen die Grose 'taggt,
  Die Kleene all vermißt!
Wie sin se g'schprunge ab un uf,
Wer g'wunne hot, verlaß dich druf,
  Hot dichtiglich gekißt.

Am Krischdag war die rechte Zeit —
  O wann ich juscht dra' denk! —
Den Meeschter hen mer naus geschperrt,
Die Dhier un Fenschter fescht gebärrt —
  „Nau, Meeschter, en Geschenk!"

Nor'd hot er awwer hart browirt,
  Mit Fors zu kumme nei';
Un mir hen, wie er hot gekloppt,
'N Schreiwes unne naus geschtoppt:
  „Wann's seinscht, dann kannscht du 'rei."

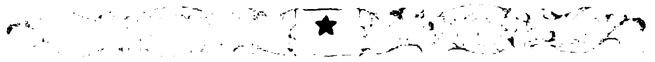
Nau hot der Meeschter raus geläuft,
  Gar kreislich schiepisch 'gukt:
Eppel un Keschte un noch meh',
'S war juschtement in fakt recht schee',
  Mir hens mit Luschte g'schluckt.

O wo sin nau die Schieler all,
  Wo hawwe do gelernt?
'N Dheel sin weit eweck gereest,
Vum Unglick uf un ab gedscheest,
  Dheel hot der Dodt geärnt.

Mei Herz schwellt mit Gedanke uf,
  Bis ich schier gar verschtick!
Kennt heile, 's dhat m'r nau so leed,
Un doch gebt's mir die greeschte Freed,
  Des Schulhaus an der Krick.

Gut bei! alt Schulhaus — Echo kreischt
  Gut bei! Gut bei! zurick;
O Schulhaus! Schulhaus! muß ich geh',
Un du schtehscht nor'd do all allee',
  Du Schulhaus an der Krick!

O horcht, ihr Leit, wu nooch mir lebt,
  Ich schreib eich noch des Schtick:
Ich warn eich, droh eich, gebt doch Acht,
Un nemmt uf immer gut enacht
  Des Schulhaus an der Krick!



"Fürst und Priester."

Demetrius Augustin Gallitzin, der Begründer von Loretto, Pennsylvania.



Vortrag gehalten im "Deutschen Litterarischen Klub von Cincinnati", am 19. Januar 1881.



Hoch droben in den Bergen von Mittel-Pennsylvanien, wo der Kamm des Alleghany-Gebirges die Wasserscheide der Susquehanna- und Ohio-Flußgebiete bildet, liegt das Städtchen Loretto, der älteste Ort in der Grafschaft Cambria. Das Städtchen, welches gegenwärtig etwa 300 Einwohner zählt und mit den darum liegenden Farmen eine Gemeinde von beiläufig 3000 Seelen bildet, wurde im Jahre 1799 gegründet, als noch dieser Theil des Staates Pennsylvanien eine undurchdringliche Wildniß war. Das Städtchen enthält eine große prächtige Kirche, zwei Schulen, eine Erziehungsanstalt für Mädchen, von den barmherzigen Schwestern geleitet, das „St. Aloysius Kollegium" genannt, und eine ähnliche Anstalt für Knaben, die unter Führung der Franziskaner Patres steht. [1])

Loretto bildet den Anfang und Mittelpunkt der Niederlassung einer fleißigen, ruhigen katholischen Bevölkerung, die hier sich nach und nach angesiedelt hat, und die etwa zu drei Fünfteln aus Deutschen und deren Nachkommen besteht. Die Ortschaften Carolltown, Münster, St. Augustin, Gallitzin, St. Bonifazius, Adamsburg und St. Lawrence sind alle vorwiegend von deutschen Katholiken, meistens Münsterländern, gegründete Ansiedlungen. Der Pionier dieser nunmehr von blühendem Wohlstand gesegneten Gegend, war ein seltsamer Mann, von so besonderem Wesen, daß er wie ein psychologisches Räthsel in der Geschichte dasteht. Entsprossen väterlicherseits aus einem alten hochstehenden russischen Fürstengeschlecht, würde er unserer Tendenz fernstehen, wenn er nicht mütterlicherseits einen ebenso hervorragenden deutschen Ursprung hätte, der noch um so mehr hervortritt, wenn man bedenkt, daß er dieser Seite seine Erziehung ausschließlich zu danken hatte. Doch wir wollen den Gang unserer Lebensskizze nicht erst durch eine weitschweifige Abhandlung einleiten, sondern gleich auf den Gegenstand selber übergehen.

Demetrius Augustin Gallitzin wurde am 22. Dezember 1770 im Haag geboren, woselbst sein Vater sich zur Zeit als russischer Gesandter aufhielt. Dieser war ein bekannter Diplomat der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, und wirkte als solcher während der glänzenden Regierungszeit der Kaiserin Katharina II. Er war einer ihrer Günstlinge, war Minister, Staatsrath und zu verschiedenen Zeiten Gesandter an mehreren Höfen. Die Mutter unseres Demetrius Augustin — auch der Vater hieß Demetrius — war eine Tochter des kön. preußischen General-Feldmarschalls Samuel, Reichsgraf von Schmettau, eines der bekannten Generäle des großen Friedrich, und die Schwester des 1806 zu Auerstädt

gefallenen preußischen General-Lieutenants der Infanterie, Graf Karl Friedrich Wilhelm von Schmettau. Sie hatte zwar, da ihre Mutter eine Katholikin war, in ihrer Jugend in einem Kloster zu Breslau eine katholische Erziehung genossen, allein da sie in ihrem 14. oder 15. Jahre ziemlich unwissend nach Berlin in's elterliche Haus zurückkehrte,[2]) so wurde sie einem französischen Lehrer, Monf. Premoval, anvertraut, der, weil damals in Deutschland und besonders am Hofe Friedrichs des Großen, alles nach französischem Schnitt zugestutzt werden mußte, in Berlin ein Erziehungs-Institut für adelige Damen errichtet hatte. Nach anderthalb Jahren trat sie in das Haus ihrer Mutter zurück, wo sie nun bestimmt war, eine glänzende Rolle zu spielen.[3]) So kam sie in der Eigenschaft einer Gesellschafterin oder Hofdame der Gemahlin des Prinzen Ferdinand in die Bäder nach Aachen, wo sie ihren späteren Gemahl kennen lernte. Dieser war ein Schüler Voltaire's und treuer Anhänger der französischen Enzyklopädisten, besonders aber mit d'Alembert und Diderot befreundet. Auch seine Gattin gelangte in jene Gesellschaft, da das Gesandtschaftshotel Gallitzin's im Haag einer der Anziehungspunkte der geistreichen Welt jener Zeit war. Hier wurde die junge Fürstin rasch in den Kreis der Gelehrtenschule der Niederlande, deren Haupt der holländische Philosoph Franz Hemsterhuys war, eingeführt und mit dem letzteren innigst befreundet. Auch mit Diderot, welcher auf seinem Wege nach St. Petersburg, wohin ihn die Czarin Katharina eingeladen hatte, sich einige Monate in der Wohnung des Fürsten im Haag aufhielt, wurde die junge geistreiche Frau näher bekannt.

Aus diesem Verkehr mit den berühmten Denkern jener Zeit entwickelte sich die Neigung der Fürstin für die Wissenschaften. Mit einer wahren Begeisterung wandte sie sich dem Studium der Philosophie zu, welchem nunmehr all ihr Dichten und Trachten galt. Diesem stand aber das üppige Hofleben mit den vielen Gesellschaften, Schauspielen, Bällen &c. entgegen, von denen das Gesandtschaftshotel des Vertreters des mächtigen russischen Reiches selbstverständlich keine Ausnahme machen konnte. In diesen Vergnügungen fand die Fürstin jedoch keine innere Befriedigung, und sie sehnte sich hinaus aus dem Strudel der Lustbarkeiten der großen Welt. Allein wie aus diesem ewigen Kreise von Spielen und Besuchen, Schauspielen, Tänzen und Nichtigkeiten hinausgelangen, die immer des Abends nur ein vermehrtes, vergebliches Streben nach etwas Besserem forderten, das sie dennoch nicht kannte?[4]) Sie faßte den Plan, sich aus der großen Welt ganz zu entfernen, allein sie wagte es nicht, dieses ihrem Gemahl mitzutheilen und dessen Zustimmung zu erlangen. Da machte sie Diderot zu ihrem Vertrauten, der ihre Ansichten billigte und den Fürsten bewog, dem Wunsche seiner Gemahlin nachzugeben, die sich dann auf eines seiner Landhäuser in der Nähe von Scheveningen zurückzog, wo sie aller Kleiderpracht, welche zu damaliger Zeit mit Reifröcken, Juwelen, Spitzen u. d. gl. auf's Höchste getrieben war, den Abschied gab.[5])

Ihrer neuen Wohnung gab sie den Namen „Nythuyß“ (Nicht zu Hause), um lästige Visitenmacher fern zu halten. Im Stillen aber verkehrte hier eine kleine, gewählte Gesellschaft. Zu dieser gehörte unter Anderen der bereits erwähnte Franz Hemsterhuys, der hier zugleich Erzieher der Fürstin und ihrer Kinder wurde, und sie vor allen Dingen in sein eigenes Lieblingsstudium, griechische Litteratur und besonders platonische Philosophie einführte. Auch die Gemahlin des Erbstatthalters und Prinzen von Nassau, eine geborene Prinzessin von Preußen, gehörte zu dem hier verkehrenden Kreise. Sie pflegte die Fürstin häufig mit ihrem Söhnchen, dem nachherigen Könige Wilhelm I. von Holland, zu besuchen. Dieser war denn auch der Spielgenosse unseres Demetrius oder „Mitri“, wie derselbe von den Eltern stets genannt wurde.

Da sich die Fürstin ganz der Erziehung ihrer Kinder widmete, und es durchaus nicht beabsichtigte, sie Schulen oder Erziehungsanstalten anzuvertrauen, sondern sie nach dem Rousseau'schen Natürlichkeitssystem heranbilden wollte, der Aufenthalt in Holland ihr aber dazu nicht die erforderliche Gelegenheit bot, so zog sie die Uebersiedlung nach einem passenderen Orte in ernstliche Erwägung. Es war bereits beabsichtigt, nach Genf zu ziehen, woselbst ihr Gemahl ein Landgut besaß, als der berühmte Freiherr Franz von Fürstenberg, Minister des Kurfürsten Maximilian von Köln, im Stifte Münster seine neue Volksschulordnung einführte, die erste in Europa, womit er den übrigen Ländern um fast ein halbes Jahrhundert vorauseilte. Die Fürstin, welche an allen Bestrebungen auf den Gebieten der Wissenschaften stets den regsten Antheil nahm, entschloß sich nun, ihren Plan zu ändern und zog darauf nach Münster, in dessen Nähe sie auf einem erworbenen Landgute, „Angelmodde“, seitdem wohnte.

Hier sammelte sich bald ein Kreis der hervorragendsten Männer Europa's um sie, darunter Herder, Goethe, Jean Paul, Klemens Brentano, Fürstenberg, Hamann, Stollberg, die beiden Jacobi, Overberg und ihr verehrter Hemsterhuys. Die geistreichen und glänzenden Gesellschaften der Fürstin zogen für lange Zeit die Aufmerksamkeit der ganzen gebildeten Welt auf sich. Sie ist die „Diotima“ an welcher Hemsterhuys seine "Lettres sur l'Athéisme" richtete, die er unter dem Titel „Diokles“ veröffentlichte (1785). Hier in dem Kreis der hervorragendsten katholischen Gelehrten des damaligen Deutschlands vollzog sich auch die Sinnesänderung der Fürstin, die aus einer Anhängerin Voltaire's und Rousseau's zu einer schwärmerischen Katholikin wurde. Ich habe hier die Mutter meines Gegenstandes deshalb so eingänglich geschildert, um den Einfluß zu zeichnen, welcher den jungen Fürsten zu seiner späteren so seltsamen Lebensrichtung führte.

In Münster genoß der junge Demetrius seine Erziehung und zwar gemeinsam mit seiner Schwester Marianne („Mimi“), ferner einem Sohn

des Dichters Johann Georg Jacobi (des nachherigen Geheimeraths), der Fürstin Taufpathin Amalia von Schmettau (ihres Bruders Tochter), und der beiden Söhne aus dem Hause Droste zu Vischering, Kaspar Max, später Bischof von Münster, und dem nachherigen Domkapitular Franz Droste. Die Gehülfen der Fürstin waren der verdienstvolle Pädagoge Dr. Bernhard Overberg, Dr. Katerkamp (der spätere Biograph der Fürstin), Hamann und Hemsterhuys. Um jedoch den jungen Fürsten auch für dessen voraussichtlich zukünftigen Beruf vorzubereiten, hielt sie noch einen Hofmeister, Haase, der ihn in den Kriegs- und Leibesübungen unterrichtete, so daß er nicht nur geistig sondern auch körperlich wohl erzogen wurde. Sein Biograph Dr. Lemcke sagt, daß er im Reiten, Fechten, Schwimmen und der Handhabung der Waffen ebenso gewandt gewesen sei, als er in den üblichen Lehrfächern wohl unterrichtet war. Der bekannte Professor Niemeyer in Halle schreibt über einen Besuch, den die Fürstin mit ihren Kindern bei ihnen machte:

„Ebenso neu war es, was wir von der Erziehungsweise der Fürstin sahen. Ihr Sohn und ihre Tochter, beide damals 11 resp. 12 Jahre alt, trugen höchst einfache Gewänder, das Haar schlicht, die Füße unbekleidet, das Gesicht von der Luft und Sonne gebräunt, das Auge offen und hell, das Gespräch verständig, ohne Affektation...... So sicher die Kinder mathematische Aufgaben gelöset hatten ebenso sicher sah man sie den Saalestrom beherrschen. Wir gingen an das Ufer, hoch erfreute sie die Gewandtheit unserer Halloren zu zeigen, die bekanntlich von Kindheit an zu den geschicktesten und kühnsten Schwimmern gebildet werden. Auf den Wink der Mutter warfen sie — der Prinz wie die Prinzessin — im Bewußtsein, es mit ihnen aufnehmen zu können, das leichte Oberkleid von sich, klimmten mit Leichtigkeit an den Balken einer Zugbrücke hinan, stürzten sich von der Höhe in die Fluth, schwammen den Fluß, wie einheimisch in diesem Elemente, hinauf und hinab und wurden, als sie an's Land kamen, von den Meistern der Kunst in ihrer Sprache mit einem lauten „Gut geschwommen! Gut geschwommen!" empfangen." [6])

Im Anfang der achtziger Jahre machte die Fürstin mit ihren Kindern eine Reise durch mehrere Gegenden Deutschlands, und im Jahre 1788 hielt sie sich mit denselben eine zeitlang in Hamburg auf, wo sie mit den hervorragenden Personen der Stadt und Umgegend, vorzüglich aber mit dem Dichter Matthias Claudius in Wandsbeck, dem gemüthlichen „Wandsbecker Boten" verkehrte. Gallitzin besaß noch in Amerika, sagt Lemcke, den "Asmus omnia sua secum portans, oder Sämmtliche Werke des Wandsbecker Boten", den ihm Claudius persönlich geschenkt hatte, und den er sorgfältig aufbewahrte. Auch erinnerte er sich stets mit Freuden des lieben Mannes. [7]) Dann finden wir sie in Eutin bei Stollberg und zu anderer Zeit in Düsseldorf im Kreise Jakobi's. Auch Weimar, das damalige

deutsche Athen, wurde nicht vergessen, wo sie mit Wieland, Herder, Goethe und den übrigen dort wohnenden Größen verkehrten. Gallitzin erinnerte sich recht wohl aller der berühmten Personen, die damals dort blüheten; besonders hatte ihn Herder angezogen.

Daß der religiös-mystische Zug, welcher die Mutter ergriffen hatte, auch seinen Einfluß auf den Sohn übte, läßt sich leicht denken. Im Jahre 1787, also in seinem 17. Jahr, trat derselbe, mit Einwilligung des Vaters, zur katholischen Kirche über. Einige Jahre später ging man mit dem Plan um, ihn auf Reisen zu schicken, damit er die Welt kennen lerne. Daraus ward nun freilich nichts, indem der Vater darauf drang, daß er sich dem Soldatenstande widme: hatte doch die Czarin Katharina den kleinen „Mitri" bei ihrem Besuch im Haag bereits in seinem vierten Jahr zum Fähnrich in ihrem Leibregiment ernannt. Daher war es des Vaters Wunsch, daß der junge Mann sogleich nach St. Petersburg gehe und in sein Regiment eintrete. Dieses fand jedoch nicht die Billigung der Mutter, die es dann erwirkte, daß der Prinz als Adjutant des damals in Brabant stehenden kaiserlich-österreichischen Generals van Lilien in kaiserlichen Dienst trat (1791). Nach dem Tode Josephs II. nahm man jedoch eine Aenderung in dem kaiserlichen Heerwesen vor, und auf Verordnung des kommandirenden Generals Merveld mußte Gallitzin, als Ausländer, den Dienst quittiren. Der Bruder der Fürstin, der preußische General von Schmettau, bereitete ebenfalls seiner Aufnahme in das preußische Heer Schwierigkeiten, indem er besonders gegen die Zulassung eines Begleiters desselben, wie es die Fürstin wünschte, Einwendungen erhob, und so zerschlugen sich die bezüglichen Unterhandlungen wieder. Nun drang der Vater auf's Neue auf seinen Eintritt in das russische Heer, allein die Mutter wußte auch dieses Mal den Plan zu vereiteln.

Fürst Gallitzin, Vater, war ein persönlicher Freund des philosophischen Jefferson, den er in Paris und im Haag hatte kennen lernen, und ein hoher Verehrer Washington's. Es bedurfte also keiner großen Ueberredung, ihn zu bewegen, zu einer Reise des Sohnes durch die Vereinigten Staaten seine Zustimmung zu geben, und so wurde dann eine solche Reise beschlossen und in's Werk gesetzt. In Begleitung eines jungen Priesters, Felix Brosius, der eine zeitlang Hauslehrer in der Droste'schen Familie war und als solcher zu jenem geschilderten Kreise gehört hatte, dessen Mittelpunkt die Fürstin bildete, und der dann eine Weile Professor der Mathematik in Düren gewesen war, reiste Demetrius Augustin im August 1792 von Rotterdam ab und segelte der neuen Welt entgegen, die er nun für immer seine Heimath nennen sollte.

Fast die erste Nachricht, welche die Seinigen von ihm aus Amerika erhielten, war die, das er sich entschlossen habe, Priester zu werden, sich dem armen, verachteten, mit tausend Gefahren und Beschwerden verknüpf-

ten Leben eines Missionärs widmen wolle. „Hier haben wir," schreibt Lemcke, „ein psychologisches Räthsel." Was wohl den jungen Mann bewog, auf einmal einen solchen gewaltigen Entschluß zu fassen und trotz allem Widerspruche auch durchzuführen, muß dahingestellt bleiben. Genug, daß darüber die verschiedenartigsten Ansichten ausgesprochen wurden. Sein Vater schob anfangs die Schuld auf die Mutter, gestand aber später offenherzig genug seinen Irrthum ein, denn auch diese hatte es durchaus nicht beabsichtigt, ihren Sohn aus der aristokratischen Welt, in welcher er eine hervorragende Rolle zu spielen bestimmt war, scheiden zu sehen, und am allerwenigsten ihn als dürftigen Priester in dem noch im ersten Stadium der Entwickelung begriffenen Amerika zu wissen. Die Geistlichkeit in Münster war vollständig verblüfft über den Schritt des jungen Prinzen, und Fürstenberg und Overberg, schrieben „ihrem enthusiastischen jungen Freunde abmahnende Briefe, voll von kühlen Vernunftgründen über's Meer hinüber." ..... „Seiner Mutter Bruder, der preußische General, welcher wegen seiner Erziehung, als einer militärischen, vielfach zu Rathe gezogen war und daher Beruf zu haben glaubte, hier ein Wort mitreden zu dürfen, schrieb, wie man es von einem Weltmann und hohen Militär nicht anders erwarten konnte. Ihm war es eine ausgemachte Sache, daß sein Neffe verführt und durch den Einfluß bigotter und schwärmerischer Personen dahin gebracht sei, seinen Rang, seine Familie, ja alle Lebensverhältnisse vergessen und sich einem niedern, verächtlichen Stande (un état de la honte et de l'opprobre) widmen zu wollen. Herr von Fürstenberg, der Priester, sagt zwar solches nicht gerade heraus, allein er scheint auch nicht viel auf den Stand eines armen Missionärs zu halten, denn er gibt dem Prinzen den Rath, wenn er doch durchaus den geistlichen Stand antreten wolle, so möge er dazu nach Europa zurückkommen; da könne man doch wenigstens dafür sorgen, daß er eine seinem Stande gemäße Anstellung erhielte." [8]) — Die böse Welt war, wie üblich, mit allerhand anderen Erklärungen zur Hand, die natürlich zu abgeschmackt sind, um hier erörtert zu werden.

Die Fürstin hatte ihrem Sohn eine Empfehlung des Fürstbischofs von Hildesheim und Paderborn an den berühmten Johann Carroll, dem ersten Bischof von Baltimore, und zur Zeit einzigen Bischof in den Vereinigten Staaten, verschafft. Sie dachte sich wahrscheinlich unter demselben einen mächtigen, einflußreichen Herrn, wie man sie damals noch, oft gefürstet, auf den Bischofsstühlen des deutschen Reiches sah, worin sie sich natürlich täuschte, denn Bischof Carroll hatte, außer seinem Privatvermögen, nichts weiter als seine bischöfliche Weihe, welche er sich aus Europa hatte holen müssen, da zur Zeit in Nordamerika (Mexiko ausgenommen) kein katholischer Bischof war. [9]) Dr. Katerkamps Bemerkung in seiner Biographie der Fürstin Gallitzin, der Prinz habe unter des Bischofs Einwilligung oder auf

dessen Rath das bischöfliche Seminar zu seinem Aufenthalt gewählt, weist Dr. Lemcke in die Reihe der Absurditäten, indem er darauf hinweist, daß es zur Zeit weder ein Seminar, eine bischöfliche Kirche, noch eine bischöfliche Residenz gegeben habe, und daß Gallitzin den Bischof 1792 in noch ärmlicheren Umständen angetroffen hätte, als er (Lemcke) ihn selbst im Jahre 1834 auf seinem Schlitten traf.[10])

Es hatten sich zur Zeit etliche katholische Priester, die vor der Revolution aus Frankreich geflüchtet waren, nach Amerika begeben und beim Bischof Carroll sich eingefunden, der ehedem seine Studien in Frankreich gemacht hatte. Dazu gehörte Dubois, der erste Bischof von New York, Bruté, nachmaliger Bischof von Vincennes, Flagget, Bischof von Louisville, und Nagot, ehemaliger Präsident des Seminars St. Sulpice in Paris. Diese mußten sich zuerst mit Unterrichtgeben im Französischen und andern Arbeiten ernähren, denn die Zahl der Katholiken, und besonders der französischredenden, war damals noch äußerst klein in den Vereinigten Staaten.

Nagot suchte nun den Grund zu einer geistlichen Erziehungsanstalt zu legen, wohnte aber mit einigen wenigen Zöglingen in einer Privatwohnung. Unter den letzteren befand sich ein ebenfalls geflüchteter belgischer Theologe, Stephan Theodor Badin, dessen Name in der Pioniergeschichte des Westens (Kentucky, Ohio, Indiana und Michigan) vielfach genannt wird. Er war der Erstgeborne der nordamerikanischen katholischen Kirche. Der zweite, welcher aus dieser unscheinbaren Anstalt hervorging, war unser Gallitzin.

Nachdem er im Frühjahr 1795 durch Bischof Carroll zum Priester geweiht war, sandte ihn dieser, da Gallitzin sich in seinen Studien mehr als gewöhnlich angestrengt hatte, nach einem angenehmen Landort, wo er sich wieder erholen sollte. Dieses war Port Tobacco in Charles County, Md. Das stille Landleben sagte dem ungestümen Geiste Gallitzin's, der nunmehr seinen fürstlichen Namen mit dem bürgerlichen: Vater Augustin Schmidt[11]) vertauscht hatte, keineswegs zu, und er bat deshalb den Bischof, ihn in die aktive Mission eintreten zu lassen. So kam er bereits im Herbst desselben Jahres in die Mission Conewago, Lancaster County, Pa., woselbst er dem wohlbekannten Priester jener Zeit, Vater Jakob Pellentz, assistirte, der damals diese ausgedehnte Mission inne hatte. Auch Vater Brosius, der inzwischen Pfarrer der katholischen Gemeinde in Philadelphia geworden war, unterstützte diese Mission von Zeit zu Zeit. Der Bischof rief ihn jedoch bald darauf nach Baltimore zurück, wo, wie Bischof Carroll schrieb, „die deutschen Katholiken murrten, daß man sie vernachlässige, und er (Gallitzin) sei jetzt der einzige Priester deutscher Zunge, welcher sie zufriedenstellen könne."[12]) Es versteht sich von selbst, daß Gallitzin diesem Ruf Folge leistete; bestätigt wird es übrigens durch verschiedene von ihm geschriebene Predigten, die Lemcke unter seinen Papieren fand. Ueberschrieben seien

diese gewesen: „Predigt, gehalten in Baltimore den .... 1795 oder 1796.“ [13]) Dann lebte er wieder zwei oder drei Jahre in Conewago und darauf in Taneytown, einem Städtchen im Norden von Maryland, woselbst er jedoch keine Deutschen in seiner Gemeinde hatte. Es währte auch nicht lange, so gerieth er hier mit der Gemeinde, bezw. den Kirchenvorstehern, in Verdrießlichkeiten, speziell warum und wie, ist nicht recht ersichtlich, außer daß er mehrere, bereits vor seiner Ankunft eingerissene Unarten auszumerzen versuchte, wogegen sich die Vorsteher auflehnten. Diese machten darauf dem jungen Priester nicht nur sein Amt sauer, durch ihre Opposition gegen die von ihm vorgeschlagenen Regulationen der Gemeinde, sondern sie versuchten auch, ihre Gegnerschaft durch eine Entziehung der nöthigen Subsistenzmittel wirksam zu machen.

„Wie Barnum“, schreibt Lemcke, „Land und Meer durchzog, um etwas Außergewöhnliches für sein Museum zu erhalten, wie Theaterunternehmer nach einer berühmten Schauspielerin oder Tänzerin angeln, so sahen sich die Kirchenvorsteher damals häufig nach einem Mann um, der es verstand, den Leuten die Ohren zu kitzeln und ein volles Haus herbeizuziehen. Dazu wollten sie dann überall dem Priester diktiren, ja drohten ihm wohl mit Sperrung der Temporalien, wenn er nicht nach ihrer Pfeife tanzen wollte. Und diese Herren Kirchenvorsteher waren gewöhnlich nichts anderes als verlaufene Schuster und Schneider, Scheerenschleifer oder Pfannenflicker aus der alten Welt, welche in der neuen, Gott weiß wie, zu Vermögen gekommen waren, bei den politischen Angelegenheiten als adoptirte Bürger mit drein zu reden hatten und daher auf den Gedanken gekommen waren, es müsse hier auch nach ihrem Sinn gehen. Priester gingen im Lande umher wie reisende Handwerksgesellen und warteten, bis die Kirchenvorsteher irgend einer Gemeinde sie engagirten, etwa wie Gemeindevorsteher in andern Ländern einen Nachtwächter oder Kuhhirten einstellen.

„Man kann sich leicht denken, welchen Eindruck dergleichen Dinge auf den feinfühlenden jungen Prinzen machen mußten. Unter solchen Verhältnissen konnte und wollte er nicht Priester sein. Er sah sich daher bei Zeiten darnach um, wie er ihnen entfliehen und eine Gemeinde finden möge, in welcher keine solche, ihn tief verletzende Verhältnisse herrschten.“ [14]) So beschloß er denn, irgendwo im Westen — als solcher galt nämlich das mittlere und westliche Pennsylvanien damals noch — eine eigene Ansiedlung und mit dieser zugleich eine Gemeinde zu gründen, wo er „den Kirchenvorstehern, Kirchenstühlen und allem anderen damit verbundenen Unwesen,“ [15]) aus dem Wege gehen könne. Diesen Plan setzte er nun und mit Erfolg ins Werk, wie wir in der Folge sehen werden.

Bereits um das Jahr 1790 hatten sich einige wenige Ansiedler in den Bergen des heutigen Cambria County, Pennsylvania, angesiedelt, Katho-

liken aus Maryland; darunter etliche deutsche Familien, Richard Nagel, Johannes Sturm u. A. Sturm erbaute die erste Mühle in jener Gegend. Die Beschwerden, welche diese herzhaften Pioniere zu erdulden hatten, sind fast unbeschreiblich. Ausgesetzt dem rauhen Wetter eines Winters in den Alleghanies, gegen dessen unbarmherziges Wüthen ihre hastig aufgeschlagenen Blockhütten, die bloß mit dem allerdürftigsten Hausgeräthe versehen waren, nur geringen Widerstand und Schutz boten, hatten sie oft die unglaublichsten Leiden zu erdulden. Ihre eiserne Willenskraft ließ sie jedoch festhalten und mit der unbeugsamsten Ausdauer sicherten sie für sich und ihre Nachkommen eine stille und angenehme Heimath. Zu der Zeit, von der wir reden, gab es aber in der weiten Umgegend keinen Weg, der die Niederlassung in den Bergen mit den besser besiedelten Gegenden des mittleren Pennsylvanien verbunden hätte. Ein elender Indianerpfad, der selbst von den Wilden nur wenig frequentirt worden war, führte von der Gegend, wo Loretto gegenwärtig liegt, nach dem etwa 50 Meilen entfernten Huntingdon County, wo bereits eine größere Ansiedlung bestand. [16])

Gallitzin, oder wie er sich damals nannte, Vater Schmidt, war einige Mal in diese Gegend gekommen, um seine Berufspflichten zu erfüllen. Die Abgelegenheit des Ortes von der sogenannten Zivilisation, die spärliche Besiedlung der Gegend, sowie das freundliche Entgegenkommen der wenigen Ansiedler, regten in ihm den Wunsch an, hier sich eine Heimath und eine Gemeinde zu gründen und ganz nach seiner Idee herzurichten. Er schrieb hierüber an den Bischof, der anfänglich nicht darauf eingehen wollte, endlich jedoch nachgab. Ein desbezüglicher Brief, datirt Washington, den 1. März 1799, drückt zuerst seine Verwunderung aus über Gallitzin's sonderbares Gesuch und seine Zweifel, ob er auch im Stande sein würde, eine solche Aufgabe zu lösen, und fährt dann fort: „Nun denn, Ihr Gesuch sei Ihnen gewährt; auch stimme ich von Herzen mit Ihrem Vorschlage überein, die in Ihrem Brief benannten Plätze von dort aus pastoriren zu wollen." (Dies waren Huntingdon und andere gegen Osten, also näher der zivilisirten Welt gelegene Orte.) Nun kaufte er sich hier eine beträchtliche Strecke Land, und ein alter Ansiedler, Kapt. MacGuire, gab weitere 400 Acker Land als Kirchengut her.

Im Spätsommer des Jahres 1799 zog er mit Sack und Pack von Tanevtown hinauf in das Gebirge, an den Ort, wo er für mehr als vierzig Jahre seine Heimath und schließlich sein Grab fand. Der Mann, welcher seine Habseligkeiten von Maryland dahin transportirte, war ein Lothringer Namens Nöl, der bereits als Kind vor dem Revolutionskriege nach Amerika gekommen war. Auch er zog nebst mehreren anderen deutschen Familien aus Conewago mit Gallitzin in das Gebirge. Es waren dies lauter arme Leute, welche nicht im Stande waren, sich in den bereits angesiedelten Gegenden eine Heimath zu erwerben und Land zu kaufen. Hier

bekamen sie es wohlfeil und auf langen Kredit, zum Theil verhalf ihnen auch Gallitzin dazu.[17])

Dieser zertheilte das von ihm persönlich erworbene Land in kleinere Parzelle, theils als eine Dorfanlage, die er „Loretto" nannte, theils als „Farmen", welche er, wie bemerkt, auf lange Zahlungstermine an arme Ansiedler überließ. Ueber den Beginn dieses Dorfes in der unwirthlichen Gegend des Alleghanygebirges schreibt Lemcke: „Hier wurde nun sogleich auf einem bereits vom Urwald gelichteten Platze zwei unscheinbare Gebäude aus rohen Baumstämmen errichtet, eins als Kirche, das andere als Priesterwohnung. In der heiligen Weihnachtsnacht 1799 dachte kein Mensch in der kleinen Gemeinde an den Schlaf. Das Kirchlein stand da, festlich geschmückt mit Tannenzweigen, Lorbeer und anderem Immergrün und so vielen Kerzen, als unter den Umständen aufzutreiben waren, und um Mitternacht wurde der erste feierliche Gottesdienst darin gehalten, zur größten Erbauung mancher Katholiken, die seit Jahren, und zur Verwunderung einiger alter, verwilderter Jäger, die ihr Lebtag so etwas noch nicht gesehen hatten. Und so ereignete es sich, daß an einem Orte, wo ein Jahr zuvor noch der Urwald stand, ein Häuflein von Wanderern verschiedener Zungen und Nationen unter Leitung eines heimathlosen Prinzen[18]) eine Heimath gefunden, und wo vordem in der schauerlichen Mitternachtstunde nichts gehört wurde, als das Heulen des Wolfes, der Lobgesang der himmlischen Heerschaaren erscholl: „Ehre sei Gott in der Höhe, Frieden auf Erden!" Und Friede war da, ein Friede, wie ihn die Welt nicht geben kann."[19])

Das Leben und Wirken dieses Missionär-Pioniers des Katholizismus in Mittel-Pennsylvanien in seinen Einzelnheiten zu schildern, kann hier nicht unsere Aufgabe sein. Für Liebhaber dazu ist das Buch des P. Heinrich Lemcke: „Leben und Wirken des Prinzen Demetrius Augustin Gallitzin" (Münster, 1861), oder die englische Biographie Gallitzin's: "Life of Demetrius Augustine Gallitzin." By Sarah M. Brownson (New York und Cincinnati, Verlag von F. Pustet u Comp.), besonders aber das erstere Werk zu empfehlen. Lemcke, selber ein Deutscher, vermochte es besser die Karakteristik des Prinzen aufzufassen, als die Amerikanerin, welcher der deutsche Zug in dem Wesen ihres Helden entschieden fremd war; und die deshalb eine etwas linkisch dargestellte Puppe aus ihm macht. So viel sei jedoch hier gesagt, daß es ein Leben voller Kampf und Ringen nach dem von ihm erstrebten Ideale war.

Gallitzin hat sein bedeutendes fürstliches Vermögen — das er oder vielmehr seine Schwester mittelst eines Prozesses in Rußland wieder zurückgewann, und von dem sie ihm, wenn nicht das ganze, so doch einen großen Theil in späteren Jahren zusandte[20]) — auf die Hebung seines Loretto und dessen Umgegend verwandt, obgleich er persönlich häufig mit der größten Armuth und Entbehrungen aller Art ringen mußte. Jedenfalls

hat er auch anfangs das in Amerika übliche Lehrgeld zu bezahlen gehabt, als er es versuchte, durch einige Spekulationen seiner Ansiedlung unter die Arme zu greifen. Darüber, meint Lemcke, brauche man sich auch nicht zu wundern, wenn man sich die schlichten, ehrlichen Lorettoer Buschleute jener Zeit vorstelle und an ihrer Spitze einen jungen Prinzen, der von den niederen Regionen des Lebens nichts weiter wußte, als was er zufällig vom Fenster aus gesehen hatte, die nun in Amerika spekuliren wollten. „Ich traf einmal," fährt Lemcke fort, „einen deutschen Juden, der in einem Städtchen im Innern des Landes ein Geschäftchen angefangen hatte, und bezeigte ihm meine Verwunderung, daß seine Glaubensgenossen nicht fleißiger auf's Land kämen; er sei der erste, den ich außerhalb New York und Philadelphia gesehen. Gott im Himmel, sagte er, was soll der Jud' in Amerika, könnt' man doch aus jedem Amerikaner sieben Juden machen." [31])

Man kann des Prinzen Lebensweise nicht besser kennzeichnen, als Lemcke es in der Schilderung seiner Ankunft in Loretto thut. Lemcke, noch für mehrere Jahre sein Kollege und später sein Nachfolger, war im Sommer 1834 Pastor an der deutschen Dreifaltigkeits Kirche in Philadelphia, wo es ihm jedoch nicht gefiel. Er hatte früher einmal eine Biographie der Fürstin Gallitzin gelesen, und erinnerte sich aus derselben, daß sie einen Sohn hatte, der als katholischer Missionär irgendwo in Amerika sein sollte. Er erkundigte sich in Philadelphia nach ihm, aber da war Niemand, der Auskunft geben konnte. Endlich fragte er einmal den Bischof. „Der ist ja in Loretto, im westlichen Pennsylvanien, in unserer Diözese." — „Also lebt er noch?" — „Freilich, ist aber alt und gebrechlich und bedarf Hülfe und Unterstützung in seiner ausgebreiteten Gemeinde. Da Sie doch gern von hier fort wären, und ein anderer deutscher Priester jetzt an ihren Platz treten kann, so können Sie zu ihm gehen. Aber er ist ein wunderlicher Heiliger. Es habens schon mehrere Andere mit ihm versucht; allein es scheint, als wenn Keiner mit ihm zurecht kommen kann. Es kommt indessen auf einen Versuch an."

Das dachte Lemcke auch und machte sich auf den Weg. Von Münster, welches noch etwa vier Meilen von Loretto entfernt ist, nahm er einen irländischen Jungen mit, der ihm den Weg zeigte. Lemcke war zu Pferde. „Als wir etwa eine Meile oder zwei im Walde zurückgelegt hatten", schreibt er, „sah ich einen mit zwei starken Pferden bespannten Schlitten, N. B. im September beim schönsten Sommerwetter, daher kommen. Im Schlitten sah ich in halbliegender Stellung einen ehrwürdig aussehenden Mann in einem alten abgetragenen, mantelartigen Oberrocke, mit einem alten Bauernhute auf dem Kopfe, den wohl Niemand auf der Straße aufheben würde, mit einem Buch in der Hand. Ich dachte, es müsse sich da ein Unglück ereignet haben; der alte Mann hätte sich vielleicht irgendwo im Walde ein Bein verrenkt, daß man ihn auf eine so sonderbare Weise hinschleifte. —

Thomas aber, der vor mir herlief, wandte sich um und sagte, indem er auf den alten Mann deutete: da kommt der Priester. Ich ritt näher hinzu und fragte: „Sind Sie wirklich der Priester von Loretto?" — „Ja, der bin ich." — „Der Fürst Gallitzin?" — „Aufzuwarten, in allerhöchst eigener Person!" und dazu lachte er recht herzlich. „Sie wundern sich vielleicht," sagte er, nachdem ich ihm einen Brief vom Bischof zu Philadelphia übergeben hatte, „über diesen sonderbaren Aufzug. Allein was hilft's? Für Wagen haben wir hier, wie Sie sehen, noch keine Wege, man würde ja alle Augenblicke einmal festfahren oder umwerfen; zu Pferde steigen kann ich nicht mehr, seit ich mir durch einen Sturz einen Schaden zugezogen, und das Gehen wird mir allgemach auch zu beschwerlich. Jetzt gehe ich an einen Platz, wo ich seit Jahren schon eine Station habe. Für den heutigen Tag ist dort Messe verkündigt. Gehen Sie jetzt ruhig fort nach Loretto und machen sich's bequem, ich werde gegen Abend heimkommen, oder wenn Sie wollen, kommen Sie mit mir, vielleicht wird es Ihnen interessant sein." Lemcke ging mit. Abends kamen sie nach Loretto, welches damals noch ein gar armseliges Städtchen war. In geringer Entfernung von demselben stand die zwar geräumige, aber nur für das äußerste Bedürfniß aus Holz gebaute Kirche, Gallitzin's Wohnhaus, Oekonomie-Gebäude und etwas ferner ab eine zu seinem Anwesen gehörende Mühle.

„Des Abends hatten wir denn viel zu plaudern. Seit Gallitzin Deutschland verlassen, waren bereits 42 Jahre verflossen. Und was war in diesen Jahren nicht alles geschehen? Die französische Revolution, welche bei seiner Abreise gerade ausgebrochen und Ursache war, daß er statt nach Paris und anderen Orten, die zur Tour eines jungen Prinzen gehören, gerade nach Amerika kam, hatte unterdessen ausgetobt. Napoleon war aufgestanden und wieder verschwunden; ganz Europa, und besonders unser liebes Deutschland, hatte sich anders gestaltet. Und während alles dieses vorging, hatte dieser Mann, der vermöge seiner Geburt sowohl als seiner Geistesanlagen dazu bestimmt war, eine große Rolle auf dem Welttheater zu spielen, still und verborgen in den Urwäldern des Alleghany-Gebirges das Reich des Friedensfürsten verkündet. Alle jene Kriegshelden und Staatsmänner, welche seit sechzig Jahren so viel von sich reden machten, und zu denen er wahrscheinlich gehört haben würde, sind dahingeschwunden, und die Werke, welche sie durch Blutvergießen oder Intriguen zu Stande gebracht, sind auch größtentheils dahin geschwunden; was aber der demüthige, verborgene Mann im Alleghany-Gebirge zu Stande gebracht, hat sich herrlich entfaltet und kommende Geschlechter werden sein Andenken segnen.

„Wie ich am Morgen aus meinem Schlafzimmer trat, kam mir der Prinz mit einem Arm voll Holz entgegen, um ein Feuer anzumachen, denn es war in der Nacht plötzlich kalt geworden, und wie ich nachher in die

Kapelle ging, um Messe zu lesen, ließ er es sich nicht nehmen, selbst zu ministriren.

„Der nächste Tag war ein Sonntag. Schon in aller Frühe kamen die Leute von allen Seiten herbei, um dem Gottesdienst beizuwohnen. Um 10 Uhr hielt ich das Hochamt, wozu die Orgel gespielt und ganz artig gesungen wurde. Nach dem Evangelium trat der alte Herr, der schon den ganzen Morgen in und außerhalb der Kirche gewaltig geschäftig gewesen war, hier einen Hund fortgejagt hatte, dort einen ungeschliffenen Buben bei den Ohren nahm, in größter Eile zu mir an den Altar, schob mich, mir nichts, dir nichts, zur Seite und fing an zu predigen, natürlich englisch, wovon ich nicht viel verstand. Allein so viel konnte ich doch zusammenreimen, es ging gewaltig über die Eitelkeit und den Hoffahrtsgeist her. Nichts in der Welt konnte den einfachen, demüthigen Mann mehr in Eifer bringen, als wenn er bemerkte, wie Prunk, Prachtliebe und neue Moden sich unter seine armen Pfarrkinder einschlichen, obgleich ich aufrichtig gestehen muß, daß damals kaum für zehn Thaler Ueberflüssigkeiten und Luxusartikel in der ganzen Versammlung zu sehen waren. Wie Gallitzin mit seiner englischen Predigt fertig war, fing er auch deutsch an. Das klang aber gewaltig ausländisch. Er hatte freilich eine deutsche Erziehung genossen, wobei indeß nach dem damaligen Zeitgeist das Französische vorherrschte, aber seit seinem zweiundvierzigjährigen Aufenthalte in Amerika hatte er fast gar keine Gelegenheit gehabt, sich in dieser Sprache zu üben. Somit war ihm denn die Muttersprache so fremd geworden, daß er im Flusse seiner Rede sich alle Augenblicke in englische Konstruktionen und Redeweisen verirrte; hie und da fehlte auch das rechte Wort, wo denn das entsprechende englische Wort mit deutscher Vorschlagsylbe oder Endung hineingeflickt wurde; kurz er sprach pennsylvanisch-deutsch, nur mit dem Unterschied, daß er auch noch mit Französischem aushalf.

„Er führte mich förmlich bei den Deutschen, die damals schon ziemlich zahlreich in der Gegend waren, ein und zeigte ihnen an, daß ich mich in der Zukunft besonders ihrer annehmen und jetzt sogleich eine deutsche Predigt, welche sie lange nicht gehört, halten würde. Hierauf trat er ab, mir freundlich-schelmisch zunickend, als wollte er sagen, so, ich habe das Meine gethan, jetzt ist die Reihe an Dir. Von dem war vorher gar keine Rede gewesen, es hatte nur geheißen, ich solle das Amt halten. Was wollte ich nun aber anders thun als — predigen, und zwar so komplet aus dem Stegreif, wie nie in meinem Leben. Wie ich ihm nachher vorwarf, daß er mich in solche Verlegenheit gesetzt, lachte er und meinte, er hätte doch sehen wollen, ob ich zu einem Missionär tauge, denn der müsse einen Schatz in sich haben, aus welchem er zu jeder Zeit Altes und Neues hervorbringen könne.

„Ich lebte des Glaubens, daß ich nun bei Gallitzin daheim wäre und machte schon meine Pläne, wie ich mit dem sonderbaren alten Mann leben,

wie ich es angehen wollte, die harte Kruste, die sich im langjährigen Kampfe mit einer undankbaren Welt um dieses edle Wesen gebildet, durchbrechen und einen Platz in seinem Herzen gewinnen möge. Da hatte ich aber die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Am Montag Morgen war er schon früh reisefertig, und der Wagen angespannt, denn diesmal sollte es nach Ebensburg, der Hauptstadt des County's, gehen, wohin schon ein gebahnter Weg führte. Hier kehrten wir bei einer befreundeten Familie ein. Der alte Herr ging dann den ganzen Vormittag in der Stadt umher, von einem Hause zum andern, und ich konnte mir nicht vorstellen, was er auf Händen haben möchte. Nach dem Mittagessen löste sich die Sache auf. Er gab mir ein Papier und sagte: „Hier ist eine Liste der katholischen Einwohner des Ortes. Jeder hat sich darauf verpflichtet, einen jährlichen Beitrag zu Ihrem Unterhalte zu zahlen. Ein Kirchlein ist hier, aber schon seit längerer Zeit kein Priester. Die Gemeinde ist nur klein und kaum im Stande, einen hinlänglichen Unterhalt für denselben aufzubringen. Aber Sie bleiben hier im Hause, es sind ja oben etliche hübsche Zimmer, Frau Ivroy ist eine gute Köchin und wird Ihnen gewiß auf's beste aufwarten; ich zahle vor der Hand das Kostgeld für Sie, dafür kommen Sie dann monatlich einmal zu mir, predigen den Deutschen, helfen mir im Beichtstuhle und gehen zu den Kranken und solchen Stationen, zu denen ich nicht mehr gehen kann.“ Aber, sagte ich, wo denken Sie denn hin? Was soll ich hier unter lauter Englischen, denn wie ich verstehe, ist kein einziger Deutscher im ganzen Orte. „Das thut nichts; das ist gerade gut für Sie, denn da müssen Sie nolens volens Englisch lernen, und da Sie schon einen guten Anfang gemacht haben und überhaupt nicht auf den Kopf gefallen zu sein scheinen, so werden Sie bald im Stande sein, zu predigen.“ „Das mag sein, aber wir können ja in Loretto auch englisch reden, und es wäre ja in jeder Hinsicht zweckmäßiger, wenn ich ganz und gar bei Ihnen wohnte; wozu Kostgeld zahlen?“ „Ja, sehen Sie,“ sagte er und rieb sich die Nase, wie das so seine Gewohnheit war, wenn er in Verlegenheit kam, „der Winter ist nahe vor der Thüre, und wie Sie gesehen haben, ist in meinem Hause außer der Küche nur ein Zimmer mit einem Feuerplatze.“ Hier konnte ich mich kaum des Lachens erwehren, denn der Bischof hatte es mir schon gesagt, daß er keinen andern Priester in seinem Hause wohnen lasse und darum absichtlich das Haus so verkehrt eingerichtet hatte, um eine gute Ausrede zu haben.

„Obgleich ich über alles dieses anfangs etwas frappirt war, so haben mich doch spätere Erfahrungen belehrt, daß man dem guten alten Manne seine sonderbare Verfahrungsweise nicht übel nehmen konnte. Wie überhaupt zahlreiche Vagabunden, die dem Zuchthause entgehen, nach Amerika laufen, so hat es sich auch oft zugetragen, daß unwürdige und verlaufene Priester denselben Weg einschlugen. Nun denke man sich einen Mann, wie

Gallitzin, der aus religiösem Eifer Alles verlassen, auf den man mit Recht den Spruch anwenden kann: „Der Eifer für Dein Haus hat mich verzehrt", — wenn dem solch ein verlaufener Miethling, ein Wolf im Schafskleide unter seine arglose Heerde kommt! Und er hatte bittere Erfahrungen gemacht. Wahrlich, da darf man es dem Manne nicht verargen, daß er mißtrauisch war, daß sich sein von Natur so edles und liebevolles Herz gleich einer Schnecke in spröder Schale verschloß, die sich nur allgemach und behutsam aufthat, wenn es sich herausstellte, daß kein Grund zum Mißtrauen vor handen sei." [22])

So weit Lemcke über das äußere Wesen Gallitzin's. Nun denke man aber ja nicht, es mit einem rauhen, verbauerten Mann zu thun zu haben. Im Gegentheil, Gallitzin war ein tiefer Denker und unablässiger Forscher auf allen Gebieten des Wissens. Er war stets mit etwas Ernstem beschäftigt. Er besaß eine ansehnliche Büchersammlung theologischer und weltlicher Schriften [23]) und war ein beständiger fleißiger Leser; auch hielt er mehrere Zeitungen, so daß er vollkommen von Allem unterrichtet war, was in der Welt vorging. Seine Schriften geben Zeugniß, daß er nicht müssig gewesen und wohl vertraut war mit dem Geist und der Geschichte der Theologie und Philosophie. Sogenannte leichte Lektüre war ihm eben so sehr zuwider, wie Putz und neue Moden in seiner Gemeinde. Er gestand einstens ein, daß er in seinem Leben zweimal es sich habe beikommen lassen, einen Roman zu lesen, und das waren: „Sophien's Reisen von Memel bis Sachsen" und der „Don Quixote". Die Mutter und Schwester pflegten ihm im Anfang hie und da neue Erscheinungen auf dem deutschen Büchermarkte zuzuschicken, davon war aber manches, dem man es ansah, daß es gar nicht gelesen worden war. — Lemcke erzählt, daß er anfangs geglaubt, es nur mit einem rauh gebildeten Asketen zu thun zu haben. „Allein ich wurde bald gewahr", schreibt er, „daß ich mich gewaltig geirrt und die Segel einzuziehen hatte." Er gibt dann folgendes erläuternde Beispiel von ihm, als er Gallitzin im Jahre 1834 zuerst kennen lernte:

„Ich hatte das kurz vor meiner Abreise in Deutschland erschienene „Bittere Leiden des Herrn nach den Betrachtungen der gottseligen Katharina von Emmerich" bei mir. Mich hatte das wunderliche Buch nicht nur sehr angesprochen, sondern förmlich hingerissen. Ich gab es meinem alten Freund und war sehr gespannt auf den Eindruck, welchen dasselbe auf den einfachen Mann im Urwald machen würde. Ich verließ ihn, kam wieder, ging ab und zu, von meinem Buch war nicht die Rede. Wie ich zuletzt dachte, er würde es vergessen und ungelesen gelassen haben, und endlich selbst davon anfing, fand ich, daß er es nicht nur gelesen, sondern mit der größten Aufmerksamkeit studirt hatte. „Es ist", sagte er ganz ruhig, „recht erbaulich zu lesen; übrigens ist nichts Neues darin und das ist eigentlich das Gute dabei. Ich habe es deswegen wiederholt durchsucht, und wenn ich

etwas gefunden hätte, würde ich sogleich bei unseren hiesigen Bischöfen darauf angetragen haben, seine Lesung den deutschen Katholiken zu verbieten; diese bringen überhaupt allerlei wunderliche Ideen in's Land, und man weiß bald nicht mehr, was man aus ihrem Katholizismus machen soll. Aber es ist auch kein Wunder, indem Bücher der Art ohne kirchliche Approbation unter ihnen zirkuliren." Mir war's, als wenn mir ein Eimer voll kalten Wassers über den Kopf geschüttet wurde. — Um's Himmels Willen, sagte ich, halten Sie denn das Ganze für Betrug? „Das nicht; aber wogegen ich protestire, ist, daß ein Dichter mir da etwas als von neuem Offenbarten auftischen soll, wobei ich überdem nicht einmal unterscheiden kann, was von ihm oder von dem armen stigmatisirten Nönnchen kommt. Die ganze Einkleidung ist einmal von ihm, da sie ein durchaus ungebildetes Bauernmädchen war. Das sind gefährliche Dinger; kommt mir beinahe vor, wie wenn Kinder mit Feuer spielen, ꝛc." Und hierauf verbreitete er sich über Stigmatisation, Ekstase und dergleichen Zustände und das Irrige und Gefährliche, solchen Erscheinungen als Bestätigung der Wahrheit großen Werth beizulegen, mit so viel Umsicht und Gründlichkeit, daß ich mich über den derben, scharf zusehenden Theologen nicht genug verwundern konnte." [24])

Bei seinen ausgedehnten Berufspflichten, fand Gallitzin noch Muße, mehrere theologische Streitschriften zu verfassen. Bereits im Jahre 1814 erschien von ihm: "Letter to a Protestant Clergyman, by Rev. Demetrius Augustine Gallitzin, Catholic Priest of Loretto." Diese Schrift war eine Erwiderung auf eine gedruckte Predigt des Ehrw. Herrn Johnson von Huntingdon, welche dieser an dem von Präsident Madison 1814 veranstalteten Bußtage gehalten hatte, und in welcher er den Katholizismus bitter angriff. Die Erwiderung Gallitzin's war zu viel für den protestantischen Prediger, der es zwar noch einmal versuchte, mit einer Schrift: "Vindication of the Reformation" (1817) sich zu rechtfertigen, worauf Gallitzin mit "An Appeal to the Protestant Public" (1817) erwiderte, welche Schrift von Johnson nicht beantwortet wurde. Im Jahre 1819 erschien: "Letters to a Protestant Friend on the Holy Scriptures."

Diese Schriften trugen Gallitzin den Ruf eines scharfsichtigen und gewandten Theologen ein. Auch erhob ihn kurz darauf der Bischof von Philadelphia zum General-Vikar für den westlichen Theil seiner Diözese. Wiederholte Ernennungen zur Bischofswürde lehnte er indessen ab, bis auf ein letztes, worin er jedoch die Bedingung stellte, daß man sein Loretto auch zum Bischofssitze machen sollte, [25]) was natürlich nicht geschehen konnte, da Pittsburg, der wichtigste Punkt im westlichen Pennsylvanien, dazu bestimmt wurde.

Diese bisher erschienenen Schriften Gallitzin's wurden kurz darauf (1819) in einer erweiterten Ausgabe in Baltimore unter dem Titel: "A

Defence of Catholic Principles in a Letter to a Protestant Clergyman" veröffentlicht, und zugleich (ob vom Verfasser oder nicht, ist nicht bekannt) in deutscher und französischer Sprache übersetzt. Sie erlebte eine starke Verbreitung, nicht bloß in den Vereinigten Staaten, sondern auch in Europa.[26]) Die katholische Fakultät der Universität von Paris ertheilte ihm dafür den theologischen Doktorgrad, gegen welchen Titel er sich jedoch beharrlich sträubte.[27])

Zunächst erschien im Jahre 1834 als Erwiderung auf sechs Resolutionen der presbyterianischen Synode von Columbia: "Six Letters of Advice to the Gentlemen Presbyterian Parsons, who lately met at Columbia, Pa., for the Purpose of Declaring War against the Catholic Church." (Ebensburg, 1834, 28 Seiten.[28])

Die Schriften Gallitzin's sind voll von packendem Humor und schneidiger Satyre; und sie drangen auch rasch in's Volk. Er war nicht zufrieden damit, daß sie gedruckt wurden, sondern er ließ sie überall auf eigene Kosten ausstreuen; in Hotels und auf Dampfbooten und an sonstigen öffentlichen Plätzen, überall konnte man sie finden. Und doch wußte Niemand etwas Näheres von dem zurückgezogenen Priester, der hoch droben in dem Alleghany-Gebirge seine einsame Gemeinde in Demuth pflegte. Dahingegen war er bei den hervorragenden Männern des Landes wohl bekannt. Er war ein intimer Freund von Henry Clay und dem jüngeren Präsidenten Adams. Auch nahm er an der Landespolitik persönlich den pünktlichsten Antheil, ohne jedoch seine Gemeinde nur im Entferntesten beeinflussen zu suchen. Während nämlich diese zur Jackson-demokratischen Partei hielt, bekannte er sich zur konservativen Opposition.

Sonst übte er in seiner Gemeinde (diese bedeutete nämlich sämmtliche Katholiken auf einen Kreis von mehr als hundert Meilen im Durchmesser rings um Loretto) die strengste Kontrolle über die Moral der gesammten Glieder derselben. Da ereignete es sich, daß anfangs der dreißiger Jahre des 19. Jahrhunderts der „Temperenz"-Fanatismus sich zuerst bemerkbar machte. Das war nach Gallitzins Ansicht nichts als eine Modekrankheit des amerikanischen Volkes, wie sie hier von Zeit zu Zeit auftauchen. „Was in Amerika gerade auf dem Tapet ist", schreibt Lemcke, „ist es ganz, und wer sich da unvorsichtig aus seinen vier Pfählen herauswagt, steht in Gefahr, umgerennt zu werden, und wer nur von Ferne Bedenken oder bescheidene Zweifel äußern wollte, würde als ein Blödsinniger oder als ein böswilliger Ketzer angesehen werden." Gallitzin machte sich freilich nichts daraus; es war seine Weise, wie sein Vater schon in seiner Kindheit von ihm gesagt hatte, gegen den Strom zu schwimmen. Darum trat er auch sogleich ernst und kräftig auf, wie die Mäßigkeitsvereine hervortraten, besonders weil er sah, daß man Miene machte, sich damit in's religiöse Gebiet hinüber zu betten und das Ding als politisch-religiöses Werkzeug zu benützen. Man weiß ja,

wie es damit zugegangen, und wie diese sonst so lobenswerthe Idee dort, wie Alles, wenn es fanatisch betrieben wird, mehr Unheil als Gutes gestiftet hat. Kurz, die Temperenzwirthschaft war gerade zur Modesache geworden. Auf der Gasse und im Hause, auf Dampfbooten und in Gerichtshöfen wurde von nichts weiter geredet, um nichts anderes wurde gerauft und gefochten. „Es werden Beispiele erzählt", schreibt Lemcke, „daß man sich in gottesdienstlichen Versammlungen deshalb fürchterlich geprügelt hat, ja die friedfertigen Quäker kamen sogar dieser Sachen wegen übereinander."

In einem fast ganz katholischen Ort in der Nähe von Loretto war ein irischer Geistlicher, welcher diesen Gegenstand auf eine fanatische Weise aufgefaßt hatte und alle ihm zu Gebote stehenden Mittel anwandte, um die Leute, sogar alte Weiber und Kinder, gewaltsam in den Temperenzverein hineinzutreiben. Auf den Knien vor dem Altar wurde das Temperenzgelübde abgenommen, ferner keine berauschenden Getränke zu genießen. Temperenz-Prozessionen mit eigenthümlichen Fahnen und Insignien wurden gehalten; auf einer Fahne (schreibt Lemcke) habe man einen betrunkenen Mann mit einem Brauntweinglase in der Hand abgebildet, den der Teufel mit Schweif und Pferdefuß am Kragen hatte. Dieser irische Geistliche wußte von nichts mehr zu predigen, als von der Temperenz. Eigene Gebetsvereine wurden gegründet, um für die Bekehrung der Bösen noch zu beten. Da traf es sich denn oft, daß eine Betschwester, von ihrer Andachtsübung nach Hause kommend, tüchtige Schläge bekam vom erzürnten Ehemann, weil sie ihn der Fürbitte der frommen Schwesterschaft empfohlen hatte, statt ihm sein Abendessen zu bereiten. „Diese Angelegenheit", sagt Lemcke, „erregte unter den trunksüchtigen Irländern viel Aufsehen und machte in der ersten Hitze einen ganz unerwarteten Fortschritt, denn der Irländer ist gerade so schnell und unüberlegt zum Bußethun wie zum Sündigen. Die Deutschen in dieser Gemeinde nahmen weiter keine Notiz davon, sondern tranken nach wie vor ihr Bier, welches auch verpönt war."

Da kam es denn oft zu Erörterungen zwischen den Irländern und Deutschen, wovon Lemcke einige höchst interessante Szenen schildert, die zu breit sind und außerdem nicht zu unserm Gegenstand gehören, um hier wiedergegeben zu werden. — Aber es konnte nicht fehlen, daß die Angelegenheit auch vor Gallitzin, als General-Vikar, gelangte. Derselbe war indessen zu behutsam und scharfsichtig, um sich in diese Bewegung hineinziehen zu lassen; und hier zeigt sich seine Karakterstärke im hellsten Lichte. Er tadelte entschieden das fanatische Vorgehen, besonders der Geistlichkeit, die damit die Machtbefugnisse überträte, welche ihnen das Christenthum verleihe. Es existirt eine Abhandlung von ihm über diesen Gegenstand, die jedoch nur in Handschrift in der von ihm hinterlassenen Bibliothek in Loretto vorhanden ist, da sie nie gedruckt wurde und nur für den Gebrauch seiner Freunde in Abschriften zirkulirte. Er spricht sich darin entschieden

gegen den Temperenzfanatismus aus und warnt vor Errichtung derartiger Gesellschaften. Dieses war umso auffallender, indem man sicher erwartete, daß er sich nicht nur dabei betheiligen, sondern in seinem Kreise sich an die Spitze stellen würde, denn er war überall als ein Freund der Mäßigkeit bekannt und eiferte in Predigten und Privatunterhaltung mit wahrem Feuereifer gegen Völlerei jeglicher Art, besonders gegen die Trunkenheit. „Dabei ließ er es jedoch nicht bewenden", schreibt Lemcke, „wie ein einsames Grab bei Loretto bis auf den heutigen Tag bezeugt. Ein sonst angesehener Mann aus der Gemeinde, Vater einer ausgebreiteten Familie, hatte sich dem Trunke ergeben. Alle Ermahnungen waren fruchtlos, und er starb darüber hin, ohne auf Gallitzins Warnung zu hören. Man kam mit dem Leichenkondukt nach Loretto, aber Gallitzin verweigerte ihm das kirchliche Begräbniß. Da man nicht wußte, wohin mit der Leiche, scharrte man sie nicht fern vom Kirchhofe ein." [29])

Gallitzin wollte die Unmäßigkeit nicht durch Gewaltsmaßregeln beseitigen, sondern sie durch gute Beispiele und durch strenge Kirchenzucht heilen. Das Temperenzunwesen gehöre aber nicht zur Angelegenheit der Kirche. „Er (Gallitzin) vergäße es nicht und wolle es nicht vergessen", schreibt er in der beregten Abhandlung, „was es mit dem Hirtenamte eigentlich auf sich habe, wie jener Fürst-Bischof aus einer gottlob längst vergangenen Zeit es vergessen hatte. Der fuhr einmal mit seinem Leibarzt spazieren. Nun ereignete es sich, daß ein Arbeiter vom Gerüst eines im Bau begriffenen Hauses fiel, gerade wie der Wagen vorbeirollte. Der Fürst war sonst ein gutmüthiger Mann, ließ sogleich halten, bedauerte wie alle Uebrigen nach Gebrauch und Herkommen den Verunglückten, und wie derselbe noch Lebenszeichen von sich gab, sagte er: Ach! wenn doch schnell ein Priester bei der Hand wäre, dem Sterbenden beizustehen! Und wie der Doktor meinte, ob nicht ein Bischof auch so etwas thun könne, sagte er: Ist wahr, hätte bald gar nicht daran gedacht."

Die Abhandlung ist zu lang, um hier wiedergegeben zu werden. Gallitzin sagte es jedoch voraus, wie die Bewegung endigen würde: „Sie wird durch's Land toben, wie ein hitziges Fieber, und wenn sie ausgetobt hat, wird die Sache wieder beim Alten sein, vielleicht noch im verschlimmerten Grade. Trunksucht ist eine Krankheit und muß als solche behandelt werden. Für Irre und Wahnsinnige baut man Heilanstalten, und Tobsüchtigen legt man eine Zwangsjacke an. Ich sehe nicht ein, warum man mit den Vollsäufern, die doch freiwillig und durch eigene Schuld in den elenden Zustand gerathen sind, in dem sie sich befinden, so zart und schonend verfahren, und dafür die übrige Gesellschaft durch die Verbannung aus dem Gebrauch erlaubter und oft heilsamer Dinge bestrafen soll? Darin liegt etwa gerade so viel Sinn, als wenn man eine Verordnung machen würde, daß man in den Häusern nicht mehr einheizen und Licht anzünden solle,

weil dadurch Feuersbrünste entstehen könnten. Man redet wohl von guten Beispielen, allein darin liegt auch wieder kein Sinn. Gibt nicht jeder vernünftige, christlich und nüchtern lebende Mensch dem Trunkenbolde ein besseres Beispiel, wenn er freiwillig so lebt, als wenn er sich erst durch ein Gelübde dazu verbinden muß? Es werden sich auch wohl schwerlich viele Säufer diesen Mäßigkeitsvereinen anschließen, und da sie mit einer gewissen pharisäischen Ostentation auftreten, so sind sie um so weniger darauf berechnet, einen glücklichen Einfluß auf diese zu üben: sie werden nur dadurch gereizt und ihr Stolz beleidigt. Diese Angelegenheit gehört nicht auf den öffentlichen Markt, sondern in's stille Kämmerlein u. s. w." [30])

Das offene, deutsche Gemüth Gallitzin's stand nicht nur solchem heuchlerischen Unwesen zu jeder Zeit wie ein starkes Bollwerk entgegen, sondern er suchte auch seine nähere Umgebung durch sein eigenes Beispiel zu heben und zu erfreuen. Wie bereits gesagt, besaß Gallitzin ein großes Oekonomiewesen, welches er durch angestelltes Gesinde bewirthschaften ließ. Da gab es zur Saat- und Erntezeit viel zu thun, und häufig wurden aus der Gemeinde Arbeiter gewünscht, die dann auch sich förmlich herbeidrängten, denn Gallitzin veranstaltete bei solchen Gelegenheiten stets Festlichkeiten nach Art der deutschen Erntefeste. Während dieser Tage war er stets persönlich auf dem Felde, munterte sie auf mit heitere Erzählungen — er liebte bei all seiner ernsten Lebensweise einen Scherz, und besonders gern die Mittheilung einer drolligen Anekdote, deren er stets neue zu erzählen wußte — theilte persönlich Essen und Trinken aus (Morgens ein Schnäpschen und Tags über Bier, das er selber brauen ließ) und ermunterte so die ganze Gesellschaft. Abends brachte er auch wohl seine Geige mit auf's Feld und gab den Leuten deutsche Volksweisen zum Besten, auch spielte er selber wohl den jungen Leuten zum Tänzchen auf. Und wenn dann der erste Wagen mit Getreide eingefahren wurde, dann gab es erst ein rechtes Fest. Da wurden die Pferde geschmückt mit Kränzen und Eichen- und Weinlaub und Blumen, und auch die Schnitter und Schnitterinnen bekränzten sich mit Kornblumen und Grün, und dann zog die ganze Gesellschaft paarweise dem Wagen vorauf in das Dorf, bzw. nach der Scheuer, Allen vorauf der gemüthsvolle Pfarrer mit seiner Geige und der Kantor — ein Deutscher, der zugleich Schullehrer und Organist war — mit der Klarinette.

Das waren in der That wahrhaft idyllische Tage inmitten der rauhen Wirklichkeit des Alltagslebens in den Alleghanies und sie brachten Gemeinde und Priester mit einander in innige Verbindung. [31]) Diese Feste, die, wie gesagt wird, noch heute in der Gegend, deren wirklicher Pionier Vater Gallitzin war, alljährlich gefeiert werden, sind gewiß ein schönes Erbstück deutschen Volkslebens, das er an jene schlichte Bevölkerung in den Bergen vermacht hat. Er freute sich dabei, wie ein Vater sich an den Spielen seiner Kinder freut. Nur eins konnte er nicht dulden: Wenn sich Jemand

bei solcher Gelegenheit ungebührlich betrug, z. B. sich betrank, dann floh er davon und ließ sich den ganzen Tag nicht wieder sehen. Er war überhaupt ein Mann, der streng auf Zucht und Ordnung sah.

Daß er seine deutsche Muttersprache ganz vergessen und dafür den pennsylvanisch-deutschen Dialekt angenommen hatte, ist wohl nur dem Bestreben, seinen deutschen Bauersleuten in ihrer gewohnten Sprache zu predigen, zuzuschreiben. Aber er hatte die deutsche Sprache nicht vergessen und mit Lemcke unterhielt er sich stets in gutem Deutsch. Der folgende Brief an Pastor Henni, als Redakteur des „Wahrheitsfreundes", datirt „Loretto, Pa., den 9. Juni, 1837", gewährt uns die Ueberzeugung, daß er noch recht wohl deutsch zu schreiben verstand. „Der „Wahrheitsfreund", schreibt er, „als ein Verbreiter der Religionsgrundsätze und derjenigen interessanten Fakta, die sich auf Einpflanzung und Verbreitung der wahren Religion beziehen, muß ohne Zweifel ein nützliches Blatt werden. Nur muß ich mir die Freiheit nehmen, zu bemerken, daß die meisten, ja schier alle Deutschen, die nach Amerika wandern, ungebildete Menschen sind, die zur Nothwehr ihr Gebetbuch und Catechismus lesen und vielleicht auch etwas schreiben können, deren intellektuellen Fakultäten aber niemals ausgebildet worden sind. Wer für solche Menschen schreibt, sollte zugleich in einem ihnen angemessenen Styl schreiben, um ihnen verständlich zu sein. Doch vielleicht irre ich mich, da ich nur über diejenigen Deutschen, die in unserem County wohnen, urtheilen kann. Diese gehören Alle, ohne Ausnahme, zu den arbeitenden Klassen, die unter dem Schweiße ihres Angesichts ihr Brod verdienen müssen und folglich zur Geistesbildung nicht viel Zeit ersparen können.

„Was die Verdeutschung meiner unbedeutenden Schriften angeht, so überlasse ich's Ihrem Urtheil, ob sie unter dem deutschen Volke Nutzen schaffen können oder nicht. Nur halte ich es für meine Pflicht zu bemerken, daß ich im geistigen Fache unter allen Geistlichen der Ignorantissimus bin. Meine ganze jugendliche Erziehung (mit Ausnahme von zwei Jahren in dem Baltimorer Seminario) war auf das Militär-Wesen gerichtet, da ich schon bei meiner Geburt ein Hauptmann's Patent in der russischen Armee erhielt, und bis in meinem 22. Jahre, Anno 1792, nicht den geringsten Gedanken hegte, mich dem Dienste der Kirche zu weihen.

„Ich verbleibe mit größter Hochachtung, Hochw. Herr, Ihr 2c.

Demetrius A. Gallitzin." [33])

So lebte er denn sein langes Leben in segensreichem Wirken aus. Er starb am 6. Mai 1840, nachdem er mehr als vierzig Jahre in den Bergen Pennsylvaniens als ein ächter Pionier gestrebt hatte. Seine sterblichen Ueberreste, die anfänglich auf dem Kirchhofe zu Loretto begraben waren, wurden zehn Jahre später nach einem Gewölbe vor der Kirche übertragen und auf demselben ein seinem Andenken würdiges Monument errichtet, das die folgende Inschrift trägt:

SACRUM MEMORIAE.

Dem. A.-E. Principipibus Gallitzin. Nat. xxij. Decemb. A. D. MDCCLXX. Qui Schismate ejurato, Ad Sacerdotium erectus. Sacro. Ministerio. per. tot. hanc. reg. perfunctus. Fide. Zelo. Charitate. insignis. Heic. Obiit. Die. vi. Maii. A. D. MDCCCXL.

Man kann diesen seltsamen Mann nicht genug bewundern. Seine anspruchslose Bescheidenheit, seine Entsagung allen Glanzes eines fürstlichen Lebens und einer seinen brillanten geistigen Anlagen gemäß in Aussicht stehenden glänzenden Karriere, seine Opferwilligkeit mit welcher er ein gewaltiges Vermögen hergab, um hier einer Schaar dürftiger und aus den niedern Klassen stammender Bauern, sowohl in ihrem irdischen Streben nützlich zu sein, als auch ihren metaphysischen Bedürfnissen nach seinem besten Glauben nachzuhelfen, und über Alles seine warhaft innige, ungeschminkte Demuth, das sind Karaktermerkmale, wie sie in Jahrhunderten sich kaum einmal zeigen, ein merkwürdiges psychologisches Räthsel. Robert L. Johnston, Verfasser einer kurzgefaßten Geschichte von Cambria County, selber ein Protestant, der ihn persönlich kannte, schreibt über ihn:

„Niemand in der ganzen Kolonie konnte ahnen, wer „Vater Schmidt" eigentlich war und seine Lebensweise, voll Entbehrungen und Mühseligkeiten, deutete keineswegs an, was für einem glänzenden Loose er entsagt hatte, um hier dem Himmel und seinen geistlichen Pflegebefohlenen zu dienen. Er, der in den fürstlichen Gemächern seiner Ahnen hätte schwelgen können im Ueberfluß, begnügte sich damit, dreißig Jahre lang in einer rauhen Blockhütte zuzubringen, sich fast die nöthigen Bequemlichkeiten eines Lebens der niederen Klasse versagend, damit er es ermöglichen konnte, die nackten, armen und elenden Glieder der Gesellschaft zu bekleiden und zu ernähren. Nur Wenige haben ein solches Beispiel der Mildthätigkeit und Nächstenliebe hinterlassen. Auf keines Menschen Haupt ist so viel Segen aus dem Munde der Wittwen und Waisen vom Himmel herabgefleht worden, wie auf das seinige. Von ihm mag buchstäblich gesagt werden: wäre sein Herz von Gold gewesen, er hätte es hergegeben den Armen als Almosen." [33])

In seinem Kreise wirkte Gallitzin Gutes und sein Andenken wird dort stets hoch in Ehren gehalten werden. — Sein Name ist verewigt worden durch Gallitzin Township, sowie die Orte Gallitzin, St. Augustin und Münster in Cambria County, Pennsylvanien. Bei den Anglo-Amerikanern steht sein Wirken in hoher Achtung, warum sollten wir uns nicht seiner erinnern als eines ächten deutschen Pioniers?

Anmerkungen.

1) WM. HENRY EGLE, History of the Commonwealth of Pennsylvania, page 477.

2) Dr. Theodor Katerkamp: „Denkwürdigkeiten aus dem Leben der Fürstin von Gallitzin." Münster 1828. — Sarah M. Brownson in ihrer Biographie des Fürsten Gallitzin sagt, daß sie in ihrem 9. oder 10. Jahre zurückgekehrt sei. "Life of Demetrius Augustine Gallitzin", New York, 1878, p. 12.

3) P. Heinrich Lemcke; „Leben und Wirken des Fürsten Demetrius Augustin Gallitzin. Münster, 1861, S. 36.

4) Tagbuch und Briefwechsel der Fürstin Adelheid Amalia von Gallitzin. Stuttgart, 1823.

5) Lemcke, S. 41.

6) A. H. Niemeyer: „Beobachtungen auf Reisen in und außer Deutschland. — Nebst Erinnerungen an denkwürdige Lebenserfahrungen und Zeitgenossen." Halle, 1820, Erster Band.

7) Lemcke, 74–75.

8) Lemcke, 100–102.

9) Es ist bemerkenswerth, daß ihm (Carroll) schon im zweiten Jahre seiner bischöflichen Amtsführung ein Koadjutor bestimmt wurde, und zwar in der Person eines Deutschen. Lorenz Gräffel, Sohn eines Gerbers im bairischen Städtchen Ruhmannsfelden war dazu ausersehen und ernannt; derselbe starb jedoch vor seiner Konsekration zu Philadelphia, 1793. — Bischof Johann Michael Sailer von Regensburg, der berühmte Kanzelredner und Schriftsteller, dessen Studiengenosse Gräffel in Ingolstadt gewesen war, druckt einen interessanten Brief desselben, datirt, Philadelphia, den 19. Juni 1793, im letzten Band seiner „Briefe aus allen Jahrhunderten der christl. Zeitrechnung" (München, 1804) ab. Ein Wiederabdruck dieses Briefes wurde in dem von mir herausgegebenen „Deutsch-Amerikanischen Magazin", (I, 159), veröffentlicht.

10) Lemcke, S. 89.

11) Sarah M. Brownson schreibt ihn Schmet und erfindet dafür die Ableitung von dem Namen seiner Mutter, Schmettau, in der Abkürzung Schmet. Sie gibt jedoch keine Autorität hierfür an. — Brownson, "Life of Gallitzin", p. 64. — Im Englischen nannte er sich Smith, unter welchem Namen er sich hatte naturalisiren lassen. Dieser bürgerliche Name wurde jedoch auf sein Gesuch durch die Gesetzgebung von Pennsylvanien im Dezember 1809 wieder in den Namen Gallitzin berichtigt. — Brownson, 290–291.

12) Lemcke, S. 145.

13) Ebendaselbst.

14) Ebendaselbst, 155–156.

15) Gallitzins eigene Worte. Lemcke 157.

16) Day's Historical Collection of Pennsylvania, p. 293. — Egle, History of Pennsylvania, p. 468.

17) Lemcke, 176–177.

18) Infolge seines Eintritts in den römisch-katholischen Priesterstand fielen nach den russischen Gesetzen seine dortigen reichen Besitzungen an seine Verwandten über. Auch hatte er in einem Schreiben an seinem Vater ja zugestanden, daß er freiwillig seiner Erbschaft entsagen wolle, wie aus einem Brief des Fürsten Gallitzin, Vater, an die Fürstin, datirt im Haag, den 12. Januar 1795. hervorgeht. — „Briefwechsel der Fürstin Gallitzin." — Lemcke, 126–130.

19) Lemcke, 178–179.

20) Lemcke, 127.

21) Ebend. S. 182.

22) Ebendaselbst, S. 17 bis 29.

23) **"The remains of his library are said to be carefully preserved at the pastoral residence of Loretto, but the writer was not permitted to see them."** BROWNSON, p. 306. — „Er liebte Bücher und konnte nicht, ohne sie zu beachten, an solchen vorbeigehen. Er sammelte eine große Anzahl, indem er glaubte, damit Gutes zu erwirken; und beging keinen Fehler, indem er in diesen theuren Gesellschaftern seiner Einsamkeit folgende Widmung eintrug: "GALLITZINI AMICORUM." — "Un Missionaire Russe en Amérique, p. 29. — Diese Aufschrift trägt auch ein längerer Brief, den er an Erzbischof Maréchal schrieb, und welcher nach Gallitzins Tode in Druck gegeben wurde.

24) Lemcke, S. 120–123.

25) Brief an Erzbischof Maréchal vom 28. Oktober 1828. Er (Gallitzin) war nacheinander zum Bischof von Cincinnati (1816) statt Fenwick, Detroit (1824), Philadelphia und Pittsburg in Vorschlag gebracht worden. Siehe Spalding: "Life of Bishop Flaget", pp. 166, 216, 250.

26) Brownson, p. 311.

27) Ibid.

28) Diese sechs Briefe, welche zuerst in der "Ebensburg Gazette" vom 14. Januar bis 18. Februar 1834 und dann in der gedachten Broschüre erschienen, sind in der Biographie Gallitzin's von Sarah M. Brownson, S. 407–480, abgedruckt.

29) Lemcke, 271–272.

30) "A Letter to a friend on the mania of Temperanceism now raging in the Country." (Ms. 1828.)

31) Brownson, p. 287–288.

32) „Wahrheitsfreund", Jahrgang III, No. 44.

33) "History of Cambria County, Pa.", in Egle's "Pictorial History of the Commonwealth of Pennsylvania", p. 470.



Dr. Johann Martin Henni.

Erster Bischof und Erzbischof von Milwaukee.



Aus dem "Deutschen Pionier", Jahrg. 13.



In der Geschichte der katholischen Kirche des Westens nennt man gewöhnlich den ersten Bischof von Cincinnati, Edward Fenwick, den Apostel von Ohio, wie man Bischof Friedrich Baraga, den „Vorkämpfer der Zivilisation" unter den Indianern des Nordwestens, nicht mit Unrecht den Apostel Michigans nennt. Mit derselben Berechtigung dürfte man den Gegenstand dieses Aufsatzes, den Erzbischof Johann Martin Henni, wohl den Apostel Wisconsin's nennen, wenn er nicht auf die höhere Ehre, der große Apostel der Deutschen Katholiken in den Vereinigten Staaten zu sein, vollen Anspruch hätte. Bischof Friedrich Rese, dessen zivilisatorisches Wirken bis jetzt, aus verschiedenen Gründen, noch keineswegs die gebührende Anerkennung gefunden hat, war zwar älter, und in der kurzen Zeit, die ihm der Neid hier gönnte, vielleicht bedeutender, allein wie Bischof Rese siebenzehn Jahre, so hat Erzbischof Henni zweiundfünfzig Jahre lang gewirkt, und die Summe seiner Errungenschaften übertrifft deshalb auch die eines jeden anderen der deutschen katholischen Prälaten Amerika's. Ueberdem ist Henni der erste Deutsche, den in der westlichen Welt das erzbischöfliche Pallium zierte, weshalb er unzweifelhaft als der erste Repräsentant unseres Volkes in der römischen Kirche Amerika's zu betrachten ist. Seine Lebensgeschichte soll die Aufgabe dieser Blätter sein.

Hoch oben in den Thälern der Alpen, wo der Rhein aus den Gletschern Graubünden's entquillt, liegt das gewerbreiche Dorf Obersaxen, dessen Bewohnerschaft sich zumeist mit der Bereitung von Schweizer- und Kräuterkäse, sowie der Bienenzucht befaßt. Das Medels- (Mittelrhein-) Thal, ehemals dem Herzogthum Schwaben oder Allemannien angehörig, wurde im fünften Jahrhundert durch Ostgothen erobert und besiedelt, und hat sich seitdem Typus und Gesinnung der Bevölkerung bis auf die Gegenwart echt-deutsch erhalten, obschon der Uebergang zur italienischen Schweiz sich dicht in der Nachbarschaft, im Misoxer-Thal befindet. In diesem Dorfe (Obersaxen), dessen Name noch an seinen gothisch-sächsischen Ursprung erinnert, wurde im Jahre 1805 Johann Martin Henni, als der Sohn eines begüterten Landwirths, der neben der Viehzucht eine bedeutende Käserei betrieb, geboren. Seinen ersten Unterricht erhielt der Knabe in der Schule des Ortes, wobei er sich durch Fleiß und Aufmerksamkeit dermaßen auszeichnete, daß Lehrer und Pfarrer zugleich ihn den Eltern dringend zum höheren Studium empfahlen. Ohne eigentliches Ziel bezog er dann die Kantonsschule zu St. Gallen, wo er die Gymnasialklassen absolvirte, und

sich zum Studium der Theologie entschloß. Er begab sich demgemäß nach Luzern (1824), wo er am dortigen Seminar zwei Jahre lang Philosophie und Geschichte, alte und neue Sprachen studirte. 1826 wandte er sich nach Rom, um am Kollegium "De propaganda fide" seine theologischen Studien fortzusetzen. Hier studirte er, neben Theologie und Humaniora, auf's Neue Philosophie und kanonisches Recht und erhielt 1827 den Ehrentitel eines Magisters der Philosophie.

Es war um diese Zeit (Herbst 1827) als der damalige Generalvikar der Diözese Cincinnati, Dr. Friedrich Rese, in Begleitung des Dichters Klemens Brentano, nach Rom kam, um namens des Bischofs Fenwick Hülfe für die dürftige katholische Kirche jenes ausgedehnten Bisthums[1]) zu suchen. Im Kollegium wurden gerade die Prüfungen abgehalten, welchen Rese und Brentano beiwohnten. Unter den studirenden Deutschen zogen vor allen andern zwei junge Schweizer durch ihr gewecktes Auftreten die Aufmerksamkeit der beiden Männer auf sich, und Rese, der sein Augenmerk auf die Acquisition von tüchtigen Kräften für Amerika richtete, wandte sich, unterstützt von Brentano, erkundigend an den Präfekten, den Kardinal Capellari (nachmals Pabst Gregor XVI.), von welchem er den Lebenslauf der beiden Schweizer erfuhr. Der Präfekt empfahl die jungen Männer für die amerikanischen Missionen als höchst passend, nur bedürften sie noch einiger Jahre weiterer Studien, bevor sie die priesterlichen Weihen empfangen könnten.

Rese, der die dringende Nothwendigkeit vermehrter deutscher Priesterkräfte bei der stets zunehmenden Einwanderung kannte, meinte, sie könnten in Amerika ihre theologischen Studien ja vollenden, und da man, um den fühlbaren Mangel an Priestern abzuhelfen, es dort mit dem Alter der Kandidaten nicht so wählerisch nähme, so dürften sie schon nach Schluß des Semesters nach den Vereinigten Staaten abreisen. Man wandte sich also an die beiden jungen Schweizer, und Capellari gab gern seine Einwilligung zu ihrer Entlassung aus der Propaganda, zum Zweck der Uebersiedlung nach Amerika. Die jungen Männer waren Henni und dessen späterer Generalvikar Martin Kundig. Henni, bevor er seine Zustimmung gab, wandte sich indessen noch an seine Eltern und an seinen Freund und Lehrer, den späteren apostolischen Vikar in St. Gallen, Bischof Mirer, sie um ihre Meinung bittend. Nach empfangener Zustimmnng seiner Eltern und dem schriftlichen Rath des Professors Mirer, nahm er den Antrag an und reiste bald darauf in Gesellschaft seines Kollegen Kundig nach der neuen Welt ab.[2]) Ehe ich aber den Lebensumriß Henni's weiter fortsetze, mag der Genosse desselben geschildert werden, denn auch dieser ist ein ächter deutscher Pionier der Kultur Amerikas.

Martin Kundig wurde am 19. November 1805 in der Stadt Schwyz im gleichnamigen Schweizerkanton geboren. Derselbe besuchte zuerst die

Schulen seiner Vaterstadt und machte dann seine gymnasial- und theologischen Studien zu Einsiedeln und Luzern. Er kam mit Henni zugleich nach Rom an das Kollegium der Propaganda, und ging auch mit ihm zusammen nach Amerika. Beide vollendeten ihre Studien in Bardstown, Kentucky (1828) und wurden dann zu Cincinnati von Bischof Fenwick geweiht. Während Henni seine Missionen im Innern des Staates Ohio begann, blieb Kundig als Hülfspriester unter Rese an der deutschen Gemeinde in Cincinnati, hier zugleich den deutschen Schulunterricht ertheilend, und von Zeit zu Zeit Missionsbesuche nach dem westlichen Theil der Diözese, im Staate Indiana und den oberen Miamigegenden unternehmend. Als Henni im Nordosten Ohio's bereits eine ganze Reihe Stationen eröffnet hatte, und der spätere Bischof von Saulte St. Marys und Marquette, Friedrich Baraga, nach Cincinnati kam (1831), dann zum Erlernen des Englischen und der Ottawa Sprachen eine zeitlang in Cincinnati verbleiben mußte, da wurde Pfarrer Kundig als Gehülfe Henni's nach dem Norden des Staates Ohio gesandt. Er wirkte nun zwei Jahre in Wooster, Wayne County, woselbst er eine katholische Kirche und Schule in's Leben rief, und ebenfalls an dem Bau einer Kirche in Millersburg sich bethätigte.

Als Bischof Fenwick gestorben war und Dr. Rese im Herbst 1833 zum Bischof von Detroit erhoben wurde, berief dieser Kundig nach seiner Diözese und ernannte ihn zu seinem Generalvikar. Kundig war dann Pastor an der St. Annen Kirche in Detroit, wirkte für den Bau der Marienkirche und half noch an der Begründung der Dreifaltigkeitsgemeinde und Kirche mit. Als Bischof Rese 1841, unzweifelhaft infolge von Intriguen, die Nachricht von seiner Suspension erhielt,[3]) und nun seinen Sitz verließ, um nach Rom zu gehen, von wo er nie wieder nach Amerika zurückkehrte, da verließ auch Vater Kundig Detroit, weil er sich unter dem neuen Regimente nicht länger heimisch fühlte,[4]) und ging nach dem Territorium Wisconsin, wo er unter den soeben dort ankommenden ersten Ansiedlern neue katholische Gemeinden gründete.

Kundig hatte während seiner Anwesenheit in Detroit höchst segensreich gewirkt. Sein Hauptverdienst war jedoch die Begründung des deutschen Hospitals und Armenhauses und der deutschen Waisenanstalt. Als nämlich im Jahre 1834 die Cholera in Detroit so gräßlich wüthete, daß fast alle Autoritäten der Stadt vor der schreckenerregenden Seuche auf das Land flohen, da war es vornehmlich dieser heldenmüthige Priester, der Tag und Nacht den Hülfebedürftigen Beistand leistete. Aus seiner Kirche improvisirte er ein Hospital, wohin er die armen Kranken auf seinen Schultern trug und dort verpflegte. Hieraus entwickelte sich das „Spital und Armenhaus der Grafschaft Wayne", welches in der Fort Gratiot Straße gelegen war, von drei Klarissinnen besorgt, und durch eine im gedachten County erhobene Armentaxe unterhalten wurde. Die Behörden von Wayne

County, Michigan, die anfänglich dem sich aufopfernden Mann hülfreiche Unterstützung gewährten,[5]) vergaßen später ihre kontraktlichen Verpflichtungen, und Vater Kundig mußte, als er die Verluste an den County Zertifikaten, die er nur mit einem Diskonto von dreißig bis vierzig Prozent verwerthen konnte, nicht mehr zu tragen vermochte, das Institut wieder fallen lassen. Das von ihm zur selben Zeit an der Fort Gratiot Chaussee — damals etwa zwei Meilen von der Stadt entfernt — errichtete Waisenhaus, das ebenfalls von Klarissen-Schwestern geleitet wurde, ist zugleich mit der Armenanstalt wieder eingegangen. Auch diese Anstalt war zur Zeit der Cholera-Epidemie von Kundig in's Leben gerufen worden. Es beherbergte etwa zwanzig durch jene Seuche elternlos gewordene Waisen, wie auch einige seitdem aufgenommene vater- und mutterlose Kinder. Kundig konnte, als er die von ihm gegründeten Institute wieder verlassen mußte, mit den Jüngern Loyola's, als diese aus Paraguay vertrieben wurden, ausrufen: „Ich gebe das was ich als eine Wüste erhielt, als einen blühenden Garten zurück." — Nachdem er noch bis zur Abberufung Rese's in Detroit an der deutschen Gemeinde pastorirt hatte, ging er, wie bereits angeführt, nach Wisconsin, wo wir ihn später wiederfinden werden, und wo er nach langem, segensreichem Wirken, als Generalvikar des Erzbischofs Henni, zu Milwaukee am 6. März 1879 gestorben ist.[6])

Auch wird es passend sein, ehe ich Henni's amerikanisches Wirken schildere, ein Bild von dem Arbeitsfelde zu entwerfen, dem er sein Leben widmen wollte und gewidmet hat, wie es zur Zeit seiner Ankunft in Amerika beschaffen war. — Die Ansiedlungen der Weißen westlich vom Alleghany-Gebirge beginnt fast zugleich mit dem Ausbruch des Unabhängigkeits-Krieges. Das westliche Pennsylvanien, West-Virginien und Kentucky waren die ersten Landestheile, nach welchen die Ansiedler strömten. Von diesen Bezirken kamen West-Pennsylvanien und West-Virginien, ihres gebirgigen Terrains halber, nur langsam voran, indessen das fruchtbare Kentucky sich rasch entwickelte, trotzdem es der „blutige Grund" war, den Tausende der ersten Ansiedler mit ihren erschlagenen Leibern düngen mußten. Unter den ersten Weißen, die sich in Kentucky niederließen, finden sich bereits in frühester Zeit Katholiken, meistens Deutsche und Irländer, die sich in der Nähe des heutigen Bardstown niederließen. Schon an der Besiedlung von Harrods-Town (1775) findet man die katholischen Familien Dr. Hart, McManus, Coomes, Buchmann[7]) und andere betheiligt. Zwischen 1785 und 1790 kamen sehr viele Katholiken in Kentucky an und ließen sich am Pottingers Bach nieder. Darunter finden wir die Gesellschaft von Robert Abel und Genossen. Benedikt Spalding, der Vater des Erzbischofs Martin Johann Spalding von Baltimore, kam mit einer andern Gesellschaft im Jahre 1791 in Kentucky an. Auch ließen sich um diese Zeit viele der durch die Revolution aus Frankreich verscheuchten Katholiken hier nieder.

Der erste Priester, welcher in Kentucky wirkte, war Vater Richard P. Wheelan, ein irländischer Franziskaner, der, da er in Frankreich studirt hatte, zwar französisch und englisch predigen konnte, aber kein Deutsch verstand. Dasselbe galt von seinem Nachfolger, den französischen Belgier, Vater Stephan Theodor Badin, der von 1795 bis in die fünfziger Jahre des 19. Jahrhunderts in Kentucky ab und zu die Katholiken bediente. Seine ersten Gehülfen waren die französischen Priester, M. Fournier und Antoine Salmon und der Amerikaner, Vater Thayer.[8])

Vor 1805 hatten die deutschen Katholiken in Kentucky und im Westen keinen Priester gehabt, der ihre Sprache zu sprechen vermochte. In diesem Jahre kam der Ehrw. Vater Karl Nerinckx, geboren im flandrischen Hennegau 1761, gestorben zu St. Genevieve, Missouri, 1824, nach Kentucky und wurde von den deutschen Katholiken mit Freuden begrüßt. Er war der erste katholische Priester, der im Westen eine deutsche Predigt hielt. Auch brachte Vater Nerinckx auf seinem ersten Besuche, den er wieder nach Europa machte (1815, 1816), etwa 130 Deutsche und Elsässer Emigranten mit nach Amerika, die sich zumeist in Kentucky und Ohio niederließen.[9]) Nach und nach nahm die katholische Bevölkerung des Westens immer mehr zu, allein trotz aller Versuche, Deutsche in Kentucky anzusiedeln, scheiterte dieses doch an der daselbst herrschenden Sklaverei, welche die Deutschen ohne Ausnahme zu allen Zeiten verabscheuten. Dahingegen fanden bereits in frühester Zeit deutsche Ansiedlungen in Ohio und Indiana statt, und unter den sich dort Niederlassenden gab es viele Katholiken. Vater Badin fand schon 1804 deutsche Katholiken in Cincinnati, und 1810 lebten daselbst zehn katholische Familien,[10]) allein erst 1818 wurde hier eine römisch-katholische Gemeinde aus hundert Mitgliedern, größtentheils Deutschen, gebildet, die eine Kirche in den sogenannten "Northern Liberties" aus Brettern erbaute.[11]) In anderen Theilen des Staates, hauptsächlich auf dem Lande, lebten zahlreiche katholische — meistens deutsche — Familien zerstreut, denen Vater Nerinckx vielleicht alle vier, fünf Jahre einmal einen Besuch abstattete. So hatte er 1815 eine aus dreizehn deutschen Familien bestehende Gemeinde in Sommerset, Perry County, Ohio, begründet,[12]) die 1818 den Kern zu der Dominikaner Niederlassung des späteren Bischofs Fenwick abgab.

Als Fenwick im Jahre 1822 zum ersten Bischof von Cincinnati ernannt und diese Diözese vom Bischofssitze Bardstown abgetrennt wurde, fand er es höchst wichtig, daß er für sein großes Gebiet deutsche Priester habe, um den deutschen Katholiken die Tröstungen der Religion in ihrer Muttersprache zu Theil werden zu lassen. Bei seinem Besuche in Rom (1824) gewann er den gelehrten und frommen Dr. Friedrich Rese für diese Mission, den er sofort zu seinem Generalvikar ernannte, und der dann als Missionär die Urwälder der Staaten Ohio, Indiana und Michigan

durchwanderte und überall deutsche katholische Gemeinden errichtete. Allein bei der ungeheuren Ausdehnung des Gebietes reichte die einzelne Kraft nicht weit. Rese schildert den Zustand der Diözese in seiner „Geschichte des Bisthums Cincinnati" auf das ergreifendste. „Wie viel arme Christen," schreibt er, „leben nicht zerstreut auf dem Lande und in den Wäldern, die ich noch nicht gesehen habe! — — — Es ist schwer, sich von unserer Lage eine richtige Idee zu machen. Fehlt es uns doch selbst an der nöthigen Kleidung. Wir haben Pferde nöthig, um die entfernt wohnenden Kranken zu besuchen, um uns in die Pfarreien begeben und den Kongregationen beiwohnen zu können. Letztere sind oft durch weite Strecken von einander getrennt. Die Furchtbarkeit der Wege erhöhet die Beschwerden." [13]) Und auf diesen oft unergründlichen Wegen mußten Reisen von Ansiedlung zu Ansiedlung gemacht werden, denn Bischof Fenwick hatte seine geringe Priesterschaar in reisende Missionäre verwandelt, die, ähnlich wie die Apostel in der hl. Schrift, von Ort zu Ort wandernd das Evangelium verkündeten. [14]) Um zu zeigen, wie ausgedehnt diese Missionen waren, sei hier mitgetheilt, daß Dr. Rese im Jahre 1830 eine solche Missionsreise von Cincinnati durch die Urwälder des Staates Indiana nach dem St. Joseph-Fluß, zu den Pottawatamis Indianern, in der Gegend des heutigen South Bend, Indiana, machte, etwa 250 Meilen, von dort nach Detroit, Michigan, 166 Meilen, wo er die Chippewa Indianer besuchte, dann nach Mackinack, 50 Meilen, von da nach Green Bay, Wisconsin, etwa 150 Meilen, von hier nach Arbre Crochu, Michigan, etwa 156 Meilen und von dort nach Detroit, beiläufig 200 Meilen, dann nach Monroe am Raisin Fluß, 35 Meilen, und von dort nach Cincinnati zurück, über 200 Meilen, also im Ganzen etwa 1200 englische Meilen; und dabei mußte der Weg fast immer durch den unbesiedelten Urwald und zu Pferde gemacht werden, denn es gab damals weder Eisenbahnen noch Fahrstraßen, nicht einmal durch den Urwald gehauene Wege, und die Ansiedler lebten oft viele Meilen weit von einander zerstreut in den Wildnissen. [15])

Die ganze damalige Diözese Cincinnati, wie bereits bemerkt, die heutigen Staaten Ohio, Indiana, Illinois, Michigan und Wisconsin umfassend, enthielt bei einer Gesammtbevölkerung von kaum einer Million Seelen weniger als fünftausend Katholiken, die über das ganze Gebiet zerstreut waren. Wisconsin, das heute drei Diözesen hat, war kaum von ein paar Tausend Weißen besiedelt, die als Händler unter den Indianern lebten. Das war das Arbeitsfeld, auf dem Henni zu wirken bestimmt war, als er im Frühjahr 1828 Europa verließ.

Nach seinem Abgang von Rom besuchte Henni noch zuerst seine Eltern und den Professor Mirer in St. Gallen, worauf er dann nach Wien reiste und Empfehlungsbriefe von Rese und vom Fürsterzbischof von Wien an die Bischöfe Flaget und Fenwick mitnahm. In Begleitung seines Freundes

und Studiengenossen, Kundig, reiste er alsdann über Paris und Havre nach Baltimore, wo sie sich einige Tage aufhielten und dem Erzbischof Maréchal ihre Aufwartung machten. Dann ging die Reise zu Pferde über die Gebirge nach Wheeling und von dort mit dem Dampfboote nach Cincinnati, wo sie im Mai 1828 ankamen. Die beiden jungen Männer wurden mit Freuden von Bischof Fenwick aufgenommen, der sie, nachdem sie einige Tage der Rast gepflogen hatten, persönlich nach Bardstown begleitete, wo damals das einzige katholische Priesterseminar im Westen der Vereinigten Staaten sich befand. Nach vollendeten Studien erhielten Henni und Kundig zugleich im Monat Dezember 1828 die Subdiakonats- und Diakonats-Weihen durch Bischof Flaget und am 2. Februar 1829 in der Kathedralkirche zu Cincinnati die priesterliche Weihe durch Bischof Fenwick.

Als Vater Henni am drauffolgenden Sonntag, den 5. Februar, seine Primiz in der bescheidenen Domkirche Cincinnati's gefeiert hatte, theilte ihm Bischof Fenwick nächsten Tages mit, daß er ihn zwar im Winter in der neuerrichteten hohen Schule „Athenäum" als Professor der Philosophie zu verwenden gedächte, allein im Sommer müsse er sich der Ordnung der Missionen seiner Diözese fügen und als Wanderpriester dienen. „Ich habe keine Pfarrei für Dich", sagte er, „die ganze Diözese steht Dir zur Verfügung. Suche die religionsbedürftigen Seelen auf und bringe ihnen die Tröstungen der Kirche, wo immer Du sie finden magst." [16]) Nachdem Henni noch etwa zwei oder drei Monate in Cincinnati sich aufgehalten hatte, während welcher Zeit er am „Athenäum" Vorlesungen hielt, begann der Frühling sich zu zeigen. Nun wurden die Schulen eingeschränkt, zum Theil auch bis zum Spätherbst vertagt, und der junge Priester begann jetzt seine Missionsthätigkeit. Auf Gerathwohl ging er nach Osten. In Fayetteville, Brown County, Ohio, fand er etliche katholische Familien, die er zusammenrief und zu einer Gemeinde vereinte. Es war die erste von Henni gegründete Gemeinde, und sie besteht noch bis zum heutigen Tag.

Von Fayetteville begab er sich nach Chillicothe, wo Vater Rese bereits etliche Jahre zuvor gewesen war, [17]) dann nach Circleville, Columbus, Lancaster, Zanesville, Coshocton, New Philadelphia, Massilon, Canton, Akron und selbst bis nach Cleveland hin, überall die zerstreut lebenden Katholiken sammelnd und zu Gemeinden vereinigend. Als der Verfasser dieser Skizze vor etlichen Jahren den nördlichen Theil des Staates bereiste, um Material zu geschichtlichen Aufsätzen über die deutschen Pioniere zu sammeln, da fand er an allen Orten die Wiege des Katholizismus von Vater Henni bereitet. Die alten Leute, darunter nicht selten Protestanten aller Konfessionen, waren voll des Lobes über den jungen Priester, der zum ersten Male zu ihnen in die Wildniß gekommen sei, und das Meßopfer bald hier bald dort in den Wohnungen der Ansiedler dargebracht und das Evangelium in der deutschen Sprache verkündet habe.

In Canton, Stark County, fand Henni eine größere Anzahl deutscher Katholiken, meistens Elsässer und Lothringer, mit etlichen Schweizern und Pfälzern vermischt, die sich kräftig genug glaubten, eine Gemeinde und Pfarrei zu begründen. Es waren ihrer etwa zwanzig bis fünfundzwanzig Familien, und Henni nahm ihr Angebot an. Er erbaute hier die älteste deutsche katholische Kirche im ganzen Nordosten Ohio's, und die Gemeinde gedieh vortrefflich. Von Canton aus pastorirte Vater Henni dann die Umgegend auf eine Entfernung von fünfzig bis sechzig Meilen in der Runde. Er hatte innerhalb von zwei Jahren nicht weniger als vierzehn katholische Gemeinden organisirt, die er abwechselnd von Canton aus besuchte. Den Winter über aber begab er sich nach Cincinnati, um als Professor zu wirken, nur während der Weihnachtszeit nach seinen Pfarreien, trotz Schnee und Eis, zurückkehrend.

Durch den Abgang Dr. Rese's von der deutschen Gemeinde in Cincinnati, der, zum Bischof ernannt, nach Detroit ging, fühlte sich diese Gemeinde ihrer stärksten Stütze beraubt, umsomehr als auch der gutherzige Vater Kundig sie verließ und als General-Vikar mit Rese nach Michigan zog. Junker, der der erste Zögling des durch Rese gebildeten Priesterseminars in Cincinnati war, und der in der absoluten Beherrschung der Gemeinde es den irländischen Priestern nachmachen wollte, zumal er sich zum Werkzeug des Vaters Montgomery gebrauchen ließ, gerieth bald mit den Vorstehern der Gemeinde in einen heftigen Konflikt, so daß die Hoffnungen, die man auf diese Gemeinde gesetzt hatte, zu zerfallen drohten. Vater Mathias Wirz, bedeutend älter als Junker, war nur Hülfspriester, und dabei so bescheiden in seinem Auftreten, daß Junker die alleinige Kontrole über die Gemeinde hatte. Das gab schon, während noch der Bau der Kirche an der West-Fünften Straße im Gange war, zu heftigen Reibungen zwischen Pfarrer und Gemeinde Gelegenheit, so daß sich Bischof Purcell veranlaßt fand, eine Neuerung in der Pfarrverwaltung eintreten zu lassen. Er rief deshalb Dr. Henni von Canton nach Cincinnati, ernannte ihn zu seinem General-Vikar und übertrug ihm die Pfarrei, indessen Wirz nach Canton versetzt wurde. So kam Henni schon zur Zeit der Einweihung der neuen Kirche (5. Oktober 1834) an die deutsche Gemeinde. Er hielt auch am Einweihungstage die Festpredigt. Unter Henni's umsichtiger Leitung beruhigten sich die Gemüther wieder, und Alles ging auf's Neue seinen geregelten Gang. Junker blieb neben Henni in der Gemeinde, und man versprach sich viel Gutes von dem Einfluß, den Henni auf den jungen Pfarrer ausübte. Henni war auch hier der rechte Mann, der Menschenkenntniß und einen klaren Blick besaß und wußte, wie man das Aufblühen einer Kongregation befördern konnte. Dabei war er Deutsch bis zur Deutschthümelei, während Junker, als Lothringer, den Halbfranzosen herauskehrte.

Henni's Bestrebungen gingen nun dahin, alle deutschen Katholiken Cincinnati's von der englischen Kathedral-Gemeinde loszureißen und in dieser Gemeinde zu vereinigen, ihnen ihr Deutschthum besonders lieb zu machen und zu befestigen, und neben dem Seelenheil auch ihr weltliches Wohlergehen zu heben und zu befördern. Zu dem Behufe begründete er sogleich eine deutsch-englische Pfarrschule bei der Kirche, die nicht bloß, wie bei der deutschen protestantischen Gemeinde, als Sonntagsschule, den Religionsunterricht in der deutschen Sprache ertheilen, sondern hauptsächlich als Elementarschule wirken und so das Deutschthum kräftigen sollte. Der erste Lehrer an der Schule war Dr. Friedrich Bunte, eigentlich Arzt, der sich jedoch dazu verstand, die Lehrerstelle zu übernehmen. In weniger als Jahresfrist zählte die Schule hundert und fünfzig Schüler, darunter sehr viele Kinder protestantischer Eltern. — Auch für die Hebung der Feierlichkeit des Gottesdienstes durch die Einführung des vierstimmigen Kirchengesanges war Vater Henni bedacht, wie er im Allgemeinen für die geistige Entwickelung seiner Pfarrkinder auf's Eifrigste wirkte. [18])

Aber die Mittel, welche die zur Gemeinde gehörigen Glieder besaßen, waren nur gering, und so war, troß der größten Sparsamkeit, die man überall anwandte, die Gemeinde (wie die katholischen Gemeinden des Westens überhaupt) stets in ärmlichen Verhältnissen. Henni schildert den Zustand der deutschen Einwanderer zu Anfang der dreißiger Jahre in einer Zuschrift vom Oktober 1834 an die Leopoldinenstiftung in Wien wie folgt:

„Es ist nur die mittlere Klasse, und vom Lande besonders, welche von den Gegenden des Rheinstromes auswandernd, auf den Ozean sich wagt. Meistens Väter mit zahlreicher Familie, und starke ledige Leute. Daher, weil die Reise mit großen Unkosten verbunden ist, ist es nicht die ärmste Klasse, welche auswandert. Freilich reichen nicht Allen die Mittel hin, wenn sie in einer Seestadt angelangt sind, auch in das Innere der Vereinigten Staaten sich zu begeben und sich dort auf neuem, wohlfeilerem Boden niederzulassen. Gelingt Vielen auch dieses, so bleibt ihnen auf Jahre lang wenig mehr übrig, als was ihr Schweiß aus sonst üppiger Erde zu ihrer und ihrer Kinder Unterhalt erzeugt. Was läßt sich nun für die Kirche erwarten? Religion bleibt doch Bedürfniß, und Religion wird wirklich unter ihnen gefunden, oft auch wohl durch diese neue Umwandlung und Veränderung in ihrer Lage neu belebt. Alte Gewohnheiten, Familien- und Dorfzwiste sind weg. Gott und ihren Arbeiten allein überlassen, widmen sie sich meistens ungestört dieser Pflicht; daher thun sie auch in Errichtung ihrer Kapellen, was sie nach Kräften leisten können, und zwar mit einer Hoffnung und Freudigkeit, die wirklich erbaulich ist." [19])

Um nun neue Hülfsmittel zu beschaffen, sowohl als auch um vermehrte deutsche Priesterkräfte für Amerika zu gewinnen, unternahm Henni 1835 eine Reise nach Europa, wobei er Italien, Deutschland und Frankreich

besuchte. Während dieses Aufenthalts in der alten Welt, welcher zwei Jahre währte, gab er, vom Erzbischof von München dazu aufgefordert, ein Buch heraus: „Ein Blick in das Thal des Ohio oder Briefe über den Kampf und das Wiederaufleben der katholischen Kirche im fernen Westen der Vereinigten Staaten Nordamerikas", wodurch er wesentlich für die Errichtung der zahlreichen Vereine Deutschlands zur Verbreitung des Glaubens wirkte.[20]) Henni hatte sogleich nach seiner Uebersiedlung nach Amerika mit seinem Freunde, dem Professor Mirer in St. Gallen, einen Briefwechsel eröffnet, der von da ab regelmäßig fortgesetzt wurde. In den von Henni gesandten Briefen hatte dieser Beobachtungen über das kirchliche Leben in Amerika mitgetheilt, und diese Briefe bilden die Grundlage zu dem genannten Buche.

Im Herbst 1836 kehrte Henni nach Cincinnati zurück. An der deutschen Gemeinde war mittlerweile die Zwietracht wieder in helle Flammen ausgebrochen, so daß der Bischof sich genöthigt sah, Vater Junker nach Columbus zu versetzen, wo er die hl. Kreuz Kirche begründete. Sein Nachfolger an der Dreifaltigkeitskirche in Cincinnati war der Hochw. Herr W. Stahlschmidt, der jedoch nur kurze Zeit verblieb. Nach Henni's Rückkehr (29. Oktober 1835) wurde dieser nun definitive Pastor der Gemeinde, eine Stelle, welche er bis zu seiner Ernennung zum Bischof bekleidete. Vater Wirz kam wieder von Canton zurück als Hülfspriester an die Gemeinde.[21])

Jetzt erst entfaltete Henni seine höchst wirksame Thätigkeit. Die erfolgreiche Begründung der deutschen Schule, der ersten deutsch-englischen Elementarschule Cincinnati's, die schon binnen Jahresfrist (1835) die Gründung der deutschen „Emigrantenschule", geleitet von dem Deutsch-Polen Lehmanowsky (als Agitator), dem Oberlehrer Eduard Salomon und den Hülfslehrern Julius Weyse und Julius Schwartz, und zwar unter der Aegide des presbyterianischen „Lane Seminars", zur Folge hatte — ward jetzt von einem andern Bedürfniß gefolgt. Die häufigen Sterbefälle unter den Eingewanderten, wodurch öfters Kinder zu vollständigen Waisen wurden, besonders wenn Vater und Mutter dem in neuen Gegenden herrschenden Klimafieber beide erlagen, führten sowohl zur gänzlichen Amerikanisirung dieser Kinder, als auch zur Entfremdung derselben von der Religion der Eltern. Die städtische Waisenanstalt von Cincinnati, wo solche verlassene Kinder Aufnahme fanden, war ausschließlich englisch, und außerdem stand dieselbe unter Leitung der Presbyterianer, denen nur die Methodisten einigermaßen Konkurrenz machten.

Henni dachte nun daran, solche verwaiste Kinder deutscher katholischer Eltern sowohl dem Deutschthum als auch der katholischen Kirche zu erhalten. Er besprach sich deshalb mit den angeseheneren unter den deutschen Katholiken Cincinnati's behufs Gründung einer deutschen katholischen Waisenanstalt, und infolge seiner Bemühungen wurde dann am 2. Februar

1837 der „Deutsche katholische St. Aloysius Waisenverein" von Cincinnati in's Leben gerufen, die älteste derartige deutsche katholische Anstalt in den Vereinigten Staaten. Dieses jetzt blühende und höchst wohlhabende Institut, das zur Zeit gegen dreihundert Waisenkinder erzieht, verdankt Vater Henni nicht nur seine Existenz, sondern auch seine geistige Lebensfähigkeit, denn er half ihm von vornherein den rechten Weg bereiten, auf dem es seine erfolgreiche Laufbahn betrat. Das erkannten die Gründungsmitglieder des Vereins sehr wohl, als sie dem Vater Henni bei der ersten Jahresfeier des Bestehens der Anstalt, am 2. Februar 1838, die folgende „Dankadresse" überreichten:

Hochwürdiger Herr Henni!

„Von den tiefsten Gefühlen für unsern bestehenden Waisen-Verein ergriffen, beauftragten die Mitglieder desselben den unterzeichneten Vorstand, Ihnen für Ihre dem Verein bereits geleisteten Dienste eine Dankadresse zu übersenden. Wir glauben daher, uns unseres Auftrages nicht besser entledigen zu können, als wenn wir Ihnen die Versicherung geben, daß: 1. wir es recht gut wissen, daß Sie der Urheber unseres jetzt schon so schön blühenden Waisen-Vereins sind; 2. wir recht gut wissen, daß nur Ihre Würde, Ihr hier genießendes Zutrauen und Ihre unermüdliche Thätigkeit unsern Verein auf die Stufe, wo er jetzt steht, gebracht und die brüderliche Einigkeit unter den Mitgliedern desselben erhalten haben; 3. wir recht gut zu schätzen wissen, welche Stütze und welchen Vortheil Ihre unentgeltliche Redaktion des „Wahrheitsfreundes" unserm Waisen-Verein, resp. den Waisen ist und bringt; 4. wir auch endlich recht gut wissen, wie Sie durch Ihre unermüdliche Thätigkeit selbst einen Theil Ihrer Gesundheit opfern; 5. wir bei unserm Anniversarium mit wahrem Vergnügen bemerkt haben, welchen tiefen Eindruck Ihre schöne, dem Zwecke unseres Vereins entsprechende Rede auf alle Anwesende gemacht hat; und statten wir Ihnen deshalb im Namen des hl. Aloysius Waisen-Vereins und unsern Waisen hiermit den verbindlichsten Dank mit der festen Zusicherung ab, daß wir Alle innigst wünschen, Gott möge Ihre Bemühungen stets segnen und Ihnen Zeit Ihres Lebens Kraft verleihen, für unsere Religion, brüderliche Einigkeit und zum Besten der Waisen wirken zu können. — Mit ausgezeichneter Hochachtung unterzeichnen Euer Hochwürden bereitwillige Diener: J. B. Germann, Präsident; Clemens Dietrich, Vice-Präsident; Adam Dick, H. Berte, Sekretäre; Joseph Goß, Joseph Schwegmann, Kollektoren; Heinrich Schnittger, Andreas Groß, Ignatz Jäger, Simon Oehler, Joseph Lücken, Matthias Lapp, Verwalter. — Cincinnati, den 3. Februar 1838." [22])

Der Waisen-Verein verdankte in der That dem Hochw. Vater Henni nicht nur sein Entstehen, sondern, wie bereits bemerkt, auch die Grundlage seiner Fortentwickelung, und er hätte sich selbst nicht besser ehren können,

als wenn er ein würdiges Standbild dieses wahrhaft großen Mannes in der prachtvollen Waisenanstalt aufgestellt hätte, damit die Besucher sich des Anblicks des Schöpfers eines so humanen Instituts auch in späteren Generationen erfreuen möchten. Zur Verherrlichung von Feldherrn und Soldaten opfert man willig schwere Geldsummen, warum sollte eine der Humanität gewidmete Anstalt, die in Wirklichkeit reich ist, nicht das Andenken ihres Gründers in würdiger Weise feiern? [23])

Die erfolgreiche Begründung des Waisen-Vereins führte den unermüdet strebsamen Priester auf ein neues Gebiet, auf daß er schon früher sein Augenmerk gerichtet hatte. „Nicht genug, daß wir die Kinder in der Waisenanstalt und in der Schule zu uns heranziehen, wir müssen auch die Erwachsenen an uns fesseln, wenn wir überhaupt Erfolg haben wollen," sagte er zu einem Freunde, mit dem Dr. Henni über den Zustand der katholischen Kirche in den Vereinigten Staaten damals sprach. „Um das zu ermöglichen, müssen wir sie durch gute Lektüre von den Vorzügen unserer heiligen Religion zu überzeugen suchen. Das kann nur auf zweierlei Wege geschehen, entweder durch die Begründung einer billigen, wenn nicht freien, Lesebibliothek, oder durch das Inslebenrufen eines katholischen Journals. Von diesen beiden Arten ist die Begründung einer guten Bibliothek anfänglich mit viel größeren Unkosten verknüpft, als die Begründung einer Zeitschrift Dann findet eine Zeitschrift auch viel leichter Aufnahme in den einzelnen Familien und wirkt über ein größeres Gebiet, als solches eine Bibliothek vermag." [24])

Nachdem sich Henni nun zunächst die Unterstützung der Laien wie auch des deutschen Klerus versichert hatte, [25]) trat er 1837 mit dem Prospektus des „Wahrheitsfreund", einer „Zeitschrift für katholisches Leben, Wirken und Wissen", hervor. Herausgeber war der von Henni gegründete deutsche Waisen-Verein von Cincinnati, und sollte der Reinertrag zum Besten der Waisenanstalt verwendet werden. Henni war und blieb sieben Jahre lang, bis zu seiner Ernennung zum Bischof von Milwaukee, der Redakteur des Blattes, das er mit großer Umsicht und in geistreicher Weise leitete. — Im Prospektus, welcher die erste Nummer bildet, die am 20. Juni 1837 erschien, heißt es unter Anderem:

„Wer den erstaunlichen Zuwachs der teutsch-katholischen Bevölkerung der Vereinigten Staaten beobachtet und besonders dem Strom der Einwanderung, der in vielarmiger Richtung sich nach den westlichen Prairies und Waldungen bewegt, mit still beobachtendem Auge folgt und bedenkt, daß vor Allem nicht nur der auf wissenschaftliche Bildung Anspruch machende Teutsche fast allen Mitteln einer ordentlichen Lektüre in der Muttersprache entblößt und wie abgeschlossen lebt; sondern daß da auch der nüchterne und industriöse Landmann, der Gesetze dieses Landes fremd, der hier üblichen Sprache unkundig, fern von Lehrern, fern von einem Altare, die

leeren Stunden, selbst des Sabbaths, entweder einsam oder gruppenweise in Familien betrauert, und nicht selten untröstlich seinen Nachkommen die in Teutschland begonnene Bildung, statt selbe fester zu begründen, aus Mangel christlicher und sonst nützlicher Unterhaltungsquellen, allmählig abnehmen und erlöschen sieht; wer überdies ein Zeuge ist des seit einiger Zeit rege gewordenen und lebhaft gefühlten Interesses aller Teutschen für Selbstständigkeit und Sprache, der kann wahrlich nicht umhin, die Bedürfnisse, besonders der teutschen Katholiken, die nicht in jeder Hütte selbstberufene Prediger finden, lebhaft zu fühlen und noch lebhafter den Wunsch zu hegen, daß doch nach Maaßgabe der Zeit und Mittel, ihre Lage erleichtert, bei ihnen Bildung und Religion nach Kräften aufrecht erhalten und möglichst befördert werden möchten."

Dann fährt Henni fort, die Tendenz des Journals mitzutheilen, und was das Blatt bringen werde:

„1. Religiöses. 2. Weltliche Nachrichten aus allen Theilen der Welt, vorzüglich der alten Welt, mit besonderer Rücksicht auf unsere alte Heimath, ganz Teutschland und die Schweiz, denn", meint er, „der Wahrheitsfreund sollte ein „lehrreicher Gast" sowohl religiös als weltlich in jeder Familie sein, der es noch um Bildung und moralischen Bestand zu thun sei, ja derselbe sollte bei Allen (wenigstens den Katholiken) schon darum einer Prüfung und gütigen Aufnahme werth sein, weil er in ganz Amerika als der einzige „katholische Bote" unter seinen Teutschen aufzutreten wagt, und kein anderes Interesse kenne, als zu belehren, zu erbauen und Waisen zu helfen."

Der Inhalt des Blattes war in zwei Abtheilungen, eine „kirchliche" und eine „weltliche", getrennt. Die erstgenannte Abtheilung umfaßte, außer Nachrichten auf dem Gebiete der Kirche, religiöse Aufsätze erbaulichen und ethischen Inhalts, Gedichte, Betrachtungen und Abhandlungen auf den Gebieten der Homiletik und Apologetik. Die andere Abtheilung brachte allgemeine Neuigkeiten, sowie interessante Aufsätze auf fast allen Feldern der Litteratur, Wissenschaft, Kunst, Politik u. dgl. Vorzüglich liebte Henni das Gebiet der Geschichte, der kirchlichen wie auch der profanen. Hatte er doch selber am „Athenäum" neben der Philosophie auch Geschichte dozirt. So erschienen aus Henni's Feder bereits im ersten Jahrgang des „Wahrheitsfreund" folgende geschichtliche Arbeiten, die sämmtlich von einem liberalen und sorgfältigen Quellenstudium zeugen: „Neu-Frankreich, oder die frühesten Missionen in Canada und am Missisippi" (angeführte Quellen: Charlevoir, "Histoire de la Nouvelle France"; "Relation des Jesuites"; Hennepin; Le Clercq; und Taylor's "History of Ohio.") — „Rückblick auf den sogenannten fernen Westen." (Quellen: Holmes' "Chronic" [Annals?]; Doddridge's "Notes"; Crawford's "Campaign"; Doddridge's "Wars of 1763-1768.") — „Urgeschichte von

Cincinnati“ (nach einem Aufsatz des Richters Burnett im "Family Magazine" bearbeitet). „War Amerika vor seiner Entdeckung durch Kolumbus den Europäern bekannt?“ (Quellen: Charlevoix; Armgard's "Historia Grœnlandia"; Torfäus: "Grœnlandia antiqua" & "Vinlandia antiqua"; Mallet's "Introductio de l'histoire de Dannemarck"; Acosta's "Hist. Ind. occid."; Hadrian Roland's "Dissert. 12. de lingua Americanis"; Abbe Prevost's "l'Histoire Generale des voyages"; "Relation de la Condamine et Bouger"; Powell's "History of Wales"). Außerdem theilte er geschichtliche Arbeiten von anderen Verfassern mit, z. B. eine gut geschriebene Biographie des Kolumbus von G. Fr. Widman, eine Biographie Washington's von einem Ungenannten, ebenso eine Biographie Franklin's.

Henni's Belesenheit in der Geschichte und Philosophie war gewaltig. Das mußten der bekannte Schriftsteller und Theologe Georg Walker, der bald nach der Gründung des „Wahrheitsfreundes“ in Germantown, Ohio, den „Protestant“ als Oppositionsblatt in's Leben rief, mit welchem er kurz darauf nach Cincinnati übersiedelte, sowie Dr. Wilhelm Nast, der Begründer und Redakteur des „Christlichen Apologete“, bald zu ihrem Schaden erfahren. Der „Protestant“ Walker's erlebte die Vollendung des ersten Jahrganges nicht, er ging bereits im September 1838, nach dem Erscheinen von 87 Nummern wieder ein. Der „Apologete“, welcher fester gesattelt war, hat sich bis jetzt gehalten. Dr. Nast war auch ein mehr ebenbürtiger Kämpe, als Walker, der zwar eine gewandte Feder führte, aber in der Geschichte und den Kirchenvätern nicht so bewandert war, wie Nast. Dr. Henni, welcher in dem Kampf mit dem „Apologeten“ von dem gelehrten Franziskaner-Pater Franz Ludwig Huber unterstützt wurde, der später die Kontroverse mit Nast unter seinem Namen allein führte, war nicht nur bekannt auf dem Streitfelde, sondern eine ausgedehnte Bibliothek stand ihm zu Gebote, die er vorzüglich zu benutzen verstand. Die Kontroverse mit dem „Apologeten“ erregte seiner Zeit (1840–1841) großes Aufsehen in der theologischen Gelehrtenwelt Amerika's, und hat seitdem wohl ihres Gleichen hier nicht mehr gefunden. Es war keine rohe Katzbalgerei, untermischt mit den üblichen Schlag- und Schimpfworten, sondern eine wirklich gelehrte Polemik, basirt auf sachgemäßes kirchlich-wissenschaftliches Studium. Jene Kontroverse führte unter den Deutschen Cincinnati's eine lebhafte Theilnahme an den beiderseitigen Erörterungen herbei. Schade, daß sie bei den ungebildeten Leuten, besonders der Jugend, zu einigen Flegeleien führte, denen Vater Henni aber auf energische Weise, selbst von der Kanzel, entgegentrat.

Der Kampf mit Walker war ein leichter, da Walker nicht bei der Farbe zu halten war. Es fand zu jener Zeit (1837) die bekannte Debatte zwischen Alexander Campbell, dem Stifter der Campbelliten-Sekte, und

dem Bischof Purcell in Cincinnati statt, was zu einer ungewöhnlichen Aufregung im Volke Veranlassung gab. Selbstverständlich wurde die Sache auf beiden Seiten nach Kräften ausgebeutet. Henni betrachtete die Debatte vom rein wissenschaftlich-theologischen Standpunkte aus und machte deshalb keinen Versuch, durch einseitige Mittheilungen im „Wahrheitsfreund" Kapital daraus zu schlagen. Als aber im „Protestant" Walker's (No. 4, vom 30. November 1837) folgende Ankündigung erschien:

„Wir waren früher Willens, die zwischen den Herren Campbell und Purcell stattgehabten Discussionen aus der englischen in die teutsche Sprache zu übersetzen, da wir aber zweifelten, ob wir so viele Abnehmer finden würden, daß die Kosten gedeckt werden könnten, gaben wir dieses Vorhaben wieder auf; um nun aber dem Wunsche mehrerer Unterschreiber des „Protestant" zu entsprechen, haben wir uns entschlossen, die von Herrn Campbell aufgestellten Behauptungen in kleineren Abschnitten in dem Protestant mitzutheilen." — Da konnte es Henni nicht länger unterlassen, den „Protestant" folgendermaßen auf den Zahn zu fühlen:

„Auch wir werden nicht fehlen, jedesmal ein juxta positum aus den Gegenbehauptungen des Bischofs Purcell anzuführen, wozu wir lange schon und häufig aufgefordert waren. Allein wir erachteten eine einseitige Mittheilung als unbillig, nach dem Grundsatze: "Audiatur et altera pars", als ein Thun, worüber sich die andere Partei mit Recht beschweren könnte. Um also keine Partei, weder die protestantische noch die katholische „hinters Licht" zu führen, so machen wir dem „Protestanten" diesen Vorschlag: Der „Protestant möchte jedesmal Nummer für Nummer die Gegenbehauptungen des Bischofs Purcell in seinen Spalten [mit] aufnehmen, während der „Wahrheitsfreund" auch die campbellitischen Propositionen aus dem „Protestanten" abzudrucken verspricht. — Gentlemen, that is but fair."

Der „Protestant" nahm das Anerbieten jedoch nicht an, „weil es der enge Raum nicht erlaube." Henni setzte den „Protestanten" darüber in kräftiger Weise zurecht, hatte aber seinen Lesern gegenüber so viel Takt, daß er von der einseitigen Publikation der Argumente des Bischofs Purcell abstand. Auch Walker fand bald genug, daß die Argumente Campbells nicht den wirklichen Gehalt besaßen, den man vorausgesetzt hatte, und er hörte deshalb nach ein paar Fortsetzungen von selber auf, sie im „Protestanten" zu veröffentlichen.

So liberal und tolerant Henni den Meinungsverschiedenheiten Andersgläubiger, abgesehen von der unerschrockenen Vertheidigung des eigenen Glaubens, gegenüber auftrat, so entschieden trat er jedoch dem geheim sich im niederen Volke verbreitenden Aberglauben entgegen. Es erschien im Jahre 1837 in Cincinnati im Verlage von Benjamin Boffinger, der zur Zeit die „Westliche Staatszeitung" herausgab, der Wiederabdruck eines

ch der That schändlichen Buches, das unter dem Namen „Der geistliche Schild" im niederen Volke bekannt ist. Henni schrieb nun eine energische Warnung gegen das abergläubige Buch, worin er unter Anderem sagt:

„In dem Verlage der „Westlichen Staatszeitung" dahier ist dieser Tage das folgende scheußlichste aller scheußlichsten Bücher erschienen, dessen Titel wir unsern Lesern und allen wohlmeinenden Menschen zur Warnung mittheilen, damit sie sich vor demselben in Acht nehmen können:

„Der geistliche Schild.

So vor dreihundert Jahren von dem Pabste Leo X. bestätigt wurde, wider allen gefährlichen bösen Menschen, sowohl als Hexereien und Teufelsart entgegengesetzt, worin sowohl Menschen und Vieh oft gerathen und wider Schaden gesichert wird."

„Das Buch ist eine gemeine und schändliche Fälschung, denn weder Leo X. noch irgend ein anderer Pabst haben je einen solchen Betrug gebilligt."

Dann geht er dem Verleger Boffinger folgendermaßen zu Leibe:

„Warum unterließ selbst B. Boffinger darin seine Druckerei, was er sonst überall, auf allen von ihm abgedruckten Dingen setzt, anzugeben? Steht es in dem Büchlein, daß er es und zwar in Cincinnati neu aufgelegt habe? Nein! Boffinger schämt sich dieses Verdienstes, aber nicht des Geldes, das er durch solche schändliche, seelenverderbende Mittel zu gewinnen glaubt. Wir lassen das Publikum darüber urtheilen, was von einem Manne zu denken ist, der, wenn auch in Geldnoth, seine Presse, die nur der Bildung gewidmet und der Wahrheit heilig sein soll, zur Verbreitung von Lügen und Aberglauben unter schwachen Geschöpfen herabwürdigt... ...... Wir dachten, der Titel schon würde jeden vernünftigen Menschen, der nicht als Vieh eine derartige Viehkur fordert, vom Ankauf eines solchen „Segens wider Hexen und Teufel abschrecken."

Henni meint, daß vernünftige Menschen aller Konfessionen sich der Verbreitung derartiger verderbenbringender Schriften widersetzen sollten.

Auf dem Gebiete der Tagespolitik war die Einwanderer-Frage, resp. der Nativismus 1837 in vollem Gange und regte die Gemüther über die Maßen auf. Auch Henni konnte es nicht vermeiden, darüber hier und da Meinungsäußerungen kundzugeben, so sehr er sich auch befliß, auf unabhängigem Boden zu stehen. So wurde der „Wahrheitsfreund" im „Volksblatt" häufig als ein verkapptes „Whig"-Blatt hingestellt, indessen die „Westliche Staatszeitung" ihn als „Locofoco"-Organ [26]) verschrie. Das kümmerte Henni indessen wenig, nur wenn man es ihm zu bunt trieb, dann gab er nach dem Motto "Suum cuique", jedem die ihm gebührende Zurechtweisung. So versuchte die "Gazette" im September 1838 die amerikanische Bevölkerung Cincinnati's gegen die Deutschen aufzureizen,

wozu der folgende Anschlagzettel zur Berufung einer demokratischen Versammlung den Vorwand abgeben mußte:

„Deutsche Versammlung!

„Mittwoch, den 19. September, Abends 7 Uhr, wird bei Herrn David Pfisterer an dem Mittelmarkt eine allgemeine deutsche Versammlung gehalten. Alle Deutsche, welche ihrer bürgerlichen Pflichten eingedenk, sich um das Wohl ihres neuen Vaterlandes bekümmern, sind eingeladen, sich an jenem Abend einzufinden. Bis zur nächsten Wahl sind nur noch wenige Wochen, die Wahl selbst von der größten Wichtigkeit, und umsichtige Vorbereitungen sind nothwendig, um uns gegen die verderbliche Gewalt unserer eingefleischten Feinde, der „Whigs" und „Native-Americans", zu wehren.

„Cincinnati, den 16. September 1838. Mehrere Deutsche."

Dieses augenscheinliche Parteiplakat, das, wenn es auch in etwas allzudrastischer Weise sich ausläßt, doch keinen vernünftig denkenden Menschen hätte aufregen sollen, da ja nur im Parteisinn gesprochen wurde, gab der „Gazette" Gelegenheit, den Fanatismus gegen die eingewanderten Deutschen herauszufordern. In einem Aufsatz unter dem Titel: "German Emigrants", deutet sie die etwas überschwänglichen Worte: „unsere eingefleischten Feinde, die „Whigs" und „Native-Americans", im persönlichen Sinn, statt sie im Sinn einer Parteiphrase zu nehmen. Indem sie die Fabel von dem Manne, der eine halberstarrte Schlange an seinem Busen erwärmte, mit Bezug auf die eingewanderten Deutschen anwendet, schreibt die „Gazette" unter Anderem:

„Die deutschen Eingewanderten (Emigrants), welche in der Weise gegen die „Whigs" und „Native-Americans" losziehen, handeln nicht unähnlich jener Schlange. Der größte Theil der Bevölkerung der Stadt Cincinnati besteht aus „Whigs und Native-Americans." Sie sind im Besitz des größten Theiles der liegenden Güter (real property) dieser Stadt; sie sind die Männer, die dem Handel und den Geschäften vorzugsweise das Leben geben. Die „Whigs und Native-Americans" sind es hauptsächlich, bei denen die arbeitenden Klassen der Einwanderer Beschäftigung suchen, um für ihre Familien Brod zu finden. Von diesen „Whigs und Native-Americans" wurden die deutschen Emigranten aufgenommen; diese selben „Whigs und Native-Americans" haben ihnen Wohnungen, Arbeit und Zutritt zu Geschäften gegeben. Wie kann also der eingewanderte Deutsche „Whigs" und eingeborene Amerikaner als seinen F e i n d betrachten? ...

„Diese Sache fordert schnelle Maßregeln. Wenn die deutschen Eingewanderten glauben, die „Whigs und Native-Americans" seien ihre Feinde, und wenn sie sich gegen diese als ihre F e i n d e in einen politischen Strudel wagen, so sollte die Kommunität sich davon überzeugen und Gegenmaßregeln treffen. Die Mittel der Selbstvertheidigung sind in den Händen

der „Whigs und Native-Americans" von Cincinnati. Ruft diese zu einer Versammlung und zur gemeinschaftlichen Berathung zusammen. Laßt allen Verkehr mit solchen eingewanderten Deutschen aufheben, welche die Gesinnung hegen, daß die „Whigs und Native-Americans" ihre Feinde seien, und ein solcher Emigrant müßte bald gezwungen sein, sich irgendwo anders eine Heimath zu suchen. Wir wiederholen noch einmal, diese Angelegenheit fordert Aufmerksamkeit, Untersuchung und ein darnach eingerichtetes Handeln. Wenn es unter uns deutsche Emigranten gibt — man sollte sie Undankbare (ingrates) nennen — die gemäß den Gesinnungen, die in jenem Plakat ausgesprochen sind, handeln, so sollte das Publikum sie kennen und zwar einzeln, auf daß sie so bedient werden können, wie sie es verdienen."

Der Aufsatz verfehlte nicht, eine ungeheure Aufregung unter den Amerikanern in Cincinnati hervorzurufen. Es kam auch zu einigen Exzessen, und ein paar Mal wurden Deutsche auf der Straße von amerikanischen Raufbolden insultirt und sogar thätlich angegriffen, so daß man allgemein einen Volksaufruhr befürchtete. Das „Volksblatt", welches abwehrte und die „Westliche Staatszeitung", das deutsche Whigorgan, das eher noch die Glut schüren half, waren zufolge ihrer Parteistellung fast machtlos geworden. Da schrieb Henni im „Wahrheitsfreund" zur Beleuchtung der Situation einen Aufsatz, den er in Uebersetzung der „Gazette" behufs Publikation mittheilte, und der dann viel dazu beitrug, die erhitzten Gemüther zu beschwichtigen. Ein Auszug desselben mag die Sache besser beleuchten.

„Diese ganze Lektion (welche die „Gazette" den Deutschen ertheilt) hat weiter nichts zu Grunde, als eine übelgedeutete Anwendung zweier Worte, welche, statt sie auf die „Whigpartei" als der politischen Feindin der „Demokraten" zu beziehen, in einem rein persönlichen Lichte aufgefaßt und als Ausdruck einer wirklichen Feindschaft gegen die Eingeborenen betrachtet werden. Bei welcher Gelegenheit haben die Teutschen von Cincinnati wirklichen Haß gegen die Eingeborenen geäußert? Wo haben sie selbe beunruhigt, obschon sie häufig genug geneckt und zurückgesetzt werden? Es muß allen Bessergesinnten, sowohl unter den Eingeborenen als Eingewanderten, sehr leid thun, wenn politische Abschweifungen von dem gehörigen Anstand, sei es in Ausdrücken oder Handlungen, Teutschen, weil sie Teutsche sind, zur Last gelegt werden sollen. Wir wollen die Absichten des Herausgebers [der „Gazette"] nicht enträthseln, jedoch dieser einfältige und unbestimmte Ausdruck, den „Mehrere Deutsche" in dem gedachten Plakate gebrauchten, war keine hinreichende Ursache, die Eingewanderten, gleichviel ob es nur Einige oder Alle waren, der Erbitterung ihrer Mitbürger preiszugeben. . . . . Uebrigens fragen wir jeden aufrichtigen „Whig", ob er sich, wenn er auch der eifrigste in seiner Partei wäre, an etlichen Worten eines bloßen Anschlagzettels, den gewöhnlich ein Einziger zu Tage fördert, vernünftiger

Weise stoßen sollte? — ob er sich mit Recht gegen solche kleinlichen Uebereilungen der Demokraten, besonders teutscher Demokraten, beklagen könnte, wenn er einige Augenblicke freimüthig und unpartheiisch überlegt, wie „Whigs", „Native-American Whigs", die den Emigranten durch die Konstitution gesicherten, geheiligten Rechte zu verkümmern suchen; wie sie Petitionen über Petitionen dem Kongresse einreichten, nicht nur, um alle fernere Einwanderung zu verhindern, sondern den bereits Eingewanderten das Bürgerrecht auf viele, viele Jahre vorzuenthalten? Wer weiß nicht, daß sich Gesellschaften oder Klubs unter den „Native-Amerikanern" gebildet haben; daß sie, um desto besser zu ihrem unbrüderlichen, schändlichen Zwecke zu gelangen, eigene Pressen in steter Thätigkeit erhalten? Gegen solche, und nur solche „Whig-Native-Americans" mögen Teutsche, wie überhaupt jeder Ehrenmann, sei er Native oder nicht, in Opposition treten. Diese sind die Feinde der Eingewanderten. Ob nicht solche auch in Cincinnati seien, darüber vermöchte der Herausgeber der „Gazette" vielleicht am besten Auskunft zu geben. Ist es daher nicht Ursache genug, daß ein vernünftiger Mann, namentlich ein teutscher Demokrat, die allenfallsige Uebereilungen und auch wohl unrichtig gewählten Ausdrücke zuweilen übersehen sollte? Bloße Billigkeit fordert dies, und wir erwarten, daß Billigkeit auch Jedem, der die Sache unpartheiisch überdenkt, es einleuchtend machen muß, daß Teutsche zwar politische Feinde der „Whigs", vielmehr ihrer Parthei, nie aber Feinde der Eingeborenen sein können, noch je werden."

Der Aufsatz Henni's hatte den gewünschten Erfolg. Die „Gazette" mußte zugestehen, daß sie in der Uebereilung gehandelt habe, wobei sie sich freilich auf die Taktlosigkeit des Plakats als einer genügenden Provokation zu ihrem gehässigen Aufsatze beruft. Die Wahl, welche zu Gunsten der Demokraten entschieden wurde, besänftigte vollends die Aufregung, und die Nativistenfrage war bis zum Jahre 1843 vertagt.

Eine andere Frage, welche die Gemüther jener Zeit, besonders in Cincinnati, bis zur Siedehitze aufregte, war die Sklavereifrage. Vermöge der Lage der Stadt, hart an der Grenze eines Sklavenstaates, war hier der Sitz der Hauptleiter des Abolitionismus, der Ausgangspunkt der sogenannten "Underground Railroad", wie man den Sklavendiebstahl und die Unterstützung der Flucht von Negersklaven nach Canada nannte. Andererseits hatte Cincinnati, als damalige Handelsmetropole des Westens, in dem benachbarten Süden seinen besten Kunden, weshalb die Geschäftswelt sich dem Bestreben der Abolitionisten auf das Heftigste entgegen stemmte. Bereits hatten wiederholt Volksaufruhre stattgefunden, und man hatte die Druckerei der Abolitionisten-Zeitung "Philanthropist" demolirt und Presse und Typen in den Fluß geworfen.

Da versetzte eine öffentliche Debatte zwischen zwei protestantischen Predigern, Gurley aus Washington und Blanchard aus Cincinnati, welche

in der ersten Märzwoche 1839 in der dritten Presbyterianerkirche in Cincinnati stattfand, die Bevölkerung in neue Aufregung. Gurley vertrat die Ansichten der damals bestehenden „Amerikanischen Kolonisations-Gesellschaft", einer Organisation, welche die allmählige Abschaffung der Negersklaverei in den Vereinigten Staaten durch eine Kolonisation der Freigelassenen in Liberia, auf der Westküste von Afrika, zu bezwecken vorgab, indessen Blanchard die Meinungen der Abolitionisten, die eine sofortige und unbedingte Emanzipation der Sklaven auf gütlichem oder auch gewaltsamem Wege anstrebten, vertrat.

In der Debatte war Blanchard entschieden im Vortheil geblieben, obschon die Anhänger beider Parteien den Sieg beanspruchten. Um den dadurch gewonnenen Anschein, als sei Cincinnati eine Burg des Abolitionismus, wieder zu verwischen, und zwar im Interesse des Krämergeistes, wurde unmittelbar nach Schluß der Debatte (am Samstag den 8. März, 1839) eine große „Anti-Abolisten-Versammlung" ("Abhorring Meeting", wie es in einer englischen Zeitung hieß) im Saale des Gerichts-Gebäudes abgehalten, bei welcher Beschlüsse angenommen wurden, die in entschiedenster Weise das Bestreben der Abolitionisten „als Feinde, welche meuchelmörderische Hand an ein Land legen, das sie großgezogen und beschützt hat," als „den Frieden des Landes untergrabende Ruhestörer, die unter das Gesetz gebracht werden müssen", verdammen. Dahingegen loben die Beschlüsse das Wirken der „Kolonisations-Gesellschaft", als „die einzig sichere und zweckmäßige Weise, um den Uebeln der Sklaverei zu entkommen." Selbst das „Volksblatt" unter Molitor's Leitung stimmte mit den Beschlüssen der Versammlung überein und tadelte die Abolitionisten als Feinde des Landes in unzweideutiger Weise.

Henni, der ein entschiedener Gegner der Sklaverei war, schrieb über jene Angelegenheit im „Wahrheitsfreund" einen längeren Aufsatz, der zwar in sehr gemäßigtem Tone gehalten war, aber unzweideutig seine Stellung kennzeichnet. Hier ein paar Auszüge daraus:

„Es ist nicht an uns", schreibt er, „über das gegenseitige Verdienst dieser beiden Herren (Gurley und Blanchard) ein Wort zu sagen, denn diese Frage ist zu sehr mit der Politik verwickelt, als daß der „Wahrheitsfreund" das Organ irgend einer Parthei werden dürfte. Wir wünschen übrigens den Abolitionisten etwas mehr Gelassenheit und Nachsicht, sowie den südlichen Staaten mehr Herz und Menschlichkeitsgefühl. Nur auf diesem Wege werden sich die schroffen Partheien begegnen, den Bestand der Union sichern, die Freiheit und das Wohl unserer farbigen Brüder begründen, und somit den langersehnten Wunsch nicht nur aller Guten, sondern den der humanen Welt erfüllen und die Ehre der Menschheit, den Charakter des neunzehnten Jahrhunderts retten."

Ueber die Beschlüsse der genannten Versammlung äußert er sich:

„Dieses ist in der That die Sprache aller Anti-Abolitionisten in den Vereinigten Staaten. Dieses der Gesang, in den nicht nur ein großer Theil der Bürger der Nicht-Sklavenstaaten einstimmt, sondern auch die Sklavenhändler im Süden. Die ersteren, weil sie im Einklang mit den Verfassern unserer herrlichen Konstitution die Sklaverei in jenen Staaten, wo sie schon war, toleriren zu müssen glauben, um die Union, die ohne eine solche Duldung nicht hätte zu Stande kommen können, nicht zu zerstören; die letzteren aber, um ihrer schändlichen Sklavenzucht den Anstrich der Ehrbarkeit, die Larve der Menschlichkeit noch aufzudrücken. Diese wissen wohl, denn die Erfahrung hat sie ja dessen vollkommen belehrt, daß die Kolonisations-Gesellschaft ihren Interessen nicht schaden kann; es ist ja nur der Tropfen am Eimer, den sie ihnen nimmt. Bei der gegenwärtigen Stimmung des Volkes in den Vereinigten Staaten und bei einem so in's gesellschaftliche Leben einwirkenden grellen Konflikt humaner Grundsätze mit dem schmutzigen Interesse, muß jeder wohlmeinende amerikanische Bürger mit Besorgniß in die Zukunft schauen, denn mit Wehmuth sieht er, wie dort hartnäckig der Süden auf seinem unmenschlichen Handel besteht und wie hier ein Schwarm Fanatiker vom Norden gegen die bestehenden Einrichtungen in den Sklavenstaaten anstrebt und mit einem Schlage die Scheidewand zwischen Herrn und Sklaven niederzureißen droht. Auf beiden Seiten liegt nach unserer Ansicht ein Fehler — hier, unter den Abolitionisten, die Sünde fanatischer Uebereilung; dort, unter den Sklavenhändlern, die Sünde gefühlloser Unmenschlichkeit. Möchte man den Weg einer allmähligen Emanzipation einschlagen. Mögen wenigstens Schritte gethan werden, wodurch der Neger zur Bildung, zur Civilisation zugelassen wird, welches ihn befähigt, vor die Schranken eines Tribunals zu treten, das seine Klagen hören wird. Ohne solche vorläufige Einleitung und allmählige Vorkehrungen unter der Sanktion des Kongresses selbst, wird nicht nur die scheußlichste „Mobokratie" gegen jede Anti-Sklaverei-Sozietät fortdauern, sondern auch die Kolonisations-Gesellschaft wird, trotz ihrer Schminke, nichts Namhaftes wirken, es wird ihr sowenig gelingen, die Sklaverei von dem durch sie befleckten Freiheitsboden zu verbannen, als sie einen Mohren weiß zu waschen im Stande ist."

Die Haltung des „Wahrheitsfreundes" auf relgiösem Gebiet war eine höchst liberale. Nicht nur war das Grundprinzip Henni's, daß die Religion zur Hebung der menschlichen Sittlichkeit, nicht aber zur Anschürung von Haß und Fanatismus dienen sollte, immer in seinen eigenen Aufsätzen sichtbar, sondern auch die Auswahl der homiletischen Artikel anderer Schriftsteller gab dieser Anschauungsweise kräftigen Ausdruck. Neben den gelehrten Autoren der katholischen Kirche erschienen auch wohl Arbeiten von protestantischen Theologen, oder von solchen katholischen Schriftstellern, die von allzuscharfer Seite selbst in der eigenen Kirche Angriffen ausgesetzt waren, wie Pascal, Hermes, Wessenberg und Andere.

Die Schreibweise Henni's ist, abgesehen von der etwas veralteten Stylistik, immer klar und gefühlvoll und mit einer stets sich äußernden Wärme, einer Art Begeisterung für das von ihm vertretene Feld durchweht. Auch fehlt es ihm nicht an einem zeitweiligen poetischen Hauch, besonders in seinen Aufsätzen beschaulichen Inhalts. Ebenso trat er in den ersten Jahren seiner schriftstellerischen Thätigkeit hier und da auf dem Felde der Poetik auf, und kann man in seinen sämmtlich in lyrischer Form gehaltenen Gedichten eine dichterische Anlage nicht verkennen. Ein moral-philosophischer Geist durchweht alle. Hier ein paar Proben:

Das Gewissen. (1837.)

Richter im Herzen, auf Vernunft gegründet,
Dem nie ein Vortheil seine Lippen bindet,
Den Gaukeleien mit geschminkten Lügen
Nimmer betrügen.

Schnelles Gewissen, daß wir dich empfinden,
Ist nicht Gewohnheit; Sünden bleiben Sünden.
Dich, wahres Urtheil, läßt auch im Verbrechen
Gott in uns sprechen.

Sich're Kenntniß muß dich unterstützen,
Wenn du der Menschheit willst zur Ruhe nützen;
Die Eile schadet, Zweifel macht verwirret,
Leidenschaft irret.

Aber wem unverblendet du innewohnest
Und seine Thaten durch dein Lob belohnest,
Dem wird den Frieden selbst der Welt Empören
Nimmermehr stören.

Glückseligkeit. (1837.)

(Nach dem Französischen des Abbé de l'Attaignant.)

Wenn deine Blicke, die mich oft betrogen,
Zu fragen scheinen: „schlummern deine Triebe?"
So hätte jeder Andre dir gelogen,
Daß er dich so wie ehmals glühend liebe.

Zu täuschen dich mit glühenden Geberden,
Dazu schätz ich der Wahrheit Huld zu sehr: —
Noch immer bist du werth, geliebt zu werden,
Allein mein Herz fühlt keine Liebe mehr.

Der Führer. (1838.)

Mühsam ist hier die Bahn zu wallen,
Schwer das Bestehen und leicht das Fallen,
Doch überreich der Lohn.

De la Motte Fouqué.

In der Welt verschlung'nem Labyrinth
Ist ein treuer Führer uns gegeben;
Doch der Mensch, das thöricht eitle Kind,
Gehet, wo die Gänge sich verweben,
Wo die lockendsten der Blumen sind,
Denn ihm heischet nur Genuß das Leben.
Freuden blühen um uns ohne Zahl,
Und die Thorheit pflückt sie ohne Wahl.

Nach dem Schimmer nur, der ihn umscheint,
Ist der Blick verlangend hingerichtet;
Aber was die inn're Stimme meint,
Die das Gute von dem Bösen sichtet,
Die, als warnender und treuer Freund,
Uns die dunkeln Dornenpfade lichtet,
Hört er nimmer im verkehrten Wahn,
Wandelt unbesorgt die Blumenbahn.

Wisse, Mensch, die Außenwelt ist Tand!
Freude lacht verführerisch entgegen,
Zeigt von fern der Sehnsucht Zauberland,
Deine Heißbegierde zu erregen.
Aber noch kein Erdenpilger fand
Wahres Glück auf den gekrümmten Wegen:
Was dir in der Ferne heiter lacht,
Wandelt sich dem Nahenden in Nacht.

Doch ein treuer Führer ist das Herz,
Unbestochen wird es dich geleiten:
Ohne Freude nicht, nicht ohne Schmerz,
Beide müssen wechselnd dich begleiten.
Nicht auf eitlen Schimmer, himmelwärts
Laß den Blick, nach Wahrheit forschend, gleiten,
Und auf steilem Pfad erreichest du
Kämpfend, siegend dann das Land der Ruh.

Die Unabhängigkeits-Erklärung. (4. Juli 1838.)

Bei diesem Licht, das uns zuerst begrüßt
Von allen Völkern -----------
Laßt uns den Eid des neuen Bundes schwören:
Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern,
In keiner Noth uns trennen und Gefahr?
„Wilhelm Tell" von Friedrich Schiller.

Blickt, Brüder, blickt hinauf! — wie aus der Wolkenringen
Dort in dem Frühlingsschein der junge Morgen bricht;
Wie hehr der Edlen Ruf erbebt auf gold'nen Schwingen,
Der wiederbringt den Tag, der Völker ew'ges Licht.

Vieltausendstimmig laßt nun Jubellieder schallen,
Es froh zu deuten, was in jeder Brust sich regt:
Dies ist der heil'ge Tag, der Freiheit, Recht euch Allen,
Der Freiheit, Recht von Pol zum Pol verkündend trägt.

Er ist nicht mehr umrauscht mit wilden Schreckenswogen,
Davon nur zitternd mehr erzählt des Greises Mund;
Nein, siebenfarbig hell aufstrahlt der Friedensbogen,
Heilbringend Bürgerglück dem freien Brüderbund.

Heil, glücklich Volk! dem jetzt in engverschlung'nem Bande
Der ernste Wille strebt hin zur Vollkommenheit,
Der mit dem besten, aufgeklärtesten Verstande
Sich ewig thätig nun dem Wohl des Ganzen weiht.

Land, wo der Fleiß, wo jegliches Bemüh'n geehret,
Das Streben, das zum Ziel und zur Vollendung dringt;
Wo Achtung nur Verdienst und Rang und Ehr' gewähret,
Wo Tugend, Wahrheit gilt, Recht nicht im Staube ringt.

Heil Volk! wo Gleichheit lebt, gemeinsam Wohl für Jeden
Allüberall in Staat und Land verbreitet ist:
Wo, um hier mit des heil'gen Sehers Wort zu reden,
Gerechtigkeitsgefühl den Frieden huldvoll küßt.

Laßt tausendstimmig drum die Jubellieder schallen,
Es froh zu deuten, was heut Aller Brust beseelt!
Die Fahnen, Brüder, schwingt und laßt den Donner knallen!
Die Tugend ehrt, nur sie das Herz für Freiheit stählt!

Des Frühlings Wiederkehr. (18. April 1839.)

Der Lenz erscheint wieder auf Berg und im Thal in feierlichem, Segen verheißendem Schmucke, in der Fülle belebter, belebender Natur. Die verjüngte Schöpfung ruft — Sieh:

Der holde Lenz kehrt wieder
In reicher Blüthenpracht;
Mild strahlt die Sonne nieder,
Und Wald und Flur erwacht.

Es kömmt nach langem Schweigen
Der Vögel munt'rer Chor;
Aus neubelaubten Zweigen
Klingt's freudig nun hervor.

Der Wiesen zarte Hülle,
Der Wälder frisches Grün
Der Blumen üpp'ge Fülle
Im goldnen Strahl erglühn

Geöffnet sind die Pforten
Der Freude in der Brust·
In jubelnden Akkorden
Schallt laute Frühlingslust

Sprüche.

Durch die Trägheit faulen Balken aus,
Durch die Faulheit regnet's in das Haus.

Viel besser sind geringe Gaben,
Die wir mit Recht erworben haben,
Als Schätze, die ein böser Mann
Mit Ungerechtigkeit gewann.

Das Sprüchwort sagt: Der Greis weicht nicht vom Pfad,
Den er als Jüngling schon betreten hat.

Es ist bereits die Rede davon gewesen, daß Henni sich für die Hebung des Kirchengesangs interessirte. Das genügte ihm jedoch nicht, sondern er wollte auch die Musik unter dem Publikum im allgemeinen mehr und mehr einbürgern. Er setzte sich deshalb mit mehreren der hervorragendsten Musiker Cincinnati's in Verbindung, um eine Organisation der Musikfreunde in's Leben zu rufen. Daß er sich dabei auf den Standpunkt des katholischen Priesters stellte, ist bei der Theilnahme, welche diese Kirche den Künsten und besonders der Tonkunst zuwandte, nicht zu tadeln. Er wollte den Gottesdienst durch gediegene Musik heben. Er war eben nicht reaktionär,

sondern progressiv gesinnt. Selbst ein Liebhaber der Musik, wollte er die Tonwerke der großen Meister nicht aus der Kirche verbannen, sondern sie hier einbürgern. Nachdem er sich die Beihülfe der meisten Musiker der Stadt, ohne Rücksicht auf Konfession, gesichert hatte, veranstaltete er auf den 22. November 1838 in der Dreifaltigkeitskirche eine „Cäcilienfeier", wozu er im „Wahrheitsfreund" vom 15. November 1838 folgenden Aufruf erließ:

„Fest der hl. Cäcilia, Patronin der Musikfreunde. — Auf den 22. dieses Monats fällt das Fest der hl. Märtyrerin Cäcilia. Um die angenehmen Rückerinnerungen an die Feier, welche überall in Europa, namentlich in Teutschland und Italien, alle Tonkünstler und Freunde der kirchlichen Musik zu einem besonderen Feste vereint, auch in Amerika einzubürgern, haben sich mehrere der teutschen Musici entschlossen, eine ähnliche Feier in hiesiger Stadt zu veranstalten, und zwar in der teutsch-katholischen Kirche, um 9 Uhr Morgens. Alle Musikfreunde sind freundlichst zu dieser Feier eingeladen. Es wird dabei eine freiwillige Kollekte erhoben werden, die zur Begründung eines kirchlichen Musikvereins dienen soll."

Die Feier fand statt, und wurde unter dem Dirigenten Franz J. Fäsig, zur Zeit Organist an der Domkirche, eine Messe von Abt Lederer mit Orgel und Streichorchester aufgeführt, die erste Musikmesse in Cincinnati und vielleicht im Westen der Ver.Staaten. Vater Henni zelebrirte das Hochamt selber. Herr Friedrich Bunte, ein ehemaliger Student der Medizin an der Würzburger Universität, der durch die Demagogenhetze der zwanziger Jahre vertrieben, mit Karl Follen auf dem Schiff „Cadmos" nach Amerika gekommen war und sich als Arzt in Cincinnati niedergelassen hatte, spielte die Orgel, und der bekannte Geiger Anton Main fungirte als Konzertmeister. Nach dem Amte bewirthete der eifrige Pfarrer die Musiker und Sänger in seiner Wohnung mit einem Imbiß und frischen Trunk Wein. Bei dieser Gelegenheit wurden auch die Vorbereitungen zur Begründung eines kirchlichen Gesang- und Musikvereins getroffen, der am 2. Februar 1839 im Schulsaale der deutschen katholischen Gemeinde, unter dem Namen: „St. Cäcilia Gesellschaft" in's Leben trat. Die Einleitung zur Konstitution der Gesellschaft, welche von Henni entworfen war, zeigt den Zweck jener Organisation, aus welcher als Keimfleck sich das deutsche Gesang- und Musikwesen Cincinnati's entwickelt hat, in klarer Weise an. Sie mag hier folgen:

„Da eine ordentliche harmonische Kirchenmusik ungemein vieles zur Erhebung der menschlichen Herzen und überhaupt zur Verherrlichung des christlichen Gottesdienstes beiträgt; da wir in unserer zahlreichen Gemeinde zur hl. Dreifaltigkeitskirche wirklich das Bedürfniß eines guten Musikchores fühlen, aber auch zum Theil in derselben die Mittel finden, wenn sie nur gehörig in's Leben gerufen werden, einem solchen Bedürfnisse abzuhelfen, so haben sich viele aus uns und den Mitgliedern obiger Gemeinde entschlos-

sen, eine Gesellschaft zu bilden, um desto eher in Stand gesetzt zu werden, sowohl ein gutes Musikchor zu sammeln, als auch selbiges mit den zur Tonkunst nöthigen Mitteln möglichst auszustatten; und überhaupt die christliche Harmonie in dem Sinne zu leiten, zu fördern und anzuwenden, indem sie von der hl. Märtyrerin Cäcilia, der gefeierten Patronin der Musik und gesitteten Tonkünstler, angewendet worden, nämlich zur Verehrung und zum Lobe und Preise unseres Schöpfers." [27])

Bei der Organisation der Gesellschaft wurde Pfarrer Henni, als der Urheber des Vereins, zum Ehrenmitglied ernannt; Franz J. Fäsig ward zum Musikdirektor, Friedrich Bunte zum Präsidenten und J. B. Germann zum Sekretär erwählt. Die Gesellschaft bestand noch viele Jahre, gerieth jedoch zufolge der Errichtung neuer deutscher katholischer Gemeinden durch Zersplitterung der Kräfte in Verfall. Die „Cäcilia-Gesellschaft" bildete jedoch das Hauptfundament zur Organisation des ersten regelmäßig konstituirten deutschen Gesangvereins in Cincinnati, der „Liedertafel." [28])

So wirkte Henni damals auf's Eifrigste zur Bildung seiner Gemeinde sowohl, als auch des Deutschthums von Cincinnati im Allgemeinen. — Hatte er bereits durch die Begründung und aufopfernde Leitung des „Wahrheitsfreundes" zur geistigen Hebung derjenigen Deutschen, die unter seiner speziellen Obhut fielen, nach Kräften gewirkt, so war er auch noch in anderer Weise kulturbefördernd thätig. Bereits im Jahre 1836 hatt er danach gestrebt, einen tüchtigen deutschen Buchhändler für Cincinnati zu gewinnen, aber erst 1838 siedelte sich auf seine Bemühungen hin Louis Meyer als solcher hier an. Henni unterstützte diesen nicht nur in seinem Unternehmen durch persönliche Patronage, sondern er machte im „Wahrheitsfreund" des öftern auf das Nützliche der Pflege einer guten Lektüre in der Familie aufmerksam. Meyer hatte auch stets ein vorzüglich ausgestattetes Assortiment von Büchern vorräthig, von welchen er wiederholt katalogisirte Anzeigen veröffentlichte, welche keineswegs die Behauptungen von Kapp, Schläger, Börnstein und Anderen von der Ignoranz des vor-achtundvierziger Deutschthums in Amerika bestätigen. So kündet Herr Meyer im Februar 1839 in einem Bücherverzeichniß im „Wahrheitsfreund", außer Gebet- und Erbauungsbüchern, 68 verschiedene theologische Werke, darunter „Sämmtliche Kirchenväter" in 18 Bänden, „Wittmann's Allgemeine Religionsgeschichte" in 9 Bänden u. s. w.; 31 Werke auf dem Gebiet der allgemeinen Philosophie; 18 Werke Naturgeschichte; 29 medizinische Werke; 17 „Sonstige Wissenschaften", darunter „Hägelsperger's Bibliothek", 18 Bände; Eichhorn's Weltgeschichte u. dgl., sowie „die gesammten deutschen Klassiker: Schiller, Goethe, Herder, Klopstock, Lessing, Wieland, Pyrker, Jean Paul ꝛc.; Walter Scott's „Sämmtliche Werke in 18 Bände" ꝛc. ꝛc., und außerdem „ein großes Assortiment von Jugendschriften, Novellen, Erzählungen, Romane der besten deutschen Schriftsteller", als stets zum

Verkauf an Hand an. — Es muß also doch ein Bedürfniß für dergleichen Litteraturprodukten unter den Deutschen von damals vorhanden gewesen sein, denn die Buchhandlung Meyer's (später Meyer und Meis), die schon anfangs der vierziger Jahre durch eine zweite katholische deutsche Buchhandlung, die des Herrn Nikolaus Schwarz, und später (1846) durch eine dritte, Kreuzburg und Nurre, Konkurrenz erhielt, existirt noch bis heute unter der Firma: Gebrüder Benziger in Cincinnati fort. Außerdem trat auch 1842 die allgemeine deutsche Buchhandlung von Eggers und Wulkop, später Eggers und Wilde, und jetzt A. E. Wilde Komp., in Mitbewerb.

Weil aber die meisten Deutschen im Westen damals noch in beschränkten Verhältnissen sich befanden, um durch Ankauf von Büchern sich selber Hausbibliotheken, wenn auch nur kleine, anschaffen zu können, die von Meyer eingerichtete Leihbibliothek aber die Ansprüche der lesebedürftigen deutschen Katholiken nicht mehr hinreichend zu befriedigen vermochte, so war Henni abermals der Anreger einer segensreichen deutschen Gesellschaft Cincinnati's, des „Deutschen Schul- und Lesevereins", welcher im Jahre 1842 gegründet wurde.[29]) Der Zweck dieser Gesellschaft, welche hauptsächlich aus jungen deutschen Männern bestand, die einen monatlichen Beitrag von fünfundzwanzig Cents zusammensteuerten, war: „Schulrequisiten für arme Schulkinder zu bestreiten und Schulprämien anzuschaffen, wie auch durch Begründung einer Lesebibliothek die Cirkulation guter katholischer Schriften zu fördern."[30]) Der Verein hielt sich noch bis Mitte der sechziger Jahre am Leben, als er durch die Opposition seitens des „Katholischen Instituts", welches eine eigene Bibliothek begründete, außer Thätigkeit trat. Die Bücherei des Vereins soll sich indessen noch im Schulgebäude der Marienkirche befinden.[31])

So konnte denn der Wiener Domkapitular Dr. Joseph Salzbacher, als er 1842 Cincinnati besuchte, mit besonderer Beziehung auf die von Henni pastorirte deutsche Gemeinde schreiben: „Es ist erfreulich, sagen zu können, daß sich gegenwärtig unter den deutschen Katholiken in Amerika ein thätigeres und regeres Leben im Glauben kund und offenbar gibt, und für sie eine neuere glücklichere Periode einzutreten scheint, als es in vergangenen Jahren der Fall war. Nicht nur, daß sie immer mehr sich in Gemeinden sammeln, und durch zweckmäßige und solide Einrichtungen sich die Achtung ihrer Mitbürger gewinnen, wissen sie auch, sich auf vielfache Weise ihrem neuen Vaterlande nützlich zu machen, und fangen an, ihre Würde und Selbstständigkeit zu fühlen, und deutschen Charakter, deutsche Sitten, deutsche Sprache, deutsches Leben zu bewahren. Und würdig geht in allem diesem die Gemeinde der deutschen Katholiken in Cincinnati mit dem besten Beispiele voran."[32])

Wir haben bisher Henni's Wirken mit Bezug auf die kulturelle Entwickelung der deutschen Katholiken in den Einzelnheiten verfolgt, und zu

beobachten Gelegenheit gehabt, zu sehen, wie sehr Deutscher er in Allem war. Wohl wissend, daß die Hebung der katholischen Volksmassen hauptsächlich von einem gründlich gebildeten Klerus abhängt, richtete er nunmehr auch sein Augenmerk auf dieses Bedürfniß. Ein deutsch-amerikanisches Priester- und Lehrer-Seminar wollte er in's Leben rufen, dasselbe mit vorzüglichen Lehrkräften aus Deutschland ausstatten, und so auf amerikanischem Boden deutsche Priester heranbilden, welche mit den politischen und sozialen Verhältnissen des Landes vertrauter sein würden, als die aus Europa herübergezogenen jungen Priester das in den ersten Jahren sein konnten. Der Beihülfe einiger wohlhabender Katholiken versichert, hatte Henni bereits in dem Cincinnati gegenüberliegenden Covington ein prächtiges Eigenthum kontraktmäßig erworben (1843) und gedachte nun, sich die Genehmigung des Episkopats einzuholen, das er mit Sicherheit für diesen Zweck zu gewinnen hoffte. Dann wollte er nach Deutschland reisen, um von dorther Unterstützung für die Anstalt zu erlangen.

Den Bischöfen das Projekt zu unterbreiten, kam es ihm sehr gelegen, daß er vom Bischof Purcell auserlesen wurde, dem im Mai 1843 in Baltimore stattfindenden fünften nordamerikanischen Provinzial Konzilium als Theologe beizuwohnen. Von diesem Konzil wurde er indessen zum Bischof der neuerrichteten Diözese Milwaukee vorgeschlagen, weshalb er das Seminarunternehmen wieder fallen lassen mußte.[33]) Es wird gesagt, und wohl nicht ganz ohne Grund, daß das Seminar-Projekt keine günstige Aufnahme gefunden habe. Man wollte zwar einen national-amerikanischen Klerus heranbilden, allein einen deutsch-amerikanischen Klerus hatte man sich noch nicht gedacht, ja, man fürchtete ihn sogar. Man wollte die deutschen Katholiken in das Anglo-Amerikanerthum aufgehen sehen.[34]) Ein Brief Dr. Henni's an seinen Freund, Kardinal Fransonius, den Präfekten der Propaganda in Rom, worin er auf das Bedürfniß eines vermehrten deutschen Priesterstandes für die Vereinigten Staaten aufmerksam machte, hatte den späteren Erfolg, daß von der Propaganda in einer Epistel an das Provinzial Konzilium dem amerikanischen Episkopat eine scharfe Weisung zuging, der deutschen Sprache mehr Aufmerksamkeit zuzuwenden, wie das bisher geschehen sei.

„Unter den den Bischöfen nöthigen Befähigungen", heißt es in der beregten Epistel unter anderm, „ist auch die Kenntniß der Sprache, welche bei ihren Diözesanen im Gebrauch ist, die wichtigste. Ferner, da eine große Zahl Katholiken jährlich aus Deutschland einwandert, um sich in den Vereinigten Staaten häuslich niederzulassen, verordnet die hl. Kongregation, daß die ihnen vorgesetzten Priester in denjenigen Theilen des Landes, wo sich die Deutschen niederlassen, auch die Kenntniß der deutschen Sprache haben, und soll dafür gesorgt werden, daß in diesen Diözesen kein Mangel an Priestern sei, welche die deutsche Sprache gründlich verstehen und in

dieser Sprache erfolgreich predigen und das Sakrament der Buße nützlich ertheilen können.“ [35])

Was Dr. Henni indessen als Priester nicht zu erreichen vermochte, das deutsche katholische Seminar, das sollte er als Bischof glänzend zur That bringen, wenn auch erst ein volles Jahrzehnt später.

Im Monat Dezember 1843 erfolgte die Bestätigungs-Bulle des apostolischen Stuhles und am 19. März 1844 wurde Dr. Henni in der alten Kathedrale zu Cincinnati vom Bischof Purcell zum Bischof von Milwaukee geweiht. Unter den deutschen Katholiken Cincinnati's erregte der Abgang des allbeliebten Mannes tiefes Bedauern. Nicht daß man ihm die bischöflichen Ehren nicht von Herzen gönnte, sondern daß er nun für immer aus der Gesellschaft scheiden sollte, die ihn liebgewonnen hatte, die ihn ohne Rücksicht der Konfession schätzte und achtete.

Andererseits herrschte große Entrüstung darüber, daß man Henni nach dem abgelegenen, damals erst in den rudimentären Anfängen der Zivilisation begriffenen Nordwesten quasi verbannte, statt ihm den in Aussicht gestellten Bischofssitz von Pittsburg zu geben, wo er in bereits entwickeltem Lande seine selbstgestellte Aufgabe rascher und leichter hätte lösen können, wenigstens nahm man das damals an, als im wilden Wisconsin. Selbst in der Presse erhob sich eine bittere Polemik darüber, worin man Henni's Ernennung nach Milwaukee als einen Akt der Feindseligkeit seitens des irisch-französischen Episkopats gegen die aufkeimende Macht der deutschen Katholiken hinstellte. Es ist nicht zu leugnen, daß Henni's Projekt eines deutsch-amerikanischen katholischen Seminars in Pittsburg sich sehr rasch verwirklicht hätte, was in dem kaum aus dem Urwald herauswachsenden und entfernten Wisconsin nicht der Fall sein konnte. Man kalkulirte jedenfalls richtig, wenn man dachte, daß man durch diesen Zug das, was man nicht verhindern konnte, mindestens auf unbestimmte Zeit vertagte. — Henni blieb bezüglich dieser Streitfragen, die ihn persönlich betrafen, vollständig still und brachte sie dadurch zum Abschluß, daß er erklärte, er füge sich mit Freuden in die über ihn höheren Ortes getroffene Bestimmung. Das hielt die Deutschen jedoch nicht ab, ihm unter den Auspizien des Waisenvereins am 31. März 1844 eine großartige Abschiedsfeier in der Marienkirche und Schule zu veranstalten, an welcher sich die deutsche Bevölkerung der Stadt in Masse betheiligte.

Bald nach Ostern, am 12. April, trat der neue Bischof die Reise nach seiner weit entlegenen Diözese an, in Begleitung eines jungen Priesters, Dr. Michael Heiß, [36]) der zur Zeit in Covington, Ky., Seelsorger war und nach Henni's Tode dessen Nachfolger als Erzbischof von Milwaukee wurde. Am 8. Mai 1844, nachdem Henni noch auf dem Wege Detroit besuchte, wo der abberufene Bischof Rese soeben sich zur Reise nach Europa anschickte, von dem er, als einem lieben Freunde, Abschied nahm, langten sie

spät in der Nacht in Milwaukee an. Henni fand hier seinen alten Genossen, den Vater Kundig, der ihn freudig begrüßte, und den er sofort zu seinem Generalvikar ernannte. Als sich der neue Bischof am andern Morgen nach der katholischen Kirche erkundigte, wies ihn Kundig den Hügel hinauf, nahe an der damaligen Grenze der Stadt, wo er ein unansehnliches Brettergebäude vorfand, dreißig Fuß breit und etwa vierzig Fuß lang, das jetzt seine Kathedrale sein sollte; und dieses armselige Kirchlein war ein getreues Bild der gesammten Diözese, wie der Bischof sehr bald erfuhr. In ganz Wisconsin gab es damals nur fünf oder sechs Priester und ebensoviele armselige Kirchlein von Holz; nur in Prairie du Chien hatte man, in Erwartung, daß der Bischofssitz für Wisconsin dorthin verlegt werden würde, eine Kirche aus Stein zu bauen begonnen, die jedoch niemals vollendet wurde. Kurz, Bischof Henni sah, daß seine Diözese arm an Allem war; doch blieb er dabei stets guten Muthes, der Zukunft vertrauend.

Sobald als möglich besuchte er die nahegelegeneren Gemeinden und dann nach und nach die entfernteren, wozu er in der That das Reisegeld entlehnen mußte. Im Monat August 1844 kam er zuerst nach Greenbay, und von da zu den Menomonee-Indianern am Wolf Flusse. Noch im selbigen Herbst reiste Bischof Henni unter großen Beschwerden zu den Chippewa's nach La Pointe am Superior See, wo der bekannte deutsche Missionär, Friedrich Baraga,[37]) eine blühende Mission gegründet hatte. So weit war noch nie ein katholischer Bischof gekommen. Bischof Fenwick hatte zwar Sault St. Marie schon 1832 besucht, aber darüber hinaus ist er nicht gekommen.[38])

Vor seiner Abreise hatte Henni bereits den Entschluß gefaßt, seine Kathedrale zu vergrößern und zu verschönern, soweit das mit den dürftigen Geldmitteln der Diözese vereinbar war, und er das benöthigte Geld dafür borgen konnte. Auch gestalteten sich die Verhältnisse Milwaukee's bald günstiger. Aus Deutschland und auch aus den älteren Staaten strömte nun immer mehr eine starke Einwanderung nach Wisconsin, und rasch begann es dort zu wachsen und zu blühen, wo noch kurz vorher der Urwald wie die Prairie von Weißen kaum betreten worden war. Daß die Errichtung eines Bischofssitzes zu Milwaukee und die Ernennung eines deutschen Bischofs darauf großen Einfluß übte, ist zweifellos. Briefe der Neuangekommenen, welche auf den Fortschritt des Landes hinwiesen, bezeichneten den Bischofssitz von Milwaukee als einen unwiderleglichen Zeugen, und es begann auch bald ein so lebhaftes Einströmen von Deutschen in Wisconsin, daß dieser Staat in der That zum deutschesten des ganzen Landes wurde. Es ist hiermit keineswegs die Meinung ausgesprochen, als ob die Hebung Wisconsin's allein dem gedachten Einflusse zuzuschreiben sei, aber daß demselben ein großer Theil zu Gute kommt, kann nicht geleugnet werden. Unter Henni's unermüdeter Thätigkeit, und belebt durch eine namhaft starke

Einwanderung, hat sich die katholische Bevölkerung von Wisconsin bis zum Jahre 1880 auf mehr als 300 000 Seelen (vorwiegend Deutsche) gehoben, und Milwaukee ist zu einer der blühendsten Diözesen in den Ver. Staaten geworden, trotzdem aus der ursprünglichen Diözese Henni's seitdem vier andere abgetrennt wurden, La Crosse, Greenbay, S. Paul und St. Cloud.

Die Anzeichen der bedeutenden Zunahme der Katholiken, die bereits im ersten Jahr von Henni's Ankunft klar zu Tage traten, schienen der zumeist aus Puritanern bestehenden Bevölkerung Milwaukee's keineswegs zu gefallen. So griff am Danksagungstag (November 1844) der Congregationalisten-Prediger Miter die Katholiken in einer Predigt wüthend an, behauptend, sie seien Feinde der Freiheiten dieses Landes. Um die Wirkung der Predigt zu erhöhen, wurde sie „auf Verlangen" in Broschürenform gedruckt; sie sollte zeigen, daß die Katholiken Unterthanen eines fremden Fürsten, worunter natürlich der Pabst gemeint war, und deshalb unfähig wären, Bürger der Vereinigten Staaten zu sein. Die Schrift erregte selbstverständlich große Sensation und eine den Katholiken ungünstige Stimmung, die sich überhaupt in jenem Jahre (1844), dem Jahr des zweiten Ausbruchs der Nativistenagitation, in welcher man die katholischen Kirchen in Philadelphia niederbrannte, über das ganze Land geltend machte. In Milwaukee entzündete die Schrift Miter's den heftigsten Fanatismus, nicht bloß gegen die eingewanderten Katholiken, sondern gegen die Eingewanderten überhaupt. Henni, der, wie wir gesehen haben, bereits früher die Deutschen gegen die nativistischen Angriffe der „Gazette" in Cincinnati erfolgreich in Schutz genommen hatte, schrieb eine Erwiderung gegen Miter: "Facts against Assertions, by Philaletes", worin er dem Puritaner-Prediger so sehr zusetzte, daß dieser kein Wort zu entgegnen vermochte, und nicht nur stumm wurde, sondern nach Jahresfrist Milwaukee verließ.

Die weitere Wirksamkeit Henni's als Bischof entzieht sich in den Einzelnheiten dem Gebiet unserer Betrachtung. Nur so viel mag hier hervorgehoben werden, daß während seiner Administration der Diözese sich diese aus den armseligen Verhältnissen, wie wir gesehen haben, in einer in den katholischen Annalen Amerikas unerreicht dastehenden Weise zur Blüte emporgehoben hat. Nach den statistischen Angaben für das Jahr 1881 ist der Bestand der Milwaukee'r Erzdiözese gegenwärtig wie folgt: 258 Kirchen, 12 Kapellen, 25 Stationen, 250 Schulen, 4 höhere Unterrichtsanstalten für die männliche und 5 Erziehungsinstitute für die weibliche Jugend, das größte katholische Klerikal-Seminar in den Vereinigten Staaten, mit 244 Zöglingen, ein deutsch-englisches Lehrerseminar mit verbundener Normalschule, 5 Waisenhäuser, eine Taubstummen-Anstalt, 5 Hospitäler, ein Kapuziner-Noviziat, 12 religiöse Anstalten, 160 Weltpriester, 25 Ordenspriester und eine katholische Bevölkerung von 200 000 Seelen.[30]) Die deutschen Schulschwestern, welche sich 1850 in Milwaukee niederließen, und deren

Kloster allmählig eines der größten Gebäude der Stadt wurde, haben seitdem Lehrerinnen nach allen Theilen des Landes ausgesendet. Die Schulen der Diözese werden von mehr als 30 000 Kindern besucht. Ueber zweidrittel der Bevölkerung wie der Institute der Diözese sind deutsch.

Ein Institut aber, für dessen Begründung Henni allein die Ehre gebührt, ist das große deutsch-amerikanische Priesterseminar, welches er in Milwaukee erfolgreich in's Leben rief, das „Salesianum." So weit abgelegen im Nordwesten Milwaukee zur Zeit als er dorthin kam auch war, und in so armseligen Verhältnissen sich auch die Diözese damals befand, so hatte Dr. Henni doch seine Idee der Gründung eines deutsch-amerikanischen Seminars zur Heranbildung von Priestern und Lehrern nicht einen Augenblick fallen gelassen. Kaum hatte er 1845 eine halbwegs annehmbare Kirche und eine dazugehörige Schule zuwege gebracht, so ging er auch sofort an's Werk, das Seminar zu verwirklichen. Er schrieb darüber in einem Brief vom 18. Dezember 1845 an den Fürstbischof von Wien:

„Mir ist es soweit gelungen, mit einem Seminarium, das ich unter den Schutz des heiligen Franziskus Salesius gestellt habe einen Anfang zu machen: indem ich mit einer Auslage von ungefähr 9000 Dollars ein ziemlich geräumiges „Främe"-Gebäude zu diesem Zwecke einrichtete. Ich brachte überdies das Ganze durch den Ankauf von sieben sogenannten Lotten (d. h. Bauplätzen, wovon einer gewöhnlich 60 Fuß Front und 120 Fuß rückwärts läuft) mit der gegenwärtigen Holz-Kathedrale, die am Ende desselben Straßenviertels liegt, in Verbindung, so daß das Bisthum nun für alle künftige Zeiten eine höchst zweckmäßige Anlage für jede Ausdehnung des Seminars und des dazu erforderlichen Gartenraumes besitzt. Jetzt ist die höchste Zeit, wo das Grundeigenthum für derartige kirchliche Zwecke angekauft werden sollte, indem der Boden in und um der Stadt schon zu enormen Preisen zu steigen anfängt. Auf diese Weise gedenke ich dann meine gegenwärtige kleine Kirche, die ohnedies etwas vor der eigentlichen Stadt draußen liegt, einstens zur Seminarkapelle benutzen zu können. Ich habe nun sieben Seminaristen, von denen fünf Söhne deutscher Eltern sind und die deshalb den großen Vortheil haben, zugleich in den beiden, hier erforderlichen Sprachen ausgebildet zu werden. Könnte das in größerem Maßstabe ausgeführt werden, so würde für die Missionen unter der eingewanderten Bevölkerung in der Zukunft besser gesorgt werden können, als bisher geschehen ist." [40])

Trotz aller Bemühungen Henni's wollte indessen das Seminar anfangs nicht recht gedeihen, theils weil Milwaukee wohl in den Vereinigten Staaten zu abgelegen war, theils aber und wohl hauptsächlich deswegen, weil es ihm an einem tüchtigen Seminar-Direktor mangelte. Als Henni nun im Jahre 1848 nach Europa reiste, um Mittel und Priesterkräfte für seine Diözese zu gewinnen, da hatte er sein Hauptaugenmerk auf die Erlangung

eines tüchtigen Gelehrten gerichtet, der das Präsidium des Seminars erfolgreich zu übernehmen im Stande sein würde. Als solcher wurde ihm in Wien vom Fürstbischof Milde Dr. Joseph Salzmann aus Linz empfohlen, ein gelehrter Priester, der damals am Wiener Seminar eine Professur bekleidete. Es gelang Henni, Dr. Salzmann zu bewegen, die Oberleitung seiner Priesterschule zu übernehmen, und im Frühjahr 1849 kamen beide in Milwaukee an. Das Seminar nahm nun einen erfreulichen Aufschwung, so daß das alte Gebäude bald für den Bedarf zu klein wurde. 1854 ward ein achtundvierzig Acker großes Grundstück auf dem Hügel an der Südspitze der Milwaukee Bai angekauft, und wurden Anstalten gemacht, den Bau zu beginnen. Im Juli 1855 ward der Grundstein gelegt und am 29. Januar 1856 das Seminar, das mit Ausnahme der Seminarkirche vollendet war, eingeweiht. Mit sechsunddreißig Zöglingen wurde im selben Jahr die neue Anstalt eröffnet. In den folgenden Jahren ward noch das Innere des Gebäudes vollendet und eine 130 Fuß lange Kirche dazu erbaut.

So arm man am Anfang war,[41]) so sicher wurde das Werk durchgeführt, und beim fünfzigjährigen Priesterjubiläum Dr. Henni's, am 2. Februar 1879, konnte die erfreuliche Nachricht mitgetheilt werden, daß alle Schulden des Seminars abbezahlt seien. „Da die ganze Unternehmung rein des hochwürdigen Bischofs Werk, ja das Werk seiner Werke ist", schreibt Dr. Salzmann am 1. März 1855, „so bangt auch Keinem vor dem Gelingen",[42]) und er hatte Recht. Das „Salesianum" ist das größte Seminar im Westen. Das ursprüngliche Gebäude, 1855 errichtet, maß 150 Fuß in der Länge und 50 Fuß in der Breite und war drei und ein halbes Stockwerk hoch. Hierzu wurde einige Jahre später an der Südseite ein neuer Anbau errichtet, welcher 184 Fuß lang, 40 Fuß breit und 5 Stockwerke hoch ist. Die Zahl der Zöglinge betrug im Jahre 1880 bereits 244, welche von dreizehn Professoren unterrichtet wurden.

In der Nähe des Priesterseminars befindet sich auch das unter Professor Salzmann's Leitung gegründete Lehrerseminar, welches 1880 zweiundsechzig Zöglinge hatte, ferner das „Pio Nono-Kollege", für allgemeine Gymnasialbildung, mit etwa dreißig Schülern, sowie das mit dem Lehrerseminar in Verbindung stehende Taubstummen-Institut, das vierundvierzig Zöglinge beherbergte.

Unter dem katholischen Episkopat der nordamerikanischen Union nahm Henni schon früh eine hervorragende Stellung ein. Bischof Rese, der erste deutsche Bischof Amerika's, verließ fast zur selben Zeit die Vereinigten Staaten auf immer, als Henni Bischof wurde, und so war dieser dann für mehre Jahre noch der einzige deutsche katholische Bischof des Landes. Gegenüber der Zahl der deutschen Katholiken war das keineswegs im Verhältniß, wie auch heute noch die Zahl der deutschen Bischöfe durchaus nicht der Kopfzahl der deutschen Glaubensgenossen entspricht. Man darf dreist

annehmen, daß von den sieben und eine viertel Million Katholiken (nach dem Census von 1880) des Landes drei Millionen Deutsche sind, also mehr als zwei fünftel. Von den 76 Bischöfen sind jedoch nur 12 Bischöfe deutsch, darunter ein Erzbischof aus zwölf. Bei einem derartigen Verhältniß konnte es nicht ausbleiben, daß Henni die Stelle eines Repräsentanten und Vermittlers der deutschen Katholiken, gegenüber den englisch- und französischredenden einnahm. So wurde ihm auf den Provinzial-Konzilien zu Baltimore in den Jahren 1846 und 1849 auch die Korrespondenz mit der „Leopoldinenstiftung" in Wien übertragen, zuerst mit der ausdrücklichen Weisung, sie in „lateinischer Sprache" zu führen,[43]) 1849 jedoch mit dem Privilegium, das in deutscher oder lateinischer (germanicè vel latinè) Sprache thun zu dürfen.

Auf dem Vaticanischen Konzilium (1869–1870), dem Bischof Henni anfänglich beiwohnte, nahm er eine gemäßigte Stellung ein, und stimmte mit den meisten der amerikanischen Bischöfe[44]) in den Fragen des Unfehlbarkeits-Dogmas "non placet." Als aber der unwiderstehliche Drang nach einer den Ansichten der amerikanischen und den meisten der deutschen Bischöfe und Prälaten entgegengesetzten Richtung strömte, da gehörte auch Bischof Henni zu denjenigen, die vor der Vollendung jener die Kirche erschütternden That mit Erlaubniß des apostolischen Stuhles das Konzil verließen. Er kehrte bereits im Sommer 1870 nach Milwaukee zurück, sich von da an in stiller Weise seinen Berufspflichten widmend.

Im Jahre 1875 wurde der greise Oberhirt von Milwaukee zum Erzbischofe erhoben und mit dem Pallium geziert. Seitdem mehrte sich bei ihm die Last des Alters, so daß der verdienstvolle Kirchenfürst sich genöthigt sah, in Rom um die Ernennung eines Koadjutors zu bitten, der ihm in der Person seines alten Freundes, des Dr. Michael Heiß, damals Bischof von La Crosse, gewährt wurde, der damit zugleich das Recht der erzbischöflichen Nachfolge erhielt (14. März 1880).

Ein Ereigniß der erfreulichsten Art in der Lebensgeschichte Henni's war die Feier seines fünfzigjährigen Priesterjubiläums (2. Februar 1879). Da dieser Tag auf einen Sonntag fiel, so wurde die öffentliche Festlichkeit auf Donnerstag, den 6. Februar verlegt. An diesem Tage hatten sich zahlreiche Freunde des Jubilars aus allen Theilen des Landes in Milwaukee eingefunden, darunter die Bischöfe Purcell von Cincinnati, Grace von St. Paul, Heiß von La Crosse, Krautbauer von Greenbay, Mrack von Marquette, Seidenbusch von St. Cloud, Dwenger von Fort Wayne, Hennessy von Dubuque, O'Connor von Omaha und der Abt Alexius Edelbrock, sowie 150 Priester. Es war in der That ein Festtag für Milwaukee, denn außerhalb der kirchlichen Feier, nahmen auch zahlreiche Bürger aller Konfessionen daran Theil. Am frühen Morgen weckten Kanonendonner und Glockengeläute die Bevölkerung der Stadt. Der Festgot-

tesdienst ward mit all den prunkvollen Zeremonien des katholischen Ritus in der Kathedralkirche abgehalten. Mittags fand ein großes Festmahl im St. Marien-Institut statt. Nach dem Essen wurden Gratulationen und Geschenke dem Jubilar dargebracht. Die letzteren waren überaus reich und geschmackvoll, und kündigten in sinniger Weise das goldene Fest an, welches der ehrwürdige Greis feierte. Goldgewirkte Priester- und Bischofs-Ornate, als Geschenk der Priester der Erzdiözese, wurden ihm durch die Hochwürdigen Herren Konrad und Professor Rainer vom „Salesianum" überreicht, wobei Professor Rainer mit einem selbstverfaßten „Festgedicht" in Oktaven die Glückwünsche des Klerus darbrachte, das mit der folgenden Strophe schloß:

Und nun, Dein gold'nes Jubelfest zu ehren,
Sieh hier vereint der treuen Priester Schaar,
Wir wollen heut der Liebe Dank bescheren
Ihm, der uns stets der beste Vater war.
Auch uns're Liebe soll sich stets bewähren,
Wie Gold im Feuer sei sie offenbar,
Im Glück und Unglück soll sie nie erbleichen,
Das ist der Sinn der Gabe, die wir reichen.

Von den Waisen der Cincinnatier „St. Aloysius Waisenanstalt", die Henni zwei und vierzig Jahre früher, und zwar am selben Tage in's Leben gerufen hatte, war eine prachtvolle Stola aus Goldbrokat, sowie ein kunstvolles Memorial auf Pergament, mit kolorirten Initialen in reichster Weise ausgeführt (24 bei 18 Zoll groß) in kostbarem Goldrahmen gesandt worden. Mehrere angesehene Bürger Milwaukee's (Protestanten) schenkten einen goldenen Lorbeerkranz — u. s. w.

Am Nachmittag ward eine Festvorstellung der Zöglinge des „St. Marien Instituts" gegeben, wobei Gesang, Musik und Vorträge mit dramatischen und allegorischen Darstellungen abwechselten. Besonders sprachen die allegorischen Bilder: "Rosa Mystica" und „Die vier Evangelisten" an. Das Ganze schloß mit einer Gratulation der Schulkinder der Diözese, die in großem Zuge herkamen, um dem Jubilar auch ihre kindliche Zuneigung und Anerkennung zu zollen. Abends wurde dem greisen Prälaten ein imposanter Fackelzug gebracht, der vom herrlichsten Wetter begünstigt war. Die ganze Stadt war auf den Beinen. Der Zug wird von Augenzeugen als zwei und eine halbe Meile lang geschildert.

So vereinigte sich Alles, um den Ehrentag des geliebten Kirchenfürsten zu einem wahren Freudentag zu gestalten. Doch sollte auch diese Rose nicht ohne Dornen sein. Es wird von einem Augenzeugen, einem hochangesehenen Priester, mitgetheilt, daß es allgemeines Aufsehen erregt habe, daß von dem Festmahl und den Festivitäten des Nachmittags und Abends

sich der anglo-amerikanische und irische Klerus fernhielt, also nur insofern es die kirchliche Feier, bezw. die Feier der Oeffentlichkeit gegenüber betraf, an dem Feste theilnahm. Das rief bei dem Jubilar eine leicht begreifliche Verstimmung hervor, der er doch sonst Allen gegenüber stets mit der größten Unparteilichkeit in seinem hohen Amte gehandelt hatte. Er fühlte es, daß das eine Demonstration des Neides war, die sich auf ein Stück Nationalhaß zurückführen ließ. Und doch hatte er für seine Diözese Alles geopfert. Angesichts der Cincinnatier Kathastrophe (dem fünf Millionen Bankerott des irländischen Bischofs Purcell und seines Bruders), welche kurz zuvor stattgefunden hatte, sprach er noch sein Bedauern aus, daß man ihm die reichen Geschenke darbrachte. Wenn man statt dessen die restirenden Schulden der Diözese abgetragen hätte, meinte er, so würde das ihm das liebste Geschenk gewesen sein. Dabei belief sich die gesammte Diözesanschuld nur auf eine kleine, nominelle Summe, die er indessen erwartete, noch vor seinem Tode abtragen zu können, ein Ziel, auf das er seine ganze Hoffnung setzte. Ob dasselbe erreicht wurde? — wohl schwerlich, denn nur noch wenige Jahre sollten ihm verbleiben. Er starb nach längerer Krankheit am 7. September 1881.

Mit Henni war ein Mann von großem innerem Werthe dahingeschieden, ein ächter Apostel seiner Kirche, der zugleich eine Zierde des Deutsch-Amerikanerthums war. In wie großem Ansehen er bei seinen Mitbürgern in Milwaukee und auch in weiteren Kreisen stand, das konnte man an der Leichenfeier des Hingeschiedenen klar ersehen. Ueber viertausend Personen betheiligten sich daran, so daß die Domkirche die Menge nicht fassen konnte. Außer zehn Bischöfen und 180 Priestern, sowie etwa hundert Seminaristen, welche das Sanktuarium füllten, nahmen die bürgerlichen Autoritäten der Stadt Milwaukee daran Theil, mit dem Bürgermeister, Herrn Brown, an der Spitze. Die meisten Stadtbeamten, die Stadtrathsmitglieder, Vertreter des Supervisoren-Kollegiums, der Handelskammer, der Kaufmannschafts-Verbindung, sowie die sämmtlichen Mitglieder des Milwaukee'r „Pionier-Vereins" und des „Vereins der Alten Ansiedler" waren anwesend. Von Cincinnati, dem ehemaligen Wirkungsplatze Henni's, waren zahlreiche Freunde des Verstorbenen herzugeeilt, um dem Andenken desselben die letzte Ehre zu erweisen. Der Cincinnatier „Waisenvereins" war durch eine Delegation des Vorstandes vertreten, desgleichen die dortige Dreifaltigkeitsgemeinde, sowie das Personal des durch ihn gegründeten Wahrheitsfreundes.

Die Leichenfeierlichkeiten wurden nach dem Ritus der katholischen Kirche abgehalten. Am Samstag Morgen (10. September) um 9 Uhr nahmen dieselben mit dem Todtenoffizium ihren Anfang. Nach dessen Beendigung zelebrirte Erzbischof Heiß das feierliche Requiem. Bischof McMullen von Davenport hielt die Predigt, in welcher er in beredten Worten das segensreiche Wirken des Verstorbenen schilderte. Kurz nach der Predigt wurde die

Leiche unter Eskorte der „Sheridan-Garde" und im Gefolge von zahlreichen kirchlichen und anderen Vereinen nach der erzbischöflichen Kapelle getragen, wo nach Vollendung der letzten Zeremonien die sterblichen Ueberreste des Kirchenfürsten in der unter dem Altar gelegenen Gruft beigesetzt wurden. In Mitte der in Quadratform erbauten Gruft befindet sich das gemauerte Gewölbe, das die letzte Hülle des Verblichenen birgt. Die Oeffnung wurde mit einer weißen Marmortafel geschlossen, welche die Inschrift trägt:

Hic Jacet
Rev'mus. JOANNES M. HENNI,
Natus die 15. Junii 1805,
Primus Episcopus Milwaukiensis,
Consecratus Anno 1844,
Et primus Archiepiscopus,
Creatus Anno 1875,
Obiit die 7. Septemb. 1881.
R. I. P.

Henni war ein Mann von mehr als gewöhnlicher Bedeutung. Er war in der That ein Führer, der seine Genossen für sich zu begeistern verstand. Vielseitig gebildet und belesen, hat er als Schriftsteller nicht unbedeutendes Talent verrathen. Geschichte und besonders Kulturgeschichte war ein Lieblingsstudium, wie das auch aus dem im „Deutschen Pionier", Jahrgang 14, veröffentlichten Verzeichniß seiner Schriften hervorgeht. Ebenso nahm er an dem Streben des „Deutschen Pionier-Vereins" in der Herausgabe seiner Zeitschrift regen Antheil, und stets war er bereit über gewünschte Auskunft, Dasjenige, was ihm zur Kenntniß war, sofort mitzutheilen.

Als Priester wie als Bischof war er unermüdet in seinem Berufe, und die Erzdiözese Milwaukee gibt ein lebendiges Zeugniß ab, daß er stets bestrebt war, das ihm anvertraute Feld kulturbefördernd zu pflegen. War er in dieser Weise ein ächter Priester der Gemeinde, so gehörte er als Mensch zu den besten des Geschlechtes. Muthig kämpfend für seinen Glauben, bewahrte er dennoch die edle Tugend der Toleranz gegen Andersdenkende. Nur ein Zug aus seinem Leben mag dies auf's Klarste zeigen:

Die deutschen Protestanten Cincinnati's führten unter sich in den zwanziger und dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts eine bittere landsmannschaftliche Fehde, indem Nord- und Süddeutsche auf's Heftigste einander gegenüber standen. Schon einmal hatte sich von der Pionier-Gemeinde, in welcher ursprünglich die Norddeutschen die Oberhand hatten, eine zweite Gemeinde losgetrennt, die unter Pastor Hauser begründete St. Peters Gemeinde. Gegen Ende der dreißiger Jahre entstand wieder über

die Wahl eines Predigers ein höchst erbitterter Streit. Zwar gingen die Norddeutschen, obwohl damals nur eine Minderheit der Gemeinde, durch schlaue Manöver als Sieger hervor, indem ihr Predigerkandidat, Herr Möllmann, erwählt wurde, allein die Süddeutschen, die sich in der wirklichen Mehrheit wußten, machten es dem guten Prediger so heiß, daß dieser resignirte und mit den aus der Gemeinde austretenden Norddeutschen eine dritte Gemeinde begründete, die „Norddeutsche Lutherische Kirche". Der Haß der Gemeinden war damit jedoch nicht beschwichtigt, und als Prediger Möllmann im Mai 1840 starb, da weigerte sich sogar sein Amtskollege von der alten Johannes-Gemeinde, die Leichenrede zu halten. Prediger Hauser von der Peters-Gemeinde hielt zwar beim Leichenbegängnisse eine Rede, allein die Haupt Leichenrede hielt der — katholische Priester und Generalvikar Dr. Johann Martin Henni. Auch begleitete Henni die Leiche zu ihrer letzten Ruhestätte, dadurch den ächt christlichen Grundsatz bewahrend, daß es ein Werk der Nächstenliebe ist, die Todten zu begraben. Er ging noch weiter, indem er im „Wahrheitsfreund" (Nummer 43 vom 21. Mai 1840) einen ehrenvollen Nekrolog des verstorbenen protestantischen Predigers veröffentlichte, wenn auch unter der Form eines „Eingesandt". [45])

So ehren wir in Dr. Henni nicht nur den Priester und Bischof, sondern auch den Menschen in des Wortes edelster Bedeutung. Es ist mit ihm ein Pionier der Kultur dahingeschieden, auf den das Deutsch-Amerikanerthum mit gerechtem Stolz hinweisen kann, als einen der Ihrigen, unbeschadet der Verschiedenheit der religiösen Meinungen.

Anmerkungen.

1) Die Diözese Cincinnati umfaßte damals das gesammte Gebiet der jetzigen Staaten Ohio, Indiana, Michigan und Wisconsin.

2) Dr. Jos. Salzbacher: „Meine Reise nach Nord-Amerika." Wien, 1845. S. 253.

3) Der Brief des Präfekten der Propaganda, Kardinal Fransoni, ist am 19. Dez. 1840 datirt. Die bezügliche Stelle lautet: "Detroitensem denique Coadjutorem, seu Administratorem, cum omni in illam dioecesim Episcopali jurisdictione, a cujus exercitio R. P. D. Rese suspensus manet, electum esse a SSmo Dño Nostro R. D. Joannem Baptistam Odin, Congregationis Missionis, qui ad Episcopatum promotus est." — Concilia Provincialia, Baltimori habita ab anno 1829 usque ad annum 1849. Editio altera. Baltimore, 1851. p. 187. — Rese hatte bereits im April 1837, um der allseitig sich gegen ihn erhebenden Widersachen zu entgehen, die ihn in seinem Wirken hemmten und ihm sein bischöfliches Amt verbitterten — "plurimasque difficultates et molestias undique erumpentes, esse pondus valde nimis supra humeros meos" — eine ihm wahrscheinlich abgedrängte Resignation eingereicht, die zwar im Dezember desselben Jahres angenommen wurde, aber seitdem wieder rückgängig gemacht zu sein scheint.

4) Mit dem Abgang Rese's von Detroit verließen die meisten deutschen Priester die Stadt und den Staat Michigan: Dr. Klemens Hammer ging zuerst nach Cleveland und dann nach Cincinnati; P. Simon Sänderl ging nach Norwalk, O.; Kundig nach Wisconsin; und nur Pastor Peter Kindekens blieb, und zwar mit Widerwillen, in Detroit zurück. — Nach mündlichen Mittheilungen des Dr. Klemens Hammer an einen Freund in Cincinnati. Hammer spricht sich auch in einem im Wahrheitsfreund veröffentlichten Aufsatze: „Leiden und Täuschungen durch Menschen, besonders durch unsere Freunde", in bitterem Erguß aus, und spielen die Gedanken, indirekt zwar, doch klar genug, auf die Verhältnisse in Detroit an. Die Begeisterung und Opferwilligkeit der Detroiter Deutschen, um aus der gedrückten und demüthigenden Stellung hinauszugelangen, die sie unter den Franzosen und Irländern einnahmen, schildert er in einem andern Aufsatz im „Wahrheitsfreund", Jahrg. III, S. 182.

5) Der Enthusiasmus zu Gunsten Kundig's war anfänglich sehr groß. Nicht nur ward ihm von den Behörden der Stadt Detroit eine Dankadresse beschlossen und durch den Mayor Andrew Mack schriftlich zugestellt, sondern auch die Gesetzgebung von Michigan passirte im Jahre 1837 einen offiziellen Dankesbeschluß, wobei sie Kundig für seine gehabten Auslagen eine Vergütung von dreitausend Dollars zu Theil werden ließ. — Siehe eine Denkschrift: „Martin Kündig, ein Wohlthäter der Armen und Waisen." Von Dr. Louis Conalli. Detroit, 1840. — Auch abgedruckt im „Wahrheitsfreund", Jahrg. III, S. 251 ff.

6) Eine kurzgefaßte Biographie Kundig's wurde im „Einsiedler Kalender" für das Jahr 1880 mitgetheilt.

7) Buchmann, oder wie Spalding ihn schreibt, Buckman, wurde 1793 von Indianern am Cloyd's Bach getödtet. — "Sketches of early Catholic Missions in Kentucky", by M. J. Spalding. D. D., Baltimore, o. J. (1840), S. 29.

8) Spalding, p. 78–80. — Collins' History of Kentucky, Vol. I, p. 487.

9) "The Life of Rev. Charles Nerinckx", by Rev. Camillus P. Maes. — Cincinnati, 1880, S. 340–342.

10) "Brève relation de la Missions Catholiques en Kentucky, par Etienne T. Badin, Missionaire." In den "Annales de la propagation de la Foi", tom. 2, Lyon, 1823, p. 11.

11) Klauprecht, „Deutsche Chronik in der Geschichte des Ohiothales." S. 159 ff.

12) Maes, Life of Nerinckx, p. 416.

13) „Abriß der Geschichte des Bisthums Cincinnati in Nord-Amerika." Herausgegeben von Friedrich Rese. Wien, 1829, S. 10–11.

14) Ebendaselbst, S. 39.

15) „Berichte der Leopoldinen-Stiftung im Kaiserthum Oesterreich." 2. Heft, Wien, 1831, S. 1–8.

16) Nach mündlichen Mittheilungen des Hochw. Herrn J. C. Albrinck, Rektor der hl. Dreifaltigkeitskirche in Cincinnati, der mit Henni innig befreundet war.

17) Berichte der Leopoldinen Stiftung, III, S. 4.

18) Für eine eingehendere Schilderung seines Wirkens an dieser Gemeinde, siehe des Verfassers Aufsatz: „Die erste deutsche katholische Kirche des Westens", im „Deutschen Pionier", Jahrgang VI, S. 215 ff.

19) Berichte der Leopoldinen-Stiftung, IX. Heft, S. 25–26.

20) Salzbacher, S. 254. — Das Buch erschien zu München in Oktav. Der Verfasser, der ein Exemplar des Büchleins besitzt, erinnert sich, eine Schrift Henni's, die in St. Gallen 1832 im Druck erschienen sein soll, in einem Bücherverzeichniß aufgezählt zu finden. Ob es jedoch dieses Buch war, läßt sich nicht mit Bestimmtheit behaupten,

da ich kein Exemplar mit dem St. Gallener Titel aufzutreiben vermochte. Demgemäße Erkundigungen und Anfragen, selbst in Milwaukee, blieben unbeantwortet.

21) „Deutscher Pionier", Jahrgang VI, S. 220–221.

22) Abgedruckt im „Wahrheitsfreund", Jahrg. I, No. 30, vom 8. Febr. 1838.

13) Es befremdete den Verfasser dieser Biographie einigermaßen, daß ein desbezüglicher Antrag im Waisenverein nicht eine einstimmige Annahme, geschweige denn eine Verneinung fand. Es muß die Ursache wohl dahin gerechnet werden, daß nur wenige von den alten Mitgliedern, welche das Wirken Henni's kannten, mehr übrig sind. Das Versehen kann jedoch auch jetzt noch wieder gut gemacht werden.

24) Nach einer Mittheilung des Herrn Klemens Dietrich, damals in Cincinnati wohnhaft, welcher Henni auf's Wärmste in seinen Bestrebungen unterstützte.

25) Henni hatte Briefe an die deutschen katholischen Priester in allen Theilen des Landes gesandt, um sich ihre Hülfe, sowohl zur Mitarbeitung, als auch für die Verbreitung des Blattes zu erbitten. — Siehe den Brief Gallitzin's, auf Seit 287 in diesem Bande.

26) „Locofoco's" wurden die Demokraten spottweise von den Whigs genannt.

27) „Constitution der St. Cäcilia Gesellschaft bei der teutsch-katholischen hl. Dreifaltigkeits Gemeinde zu Cincinnati. Cincinnati, gedruckt in der Offizin des Wahrheits-Freundes. 1839."

28) Siehe: „Geschichte der deutschen Gesangvereine von Cincinnati", im „Deutschen Pionier", Jahrgang VI, Seite 260.

29) Der Verein wurde später unter dem Namen „Deutscher katholischer Schul- und Leseverein" von der Gesetzgebung des Staates Ohio inkorporirt (1846).

30) Siehe auch Salzbacher, S. 190.

31) Der Verein veranstaltete seiner Zeit die Herausgabe einer amerikanischen Stereotypauflage von Christoph von Schmid's „Biblische Geschichten", sowie den Verlag einzelner der Jugendschriften von Schmid, Dr. Bauberger u. A.

32) Salzbacher, S. 189.

33) „Johann Martin Henni, eine biographische Skizze", in dem „Marienkalender" für 1880, S. 67 ff.

34) Der Hochw. P. Joseph Prost von Pittsburg hatte bereits 1840 die Gründung eines deutsch-amerikanischen katholischen Seminars in einem Aufsatz im „Wahrheitsfreund" befürwortet.

35) Concilia Provincialia Baltimorensia, p. 252

36) Dr. Michael Heiß wurde am 12. April 1818 zu Pfaldorf im Bisthum Eichstädt geboren. 1842 zum katholischen Priester geweiht, kam er noch im selben Jahre nach Amerika, wurde Pfarrer in Covington, Ky. und ging 1844 mit Henni nach Milwaukee in die Wisconsiner Missionen. Bis 1847 hielt er den Gottesdienst für die Deutschen Katholiken in Milwaukee in der alten Kathedrale. In diesem Jahre wurde die deutsche Marienkirche erbaut, deren erster Priester er war, und an welcher er wirkte, bis er zum Nachfolger des verstorbenen Dr. Salzmann als Direktor des Priesterseminars in Milwaukee ernannt wurde. Im Jahre 1868 ward er zum ersten Bischof von La Crosse, Wiscon., geweiht und 1879 zum Koadjutor Henni's ernannt, mit dem Recht der Nachfolge. Nach Henni's Tode wurde er Erzbischof von Milwaukee. Er starb 1888 und ward von Dr. Friedrich Katzer, dem jetzigen Erzbischof, gefolgt. Dr. Heiß schrieb mehrere theologische Werke, darunter: "The four Gospels", (Milwaukee) und "De Matrimonio Tractatus Quinque usui venerabilis Cleri Americani accommodati." (München, 1861.)

37) Eine Biographie Baraga's befindet sich im „Deutschen Pionier", I. S. 291.

38) „Marien=Kalender" für 1880, S. 68.

39) Catholic Almanac for 1882. — „Marien=Kalender" für 1880, S. 70.

40) „Leopoldinen=Berichte", XIX, S. 40–21.

41) Dr. Salzmann schreibt 1855 an die Direktion der „Leopoldinenstiftung" in Wien, daß man dringend der Hülfe bedürfe, um das Unternehmen glücklich zu Stande zu bringen. „Dies ist mein erstes Bittgesuch an die Heimath", schreibt er, „und ich fürchte keine Abweisung. ...... Hat der Urboden Deutschlands seine ersten Apostel einst aus England bezogen, so vergelte Deutschland den Dank nach Jahrhunderten dadurch, daß es durch seine Enkel in hiesigen Seminarien die entarteten Söhne Englands zurückführe zur Einheit der Wahrheit eines Augustin, eines Alfred ꝛc." — Leopoldinen Berichte, XXVII, S. 89–90.

42) Ebendaselbst, S. 88.

43) Nach Frankreich wurde französisch, nach Spanien und Süd=Amerika spanisch oder portugiesisch, nach Italien italienisch, nach England und innerhalb der Verein. Staaten englisch korrespondirt, nach Deutschland aber — lateinisch! — — —

44) Nur Erzbischof Spalding von Baltimore stimmte mit "placet."

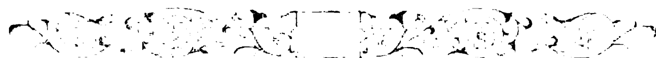
45) Der Nekrolog, welcher den Titel trägt: „Einige Data aus dem Leben des verstorbenen Predigers Dietrich Herrmann Heinrich Wilhelm Möllmann", hatte Dr. Henni zum Verfasser, wie dieser auch folgende editorielle Bemerkung in derselben Nummer des Blattes („Wahrheitsfreund", Jahrgang III. Seite 339) beifügt: „Der Mittheilung, Seite 341, von der Hand dankbarer Freunde des kürzlich hier verstorbenen Herrn Predigers Möllmann, weiland Pastor an der neuen Kirche der Nordteutschen=Lutherischen Gemeinde, konnten wir ihre Aufnahme in unser Blatt vernünftiger Weise nicht versagen. Im Gegentheil, wir glauben hierin gerade eine Gelegenheit gefunden zu haben, wo wir dem Verblichenen und seinen trauernden Hinterlassenen öffentlich jene Achtung zollen können, zu der Herr Möllmann vollends berechtigt war. Entschlossen wandelte er auf dem heiklichen Pfade seines Amtes fort; ließ sich weder zur Rechten von der falschen Philosophie oder dem Unglauben, an dessen Klippen heute Tausende seines Standes Schiffbruch leiden, verblenden und irreführen, — noch zur Linken von neumodischer Religionsschwärmerei hinreißen, oder gar, wie Viele hierlands, sich von derselben erkaufen. Daher die Vielen, welche sein Andenken segnen."



Komponist und Sängerin:
Dr. Heinrich Dielmann und Louise Hubert,
die amerikanische "Catalani."



Aus dem "Deutschen Pionier" Jahrgang 15.



Dr. Heinrich Dielmann.

In den Künsten und Wissenschaften, die in Amerika verhältnismäßig nur erst wenig Boden gefaßt haben, gehört besonders auch die musikalische Komposition. Joseph Gungl schrieb zwar schon in den vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts in Philadelphia seine populären Walzer: „Träume auf dem Ozean“, „Venus-Reigen“ und „Delaware-Klänge“, die er mit seiner Kapelle zuerst in der Stadt der Bruderliebe aufführte, allein Gungl war nur auf einer Konzert-Tour nach den Vereinigten Staaten gekommen, und kehrte, als er hier die erhoffte reiche Goldernte nicht fand, wie kurz vorher Fanny Elßler sie mitnahm, entrüstet nach Deutschland zurück und schimpfte dort auf das amerikanische Krämervolk, das seine Kapelle nicht zu würdigen verstände.

Ausübende Tonkünstler, Sänger und Musiker und Kapellmeister hat dieses Land bereits eine nicht unbeträchtliche Anzahl aufzuweisen, und darunter viele, die einen Weltruhm errungen haben, wie die Sängerinnen: Adeline und Carlotta Patti, Minnie Hauck, Emma Albany, Josephine Jones-Yorke, Madame Parepa-Rosa, Felizitas Vestvali, Inez Fabbri-Mulder, Emma Eames-Story, Madame Melba, und in jüngster Zeit Madame Nordica und Lilian Blauveldt; die Herren Wilh. Candidus, Alexander Bischoff, Karl und Wilhelm Formes, Fritz Steins, Franz Remmertz, Luigi Corradi-Collier, Weinlich, Whitney, Rudolphsen &c.; die Musiker: S. E. Jacobsohn, Heinrich Schradieck, Bernhard Listemann, Schreiner (Geiger); Max Bohrer, Mollenhauer, Michael Brand, Adolph Hartdegen (Cellisten); Joseph Eller (Oboist); Friedrich Rietzel, Zerrahn, J. Weiner (Flötisten); die Klaviervirtuosen: Wolffsohn, Gottschalk, Werner-Steinbrecher, Josephi, Dr. Louis Maas, Nanette Falk-Auerbach, Karl Fälten, Adolph Carpe, Xaver Scharwenka, Eduard Ebert-Buchheim, Theodor Bohlmann, Dr. N. J. Elsenheimer &c.; die Organisten Morgan, Whiting und Dudley-Buck; sowie die Kapellmeister: Karl Bergmann, Karl Lenschow, Karl Anschütz, Theodor Thomas, Anton Seidl, Leopold Damrosch, Eduard Sobolewsky, Karl Barus, Hans Balatka, Karl Zerrahn, Agrikol Paur, Hartmann, Nikisch, der jüngere Paur, Vanderstucken und viele Andere. Die musikalische Komposition jedoch ist in Amerika kaum im ersten Stadium des Werdens begriffen. Anschütz, Bergmann, Sobolewsky, Asger-Hammerick haben in den fünfziger und sechziger Jahren einige Sachen komponirt, aber erst in der Neuzeit sind Werke von dauerndem Werthe geschaffen worden, wie Scharwenka's Oper „Mataswintha“ (siehe Band 8,

Seite 161, dieser Werke) und einige Klavierkonzerte — seine allbekannten „Polnischen Tänze“ waren schon früher in Deutschland komponirt —; A. Dvorak's Symphonie „Die neue Welt“; Vanderstucken's „Symphonische Dichtung: Ratcliffe“; Heinrich Zöllner's und Dr. Elsenheimer's „Fest-Preis-Kantaten“, sowie des letzteren herrliche Lieder; eine Reihe Orchester- und Kirchenkompositionen von Bruno Oskar Klein u. A.

Es soll hiermit nun nicht gesagt sein, daß wir gar keine Tondichter in der früheren Zeit gehabt haben — sind doch viele erfolgreiche Lieder- und Arienkomponisten zu nennen, wie Frey, Millard, Arditi, Ritter &c.; aber wirkliche Größen sind doch noch sehr dünn gesäet; wohl hauptsächlich deshalb, weil sich die musikalische Komposition bisher hierlands noch nicht gelohnt hat, da die hiesigen Verleger es für weit praktischer und für ihre pekuniären Erfolge vortheilhafter gefunden haben, die europäischen Werke, die ihnen nichts kosten, einfach nachzudrucken. Nur der amerikanische Gassenhauer und die Neger-Minstrelgesänge, sowie der bei der Yard fabrizirte Pianoschund haben hier Verleger gefunden, wohl hauptsächlich deshalb, weil ihre Fabrikanten — von Komponiren kann da keine Rede sein — den elenden Klatsch auch verbreiten. Es soll nun, wie gesagt, keineswegs behauptet werden, daß auf amerikanischem Boden gar keine preiswürdigen Musikwerke entstanden sind, bewahre! aber die wenigen guten Weizenkörner verschwinden thatsächlich in dem unförmlichen Spreuhaufen.

Umso erfreulicher ist es deshalb, daß wir auch einmal von einem Meister reden können, der diesen hier noch so unfruchtbaren Acker schon früh und mit einigem Erfolg bebaut hat, obwohl er bisher nur geringen Ruhm dafür eingeerntet haben mag: Heinrich Dielmann. — Derselbe wurde am 26. April 1811 zu Frankfurt am Main geboren, und besuchte in seiner Jugend das dortige Gymnasium. Bevor er jedoch dasselbe absolvirt hatte, wanderten seine Eltern 1827 nach Amerika aus und ließen sich in Philadelphia nieder, wo der sechzehnjährige junge Mann, der ein vortrefflicher Geiger war, als erster Violinist an einem dortigen Theater wirkte. Seine vorzüglichen musikalischen Talente brachten ihm im nächsten Jahre (1828) die Kapellmeister Stelle ein. Nach einem weiteren Jahr kam er nach Baltimore als Kapellmeister an das dortige Holidaystreet Theater. Seitdem blieb er, mit einer kurzen Unterbrechung von zwei Jahren, während welcher Zeit er sich in Washington, D. C., aufhielt, in Baltimore und dem benachbarten Emmittsburg ansässig.

Schon kurz nach seiner Ankunft in Baltimore wurde er Dirigent des Chores an der katholischen St. Johannes-Kirche, und als man die Sankt Vinzent-Kirche erbaute, ward er Organist an derselben. Später vertauschte er diese Stelle mit einer gleichen an der alten Christ-Kirche an der Gay Straße, zur Zeit als diese Kirche noch zu den fashionabeln Kirchengemeinschaften der Stadt gehörte. — Um die Mitte der dreißiger Jahr begründete

Heinrich Dielmann eine Musikschule an der Ecke der Saratoga und Charles Straßen, deren Eigenthümer und Leiter er bis zum Jahre 1843 blieb, zu welcher Zeit er einen Ruf an das „Mount St. Marien-Kollegium“ in Emmittsburg erhielt, woselbst er von da an bis zu seinem Tode eine Professur und den Posten eines Rektors der musikalischen Abtheilung dieser berühmten hohen Schule bekleidete.

Dielmann war ein vielbegabter Musiker, gleich tüchtig als Klavierspieler, wie als Organist und Geiger. Das hätte ihn indessen wohl kaum zur Kenntniß des größeren Publikums gebracht, und so würde sein Name sicherlich in den Lehranstalten, an welchen er wirkte, verklungen sein, wenn es nicht für seine musikalischen Kompositionen gewesen wäre. Bereits als Knabe schuf Dielmann leichte Orchester- und Klavierwerke, meistens Märsche und Tänze, von denen mehrere in Philadelphia und Baltimore im Druck erschienen sind. Zur zweiten Inaugurationsfeier von Präsident Andrew Jackson (1833) schrieb er den „Jackson's Inaugurations Marsch“ für Orchester, der unter seiner eigenen Leitung bei jener Gelegenheit aufgeführt und rasch populär wurde. Um diese Zeit erhielt er auch eine Anstellung als Musiklehrer in Washington, die er bis 1835 bekleidet, worauf er wieder nach Baltimore zurückkehrte.

Im Jahre 1843 erschien sein erstes größeres Chorwerk, eine Messe für Soli, dreistimmigen Chor (Sopran, Alt und Baß) und Orchester, in F, die er dem Erzbischof McClosky, dem späteren Kardinal, dedizirte. Sie ist in einem Klavier-, resp. Orgelauszug im Druck erschienen und hat viele Auflagen erlebt, die fünfte nach Dielmann's Tode (Verlag von Geo. Willig & Komp., Baltimore, 1883). Kurz vor dem Erscheinen seiner F-dur Messe, komponirte Dielmann den „Präsident Harrison's Marsch“ für die Einsetzungsfeier Harrison's als Präsident der Vereinigten Staaten, der ebenfalls unter Dielmann's Direktion zur Aufführung gelangte. Dann erschienen rasch nacheinander ein "Ave Verum" für vier Singstimmen mit Orgelbegleitung und mehrere weltliche Lieder für eine und zwei Singstimmen mit Klavierbegleitung, sowie eine Reihe Märsche und Tänze für Orchester in Baltimore und Philadelphia im Druck.

Nach der Präsidentenwahl des Jahres 1848 wurde Dielmann abermals beauftragt, den Inaugurations-Marsch zu schreiben, "Taylor's Inauguration", gleichfalls von ihm am 4. März 1849 zu Washington aufgeführt. Bei dieser Gelegenheit verlieh ihm die Georgetowner Universität für seine musikalischen Kompositionen den Titel, „Doktor der Musik“, und wurde ihm das Diplom damals vom Präsidenten, General Zacharias Taylor, mit einigen ehrenden Worten überreicht, worin er den hohen musikalischen Talenten Dielmann's würdigende Anerkennung zollt. Als Präsident Taylor ein Jahr darauf starb, komponirte er den "General Taylor's Funeral-March."

Im Jahre 1851 erschien von ihm eine Weihnachts-Hymne in B-dur, für Sopran-Solo und Chor, die sich noch heute einer allgemeinen Beliebtheit erfreut. Um diese Zeit erschienen auch zwei größere „Phantasien und Variationen für Piano", über die Thema's "Alice Gray" und das Lied, „Ein Troubador, stolz auf der Liebe Bande." Beide sind von Dielmann ebenfalls für das Orchester bearbeitet worden. Dann erschien noch eine vierstimmige Kirchenhymne, "Angelus Caritas" (Angel of Mercy), sowie wieder eine Reihe von Märschen und Tänzen für das Orchester, worauf er eine zeitlang verstummte. 1876 komponirte er abermals eine Messe, die er dem Pabste Pius IX. dedizirte und im Juni des gedachten Jahres nach Rom sandte, wo sie sowohl, wie seitdem in Amerika des öftern aufgeführt wurde. Der Pabst verlieh Dielmann als Anerkennung dafür eine große silberne Medaille.

Die Zahl der von Dielmann komponirten Tonwerke beläuft sich auf mehr als hundert, von denen viele Volkseigenthum geworden sind. Außer Messen und Kirchensachen, sind vornehmlich seine Märsche und Tänze (Walzer, Schottische, Polkas, Quadrillen &c.) in den Vereinigten Staaten überall verbreitet, und es gibt wohl kaum ein Musikkorps im Lande, das nicht solche gespielt hat. — Seine Kompositionen sind polyphon gearbeitet, und wenn auch leicht gehalten, doch keineswegs trival. Angenehme melodische Gedanken, im einfachen Gewande, ohne Gezwungenheit, sind sie weniger bestechend, als gehaltvoll. Seine Kirchenkompositionen tragen den Stempel des Erhabenen, Feierlichen und sind frei von dem französischen oder neuitalienischen Schnörkelwesen, das sich eher für die Bühne — oder wie die Lambillotischen Kirchenarien, für den Leierkasten — eignen, als für die Kirche.

Ein so tüchtiger und gründlich gebildeter Musiker Dr. Dielmann auch war, so war er doch auch über seine Berufs-Wirksamkeit hinaus Allen, die ihn kannten, ein lieber, hochgeschätzter Freund — nicht weniger eine Zierde auf dem Gebiete der allgemein menschlichen Bestrebungen, als er auch ein treuer Anhänger des deutschen Wesens und Geistes war. — Dielmann lebte in seine alten Tagen, besonders seit dem Tode seiner Gattin, die etwa drei Jahre vor ihm dahingeschieden ist, zurückgezogen in dem Baltimore benachbarten Städtchen Emmittsburg. — Er selber starb am 12. Oktober 1882, fünf Kinder (vier Töchter und einen Sohn), sowie zehn Enkel und zwei Urenkel hinterlassend.

Die amerikanische Catalani. Louise Gubert.

Wenn auch eigentlich nicht in der chronologischen Reihe, so mag doch dieser in der öffentlichen Welt fast unbekannte Name, der eine mit phänomenaler Stimme begabte Gesangskünstlerin bezeichnet, wie sie die Geschichte nur äußerst selten aufzuweisen hat, hier Platz finden, wenn auch nur um einen Raum auszufüllen. Daß Louise Gubert nicht ein leuchtender Stern am Künstlerhimmel Amerikas sowohl als auch der Welt im allgemeinen geworden ist, liegt daran, daß diese Frau, die von der Natur mit so außerordentlichen Mitteln begabt war, sich, statt in die Welt einzutreten, aus derselben gänzlich zurückzog und in der einsamen Klosterzelle ihre Tage verbrachte. Ihr Lebenslauf ist in Kürze folgender:

Louise Gubert wurde im Jahre 1837 in der Stadt Philadelphia und zwar an Südwest Ecke der Siebenten und Chestnut Straßen von deutschen Eltern geboren. Ihr Vater, Joseph H. Gubert, war mit seiner Familie einige Jahre früher aus Baiern nach Amerika ausgewandert, hatte sich in Philadelphia niedergelassen und betrieb zur gedachten Zeit einen Kramladen in dem obenerwähnten Hause. Die Familie war katholisch und Gubert sowie seine Gattin (Louise Christine), die beide über schöne Stimmen verfügten, waren Mitglieder des Gesangchors einer der katholischen Kirchen Philadelphia's. Schon als Kind entwickelte sich bei der Tochter ebenfalls ein vorzügliches musikalisches Talent, und der Gesang der zehnjährigen Kleinen erregte bereits in so hohem Maße die allgemeine Aufmerksamkeit, daß man allseitig in die Eltern drang, dem Mädchen doch eine gute musikalische Ausbildung angedeihen lassen zu wollen. Darauf brachte die Mutter das Kind zu dem damals hochberühmten Gesanglehrer Parini, der zur Zeit in Philadelphia lebte. Dieser prüfte die Fähigkeiten der jugendlichen Sängerin und war so entzückt über ihre vorzüglichen Anlagen, daß, als die Mutter ihn nach dem Honorar fragte, der begeisterte Jünger der Kunst sofort erklärte, er werde kein weiteres Honorar beanspruchen, als die Ehre, eine solche phänomenale Stimme ausbilden zu dürfen und dereinst der Lehrer einer Louise Gubert genannt zu werden.

Diese Prophezeihung des Maëstro sollte im vollsten Maße in Erfüllung gehen, wenn auch in ganz anderem Sinne, als er es sich geträumt hatte, denn als Prima Donna sollte Louise Gubert nie die Massen begeistern. Schon früh gab sich bei ihr, trotz jeder Gegenbemühung der Mutter — der Vater war im Jahre 1849 gestorben, und führte die Mutter seitdem

in Philadelphia den Spezereihandel fort, anfänglich an der Achten und Mulberry, später an der Achten und Arch Straßen, bis 1856, seitdem betrieb sie am Washington Square und an der Locust Straße ein Kosthaus — trotz aller Bemühungen der Mutter, sie davon abzubringen, gab sich bei ihr die Neigung für das Klosterleben kund; und selbst die Mahnungen katholischer Würdenträger, welche ihr vorstellten, daß sie auch im öffentlichen Leben mit ihrem herrlichen Gesange Gott dienen könne, vermochten nicht, sie von ihrem Vorhaben abzubringen. Zum letzten Mal sang sie öffentlich bei der Einweihung der Kathedrale in Pittsburg, wo sie die allgemeinste Bewunderung erregte. Dann trat sie in das Kloster zu Georgetown D. C. ein, wurde aber bald darauf nach dem „De Chantal-Seminar" in Wheeling versetzt, wo sie seitdem als Gesang- und Musiklehrerin wirkte.

Hier wurde „Schwester Agnes" (das war ihr Klostername) im Laufe der Jahre von den berühmtesten Sängern und Tondichtern besucht. Max Strakosch bot der „Nachtigall von De Chantal", nachdem er sie gehört hatte, sofort fünfzigtausend Dollars für eine Konzerttour von sechs Monaten, und Rubinstein erklärte ihre Stimme für die wundervollste, die er je gehört habe. Diese war nicht genau zu klassifiziren. Schwester Agnes hatte eigentlich einen Mezzo-Sopran, allein ihre Stimme reichte sowohl im hohen Sopran als auch im Alt weit über die gewöhnlichen Grenzen hinaus. Sie hatte einen Umfang vom kleinen f bis zum dreigestrichenen d und e, in der That eine phänomenale Stimme. Der Klang war voll und von seltenem Wohllaut, sympathisch, dabei außergewöhnlich biegsam, so daß sie Rouladen und Koloraturen mit der größten Leichtigkeit meisterte. Trotzdem sang sie am liebsten einfache Balladen, und gerade mit diesen, welche sie selber mit der Harfe oder dem Pianoforte begleitete, pflegte sie die Zuhörer am meisten zu bezaubern. Vortrag und Phrasirung ihres Gesanges waren untadelhaft.

Schwester Agnes wurde etwa 45 Jahre alt. Schon seit Monaten vor ihrem Tode begann sie zu kränkeln. Etwa Juli 1882 wurde sie, mit besonderer Erlaubniß des Bischofs Kain von Wheeling, aus dem dortigen Kloster der „Schwestern der Heimsuchung" nach dem „St. Agnes-Hospital" in der Maiden Choice Straße, Baltimore, übergeführt. Man gab sich kurze Zeit der Hoffnung hin, daß sie wieder genesen werde, allein plötzlich sanken ihre Kräfte schnell, und am Sonntag den 6. August des genannten Jahres beendete ein sanfter Tod ein im wahren Sinn von Gott begnadetes Leben. Mit Schwester Agnes schied unzweifelhaft die begabteste und glänzendste Sängerin und Gesanglehrerin dahin, über welche die katholische Kirche in den Vereinigten Staaten verfügte. Aber nicht nur für die Kirche und den Orden allein, dem sie angehört hat, sondern für Alle, welche die herrliche Gabe des Gesanges zu würdigen wissen, und besonders jene, die sie zu hören das Glück hatten, ist ihr Tod ein unersetzlicher Verlust.



"Talvj"

(Therese Albertine Louise von Jakob-Robinson.)

Deutsch-Amerikanische Gelehrte und Dichterin.



Vortrag gehalten im "Deutschen Litterarischen Klub von Cincinnati" am 2. Februar 1881.



In den deutschen Geistespionieren Amerika's gehören nicht allein Männer, sondern auch Frauen finden wir darunter, die nicht minder Antheil nahmen an den Bestrebungen unseres Volksstammes auf allen Gebieten der Kultur. Wenn auch der häusliche Kreis vorzüglich der Tummelplatz ist, auf welchem das Weib seine größten Erfolge erzielt, ja, bei der deutschen Frau fast ausschließlich das wirksame Feld ihrer Thätigkeit ist, so gibt es doch auch Ausnahmen von der Regel in dieser Beziehung. Wir wollen nun hier nicht der Weiberrechtlerei das Wort reden, denn zu der Klasse jener Blaustrümpfe, die es darauf anlegen, in das rauhere Gebiet der Männerwelt mit einzudringen, an männlichen Arbeiten und männlichem Thun und Treiben Antheil zu gewinnen, drängt sich keine wohlerzogene, gebildete Frau herzu und vornehmlich keine deutsche. Deshalb finden wir unter den im Lande umherstrumpfenden Mannweibern selten oder nie deutsche Frauen. Wir sind auch dieserhalb nicht neidisch, sondern überlassen die Lucy Stones, die Susan Anthonys, die Livermores, Dickinsons, Dr. Mary Walkers und wie sie alle heißen mögen, mit Freuden dem puritanischen Amerikanerthum. Das Ziel, welches diese geistigen Zwitterweiber anstreben, wird überhaupt nie erreicht werden, denn das Weib ist ja der Gegenpart des Mannes. Die fabelhaften Sagen von den Amazonen bieten außerdem so wenig Reizbares für die Frauennatur, daß wohl nur wenige Frauen sich danach sehnen, ihr jetziges Loos mit jenem ungestümen Dasein zu vertauschen.

Und dann, was erreicht das Weib, wenn es die Rolle des Mannes übernimmt? Zeigt sich nicht in der Karakteristik einer Elizabeth, einer Katharina II. von Rußland, einer Maria Theresia immer wieder die weibische Natur obenauf? Launenhaftes, wetterwendisches Wesen kennzeichnen ihre sonst so glänzenden Karrieren, die stets das Gepräge ihrer Abhängigkeit von den Männern, von ihren abwechselnd herrschenden Günstlingen tragen. Glanz und Gepränge bezeichnen ihre Epochen, denn das Weib liebt vor Allem das äußerliche zur Schau tragen von Dem was es besitzt, was es zu leisten vermag. Gestalten voll Kraft und Geist, wie sie uns die Geschichte unter den Männern hundertfältig bietet, finden sich unter den Frauen nicht. Sie können Individuen beherrschen, nicht Völker, denn was unter ihrem Namen geschieht, ist gewöhnlich die That der von ihnen Begünstigten. Mit der Elizabeth vereinen sich die Namen eines Raleigh, eines Leicester, eines Esser, eines Burleigh, eines Coke, eines Bacon; mit der Katharina die eines Potemkin, eines Soltikow, eines Poniatowsky, eines

Orlow; und an der tugendstolzen Maria Theresia Namen knüpfen sich die geistigen Leistungen eines Kaunitz, eines Daun, eines Lascy und ihres Sohnes Joseph II.

Sehen wir auf der andern Seite, wie der Unterrock dennoch eine gewichtige Rolle in der Weltgeschichte spielt, z. B. in den Tagen der Ludwige XIV. und XV., wo Weiber wie die Montespan, Maintenon, Pompadour ꝛc. quasi die Beherrscher der Geschicke von Nationen wurden, so treten uns die Zeiten derselben auch als weibische Epochen vor Augen, Zeiten in denen Ueppigkeit und Verweichlichung des Volkes die Oberhand gewinnen; denn nicht diese Weiber erhoben sich zur männlichen Kraft und Größe, sondern die von ihnen beherrschten Männer sanken zu verweibten Lüstlingen herab, und das Ende vom Liede war — wie in Frankreich — die Revolution. Einen Napoleon, einen Friedrich II., einen Rudolph von Habsburg, einen Barbarossa, einen Heinrich der Vogler sucht man vergebens unter den Weibern und den von Weibern beherrschten Männern.

Auch auf den Gebieten der höheren Wissenschaften ist die Frau nicht besonders zu Hause. Sie ist eben zu sehr Gefühlswesen, um für das strenge, kalte, berechnende Denken viel Sinn zu haben. Daher finden wir die Frauen in der Litteratur fast nie philosophisch beschäftigt, wohl aber häufig ästhetisch. Die Schönlitteratur ist das Gebiet der Frau, wie sie auch vornehmlich in der ausübenden Musik — Gesang wie Instrumental — dem Manne ebenbürtig ist, nicht aber in der schaffenden, der Komposition. Der Mann ist der Ausdruck des Gedankens, das Weib des Gefühls. Das ist der Grund, daß wir in der Geschichte nicht häufiger Frauengestalten begegnen, sondern fast ausschließlich nur Männern.

Die deutsche Frau vornehmlich ist Hausfrau und Mutter, die Genossin und Gehülfin des Mannes, die ihren größten Stolz darin setzt, den Gatten und Sohn zur höchsten Macht und erhabensten Ruhmesstellung emporsteigen zu sehen. Die Kaiserin Maria Theresia suchte ihren eigenen Ruhm in der erfolgreichen Regierung ihres Sohnes Josephs II., und die Königin Louise von Preußen bestrebte sich zu glänzen als Muster einer heroischen Gattin. Wie einfach und doch erhaben klingt nicht die Aeußerung der Frau Rath Goethe der geistreichen Französin Madame de Staël gegenüber, als dieser sarkastische Blaustrumpf ihr die Aufwartung machte und mit eitlem Nasenrümpfen, bei der schlichten Frau sich einführend, sagte: „Ich bin die Frau von Staël", worauf ihr die Erwiderung wurde: „Und ich bin die Mutter Goethe's." So ist die deutsche Frau vorzüglich Gattin und Mutter; die Französin hingegen das Spielzeug der Männerwelt. Die Engländerin und vor Allen die Amerikanerin bestreben sich allein, die Ebenbürtigen oder vielmehr die Herren der Männer zu werden. Daher die anhaltenden Agitationen der Weiberrechtlerinnen in den Verein. Staaten, und daher auch die in England und Amerika in so hervorragendem Maße

auftretenden Schriftstellerinnen auf Gebieten, denen sich die Frauen anderer Länder nur mit größter Seltenheit nähern, z. B. auf dem Felde der Politik, der Theologie, der Medizin, des Rechts u. dgl. Ich hörte zur Zeit des amerikanischen Bürgerkrieges in einem Kollege eine junge Studentin ein kritisirendes Essay über die Kriegführung der Generäle vortragen, worin die Miß mit dem Tadel der Kommandanten so reichlich umsprang, als ob sie ein auf hundert Schlachtfeldern ergrauter Feldmarschall sei. Natürlich war es Blödsinn was sie vorbrachte, aber mit Arroganz verbunden. — Frauen leisten auf diesen unpassenden Feldern auch nichts was Werth hat, sondern machen sich bei vernünftigen Menschen nur lächerlich.

In Deutschland finden wir die Frauen fast ausschließlich mit der Romanlitteratur beschäftigt, und zum Theil erfolgreich in der Poesie. Bedeutend darin sind die Karschin, die Freiin Annette von Droste-Hülshoff, Helena von Rödlich (Dilia Helena), Karoline Pichler, Charlotte Birch-Pfeiffer, Louise von Plönnis, sowie in der Neuzeit die Bürstenbinder (E. Werner), John (Marlitt) und die Deutsch-Amerikanerin, Minna Kleeberg u. etliche wenige Andere. — Die höheren Wissenschaften sind nur äußerst selten von den Frauen gepflogen worden, darunter die Astronomie von der Karoline Herrschel. Das Feld der Philologie, der vergleichenden Sprachenkunde und der Geschichte hat bisher nur einen einzigen Vertreter von Bedeutung und zwar in einer Person unter den weiblichen Litteraten des deutschen Volkes gefunden — denn das Zeug, das die Mühlbach und Andere unter dem Titel „Historische Romane" in die Welt gefördert haben, ist nur armseliges Gewäsch plaudernder Blaustrümpfe — und diese einzige Repräsentantin der deutschen philologischen Litteratur gehört seltsamer Weise dem Deutsch-Amerikanerthum an: Frau Therese Robinson.

Therese Albertine Louise von Jakob war die jüngste Tochter des staatswissenschaftlichen und philosophischen Schriftstellers Ludwig Heinrich von Jakob, und wurde am 26. Januar 1797 zu Halle an der Saale geboren, woselbst ihr Vater zur Zeit Professor der Philosophie an der dortigen Universität war. Als nach der Schlacht von Jena Napoleon diese Universität auflöste (1806) und Niemeyer und mehrere andere der Professoren als Geiseln nach Frankreich führte, entging von Jakob diesem Schicksale, worauf er sich nach Charkow in der Ukraine in Südrußland begab, um daselbst eine Professur der Rechtswissenschaft zu übernehmen. Die neunjährige Tochter begleitete ihn dorthin, wie auch 1809 nach St. Petersburg, woselbst Professor von Jakob eine hervorragende Staatsanstellung erhielt und hauptsächlich mit der Revision der russischen Kriminalgesetze betraut wurde. Die Tochter, von der Natur mit einem lebhaften Wissensdrang und großer Lernbegierde begabt, verlegte sich hier auf das Studium der slavischen Sprachen und deren Litteratur, besonders aber machte sie sich mit der russo-slavischen und der serbischen Geschichte und Volksdichtung vertraut.

Im Jahre 1816 nach der vollständigen Restitution der Universität mit ihrem Vater nach Halle zurückgekehrt, warf sich Therese mit großer Energie auf das Erlernen der klassischen Sprachen, und vornehmlich wurden Lateinisch und Griechisch nachgeholt, wozu sich ihr in Rußland keine Gelegenheit geboten hatte. Dann wurden auch die angelsächsischen und nordischen Sprachen in Angriff genommen. Besonders aber ward sie von der englischen Romanlitteratur, die damals gerade so gewaltig emporblühte, und als deren Begründer Sir Walter Scott anzusehen ist, mächtig angezogen. Sie übersetzte auch die beiden Romane dieses Meisters: "The Black Dwarf" und "Old Mortality" („Die Schwärmer") in's Deutsche, die als Erstlingswerke sie in die litterarische Welt einführten. Beide erschienen zu Leipzig unter W. A. Lindau's Namen, der jedoch nur die Vorworte dazu schrieb. (1822–1823.) [1])

Diesen Uebersetzungen folgten bald eigene Versuche, allein war es Furcht oder sonstige Abneigung, sie scheute sich anfangs, damit vor das Publikum zu treten. Nachdem jedoch etliche kleinere Novellen in Almanachen erschienen waren und gefallen hatten, trat sie 1828 mit „Drei Erzählungen" anonym hervor, die noch im selbigen Jahr unter dem Titel: „Psyche, ein Taschenbuch für das Jahr 1825" (Halle, bei Fr. Ruff) in zweiter Auflage unter dem Pseudonamen „Talvj" — die Anfangsbuchstaben ihres Namens, T[heresa] A[lbertine] L[ouise] v[on] J[akob] erschienen.

Durch die um diese Zeit vermittelst Jakob Grimm's Rezensionen in Deutschland eingeführten serbischen Volkslieder des Wuk Stephanowitsch angeregt, wandte sie sich abermals dem Studium der serbischen Sprache zu; und durch Wuk und B. Kopitar ermuntert, begann sie bald darauf, eine Sammlung serbischer Volkslieder in die deutsche Sprache zu übersetzen. Diese erschienen unter dem Titel: „Volkslieder der Serben, metrisch übersetzt und historisch eingeleitet von Talvj", in zwei Bänden (Halle, 1825–1826). Sie waren Goethe'n dedizirt, und unter dem Protektorat dieses großen Meisters gewannen sie raschen Eingang in die litterarische Welt. Eine dritte Auflage erschien in Leipzig 1853. Das war ein neues Gebiet der Litteratur dem deutschen Volke erschlossen, und so konnte es nicht fehlen, daß sie damit den lauten Beifall der Philologen Deutschlands errang. Nicht nur sicherte diese Arbeit ihr die dauernde Freundschaft des Altmeisters Goethe, sondern sie erwarb der jungen Schriftstellerin auch die nähere Bekanntschaft und den Verkehr mit Jakob Grimm, den beiden Humboldt's (Wilhelm und Alexander), Friedrich Karl von Savigny, Karl Ritter und mehreren Anderen.

Im Sommer des Jahres 1826 kam der amerikanische Gelehrte und Orientalist, Professor Edward Robinson, nach Halle, um daselbst unter Gesenius, Rödiger, Tholuk und Anderen sich im Studium der orientalischen Sprachen, sowie in der morgenländischen Litteratur und der Bibelkunde zu

vervollkommnen. Sein Verkehr im Hause des Professors von Jakob führte zu einer Bekanntschaft, Freundschaft und Zuneigung, aus welcher sich die Verlobung und Vermählung der beiden jungen Leute gestaltete. Die Heirath fand im August 1828 statt. Die junge Gattin begleitete ihren Gemahl dann auf einer Herbstreise nach der Schweiz; den Winter brachten sie in Paris zu und den darauffolgenden Sommer in Italien. Nach Halle zurückgekehrt, verweilten sie hier noch den Winter 1829–1830, und im Sommer des letztgenannten Jahres siedelte das Paar nach Amerika über und zwar nach Andover, wo Dr. Robinson eine Professur der biblischen Litteratur am Andover Seminar übernahm.

Im Jahre 1831 begründete Dr. Robinson das "Biblical Repository", dessen Redakteur und Hauptkontribuent er etwa vier Jahre lang war. Hier trat Frau Robinson zuerst wieder als Schriftstellerin mit Beiträgen für das "Repository" auf, vorzüglich mit einer Reihe Abhandlungen: "The Slavic Languages and Literature" (1834). Diese Aufsätze wurden später von ihr erweitert und in Buchform veröffentlicht: "Historical View of the Languages and Literature of the Slavic Nations; with a Sketch of their Popular Poetry. By Talvj. With a Preface by Edward Robinson, D. D." (12mo, New York, 1850.) Eine deutsche Uebersetzung dieses Buches („Uebersichtliches Handbuch einer Geschichte der slavischen Sprachen und Litteratur; von Talvj. Deutsch von B. K. Brühl", 8vo. 341 S.), erschien in Leipzig, 1852. Bereits 1837 waren die Aufsätze im "Repository", gesammelt und übersetzt von K. von Olberg, in Leipzig ans Licht getreten.[2]) Jakob Grimm bemerkte über diese noch unvollkommene Ausgabe: „Es ist eine von gründlichen Kenntnissen zeugende Arbeit."

Es ist hier am Platze, etwas aus der Werkstatt unserer Schriftstellerin hervorzuholen, zumal sie uns mit dem Volks- und Seelenleben der zahlreichen Völkerschaften des östlichen Europa's bekannt macht, das sie in den beiden genannten Werken („Volkslieder der Serben" und „Geschichte der slavischen Sprachen und Litteratur") so lebhaft schildert. Eigene Dichtungen sind von ihr nicht bekannt, indessen hat die Deutsch-Amerikanerin auf dem Gebiete des Sammelns und der Uebersetzungen Hervorragendes geleistet und damit Deutsch-Amerika in eine erste Stellung gerückt, denn sie war es, welche zuerst die Volksdichtungen der slavischen Stämme bei der deutschen Nation eingeführt hat.

Bezüglich der nachfolgenden Auswahl von Weisen jener Völkerschaften, welche von der Türkei und Griechenland, bis zum höchsten russischen Norden und von Böhmen und Litthauen bis nach Asien sich ausdehnen, ist zu bemerken, daß die ersten 6 aus den „Volksliedern der Serben" entnommen, also Serbisch sind, wobei das letzte derselben aus der Ober-Lausitz stammt, wo unter fremdem Einfluß der Reim gebraucht wird. Die übrigen

sind ihrem zweiten Werk, „Geschichte der slavischen Sprachen ꝛc." **entlehnt,** und zwar sind Nummer 7 Bulgarisch, No. 8 Galizisch, No. 9 Slovenisch-Krainisch, No. 10 Polnisch, No. 11 und 12 Böhmisch, **No. 18 Slovakisch in Ungarn,** No. 14 Russisch und No. 15 Kosackisch.

1. Jovo und Maria.

Ueber's Feld hin trug der Wind die Rose,
Trug sie nach dem Zelte hin des Jovo,
Jovo war darinnen und Maria,
Jovo schreibend und Maria stickend.
Verbraucht hat Jovo all' die Tinte, das Papier;
Verbraucht hat Maria all' das gebrannte Gold.
Da sprach Jovo also zu Maria:
„Sage, liebe Seele, mir, Maria,
Sage mir, ist lieb Dir meine Seele?
Oder dünket hart Dich meine Rechte?"
Aber ihm entgegnete Maria:
„Glaub' es, Du, mein Herz und meine Seele,
Theu'rer ist mir, Jovo, Deine Seele,
Als die Brüder, wären's alle viere;
Weicher, Liebster, dünkt mir Deine Rechte,
Als vier Kissen, wären's auch die weichsten."

2. Das Lebewohl.

Mit schimmerndem Licht sank der scheidende Mond,
In aller Schönheit stieg die Sonne empor;
Kein Falke flog durch die Lüfte hin,
Nur ein Jüngling streift' an des Flusses Bord,
Sanft streift er dahin und träumerisch,
Blickt seufzend auf des Rasen's Grün
Und spricht mit kummervollem Herzen:
„Nun sind sie wach, die kleinen Vöglein alle,
Und alle, grüßend mit der Flügel Schlag,
Singen ihr Morgenlied dem rosigen Tag.
Mein süß'stes Täubchen nur,
Sie, meiner Jugend erste Liebe,
Schläft tief und fest in ihrem Kämmerlein,
Träumt nicht einmal von ihrem Freund',
Nicht ein Gedank' an mich füllt ihre Seele;
Nur mich zerfleischt der wilde Schmerz,
Daß sie nicht kommen mag, mich mehr zu sehen."

Nun wacht das Mägdlein auf in ihrem Kämmerlein,
Bethaut mit Thränen heiß ihr liebliches Gesicht,
Die Aeuglein klar, der Schmerz verdunkelt sie,
Die schneeigen Arme hängen schwach hernieder.
Nicht war ihr Herz von einem Pfeil durchbohrt,
Nicht war ihr Sinn betäubt von Nattern-Gift;
Sie weinte, nur aus Liebe klagend:
„Fahr wohl, Geliebter, fahre wohl!
Du liebste Seele mein, du deines Vaters liebster Sohn!
Seit gestern bin ich Braut;
Und morgen kommt die Schaar der Hochzeits-Gäste;
Und zum Altar werd' ich, wenn auch mit Zwang, geleitet!
Ich will den andern nicht, nur dich,
Nur dich allein will ich bis in den Tod!"

3. Abschied.

Schlang von Wein sich eine weiße Rebe
Um die Veste, um die weiße Buda.
Keine weiße Rebe war's von Weine,
Nein, es war ein treues Liebespärchen.
Seit der frühsten Jugend war's vereinet,
Und nun muß es sich zur Unzeit trennen.
Eines sprach zum Andern bei dem Scheiden:
„Gehe, Seele, geh' grad' aus, mein Herze!
Findest einen umgezäunten Garten,
Einen rothen Rosenstrauch im Garten,
Pflücke Dir vom Strauch ein Rosenzweiglein,
Leg es auf Dein Herz, in Deinen Busen!
Siehe, also, wie die Rose welket,
Also welkt um Dich mein armes Herz hin!"
Drauf beim Scheiden sprach das and're Liebchen:
„Und Du, Seele, geh zurück ein wenig!
Einen grünen Wald wirst Du dort finden,
Steht im Wald ein Born mit kühlem Wasser,
Und im Borne liegt ein Stein von Marmor;
Auf dem Steine steht ein goldner Becher,
Aber in dem Becher liegt ein Schneeball.
Liebchen! Nimm heraus Dir jenen Schneeball,
Leg ihn auf Dein Herz, in Deinen Busen!
Siehe, also wie der Schneeball schmilzet,
Also schmilzt um Dich mein armes Herz hin!"

4. Stelldichein.

Liebchen! Komm, daß wir einander küssen!
Aber sag', wo kommen wir zusammen?
Ob in Deinem oder meinem Garten,
Unter Deinen oder meinen Rosen?
Du, o Seele, werde eine Rose!
Ich will mich zum Schmetterling verwandeln;
Flatternd fall ich auf die Rose nieder;
Alles meint, ich hang' an einer Blume,
Wenn ich heimlich meine Liebe küsse.

5. Serbisches Lied.

Du Quelle, so frisch und kalt,
Du Röschen, so rosig roth,
Warum bist du so zeitig erblühet?
Noch pflückt' ich keine von dir! —
Wenn für die Mutter ich's pflückte?
Ich hab keine Mutter, ich Arme.
Wenn für die Schwester ich's pflückte!
Mit dem Gatten zog meine Schwester.
Wenn für den Bruder ich's pflückte!
In den Krieg ist der Bruder gegangen.
Wenn für den Lieben ich's pflückte!
Weit weg ist mein Liebchen gereiset.
Ueber grüne Berge weit fort, weit fort
Ueber drei kalte Quellen an fernen Ort.

6. Des Waisen Klage.

Mir blüht viel weniger Glück auf dieser Welt,
Als jenem Vöglein, dem die Wiese wohlgefällt.

Kleines Vöglein fliegt umher und kann sich freu'n,
Singt sein süßes Lied über dem grünen Hain.

Doch ich hingegen, wo immer hin ich gehe,
Ich fühle nichts als Kummer, Schmerz und Wehe!

So hör doch auf zu trauern, mein Herz, in trübem Sinn,
Auch dir bringt eine Zeit noch Rosen, noch Gewinn.

Nie drückte mich so hart des Schicksals schwere Last,
Daß mir nicht bald darauf das Schicksal brachte Rast.

Den Wittwen und den Waisen gönnt, da er's hat in Fülle
Auch wohl des Guten Etwas, des lieben Gottes Wille.

7. Der Sklaven-Zug.

O Hügel du, du hoher grüner Hügel,
Warum verdirbst du, grüner Hügel?
Bist welk und bist erfroren?
Friert dich des Winters Kälte?
Dörrt dich des Sommers Hitze?

Nicht Winters Frost mich eiset,
Nicht Sommers Gluth mich hitzet,
Mein glühend Herz verdorret.
Drei Sklavenzüge traf ich gestern,
Im ersten waren Griech'sche Mädchen,
Die weinten und schrien sehr:
„O Reichthum du, du bist für immer hin!"
Walachische dunkeläugige Mädchen
Weinten und schrien im zweiten:
„Wo seid ihr, Walachiens Dukaten!"
Bulgarische Weiber im dritten
Schrien und weinten: „Du süße Heimath!
Süße Heimath! geliebte Kinder!
Lebt wohl, lebt wohl für immer!"

8. Todte Liebe.

Weiß bist du, mein Mägdlein,
Kannst nicht weißer mehr sein!
Warm lieb ich dich, Mägdlein,
Kann nicht wärmer mehr sein.

Als sie todt war, mein Mägdlein,
War viel weißer sie noch;
Und ich liebt' sie, ich Armer,
Viel wärmer dann doch.

9. Das Täubchen.

„Wo warst du, wo hast du gestreift
Die Nacht?
Mit Thau sind die Schuhe bereift,
In der Nacht, in der Nacht."

Ich streifte im kalten grünen Wald
In der Nacht.
Da flogen viel Turteltauben bald
In der Nacht, in der Nacht.

Sie haben kleine rothe Wangen, sie alle
In der Nacht;
Und Schnäbel so kleine und schmale,
In der Nacht, in der Nacht.

Da stand ich und wartete lang'
In der Nacht;
Bis ein klein Täubchen ich fang',
In der Nacht, in der Nacht.

Sein Schnabel konnt' am süßesten kosen
In der Nacht;
Seine Wangen waren röther als Rosen,
In der Nacht, in der Nacht.

Dies Täubchen nun schön mir thut,
In der Nacht;
Bei seinen Küssen am besten sich's ruht,
In der Nacht, in der Nacht.

10. Häuslicher Streit.

Komm, Gefährtin, laß uns eilen!
Daß wir früh nach Hause kommen,
Denn den Streit liebt meines Eh'manns Mutter.
Klagt' mich gestern an, ich hätte
Meinen Eh'mann gar geschlagen;
Und ich arme Seele rührte nicht ihn an;
Bat ihn bloß, die Schüsseln mir zu waschen,
Und er wollte nicht die Schüsseln waschen;
Warf hierauf an seinen Kopf den Krug,
Schlug ein Loch in Kopf und Krug;
Um den Kopf that mir's nicht leide,
Sorgte nur für meinen Krug,
Den ich ziemlich theuer kaufte;
Kauft' ihn für 'n wilden Apfel
Und 'n halben noch darüber.

11, Das verlassene Mädchen.

Kleiner Stern mit leuchtendem Schein,
Wenn du könntest reden!
Wenn ein Herz du hättest, mein Stern,
Funken flögen aus von dir,
Wie von meinem Aug' die Thränen.

Alle Nacht mit gold'nen Funken
Sprächst du, Stern, für mich!
Denn mein Lieb 'ne Andre freit,
Bloß weil sie 'ne reiche Maid,
Reicher viel als ich.

12. Der lügende Vogel.

Was singst du, kleines Vögelein,
Auf dem Eichenzweig dort oben?
Du singst, daß Mädchen in Liebe
Bleich und blaß sind vor Liebe.

Du lügst, mein kleines Vögelein,
Du hast eine Lüge gesagt;
Denn sieh', ich, ein Mädchen in Liebe,
Bin bleich nicht, noch blaß, bin roth.

Hab' Acht, mein Vöglein, du lügst,
Verdienst 'ne Strafe darum:
Ich nehme und lade die Flinte
Und schieß dich vom Baume herab.

13. Sonne und Mond.

Ach wenn am Abend
Mein Liebster nur käm',
Begegnet' der schönen
Sonne der Mond.

Ach, Mägdlein, am Abend
Dein Trauter nicht kommt;
Der Sonne begegnet
Nie mehr der Mond.

14. Der treulose Liebhaber.

Nachtigall, o Nachtigall,
Du liederreiche Nachtigall,
Sag' mir, so sag' mir doch, wohin du fliehst
Und wo du jetzt zur Nachtzeit singst?
Will lauschen eine andre Maid,
Gleich mir, so arm,
Schlaf-, ruh- und friedenlos,
Die Augen voll von Thränen?
O Nachtigall, flieg'
Viel hundert Länder weit,

Und über'n blauen See,
Und such' die Länder durch,
Die Städte, Dörfer, Hügel,
Ob du wohl finden kannst
So tiefen Schmerz wie meinen?

Ein Halsband trug ich einst
Von Perlen wie der Morgenthau,
Und einen Ring am Finger
Mit kostbarem Gestein;
Und in dem Herzen tief
Die Liebe heiß und wahr;
Da kam der Herbst, der düst're Herbst,
Und trübte meine Perlen,
Im Winter drauf mein Ring
An meinem Finger borst,[3])
Und wenn der Frühling kommt,
Hat mich die Liebe vergessen.

15. Der Mord des Yessaul[4]) Tschurai.

O junger, grauer Adler,
Tschurai, du muthiger Jüngling,
In deinem eigenen Land
Grub dir der Pole dein Grab.

Der Pole grub ein Grab
Für dich und deinen Hetman;
Er schlug zwei junge Helden,
Stephan, den mächtigen Mann.

O junger, grauer Adler,
Auch deine Brüder sind Adler;
Die Alten und die Jungen,
Ihr Thun ist wohlbekannt.

Die Alten und die Jungen,
Sie sind so brav wie du,
Sie schwuren einen Eid,
Zu rächen deinen Mord!

Die Alten und die Jungen,
Sie kommen zum ernsten Rath;
Sie reiten schwarze Pferde,
So schwarz, so stark, so schnell.

Auf schwarzen, flücht'gen Rossen
Sie jagen Adlern gleich;
In Polen's Städt' und Schlösser
Dem Blitz gleich einzuschlagen.

Sie führen stählerne Lanzen,
So schneidend und so scharf,
Mit Spitzen gleich den Nadeln,
Mit Haken scharf und lang.

Sie haben Schwerter von Stahl,
Zweischneidig, nimmer stumpf,
Zu trennen polnische Köpfe
Für immer von ihrem Rumpf.

Ihrer großen Neigung für Sprachforschungen folgend, warf sie sich gleich nach ihrer Ankunft in Amerika voll Eifer auf das Studium der Sprachen der Urvölker dieses Kontinents, und als dessen erste Frucht erschien bald darauf eine deutsche Uebersetzung von Pickering's Schrift: "Essay on a uniform Orthography for the Indian Languages of North America." [5])

Im Herbst 1833 siedelte sie mit ihrem Gemahl nach Boston über, woselbst dieser sich mit der Herausgabe eines "Lexicon of the Greek Testament" beschäftigte, an dessen Bearbeitung Frau Robinson Antheil nahm. Ihrem dortigen Verkehr mit Karl Follen und dessen geistreicher Gattin verdankte sie die Anregung zu erneuten philologischen Studien. Hatte Follen die geistigen Größen der Amerikaner Bostons: John Quincy Adams, George Ticknor, den Dichter Longfellow, die Historiker Bancroft und Prescott, die Gelehrten Channing, Parker und andere bereits für die deutsche Philosophie und Litteratur gewonnen, so galt es nun, das gewonnene Feld zu erweitern. Da kam Frau Robinson als eine erwünschte Hülfe. Ihre großen linguistischen Kenntnisse befähigten sie vorzüglich zu einer Arbeit, die Follen früher in die Hand zu nehmen gedacht hatte, die Einführung der deutschen Volksdichtung bei den Amerikanern. Ihm war dazu nicht die nöthige Muße geworden, und so nahm Frau Robinson diese hochverdienstliche Arbeit auf. Nach und nach erschienen darauf in der "North-American Review" ihre Abhandlungen über das deutsche Volkslied unter dem Titel: "Popular Songs of the Nations of the Teutonic Race" (1837–1839). Diese sammelte sie später in Buchform; "Essay on the History and Characteristics of the Popular Songs of the Germanic Races." (Boston, 1840.)

Sie verließ jedoch 1837 ihren Bostoner Freundeskreis, da ihr Gemahl eine Professur der biblischen Litteratur am „Union theologischen Seminar" in New York angenommen hatte und zugleich im Auftrage jenes Instituts

eine Forschungsreise nach Europa, Palästina und Egypten unternahm. Nach Deutschland zurückgekehrt, hielt sich Frau Robinson mit ihren Kindern theils in Hamburg, theils in Leipzig auf, indessen ihr Gatte seine dreijährige Reise nach dem Orient ausführte. In Deutschland veröffentlichte sie eine deutsche Bearbeitung ihrer germanischen Volkslieder unter dem Titel: „Versuch einer geschichtlichen Charakteristik der Volkslieder germanischer Nationen. Mit einer Uebersicht der Lieder außereuropäischer Völkerschaften." (gr. 8vo., 632 S.) Leipzig bei Brockhaus, 1840. Zunächst folgte dann eine kleine, aber bedeutungsvolle Schrift: „Die Unächtheit der Lieder Ossian's, und des MacPherson'schen „Ossian" insbesondere." (8vo., 128 S.) Leipzig bei Brockhaus, 1840. Durch diese kritische Schrift hat Frau Robinson den zur Zeit Samuel Johnson's ausgebrochenen Streit über die Echtheit des von MacPherson herausgegebenen „Ossian" zum Abschluß gebracht. Sie stützt sich dabei auf die Abhandlungen O'Reilly's und Drummond's und weist dann nach, daß die allzugekünstelt hergestellte Dichtung, sowohl in ihrer gälischen Mundart voller Fehler, als auch durch den fadenlosen Gang der Erzählung, sowie die nebelhaften und weitschweifigen Naturschilderungen, mit denen MacPherson die spärlich eingestreuten und oft bis zur Unkenntniß verstümmelten altirischen Volkslieder zu schmücken bemüht war, nichts anderes als das Werk eines Fälschers sei. Zwar erschien noch eine Flut von Gegenschriften, allein diese vermochten nicht, die gediegene und gründliche Abhandlung der Frau Robinson zu erschüttern. Eine englische Uebersetzung erschien unter dem Titel: "Ossian not genuine", in Dublin, 1841.

Im Herbste des Jahres 1840 kehrte sie mit ihrem Gatten, der inzwischen seine Orientreise beendet und dann noch in den großen Bibliotheken zu Wien und Leipzig Quellenstudien gemacht hatte, nach Amerika zurück. Sie wohnte seitdem bis zum Tode ihres Gemahls in New York, wo sich bald ein kleiner gelehrter Kreis zusammenfand, in dem Frau Robinson eine hervorragende Rolle spielte. — Bereits in Deutschland hatte eine Bekanntschaft mit dem vorzüglichen Historiker Friedrich von Raumer sie veranlaßt, sich auf das Gebiet der Geschichte zu wagen. Diese Idee wurde in New York auf's Neue durch Albert Gallatin und Andere aufgefrischt — war es doch gerade die Zeit, als sich in allen amerikanischen Städten ein lebendiger Geist für die Sammlung der amerikanischen Geschichtsquellen regte. In den meisten der größeren Städte wurden damals historische Gesellschaften gegründet, und auch eine solche in New York trat in's Leben, an deren Spitze Gallatin stand. Dr. Robinson und seine Gemahlin nahmen beide an dieser Gesellschaft Antheil, und so schrieb die letztere dann mehrere geschichtliche Aufsätze für die Sitzungen dieses Vereins, darunter eine „Geschichte des Kapitain John Smith", die in einer deutschen Bearbeitung in „Raumer's Historischem Taschenbuch" veröffentlicht wurde.

Dieser kleineren Studie folgte im Jahre 1847 eines ihrer Hauptwerke: „Geschichte der Kolonisation von Neu England, von der ersten Niederlassung daselbst im Jahre 1607 bis zur Einführung der Provinzial-Verfassung von Massachusetts im Jahre 1692. Nach den Quellen bearbeitet von Talvj," (gr. 8vo. xviii + 720 S., mit einer lithogr. Karte von Neu England im Jahre 1674) Leipzig bei Brockhaus. Von diesem Werke ist eine schlechte englische Uebersetzung in London erschienen. [6])

Ihre Bekanntschaft mit Washington Irving, welche seit Irving's Rückkehr aus Spanien (1846) datirt, lenkte sie abermals auf das Gebiet der Dichtung, dem die Novellen entsproßten: "Héloïse or the Unrevealed Secret." (New York, 1850, 2. Auflage 1851, deutsch, Leipzig, 1852); "Life's Discipline, a Tale of the Annals of Hungary." (New York, 1851) — durch ihren Verkehr mit Kossuth angeregt —; "The Exiles," (New York, 1851) deutsch unter dem Titel „Die Auswanderer" (2 Bände, Leipzig, 1852) und später in einer neuen Bearbeitung unter dem Titel "Woodhill" (New York, 1856) erschienen. Für die damals in Wurzen (Sachsen) herausgegebene „Bibliothek der neuen belletristischen Literatur" schrieb sie, „Kurmark und Kaukasus" (2 Bände 8vo. 1852 — No. 575 und 576) und „Marie Barcoczy" No. 613, 8vo. 1852). Außerdem sind noch zahlreiche Aufsätze wissenschaftlichen und literar-historischen Inhalts in amerikanischen und deutschen Journalen erschienen. Ein hinterlassenes Werk: Fifteen Years. A Picture from the last Century. By Talvj", erschien nach ihrem Tode bei Appleton u. Co. New York, 1871. (12mo. 815 S.)

Nach dem Tode ihres Gemahls (1863) kehrte Frau Robinson nach Deutschland zurück und wohnte dann in Hamburg, woselbst sie am 13. April 1869 starb. Ein Sohn lebt gegenwärtig als Jurist in der Stadt New York.

Frau Robinson gehört unstreitig zu den bedeutendsten Schriftstellern ihres Geschlechts. Die Mannigfaltigkeit ihrer Werke zeugt von einem mehr als gewöhnlichen Geiste, obwohl dadurch auch wieder die Frauennatur zu Tage tritt. Am wichtigsten sind ihre literar-historischen Arbeiten, die in mancher Beziehung epochemachend waren; am schwächsten ihre beiden historischen Werke, obwohl man der Kolonisationsgeschichte Neu England's den Ruhm eines eifrigen Quellenstudiums sowie einer gründlichen Durcharbeitung nicht versagen kann. Was dem Werke abgeht, ist die Kraft in der Zeichnung der behandelten Ereignisse, der epische Effekt. Glücklicher ist sie in der Novelle, in welcher sie eine Verschmelzung des Lyrischen und Epischen mit Erfolg zu Wege brachte. „Ihr Styl ist einfach," schreibt Duyckinck, „und unübertrieben, wohl angewandt in ihrer kenntnißreichen und wissenschaftlichen Darstellung solcher literar-historischer Thema's, wie die Zeichnung der slavischen Dichtungen. Auch besitzt sie den Vortheil einer

seinen poetischen Ausbildung, um nach Belieben das Original der Balladen in deutschen oder englischen Versen mit vorzüglicher Vollkommenheit wiederzugeben." [7])

Nur wenige deutsche Schriftsteller haben mit lebendigerem Erfolg für die Vermittelung der beiden Sprachen (englisch und deutsch) gewirkt, als Frau Robinson. Außer Karl Follen, Franz Lieber und J. B. Stallo hat wohl Niemand so bedeutungsvoll die beiden Hauptelemente des amerikanischen Volkes, das angelsächsische und das teutonische, einander näher gebracht, als sie. Durch ihre deutschen Volkslieder führte sie die Amerikaner vor allen Anderen in das deutsche Gemüthsleben ein; und ihre Geschichte der Kolonisation von Neu England machte das deutsche Volk mit den Grundzügen der amerikanischen Puritaner vertraut.

Ihre Bekanntschaft mit Gelehrten und literarischen Größen in Amerika und Europa war ausgedehnt. Außer den bereits genannten finden wir darunter K. L. W. Heyse, Franz Bopp und Wilhelm Grimm in Deutschland, Bayard Taylor, Edward Everett, William Cullen Bryant, Margaret Fuller, Evert A. Duyckinck in Amerika, Kaschin und Makarow in Rußland, Dawidowitsch und Miklosch in Serbien, Manzoni, Emiliani-Giudici und die Dichterin Ferrucci in Italien, Carlyle in England u. v. A. Ihr Einfluß auf jüngere Talente war bedeutend. So war es Frau Robinson, welche den jungen geistreichen Hermann Kriege zu seinen biographischen Schriften: „Die Väter der Republik" anregte, und unter ihrem Protektorat erschienen Kriege's Lebensbilder von Georg Washington, Thomas Payne, Benjamin Franklin und Thomas Jefferson in New York (1845–6). Ihr Gatte, der als bedeutender Gelehrter sich für seine kritischen Bibel-Erklärungen große Verdienste erworben hat, namentlich die Amerikaner mit den deutschen Forschungen auf diesem Gebiete zuerst bekannt machte, verdankt ihr unzweifelhaft einen großen Theil seiner Kenntnisse der deutschen Sprache und Litteratur.

Anmerkungen.

1) „Der schwarze Zwerg; ein romantisches Gemälde. Von Sir Walter Scott. Ins Deutsche übersetzt von **. Mit Einleitung von W. A. Lindau." Leipzig, 1822.

2) „Geschichtliche Uebersicht der slavischen Sprachen in ihren verschiedenen Mundarten und der slavischen Literatur. Für das deutsche Publikum bearbeitet und herausgegeben von E. von Olberg." 8vo. 272 S. Leipzig, bei Barth, 1837.

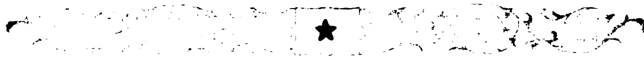
3) Diese beiden Dinge sind üble Vorzeichen für ein russisches Mädchen.

4) Jessaul ist bei den Kosacken der nächste Offizier zum Hetman (Hauptmann).

5) "Ueber die indianischen Sprachen Amerika's. Aus dem Englischen uebersetzt und mit Anmerkungen begleitet von Talvj." gr. 8vo, (5½ B) Leipzig bei Vogel, 1834.

6) "History of the Colonization of America (sic! — New England) &c. Edited and translated by Wm. Hazlitt." 2 Vols. 12mo, London, 1851.

7) Cyclopaedia of American Literature. Vol. II, p. 169.

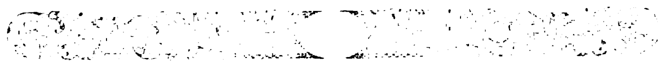


Ludwig Gall.

Auswanderungs-Agitator, Kolonisator, Techniker und Schriftsteller.



Aus dem "Deutschen Pionier", Jahrg. 13.





Im Monat August des Jahres 1819 ließ sich in der Nachbarschaft der damals noch jugendlichen Hauptstadt von Pennsylvanien, Harrisburg, ein Mann nieder, dessen Name später in den wissenschaftlichen Kreisen Deutschland's einen nicht unbedeutenden Ruf erlangt hat, **Heinrich Ludwig Lambert Gall**, der Erfinder des nach ihm benannten „Gallisiren“ (Klären) des Weines und Verfasser zahlreicher technischer Schriften. Derselbe war am 28. Dezember 1791 zu Aldenhoven bei Jülich in der Rheinprovinz geboren, hatte Philologie und Chemie in Göttingen studirt und sich dann in Trier als Buchhändler niedergelassen, indem er die von seinem Oheim bis dahin betriebene Verlagsbuchhandlung gemeinschaftlich mit seinem Vetter F. A. Gall übernahm und fortführte. Später übertrug Ludwig an seinen Vetter das ganze Geschäft und trat dann in den preußischen Staatsdienst als Regierungs-Sekretär des Bezirks Trier ein, welchen Posten er 1818 freiwillig niederlegte.

Durch die 1817 plötzlich erwachte Massenauswanderung nach Amerika, die, verursacht durch die in jenem Jahre grassirende Hungerepidemie, vorzüglich im südlichen und westlichen Deutschland großen Umfang annahm und das Augenmerk zahlreicher Philanthropen auf sich lenkte, darunter hervorragend der Freiherr von Gagern, wurde Gall angeregt, sich zum Leiter einer geordneten Auswanderung anzubieten.

Der Freiherr von Gagern hatte seinen Vetter, den Freiherrn Moritz von Fürstenwärther, auf eigene Kosten nach den Vereinigten Staaten gesandt, mit der Weisung, die Auswanderung zu beobachten und über die Schicksale der Emigranten nach eigener Anschauung zu berichten. Es waren bereits haarsträubende Schilderungen von dem Jammer und Elend, welchem die armen deutschen Auswanderer ausgesetzt seien, bekannt geworden, besonders über die schonungslose Behandlung der Leute in Holland und auf den Transportschiffen; und Fürstenwärther fand bei seiner Ankunft in Amsterdam das Elend der meisten derselben noch größer und ihre Lage rath- und hülfloser, als man sie sich vorgestellt hatte. „Schaarenweise waren Tausende“, schreibt Gall, „nachdem sie die geringe Habe, wie das unter Umständen immer geschieht, um ein Spottgeld losgeschlagen, mit Frau und Kind den Rhein hinabgekommen, auf's Gerathewohl, ohne Leitung, und ohne daß weder für die Einschiffung, noch für ihr Unterkommen bis zur Abfahrt gesorgt war. Ohne die Mittel zur Bestreitung der ansehnlichen Ueberfahrtskosten, hatten nur die wenigsten, kaum der vierte Theil dieser Unglücklichen, Aufnahme auf den segelfertigen Schiffen gefunden;

die Uebrigen überschwemmten bettelnd die Umgegend der Seehäfen, in der Hoffnung, endlich doch ihre Absicht zu erreichen. Viele, die Gesündesten und Kräftigsten, waren von gewissenlosen Menschenhändlern oder deren Maklern von einer Woche zur andern hingehalten worden, in der Absicht, sobald durch eine hinreichende Anzahl der baar zahlenden Passagiere die Kosten der Fahrt gedeckt waren, die Ladung durch solche mittellose Emigranten zu vervollständigen. Schaudererregend waren die Schilderungen von der empörenden Behandlung dieser Unglücklichen, wenn sie nun endlich, krank an Leib und an Seele, auf elenden Schiffen, welchen kein Kaufmann seine Güter anvertraut hätte, und die nur zum Menschentransport für gut genug gehalten wurden — aufgenommen worden waren. Hier lagen sie, ohne Unterschied des Alters und Geschlechts, säugende Kinder, Greise und hochschwangere Frauen, in Zwischendecken, selten mehr als vier und einen halben Fuß hoch, welche keine frische Luft durchziehen kann, in doppelt und dreifach größerer Anzahl zusammengepackt, als es, um ihr Leben nicht in die augenscheinlichste Gefahr zu setzen, von den Behörden hätte geduldet werden sollen. Grobe Nahrungsmittel von der schlechtesten Qualität, zum Theil sogar solche, die schon eine Reise nach Amerika oder Asien gemacht hatten, waren ihre Speise; holländisches Wasser, das schlechteste der Welt und auf keine Weise gegen Fäulniß verwahrt, kärglich zugemessen, ihr Getränk; ein dünner Strohsack, ihr elendes Lager. Viele waren in solchen verpesteten Höhlen und bei solcher Nahrung, gewöhnlich schon vor der Abfahrt gestorben,[1]) den Keim der Krankheit unter den Uebrigen zurücklassend.

„In diesem jämmerlichen Zustande, in einem Raum von 80 bis 100 Fuß Länge, 20 bis 30 Fuß Breite und höchstens fünf Fuß Höhe denke man sich fünfzig bis hundert Tage lang, vier- bis fünfhundert Menschen in zwei übereinander angebrachten Reihen von Schlafkasten, von der so widerlichen Seekrankheit ergriffen, von Ungeziefer zernagt, Frauen in Kindesnöthen, Sterbende auf verfaultem Stroh, wimmernde Kinder, verzweifelnde Väter — man vergegenwärtige sich diese grause Szene während eines Sturmes, nein, nur während eines unstäten, das Schiff in rollende Bewegung erhaltenden Windes, wo, um das Eindringen der das Verdeck überspülenden Wellen zu verhindern, die Lucken, die einzigen Oeffnungen, durch welche man ein- und ausgeht und etwas Licht in das Zwischendeck fällt, verschlossen sind, und daher alle Bedürfnisse, oft zwei bis drei Tage nacheinander in demselben Raume befriedigt werden müssen, welcher den Unglücklichen zum Aufenthalte dient, und dessen mephitisch gewordene Luft zu athmen allein schon Höllenqual ist — und man wird nur erst ein mattes Bild von dem wirklichen menschlichen Elend auf den gewöhnlichen Emigranten-Transportschiffen haben. Die grellsten Züge in diesem Bilde fehlen noch; denn noch erblickt man den Boden des Schiffes nicht, von Schleim und Blut der Ruhrkranken überzogen; noch sieht man die halb Gesunden

nicht zwischen Sterbende gepreßt und unter Leichen hervorkriechen; noch sieht man nicht Säuglinge an den kalten Brüsten ihrer todten Mutter saugen, und man hört das herzzerreißende Geschrei der armen Kinder nicht, die Mutter, Vater und Geschwister in die Fluthen hinabsenken sehen; noch habe ich der, allen Glauben übersteigenden, viehischen Unsittlichkeit — unvermeidliche Folge des die Seele niederbeugenden Menschen zum Thier herabwürdigenden Elendes und des engen Beisammenseins der beiden Geschlechter — noch der Brutalitäten des rohen Schiffsvolks gegen das weibliche Geschlecht, noch der scheußlichen Seuchen nicht erwähnt, welche diesen gewöhnlich auf dem Fuße folgen. Schauderhaft, gräßlich, empörend wird die Szene. Ich muß den Blick abwenden."

Dieses gräßliche Bild, von der hochgereizten Phantasie Gall's wohl in etwas zu grellen Farben gemalt, nichts desto weniger im Allgemeinen zutreffend, veranschaulicht so ziemlich den Zustand des damaligen Emigrationswesens, die Leiden der Menschen, welche der Hunger aus dem Vaterlande trieb. Wie Gagern im philanthropischen Geiste sich bemühte, durch allmählige Regelung und Lenkung des Stromes der Auswanderung in geordnete Bahnen, diese Uebelstände zu beseitigen, so regte sich auch in Gall der Gedanke, nach dieser Richtung hin nützlich zu werden. Gall besaß einen Jugendfreund und Studiengenossen, mit dem er in Göttingen auf der Universität war, den zu Oberscheid bei Trier geborenen Ferdinand Ernst, der zur Zeit in Almenstädt bei Hildesheim Amtmann war. Mit diesem berieth sich Gall brieflich und mündlich in dieser Angelegenheit. Ernst, der später (1819) der Gründer der Stadt Vandalia in Illinois geworden ist, billigte den Entschluß. Sie wollten gemeinsam „alles was sie vermochten, zur Erleichterung der hart Bedrängten unternehmen, welche, daheim erwerblos oder unzufrieden, in der Auswanderung ihr Heil suchten." [2])

Durch das Fürstenwärther'sche Buch: „Der Deutsche in Nordamerika", sowie durch eine in der Schweiz erschienene Broschüre: „Zuverlässige Nachrichten über die Vorbedingungen, unter welchen Auswanderungen nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika ohne Vermessenheit versucht werden dürfen", wurden ihre Pläne genauer bestimmt. Erkundigungen über Schiffsgelegenheiten, Ueberfahrtspreise, Beköstigung der Passagiere rc. sollten in allen holländischen, deutschen und französischen Seehäfen eingezogen werden. Dann sollte Ernst auf gemeinsame Kosten mit einem Auswanderertransport nach Amerika reisen, dort passende Lokationen für Niederlassungen auswählen, und zu dem Behufe das Innere der Vereinigten Staaten bis zum Mississippi durchforschen. Mittlerweile wollte Gall eine Kolonisations-Gesellschaft in's Leben rufen, die womöglich aus bemittelten Rheinländern bestehen sollte, sowie die damit verknüpfte Korrespondenz besorgen. Wenn dann abermals eine hinreichende Anzahl deutscher Kolonisten beisammen sei, wolle er selber mit seiner Familie nachfolgen,

und eine blühende deutsche Ansiedlung, entweder in Pennsylvanien oder den Staaten des Ohiothales müsse ihre Bemühungen krönen.

Soweit gingen ihre gemeinschaftlichen Pläne. Ernst kehrte nach Hildesheim zurück und verschwindet, außer in einem nur vorübergehenden Briefwechsel, von der Bildfläche. Er organisirte eine eigene Emigrations-Gesellschaft, meistens hannöver'sche Bauernfamilien, und führte sie nach dem mittleren Illinois, woselbst er 1820 gestorben ist. Gall entwarf Statuten für die projektirte „Gagern'sche Gesellschaft", die er im Jahre 1818 veröffentlichte.[3])

Die Gesellschaft kam jedoch nicht zu Stande, da die preußische Regierung die dazu nöthige Konzession verweigerte. Statt dessen schloß sich Gall einer bereits in etlichen Kantonen der Schweiz bestehenden Emigrations-Gesellschaft an, an deren Spitze ein Hauptmann Steiger aus dem Städtchen Heden im Kanton Appenzell und ein Notar Reichenbach, in der Stadt Bern wohnhaft, standen. Diese, auf Gall's Veranlassung, änderten nun den Plan und Namen der Gesellschaft um, nannten sie: „Schweizerisch-Rheinische Kolonisations-Gesellschaft", und Gall wurde der Agent derselben für die Rheinlande. Emigranten wurden in der Schweiz und am Rhein geworben, und im Frühjahr 1819 wanderte Gall mit einer Anzahl Kolonisten nach Amerika aus.

Die zahlreichen Intriguen, mit welchen Steiger und Reichenbach Gall zu umgarnen suchten, wurden von dem letzteren noch rechtzeitig entdeckt und zum Theil vereitelt, allein sie zerstörten doch die wesentlichsten Pläne desselben, so daß von der geordneten Kolonie nicht mehr die Rede sein konnte. Eine Anzahl unbemittelter Rheinländer hatte zwar sich schriftlich verbunden, da Gall ihnen die Kosten der Ueberfahrt vorstreckte, ihm nach dem Westen — Ohio oder Illinois — zu folgen, um daselbst zur Errichtung einer „rein deutschen, auf Aktien gegründeten Kolonie", den ersten Anfang zu bilden, allein schon in Philadelphia entliefen ihm die meisten derselben und in Harrisburg gingen die letzten drei auf und davon. Gall änderte jetzt seine Absichten, ließ sich in der Nähe von Harrisburg, etwa anderthalb Meilen entfernt, nieder, woselbst er am 26. August 1819 ein kleines Landgut mit hübschem Landhause von einem Herrn Montgomery pachtete und dasselbe auf's eleganteste einrichten ließ. Die Wände wurden von einem mitgebrachten französischen Maler, Monf. Decaen,[4]) in Marmor, die Decken mit Arabesken und das Getäfel, die Thüren und Fenster in Imitation von Mahagony-Holz gemalt. Außerdem ward das Haus auf's eleganteste möblirt, wozu die Möbeln theils von Gall aus Europa mit herüber gebracht, theils in Philadelphia gekauft waren. Er nannte diese dergestalt ausgestattete Villa „Bellevue", und etablirte hier eine Wirthschaft, in welcher fremde und einheimische Weine und feine Liquöre, Cordiale, Anisett, Perfait d'Amour etc., ausgeschänkt wurden. Ein Billardtisch

sollte zur Unterhaltung der noch auf den Vorstufen der Zivilisation stehenden Bewohner der Staatshauptstadt von Pennsylvanien dienen, indessen ein Klavier sie in die Genüsse der Tonwelt einzuführen bestimmt war. — Kurz, Gall hatte es ganz auf die Kultivirung der noch etwas hinterwäldlerischen Bevölkerung jener Nachbarschaft abgesehen.[5]) Gall erwähnt jedoch in seinem Buch der spekulativen Unternehmung, die natürlich verunglückte, mit keiner Silbe, obgleich er in seinen Aufzeichnungen die Wohnung, sowie Harrisburg und Umgegend, gleichfalls alle Vorkommnisse während der Zeit seines dortigen Aufenthalts eingänglich schildert.

Gall hatte sonderbare Begriffe von Amerika mitgebracht, weshalb, wie sich das von selbst versteht, die Wirklichkeit durchaus seinen Erwartungen nicht entsprach. Die patriarchalische Oberhoheit des Hausherrn über sein Gesinde, wie sie draußen, wenigstens damals noch, gepflegt wurde, war hier nirgends zu finden. Und doch wollte er sie hier ausüben. In Pennsylvanien redete nebenbei auch der niedrigste Tagelöhner Jeden, selbst den reichsten Gutsbesitzer, mit Du an, eine Sitte, gegen die Gall sich empörte, ohne den Gebrauch verhindern zu können. Außerdem pflegten das Gesinde und die übrige Hausgenossenschaft in damaliger Zeit sämmtlich mit der Familie an einem Tische zu essen. Gall besaß noch zu viel Kastengeist, um diese Sitten dulden zu können, und so gerieth er bald mit seinem Gesinde in Streit und selbst die drei letzten der mitgebrachten Knechte, die üblichen Landesgebräuche rasch entdeckend, lehnten sich gegen die von ihm vorgeschriebene Hausordnung auf, und als das nichts fruchtete, so fand er sich bald ohne Dienstboten. Das preußische Gerichtswesen und dessen Macht auch hier für maßgebend haltend, eilte er zum Friedensrichter, um die entlaufenen Knechte zur Einhaltung des Kontraktes zu zwingen. Statt aber dadurch sein Ziel zu erreichen, lud er sich nur noch Kosten auf den Hals.

Es währte auch nicht lange, so gerieth er ebenfalls mit mehreren der Nachbarn, die ihn, als „Grünhorn", übervortheilt hatten, in Konflikte. Gall, an die barsche Gewalt der deutschen Gerichte gewöhnt, die vornehmlich den niedern Klassen gegenüber sich so scharf geltend machte, und vor welchen Gerichten deshalb der Bauer, ängstlich zitternd, kaum zu erscheinen wagte, wollte hier gleichfalls alles „von Gerichtswegen" ordnen, und so währte es nicht lange, so war er als der prozeßsüchtigste Mann der ganzen Umgegend bekannt. Dabei zog er jedoch regelmäßig den Kürzeren; gewann er, so hatte er dennoch verloren. Nebenbei hatte er sich auch in seiner Wirthschaftsspekulation sehr getäuscht. Die feinen Liquöre, mit denen er die Pennsylvanier Bauern zu bewirthen gedachte, fanden hier, wie auch ganz natürlich, keinen Absatz, und das Billard harrte vergebens der Spieler. Die Landleute der Umgegend des noch so zu sagen halb im Hinterwalde befindlichen Harrisburg, hatten keine Bedürfnisse für derartigen Luxus, zum nicht geringen Verdruß des unternehmenden Deutschen. Als dieser sich

nun obendrein noch in Landesspekulationen einließ, wovon er gar nichts verstand, und dann als Gimpel von amerikanischen "Sharpers" stark gerupft wurde, da floh er voll Entsetzen nach Europa zurück. Dort schrieb er seine Erlebnisse, seine „schmerzlichen Enttäuschungen" nieder, die er in einem Werke veröffentlichte, das im Jahre 1822 in Trier (Verlag von F. A. Gall) unter dem folgenden Titel erschien: „Meine Auswanderung nach den Vereinigten Staaten in Nord-Amerika, im Frühjahr 1819 und meine Rückkehr nach der Heimath im Winter 1820." (2 Bände, klein 8vo.)

Diese Schrift, so wahrheitsgetreu Gall seine Erlebnisse auch berichtet haben mag, und sie scheinen in der That wahrheitsgetreu, ist nichts weiter als eine Karrikatur auf Amerika, ein ächtes Seitenstück zu den Zerrbildern der Madame Trollope, des Basil Hall, des Kapitän Marryatt und Anderer. Gall hatte eben nur Schattenseiten in Amerika gesehen und Uebelkeiten vernommen und gab diese, in der Meinung, daß seine Erfahrungen ein richtiger Maaßstab zur Beurtheilung des Landes seien, als Wahrheit zum Besten. Wie sehr er sich irrte, das hat die Geschichte bereits kund gegeben. Trotzdem ist das Buch ein werthvoller Beitrag zur Kulturgeschichte des deutsch-amerikanischen Volkes und besonders der deutschen Emigrationsgeschichte jener Zeit. Gall's Schilderungen der von den armen Auswanderern damals erduldeten Leiden und Bedrückungen sind ein Karakterbild, das heute, in den Tagen der Dampfschifffahrt, zu den Vergangenheiten gehört. Daß er den Amerikanern insgesammt den Karakterzug des Betrugs und der Unehrlichkeit zuschreibt, ist eine Entstellung. Uebervortheilt wurden die Auswanderer zu allen Zeiten, und mehr in Europa als in Amerika. Die Habsucht lebt eben in aller Welt und aller Herren Länder, und die Europäer schöpften bei ihrer Plünderung der armen Emigranten sicherlich vorweg den Rahm ab. Darin stimmen alle Berichte überein. In Amerika rupft man nur die Gimpel, was Gall mit der Allgemeinheit verwechselt.

Im Herbst 1819 unternahm Gall von Harrisburg aus eine Expedition nach dem westlichen Pennsylvanien und Ohio, wobei er Pittsburg und Cincinnati besuchte. Von letzterer Stadt und den umliegenden Miami-Ländereien entwirft er ein lobendes Bild, meint aber, daß die nordwestlichen Counties von Pennsylvanien der deutschen Einwanderung größere Vortheile bieten würden. Daß er sich darin täuschte, wäre dem unbefangenen Beobachter schon damals klar geworden. Die dortigen gebirgigen, mit Fichtenwäldern dicht bewachsenen Landstriche sind sicherlich nicht so fruchtbar, als die mit üppigem Laubholz bestandenen Niederungen und leicht wellenförmigen Gegenden am Ohio. Ueber den Westen im Allgemeinen, Illinois aber insbesondere, bricht Gall, ohne es je gesehen zu haben, den Stab. Er urtheilt darüber nach selbstgebildeten Vorstellungen. Sogar sein ehemaliger Freund Ernst kommt bei ihm in Ungnade, weil derselbe sich in Illinois niedergelassen hatte. Er schreibt:

„Daß Herr Birkbeck und Herr Ernst dieser einladenden Vorzüge der Miami Gegend [bei Cincinnati] ungeachtet, dem Zuge der Auswandernden noch weiter nach Westen folgten, erklärt sich sehr leicht; am Wabash und Oka konnten sie damals 25 bis 50 Acres Land für den Werth eines Acre am Miami kaufen. Nachdem sie sich nun einmal in Illinois angesiedelt hatten, war natürlich, daß jeder, um Nachbarn um sich zu sammeln, seine Gegend mit den frischesten Farben malte und die zurückgelassenen in den Hintergrund schob. So findet Herr Birkbeck, daß Cincinnati, die Hauptstadt der Miami-Gegend, zu niedrig liege, und folgt daraus, daß jede Rücksicht auf Gesundheit der kaufmännischen Zuträglichkeit geopfert worden sey; während doch wirklich der größte Theil der Stadt 50 bis 80 Fuß über die Wasserhöhe des Ohio emporragt, und nur wenige Häuser so tief liegen, daß bei hohem Wasserstande die Fluthen ihre Mauern bespülen können. Herrn Ernst schien, im Jahre 1819, Cincinnati erst 400 Häuser mit 3000 Einwohner zu umfassen, indeß die erst zwanzigjährige Stadt damals wirklich schon über 1300 Gebäude zählte, wovon über 800 Wohnhäuser von mehr als 8000 Menschen bewohnt waren."

Von seiner Forschungsreise zurückgekehrt, begann Gall dann seine Erfahrungen sogleich in eine Landspekulation zu verwerthen. Ob er eine persönliche Spekulation dabei im Auge hatte, oder ob es, wie es sein Buch kundgibt, eine rein philanthropische Handlung war, im Interesse seiner deutschen Landsleute, das läßt sich heute wohl nicht mehr bestimmen; vielleicht sollte es beides sein. Er hatte die Ansicht gewonnen, daß die Deutschen in Amerika sämmtlich unglücklich seien und sich wieder nach der alten Heimath, den verlassenen Freunden und Nachbarn zurücksehnten. „Ich fühlte lebhaft," schreibt er, „daß diesen Enttäuschten, die doch zurück einmal nicht mehr konnten, das Leben in den Vereinigten Staaten nur da noch erträglich seyn könne, wo sie, wenn auch den heimischen Boden nicht, doch die heimischen Sitten, und Sprache und Gebräuche, und vor allem die deutsche Herzlichkeit und Ehrlichkeit wieder fänden. — In dieser Ueberzeugung glaubte ich, für unsere Landsleute nicht wohlthätiger wirken zu können, als wenn ich ihre Vereinigung in traulicher Nähe, fern von den Anglo-Amerikanern, erleichterte." Mit diesem Gedanken sollte seine großartige Landspekulation verknüpft sein. Er wollte rein deutsche Kolonien in noch unbesiedelten Gegenden begründen, und dazu schien ihm das nordwestliche Pennsylvanien die geeignete Gegend. Er erließ deshalb an die großen Landbesitzer von Pennsylvanien den folgenden Aufruf, den er durch die deutsche und englische Presse des Staates verbreiten ließ:

„An die Eigenthümer von großen Landstrecken in Pennsylvanien!

„Meine Herren!

„Als, durch den unvermutheten Uebergang von einem 25jährigen, alle Verhältnisse verwirrenden, Kriege zu dem vollkommensten Frieden, die

Uebervölkerung meines Vaterlandes, für Jeden, der nicht absichtlich die Augen schließen wollte, sichtbar wurde; als sich Jedem, der einer gesunden Beurtheilung fähig war, die Ueberzeugung aufdrang, daß die Leichtigkeit, in Europa zu einer wissenschaftlichen Bildung zu gelangen — die früherhin nur wenigen, privilegirten oder vom Glücke besonders begünstigten Klassen zu Theil wurde – Tausende zu Ansprüchen verleiten würden, welchen das friedliche Europa nicht zu entsprechen im Stande sein werde, und daß Tausende, die falsches Ehrgefühl abhält, dort zu nützlichern, bloß physische Geschicklichkeit forderndem, Gewerben zu ergreifen, sich glücklich schätzen würden, in jungen amerikanischen Kolonien Gelegenheit dazu zu finden: — da und seitdem bildeten sich in verschiedenen Theilen von Deutschland, Vereine von tüchtigen Männern, zugleich Menschenfreunde und Freunde ihres Vaterlandes um sowohl die Auswanderung selbst, ich meine: die Einschiffung, die Fahrt über das Weltmeer und die Wanderung durch Amerika, als auch die Ansiedlung in den Vereinigten Staaten zu erleichtern.

„Ich bin nach den Vereinigten Staaten gekommen, um hier in Uebereinstimmung mit jenen Vereinen zu wirken; in dieser Absicht erlaube ich mir, Ihnen, meine Herren, als Besitzer ausgedehnter Landstriche in Pennsylvanien, folgende Vorschläge vorzulegen, welche Sie, wie ich nicht zweifle, ebenso Ihrem Privat-Interesse als dem wohlverstandenen Interesse Ihres Vaterlandes angemessen finden werden.

„Theils durch eigene Bereisung des Landes, theils durch die neuesten Werke eines Darby, Hulme, Cobbett, Lorain, Melish und Anderer, habe ich mich überzeugt, daß das Klima der atlantischen Staaten, besonders des südwestlichen Theiles von New York und des ganzen Staats von Pennsylvanien, das zuträglichste für deutsche Emigranten ist — worunter ich auch die Schweizer verstehe — und daß die ankommenden Emigranten in den westlichen Staaten, wegen der Sprache, der großen Entfernung der Mühlen und Stohre (Kaufläden), und besonders wegen der unverhältnißmäßig hohen Preise aller unentbehrlichen Manufactur-Artikel und der vielen falschen und zweideutigen Banknoten, mit tausend Schwierigkeiten zu kämpfen haben, wovon der Ansiedler in den atlantischen Staaten wenig oder gar nichts weiß; daß daher gegenwärtig, wo der Preis der Ländereien in den atlantischen Staaten so sehr herunter gekommen ist und die Verminderung der Exportation im Allgemeinen, die den Einwohnern der westlichen Staaten ins besondere jeden Absatz ganz abgeschnitten hat, es für den deutschen Emigranten ungleich rathsamer ist, sich in Pennsylvanien niederzulassen, als mit ungeheuern Kosten, die oft seine ganze geringe Habe verschlingen, und mit unsäglichen Mühseligkeiten 800 bis 1000 Meilen weit über die Gebirge zu ziehen. — Aus diesen Gründen werde ich nach meiner Rückkunft mich bemühen, den verderblichen Folgen von „Birkbeck's"

leichtsinnigem Reiseroman zu begegnen und die Aufmerksamkeit meiner Landsleute auf das Innere der, uns in Europa so nachtheilig, so unfruchtbar und ungesund geschilderten Staaten von Pennsylvanien und New York zu richten.

„Um aber einen Haupteinwand der Feinde der Emigration überhaupt, sowohl als der Advokaten der westlichen Staaten zu zerstören — welcher in der Behauptung besteht, daß die wenigsten großen Landeigenthümer in Pennsylvanien mit rechtsgültigen Eigenthumstiteln versehen seien – wünsche ich, daß diejenigen dieser Eigenthümer, welchen es angenehm wäre, auf ihren jetzt öden Ländereien in wenig Jahren blühende deutsche Ansiedlungen entstehen zu sehen, mir eine gehörig beglaubigte Abschrift ihres Eigenthumstitels mittheilen möchten.

„Mein Vorschlag wäre dann folgender·

„Jeder große Landeigenthümer, der zur Erleichterung der Ansiedlung empfehlungswürdiger deutscher Emigranten die Hand bieten wollte, müßte in Jefferson, McKeane, Clearfield, Potter, Erie, Crawford, Venango oder Warren County, einen oder mehrere Landstriche von wenigstens 5000 Acres zu Ansiedlungen hergeben. — Nachdem an dem gelegensten Orte eines solchen Distrikts ein Platz zur Anlegung eines Dorfs, in dem Verhältniß von ein Acre auf jede 50 Acres abgesteckt worden, müßte das übrige Land in Loose sämmtlich der Reihe nach mit 1, 2, 3, 4, 5, 6 u. s. f. numerirt werden. Dann müßten die Eigenthümer, durch öffentliche Bekanntmachungen in den hiesigen Blättern, solchen Emigranten, welche sich, durch glaubwürdige Zeugnisse ihrer Ortsgeistlichen, als rechtliche, nüchterne und fleißige Leute ausweisen können, freistellen, bey ihrer Ankunft, ohne sich im Landungsorte lange aufhalten zu müssen, gleich nach einem jener Landdistrikte hinzugehen, sich von den mit einer ungleichen Zahl bezeichneten Loosen, nämlich: 1, 3, 5, 7, 9 u. s. f. eines, nebst dem dazu gehörigen Dorfloos, auszuwählen, und sich ohne weiteres darauf anzusiedeln. Der Preis für ein jedes Loos müßte höchstens auf 1 Dollar für den Acre festgesetzt und dem Emigranten die Begünstigung gewährt werden, von diesem Preise gleich das erste Jahr nur zwei Fünftheile, und die übrigen drei Fünftheile erst in den folgenden drei Jahren zahlen zu müssen.

Wollten große Landeigenthümer diese Vorschläge eingehen, so würden, das ist keinem Zweifel unterworfen, in wenig Jahren mehrere solcher Plätze dicht mit Deutschen besetzt sein; und zwar nicht mit Redemptioners, oder Auswürflingen der alten Welt, die in den letzten Jahren den, ehemals auch in Amerika hochgeachteten Charakter des Deutschen so sehr geschändet haben; sondern mit wackern deutschen Bauernfamilien, die nicht auf's Gerathewohl über das Weltmeer nach einem unbekannten Lande ziehen, sondern ihre Ueberfahrt vor ihrer Einschiffung bezahlt haben, und sich nur einschiffen, weil sie schon voraus das Ziel ihrer Wanderung kennen, und

hier durch Fleiß, Rechtlichkeit, Nüchternheit und Ordnung sich bemühen werden, die Achtung ihrer Mitbürger zu erringen, und weder im Landungsorte, noch auf weiten, zwecklosen Reisen durch das Land, ihr Mitgebrachtes zu verzehren nöthig haben, sondern dieses vielmehr in Händen behalten würden, um die Kosten ihrer Ansiedlung damit zu bestreiten.

„Wie vortheilhaft solche planmäßig geleitete Wanderungen und Ansiedlungen auch für den Staat sein würden, bedarf keines Beweises. Ebenso wenig glaube ich dem Landeigenthümer, welcher Ländereien in den unbewohnten Gegenden von Pennsylvanien zu solchen Ansiedlungen hergeben würde, die Vortheile erst schildern zu dürfen, welche für ihn daraus erwachsen müssen, wenn von jeden 5000 Acres seiner Ländereien die Hälfte von tüchtigen Landwirthen in fruchtbare Felder und Gärten verwandelt würde, und die andere Hälfte, zwischen den urbar gemachten Ländereien hin und wieder zerstreut liegend, sein Eigenthum bliebe. Denn in Ansiedlungen dieser Art, in einem gesunden Himmelsstrich, von achtungswürdigen deutschen Bauern bewohnt, würden sich später auch vermögendere deutsche Emigranten-Familien gerne niederlassen, und die disponibeln Loose Nr. 2, 4, 6, 8 u. s. f. mit einem zehnfach höheren Preise bezahlen, als solche gegenwärtig werth sind.

„Diejenigen Landeigenthümer, welche geneigt sind, diesen Plan zu unterstützen, ersuche ich ergebenst, mir gefälligst vor dem 20. April dieses Jahrs eine Beschreibung derjenigen Ländereien, welche sich zu dem gedachten Zwecke bestimmen lassen, nebst einer beglaubigten Abschrift ihrer Eigenthums-Titel, postfrei zusenden zu wollen.

„Bellevue bei Harrisburg, den 12. März 1820. Ludwig Gall.

Gall's Vorschlag fand bei den bedeutendsten Landeigenthümern Pennsylvaniens großen Anklang, denn er schreibt, daß „mehrere angesehene Männer, Eigenthümer von 20 000 bis 200 000 Acres Land", ihm, wie er erwartet hatte, ihre Bereitwilligkeit erklärten, seinen Plan mit verschiedenen großen Landstrichen von 6000 bis 50 000 Acres zu unterstützen und die vorgeschlagenen Bedingungen ohne Einschränkung einzugehen; während bis dahin gutes ungeklärtes Land in Pennsylvanien „nicht unter sechs Dollars feil gewesen wäre." Gall war hocherfreut über den unerwarteten Erfolg und meinte nun, daß damit das Wichtigste geschehen sei. Er wähnte sich bereits ein zweiter Moses zu sein, der die Kinder Israels nach dem gelobten Land Kanaan zu führen habe. Deshalb verlängerte er seinen Aufenthalt in Harrisburg bis zum Herbst 1820, um noch bessere Vorbereitungen zu treffen, damit er umso leichter die bereits geträumten großen Schaaren seiner Landsleute hierher in ihre zukünftige Heimath, in ein „neues Deutschland" geleiten könne. Während seines Aufenthalts schrieb er in den Monaten Mai und Juni eine Flugschrift: „Gutgemeinter Rath an meine deutschen Landsleute", die er in Harrisburg, im Verlage von John

G. Wiestling, dem Herausgeber der dortigen deutschen Zeitung, drucken ließ. Durch diese Flugschrift wollte er, wie er schreibt, „sowohl die Muthlosen aufrichten und eine Vereinigung der eingewanderten, wohlhabenden und unbemittelten Deutschen zu Stande bringen, als auch die Bildung von Hülfsvereine vorzüglich im Innern von Pennsylvanien veranlassen." [7]) Um selber mit eigenem Beispiele voranzugehen, und damit die deutschen Ansiedler bei ihrer Ankunft im Innern von Pennsylvanien Freunde und Rathgeber finden möchten, gründete Gall, unterstützt von mehreren der hervorragenden deutsch-redenden Bürgern von Harrisburg und besonders unter der Beihülfe des Ehrw. Herrn Georg Lochmann, Prediger der deutschen lutherischen Gemeinde daselbst, am 7. August 1820 „Die deutsche Gesellschaft von Harrisburg." [8])

Im September 1820 verließ Gall Harrisburg, um sich nach Europa zurückzubegeben. Noch urtheilte er nicht gänzlich absprechend über Amerika, da er ja in Deutschland ein großes Auswanderungs-Bureau zu begründen gedachte. Vor seiner Abreise ward er noch etliche Mal geprellt. Ein Herr Knäble war ihm z. B. Geld schuldig. Da er an einem bestimmten Tag zu reisen gedachte, Gall die Forderung aber in der Zwischenzeit nicht gerichtlich erzwingen konnte, so mußte er, ohne das Geld empfangen zu haben, abreisen. Er erwähnt in seinem Buch mehrere derartige Fälle, wie man ihm, nach seiner Meinung, noch vor seiner Abreise nach Deutschland arg mitspielte, allein es tritt, bei aller Wahrheitsliebe Gall's, doch viel Einseitigkeit zu Tage. So beschwert er sich darüber, daß Herr Wiestling ihm vor seiner Abreise noch fünfzig Dollars für den Druck der Flugschrift abforderte, da er doch mit ihm das Uebereinkommen getroffen habe, daß Gall ihm nur die Hälfte des Preises ($100) bezahlen und daß die andere Hälfte aus dem Erlöse der Broschüre realisirt werden solle. Gall vergißt aber zu sagen, daß durch seine Abreise der Verkauf des Werkchens vollständig gestört wurde, Wiestling sich also mit Fug und Recht an die Worte halten konnte: „wenn Gall in Amerika bliebe." Gall gesteht ja auch an einer andern Stelle zu, daß ihm später Forderungen berichtigt worden seien (auch Knäble's), als er bereits in Deutschland war.

Ueber Baltimore, von wo Gall am 5. Oktober absegelte, kehrte er nach Deutschland zurück und ließ sich dann in St. Goar am Rhein nieder. Aus der großen Auswanderungs-Agentur ward natürlich nichts, und so verfaßte Gall dann im zweiten Jahr nach seiner Rückkehr das mehrfach erwähnte Buch, in welchem er Amerika als düsteres Schattenbild zeichnet. — Doch nicht ganz ist es ein Schattenbild, denn er kann nicht umhin, die allgewaltige Energie und den rührigen Unternehmungsgeist der Amerikaner sowohl, als auch ihre praktische Geschicklichkeit zu loben. Wenn er auf der einen Seite Amerika als in einer Krisis begriffen schildert, der alle Geschäfte unterlagen, so begeht er auf der andern Seite die Thorheit, durch die

Schilderung des gewaltigen Aufschwungs der amerikanischen Industrie und des westlichen Ackerbaues sich selbst zu widerlegen. Natürlich ist das nicht in Worten ausgedrückt, allein man braucht nur Vergleichungen zu ziehen, um das Unlogische aus dem pessimistischen Buche herauszulesen.

Etliche Jahre nach seiner Rückkehr etablirte sich Gall als Destilateur in seiner ehemaligen Heimathstadt Trier. Ein tüchtiger Chemiker, legte er sich nun auf allerhand Verbesserungen, besonders des Verfahrens in Bereitung von Hochweinen. Nebenbei begründete er eine nach amerikanischer Art eingerichtete Schnellgerberei, und da er von Natur mit einer guten Portion Schreiblust begabt war, so erschienen nach und nach von Gall zahlreiche Fachschriften, worunter die Schrift über eine von ihm entdeckte Methode des Weinklärens, nach ihm „Gallisiren" benannt, epochemachend war.

Aus allen seinen Schriften geht es indessen klar hervor, daß er in den achtzehn Monaten seines Aufenthaltes in den Vereinigten Staaten doch unendlich viel gesehen und gelernt hatte. Unter seinen Schriften (deren es im Ganzen an vierzig gibt) finden sich solche, die dieses unverkennbar verkünden, wie z. B. „Die Schnellgerberei in Nordamerika"; „Ueber Getreidelagerungen"; „Ueber Dampfbrennereien"; „Bereitung des Zuckers und Syrups aus Kartoffeln und anderen billigen Zucker haltenden Pflanzen"; „Ueber amerikanische Koch- und Stubenöfen" ꝛc. In Deutschland hatte er große Mühe, diese Neuerungen einzuführen, die sich in Amerika von selber Bahn brachen. Den größten Widerstand fand seine Weinschöne. Obgleich von dem Chemiker Liebig nicht nur als unschädlich, sondern für geringere Weinsorten sogar als vortheilhaft erklärt, fand er doch die hartnäckigste Opposition. Gall hatte damals sich vom Betrieb der Brennerei zurückgezogen und gab in Stuttgart eine technische Zeitschrift heraus, und so geschah es, daß aus derselben Stadt, wo zweihundert Jahre früher der Küfer Erni aus Eßlingen auf offenem Markt enthauptet wurde, weil er eine von ihm erfundene Weinschöne in den Handel brachte, Gall bei Nachtzeit flüchten mußte, weil er von dem Würtembergischen Gericht, der Weinfälschung angeklagt, prozessirt werden sollte. Gall kehrte darauf nach Trier zurück, wo er am 31. Januar 1863 gestorben ist.

Anmerkungen.

1) Auf dem Schiff „April", geführt von einem Teufel in Menschengestalt, Namens De Groth, starben während einer Reise nach Amerika fünfhundert Menschen.

2) Gall, „Meine Auswanderung", Band I, S. 19.

3) Einen Abdruck dieser Statuten habe ich im „Deut. Pion." XIII, veröffentl.

4) „Dieser Maler", schreibt Gall, „unübertrefflich in der Nachahmung der Marmor- und Holzarten, hat später nur mit der Axt und dem Spaten seinen Unterhalt erwerben können." — Gall „Meine Auswanderung." Band 2, Seite 187.

5) Mittheilungen in "Notes and Queries", Harrisburg, 30. April 1881.

6) Gall, „Meine Auswanderung", Band 2, S. 416.

7) Ein Exemplar dieser Flugschrift habe ich noch nicht zu entdecken vermocht, indessen hat Gall in seinem Buch mehrere Auszüge abgedruckt.

8) Das „Grundgesetz" derselben ist abgedruckt im „Pionier", XIII, S. 53, ff.



Wilhelm Wagner.

Deutsch-Amerikanischer Kaufmann und Dichter.



Vortrag gehalten im "Deutschen Litterarischen Klub von Cincinnati" am 20. Februar 1901.





Einer der vortrefflichsten deutsch-amerikanischen Dichter der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts war Wilhelm Wagner, der zur Zeit in Philadelphia lebte. Seine Gedichte, von denen zahlreiche in der damals von Johann Georg Wesselhöft in jener Stadt herausgegebenen wöchentlichen Zeitung: „Alte und Neue Welt" (1. Januar 1834 bis 25. Dezember 1844) zuerst veröffentlicht wurden, sind der Form wie dem Inhalte nach durchaus mustergültig. Sie stellen sich, besonders der reich verwendeten Tropen wegen, der eigentlichen Seele der Poesie, den besten Dichtungen Deutschlands aus der beregten Periode ebenbürtig an die Seite. Der Dichter erinnert dadurch, besonders in dem „Prolog zum Neujahr 1837", stark an unsern großen Schiller, mit dem er auch, ohne ihn im entferntesten zu kopiren, den Zug des Idealistischen theilt.

Ein heiteres Gemüth äußert sich in den meisten von Wagner's lyrischen Erzeugnissen. Seine Philosophie deutet auf Schelling, besonders da er wiederholt den Schelling'schen Ausdruck von einer „Weltseele" anwendet. Vielleicht hat unser Dichter in München die Vorlesungen Schelling's über Kunst und Aesthetik gehört (1808–1812) und außerdem dessen philosophische Schriften gelesen. Daß er eine treffliche Hochschulbildung und zwar in Deutschland genossen hatte, geht aus seinen Dichtungen hervor, die in Ausdrucksweise und Sprachbau tadellos genannt werden dürfen. In Amerika hätte er in jener Zeit sicherlich nicht die Anregung und Uebung gefunden, die ihn so weit gebildet haben würden.

Ueber das Leben Wagner's ist wenig oder fast gar nichts bekannt; besonders da keine der mir zu Gesicht gekommenen Litteraturgeschichten, selbst Brümmer's „Dichterlexikon", seinen Namen auch nur nennen. Er muß bereits im ersten, spätestens im Anfang des zweiten Jahrzehnts des 19. Jahrhunderts nach Amerika, bezw. Philadelphia, gekommen sein, wo er nach dem städtischen Adreßbuch vom Jahre 1816 ein Import- und Handelsgeschäft in Kolonialwaaren, Port- und Madeiraweinen in der North-Second Street betrieb. In dieser Eigenschaft erscheint sein Name in den jährlichen Ausgaben des Adreßbuches, mit einer Unterbrechung der Jahre 1839 bis 1842, fortlaufend bis 1852, nach welchem Jahr Name und Geschäft nicht mehr genannt werden. Seit 1817 gehörte Wilhelm Wagner der „Deutschen Gesellschaft von Pennsylvanien" als Mitglied an.

In den Jahren 1839–1841 machte Wagner eine Reise nach der alten Heimath, vielleicht um die Taunusbäder zu besuchen (siehe das Gedicht: „Mein Vaterland", 8. Strophe), woselbst er dann auch mehrere Bändchen

seiner Schriften im Buchdruck erscheinen ließ: „Bunte Blätter“ (1839, in Darmstadt bei Jonghaus), „Licht und Schattenbilder“ (ebendaselbst, 1840, zweite Auflage, 1841). Dann war er wieder in Philadelphia. Ob er 1848 noch eine zweite Reise nach Europa gemacht hat, muß dahingestellt bleiben. Aus einigen seiner Gedichten scheint dies hervorzugehen, denn er jubelt der neuen Freiheit des Vaterlandes in mehreren derselben freudig entgegen: „Fürsten und Völker“, „Festgruß zum Vorparlament“, „Zur Eröffnung der deutschen Nationalversammlung in der Paulskirche“, „Dem deutschen Reichsverweser, Erzherzog Johann von Oesterreich“, „März und September“ und „Im März 1849“, letzteres schon als wehmüthiger Nachklang der fehlgeschlagenen Freiheitsbestrebungen. Das untenfolgende Gedicht: „An Deutschland“, das sich nicht in der zweiten Auflage seiner „Gedichte“, (Darmstadt, 1851) befindet, sondern im „Volksblatt“ in Cincinnati als „Eingesandt“ gedruckt wurde (2. April 1848), bildet dazu die Einleitung. Ferner erschienen noch von ihm im Buchdruck: „Gedichte“ (Darmstadt, 1843, zweite Auflage 1851) und „Novelletten“, meist aus dem Französischen und Englischen übersetzt (Frankfurt a. M. 1845).

Daß Wagner ein „unfreiwilliger Amerikaner“, ein Verbannter aus dem alten Vaterlande war, läßt sich kaum denken, denn die Zeit der Exilirung der Patrioten, die Verfolgung der sog. „Demagogen“, begann erst mit dem Jahre 1819 oder 1820. Wagner war jedoch, wie bemerkt, bereits früher in Amerika. Zuweilen aber schlägt auch er den Heimweh-Akkord des Verbannten an. So singt er Mai 1834 in der „Alten und Neuen Welt“:

Im Exil.

Sechs Monde wohl um eine Braut
Trägt man ein Trauerkleid;
Sechs Monde denkt man eines Freund's
Mit wahrem Herzeleid.
Darnach vergißt man den Verlust
Und Gras wächst über'm Schmerz;
Ein Wesen wandelbarer Art
Ist unser schwaches Herz.

Allein wer aus der Heimath ward
Auf immerdar verbannt,
Der trauert all sein Leben lang
Um's theure Heimathland.
Sechs Monde nehmen diesem Schmerz
Den bittern Wehmuth nicht,
Und immer wieder neu hervor
Die alte Sehnsucht bricht.

Diese Sehnsucht reizte ihn ja auch zum Besuch der alten Heimath; aber Amerika nimmt doch in seiner Seele die erste Stelle ein. Dort hatte er sein etablirtes Geschäft, seinen Freundeskreis und vor Allem die Freiheit gefunden; und dort erschienen seine Gedichte und Prosa-Aufsätze in verschiedenen Journalen, besonders in Wesselhöft's „Alte und Neue Welt" in Philadelphia, lange vorher, ehe sie im Buchdruck in Deutschland öffentlich wurden. Ueberhaupt sind nur zwei von den nachfolgenden Gedichten und etliche seiner „Licht- und Schattenbilder" und „Novelletten" in den vier von ihm in Deutschland herausgegebenen Bändchen aufgenommen worden.

Unter den Dichtern der „Alten und Neuen Welt", in welcher Zeitschrift in den Jahren 1834–1842 etwa vierzig oder fünfzig Gedichte und ebensoviele Prosastücke („Licht- und Schattenbilder" und „Novelletten") erschienen, nimmt Wagner unbedingt die vornehmste Stelle ein, sowohl in ernsten als auch heitern Arbeiten. Immer ist er würdevoll und gemessen. Ein leichter religiöser Hauch weht durch viele derselben, ohne geradezu in den kirchlich-dogmatischen Zug zu gerathen. Folgende Dichtungen Wagner's mögen dieses bezeugen:

Zur Feier des 4. Juli 1834.

Dieses Lied wurde gedruckt unentgeldlich vertheilt und bei der „Deutschen 4. Juli-Feier", welche in einem Walde in der Nähe des Schuylkill, gegenüber den Wasserwerken, abgehalten wurde, nach der Melodie: „Frisch auf, Kameraden, auf's Pferd, auf's Pferd!" gesungen.

Willkommen, willkommen, o herrlicher Tag!
Uns Deutschen sei herzlich willkommen!
Ein großes Volk kühn die Ketten brach,
Die Flamme der Freiheit erglommen.
Wo das Bess're lebt in des Deutschen Brust,
Ist höherer Freude er heut' sich bewußt.

Hinweg mit Tyrannen und Fürsten-Tand!
Wir wohnen auf glücklicher Erde;
Uns umschlingt ein inniges deutsches Band:
Neu-Deutschland erblühe! — es werde
Kein Zwittergeschlecht auf Kolumbia's Schooß,
Nur als Deutscher bleibet der Deutsche groß.

Drum fort mit dem fremden, erkünstelten Sinn,
Die Kälte des Herzens, sie schwinde:
Mit Wärme genießet der Freiheit Gewinn,
Und Knechtschaft haltet für Sünde! —
Die fernen Brüder, sie trauern noch —
Doch wir sind frei von dem Sklavenjoch.

O danket dem Schöpfer, o preiset ihn gern
Für das Gute, was euch geworden:
Euch leuchtet der Freiheit goldener Stern —
Und blickt ihr hinüber — dort morden
Despotenwichte den redlichsten Mann,
Weil Freiheit er will und nicht heucheln kann.

Hier sind wir geborgen, hier leben wir frei,
Hier gibt es nicht Fürsten und Knechte;
Die Freiheit gedeiht nur mit deutscher Treu',
Bringt Heil nur wo waltet das Rechte:
Drum genießet würdig dies hohe Geschenk,
Des edlen Begründers seid eingedenk.

Das Vaterland lebe! es werde frei!
Wir wünschen den Völkern Gedeihen:
Und könnt ihr nicht brechen die Ketten entzwei,
So eilet, mit uns euch zu freuen!
Doch bleibet hier Deutsche, folgt eurer Pflicht,
Entartete Brüder die achten wir nicht.

Nur Einigkeit, Fried' und Herzlichkeit sei
Des deutschen Volkes Bestreben;
Es walte die Treue, — denn deutsche Treu'
Erhebt uns zum schöneren Leben.
Und deutsche Geselligkeit, deutscher Gesang
Erheit're die Brust unser Leben lang!

So nehmt denn, Freunde, das Gläschen zur Hand:
Die deutschen Frauen, sie leben!
Sie verschönern die Tage im Freiheitsland
Und wissen uns Freude zu geben.
Wo wahre und hohe Weiblichkeit thront,
Mehr Freude im deutschen Kreise wohnt.

Die Freiheit lebe! Drum sei uns gegrüßt,
Du Fest, das heut' wir begehen!
Durch Eintracht werde die Freiheit versüßt,
Durch Würde nur kann sie bestehen.
Oft kehre wieder, du Freudentag,
Und halte den Deutschen für Freiheit wach!

Hoffnung und Erinnerung. (Okt. 1834.)

Zwei freundliche Genossen nehmen
Sich liebevoll des Menschen an,

Und streuen tausend duft'ge Blüthen
Und Blumen auf die Lebensbahn. —
Der Jüngling ruht im Arm der Einen,
Der Greis wird durch die Andre jung:
Der Menschen freundliche Genossen
Sind Hoffnung und Erinnerung.

Die Hoffnung schlingt um goldne Locken
Der Jugend ihren Festeskranz,
Sie füllt das Herz mit frommem Glauben
Und füllt das Aug' mit Sehnsuchtsglanz;
Sie schiffet uns nach Zauberlanden
In ihrem diamant'nen Kahn;
Sie treibt den Springquell der Gedanken
Bis zu der Sternenhöh' hinan.

Sie öffnet uns die dunkeln Schachte
Wo Demant wächst und Goldgestein;
Leiht uns des Paradieses Schlüssel
Und führt in den Olymp uns ein;
Sie zeigt uns in geweihten Stunden
Der Weisheit heil'ges Ideal,
Und auf den Altar uns'rer Liebe
Fällt ihrer Flamme Opferstrahl.

Doch höher steigt die Lebenssonne,
Der schöne Hoffnungstraum zerrinnt;
Wir rühmen uns, die Welt zu kennen,
Und sehen ein, wie arm wir sind.
Die Wahrheit haben wir gewonnen;
Sie ist ein kaltes Bild von Stein; —
Wir träumten viel von künft'ger Größe:
Wie sind wir bettelarm und klein!

Schon decket uns der Schnee des Alters,
Da naht sich die Erinnerung: —
Wie ist sie schön im Wittwenschleier!
Das alte Herz wird wieder jung.
Melodisch tönt aus tiefer Ferne
Ein Ostertagsgeläut' herauf;
Ein Purpurstrom wogt aus der Tiefe
Und manches traute Bild steigt auf.

Die alten Tage kommen wieder,
Der alte Schmerz, die alte Lust
Vergießen eine Wehmuthsthräne
Und legen sich in uns're Brust:
Da wird es uns, als ob noch einmal
Erglühet sei die Lenzeswelt,
Und wie vom Licht des Maienmondes
Ist uns're Winternacht erhellt.

Erinn'rung hält uns fest umschlungen,
Bis unser Haupt ermüdet sinkt,
Bis uns der heit're Todesengel
Mit seiner Friedenspalme winkt.
Doch sieh! — Da ist die Hoffnung wieder!
Wir reichen gläubig ihr die Hand. —
Wird auch Erinn'rung mit uns ziehen
Hinüber in's gelobte Land?

Prolog zum Neuen Jahr 1837.

(„Für die Alte und Neue Welt vom 1. Januar 1837.“)

Welch sonderbares Räthsel ist der Mensch!
Von Glanz und Nichtigkeit ein unbegreiflich
Gemisch, in ew'gem Zwiespalt mit sich selbst.
Sich selber bleibt der Menschengeist ein Räthsel
Und immer Fremdling in dem eignen Hause.
Noch Keiner hat den eig'nen Geist umschifft
Und ausgeforscht, wo seines Denkens Sonne
Aufgeht und wo sie wieder sinkt; noch Keiner
Fuhr als ein kund'ger Taucher in die Tiefen,
Wo des Gemüth's gewalt'ger Quell entspringt.
Und dennoch wagt er es, ein kecker Streiter,
Die ew'gen Götter in den Kampf zu fordern,
Und dennoch schickt er die Gedankenflotte
In's Meer der Ewigkeit und legt den Maßstab
Der kleinen Spanne an's Unendliche. —

Er spricht: „Es hat der Geist zum Größten Muth,
Und dieser Muth ist seines Werthes Bürge.
Wer eine Ewigkeit zu denken wagt,
Für den ist eine Ewigkeit geschaffen.
So wie ein kleines Samenkorn sich dehnt,
Die Erdenschollen kräftig zu durchbrechen
Und hoch hinauf als Riesenzeder strebt,
Millionenfach vergrößert und erkräftigt,

So wird das kleine Fünkchen in uns selber
Zum Feuermeer erwachsen und erglühen. —
Im großen Weltmeer der Unendlichkeit
Da liegen weite, wunderbare Inseln;
Sie dämmern uns entgegen in der Nacht
Als blüh'nde Lilien, goldne Sternenblumen:
Sie spiegeln sich im Quell vor unserm Geiste,
Und ihre Größe ahnet unser Glaube.
Wir werfen hoch hinauf den gold'nen Anker
Und steuern, auf des Mondes Leuchtthurm blickend,
Nach dem gelobten Land der Offenbarung,
Für das die Seele tausend Bürgen hat,
Für das ein Sandkorn und ein Blüthenstaub
So laut wie eine glüh'nde Sonne predigt.
„Und die Unendlichkeit hat eine Schwester,
Geheißen Ewigkeit. Ihr Pulsschlag geht
Durch die Jahrtausende und stocket nimmer.
Vor ihr ist's einerlei, ob eine Welt
In Trümmer fällt, ob eine Blume
Die buntgefärbte Lenzeskrone öffnet,
Und ob ein Volk an seinem Sarge steht.
Das Wörtchen Tod ist menschlicher Erfindung
Und steht nicht in dem heil'gen Weltenbuche,
Das der Allgütige mit Sternenschrift
Geschrieben hat, das allen Nationen
Geheiligt war, so lange Menschen denken."

So wagt's der Mensch sich glaubensvoll zu hängen
An die Unendlichkeit — der Ewigkeit
Vertrauend seiner Hoffnung schöne Blüthe.
Er wagt das Höchste in geweihter Stunde,
Wenn er allein zu seinem Geiste redet
Und nur die rauschenden Gedanken hört,
Die riesenkräftig auf und nieder steigen
Und wie Titanen Fels auf Felsen thürmen;
Er fühlt sich nah der großen Weltenseele
Und tief durchschauert von dem Hauch der Liebe.

So groß ist oft der Mensch, um diesen Preis
Ein Gott. Doch plötzlich sinkt er zagend nieder
Und schämt sich kindisch seiner eig'nen Blöße
Und sieht sich eng begrenzt und schwer gefesselt;
Er weiß des Tages Wechsel nicht zu fassen,
Versteht nicht eine Seite recht zu lesen

Im buntbemalten Bilderbuch des Lebens;
Erröthet vor der Schülerhaftigkeit,
Liegt jammernd vor der Leidenschaft im Staube:
Er muß vor jeder großen Frage beben
Und fühlt sich bettelarm und nirgends heimisch. —
Ist dieser Mensch des Gott's theilhaftig, dem
Er nach der Weltenkrone kühn gegriffen?
Ist's nicht ein Zwerg, der auf die Berge steigt
Und ihre Höh' im tollen Traum verwechselt
Mit seiner winzigen Erbärmlichkeit?
— O geht mir doch mit diesem eitlen Thoren,
Der mit der Schwärmerei sein Spielwerk treibt
Und einschläft, wenn er müde sich gespielt!

Heut seht ihn an. — Ein neues Jahr beginnt. —
Wo ist der Muth des Seelenflug's geblieben?
Er setzt sich weinend an den Zeitenstrom
Und seine Thränen fallen in die Fluth,
Die unaufhaltsam ihm vorüberzieht.
Er trauert um die kurze Spanne Zeit,
Als hab' er eine Ewigkeit verloren.
Er kennt das Weltmeer und beweint die Tropfen!
Da denkt er alle der verlor'nen Stunden,
Der Tändeleien mit dem ernsten Leben,
Der Truggebilde irdischer Beglückung,
Der Leidenschaften neckischer Verblendung
Und des Gesprächs mit schellenlauten Thoren;
Da sieht er überall nur Halbvollbrachtes
Und Zweifel bleiben ihm auf hundert Fragen;
Da wird die freie Thatkraft ihm gehemmt
Durch Schicksalstücke und durch Lebensnoth;
Da sieht er hundert bettelarme Tage
Vom Ruderdienst an der Berufsgaleere,
Und eine Stunde dann, die reich sich nennt,
Weil sie für ihn den bunten Festtagsmantel
Der Poesie der flüchtigen Entzückung
Getragen hat, sich selber zu verblenden.

Das ist das alte Jahr. — Nun eht das Morgen. —
Der Mensch erschrickt vor seiner nassen Stirne,
Vor seiner droh'nden Ungewißheit, vor
Den Stunden, welche noch im Schatten schlafen.

Wohl ist das Leben ein uraltes Räthsel,
Und Widersprüche finden sich im Geiste;

Wohl drängt Gemeines sich dem Edlen bei
Und nimmer ruht der Zwiespalt, die Befehdung.
Der Sinnenmensch ist ein unwürd'ger Sklave;
Allein auch der wird nie ein Freier werden,
Der unablässig nach der Freiheit ringt.
— „Wir leiden all am Leben!" hat ein Weiser
Gesagt, und so ein langes Buch geschrieben,
In engem Rahmen große Weisheit fassend.

Die Widersprüche sind der Menschheit Zeichen
Und Mangelhaftigkeit ist ihre Tugend.
Die Erdenwelt ist eine Kinderschule,
Und mit der Weisheit wächst die Demuth auf.
Wir gehen all' als Schüler aus der Lehre,
Und haben Unrecht, wenn wir groß uns dünken.

Es stehet eine ew'ge Stufenleiter
Im großen All. — Die Erd' ist eine Sprosse,
Auf der die Menschen kurze Tage stehen,
Sich umzuschau'n, sich neue Kraft zu sammeln
Und höher dann den Pfad hinauf zu klimmen.
Es wäre traurig, wenn das Siegel der
Vollkommenheit die Erdenwelt schon trüge!
Da wäre ja das Ziel erreicht, und nichts
Mehr bliebe übrig für des Strebens Drang.
Der Geist will nimmer ruhn, er wär sich selber
Furchtbare Qual, wenn er am Ziele stände.

So laßt uns denn das kurze Leben nehmen
So wie es ist, mit seinen Widersprüchen,
Mit seinem Glanze, seiner Dunkelheit,
Mit seiner Schwäche, seiner Schwärmerei!
Gemeines wird zum Edlen sich gesellen
Und öfters wird der Kämpfer unterliegen.
— Doch laßt uns oft die Blicke aufwärts heben
Nach jenem Meer, auf dessen weiter Fluth
In stiller Nacht die goldnen Inseln schwimmen,
Nach denen wir mit frommen Glauben steuern.

O, wie beklag ich den, der nie empfunden,
Daß er in sich den Götterfunken trägt;
Der an die Erdenscholle fest gebunden.
Nie nach dem Adel seiner Seele frägt;
Dem nie im Rausche von geweihten Stunden
Des Geistes Jubel bis zum Himmel schlägt;

Der nie begeistert nach den Sternen greift,
Nie in die Ewigkeit hinüberschweift,
Der nie sich sehnt mit glühendem Verlangen
Die Weltenseele liebend zu umfangen.

Der Morgen. (1837.)

(Nach dem Französischen des Viktor Hugo.)

Des Morgens Schleier, auf den Bergen liegend,
Beginnt sich zu entfalten; allbesiegend
Erwacht der erste Strahl und färbt mit Glanz
Den alten Thurm und seinen Epheukranz.
Das junge Licht, das aus der Höhe drang,
Vereint sich mit des Waldes Frühgesang.

An diesem Licht sollst du dein Auge laben!
Vielleicht wird man mich morgen schon begraben,
Und deine Thräne fällt auf meine Gruft. —
Doch drüber weht dieselbe klare Luft,
Dieselben Vögel singen dort im Hain,
Derselbe Morgenstrahl bricht froh herein.

Man sargt den Menschen ein, — doch nicht sein Leben;
Der Geist hat Flügel, um sich zu erheben:
Nicht lange währt die Gruft-Gefangenschaft,
Es sprengt den Sarg mit neuer Lebenskraft. — — —
Es war ein schwerer, doch ein kurzer Traum,
Sei mir gegrüßt, du neuer Lebensbaum!

Meer und Wald. (September 1837.)

Wenn wir die großen Bilder der Natur, die sie in dem Tempel der Unermeßlichkeit aufgestellt hat, betrachten, so wächst unser Geist und der Gedanke des Menschen wird ein Gebet. Wer fühlt sich von Gottes Größe nicht durchdrungen, wenn der erhabene Weltgeist in dem Sturm der Gewitternacht an ihm vorüberrauscht, wenn er die Sterne in der blauen Unendlichkeit vor ihm aufrollt, wenn er aus der Finsterniß des Nordpoles wie ein leuchtendes Meteor tritt, wenn er die Wasserfälle über die Felsen hinab schleudert, wenn er die Mondkugel in die nächtliche Wasserwüste des Meeres taucht, wenn er in der Blüthe ein Bild der Schönheit entfaltet? Wer zweifelt an einen Gott, wenn die Priesterin Natur auf dem Hochaltar der Gebirgshöhen tritt, ihre Sonne als heilige Ampel anzündet, alles Leben erweckt und dann predigt mit allgewaltiger Rede, daß es die Völker vernehmen vom Aufgang bis zum Niedergang? Wir glauben alle an einen Gott, der überall zu allen Menschen dieselbe Sprache redet in seinen Donnern

und in seinen Frühlingslüften, in seiner Winde Rauschen und in dem Sturz seiner Wasserfälle. Wir glauben alle, lieben alle, hoffen alle auf den Ew'gen, Allgütigen. Laßt uns hinaustreten in die Urwälder von Amerika und auf die Wasserfläche des Ozeans; laßt uns die Natur in ihrer Erhabenheit betrachten.

* * *

Das Schiff, auf welchem wir nach Amerika fuhren, hatte die Höhe des Meeres erreicht und das Ufer weit hinter sich zurückgelassen. Wir sahen weiter nichts mehr als den hohen azurnen Himmelsbogen und die unübersehbare Wasserfläche, welche wie eine Leinwand, auf die der Maler seine Bilder hinzaubern will, da lag. Das Wasser wurde bald dunkler und fiel in's Grasgrüne; der Wind blies aus Osten; dennoch drängte sich eine große Wasserkugel von Westen her; gewaltige Wellenströmungen rollten von Nord gegen Süd. Sie erhoben sich bald gleich Gebirgen, und bildeten dann wieder Thäler, zwischen deren Wänden die weiten Wüsten des Ozeans lagen. Bewegt war die Wasserlandschaft und in jedem Augenblick änderte sie ihr Ansehen. Bald erhoben die Wellen sich gewaltig und bildeten hohe Gruppen, welche den Schäfchen, die man oft am Abendhimmel sieht, nicht unähnlich waren. Bald stellten sie lange und tiefe Furchen vor und man glaubte, einen unermeßlichen Kirchhof mit offenen Gräbern zu sehen; bald schien der Raum sehr beschränkt und wie von einer hohen Mauer begrenzt; bald wieder stürzte die Wasserwand ein, die Wogen bäumten und drängten sich, sanken wieder und erlaubten dem spähenden Auge, über die Ebenen in die Unendlichkeit hinauszusehen, in eine in leichten Nebel zerfließende Ferne.

Man versucht vergebens, das Meer zu beschreiben; es ist über die Beschreibung großartig. Man versinkt in mancherlei Träumereien, wenn man über die Wasserwüste hinausschaut, und man gedenkt bald der erstarrenden Eisfelder und düsteren Nebel im öden Eismeer und bald der blühenden Eilande, die die laue Woge des warmen Südens bespült.

Oft stieg ich in der Nacht auf, ging auf das Verdeck, wo der wachehabende Offizier auf- und abspazierte und ein paar Matrosen stillschweigend ihre Pfeife rauchten, setzte mich dort auf die niedere Bank und sah in die Nacht hinaus. Still war Alles rings umher. Ich vernahm nichts, als das Knarren des Steuerruders, das Rauschen und Strömen des Wassers, das Geklapper des Tauwerks und das Zischen der von dem dahingleitenden Kiel gewaltsam zertheilten Wellen, welche von einem elektrischen Feuer erglühten und in tausend goldenen Funken sprühten. — Ein nächtlicher Himmel, an dessen dunkelblauer Domkuppel goldene Sterne hängen, eine volle silberne Mondscheibe, eine Unermeßlichkeit über meinem Haupte und zu meinen Füßen, wer beschreibt dieses und wessen Geist wäre groß genug, es zu fassen? O, Du allmächtiger Herr und Gott! rief ich dann, Deine Größe erdrückt

mich; ich muß ihrem Anblick unterliegen! Die Wasser rauschen aus der Tiefe herauf und rufen Deine Größe den Sternen zu und die Sterne schauen hinunter, das Geheimniß Deiner Allmacht zu erspähen.

Ich bin nicht ausgezeichnet durch Wissenschaft und durch Geist; ich bin ein bescheidener Beobachter, aber tiefblickender Forscher. Oft habe ich gehört, wie die sogenannten Weisen sich stritten über das Wesen und die Macht des ersten und erhabensten aller Wesen; ich schwieg bei solchen Gesprächen, weil ich sie nicht so recht verstehen konnte. Aber ich habe Reisen gemacht, habe die Natur in allen ihren Erscheinungen beobachtet und stets empfunden, daß der Anblick ihrer erhabenen Größe die Seele mit Bewunderung erfüllt und zur Anbetung des allmächtigen und allgütigen Wesens hinleitet.

Einst an einem heitern Abend, als die See still und glatt da lag, befanden wir uns in den schönen Meeren, welche die Küste von Virginia umspülen. Der Herr stieg auf in dieser Weihestunde aus der Tiefe des Meeres; er trug in der einen Hand die glühende Sonne und in der andern den silbernen Mond; sein Haupt ragte hoch über die Gestirne und sein Fuß ruhte tief unten im Meeresgrunde. — Wo ist eine Menschenbrust, die solches in sich aufzunehmen vermöchte, wo ist eine Seele, die hier nicht anbetete und spräche: „Der Herr ist erhaben und allmächtig!"

* * *

Eines Tages — ich war in der Nähe des Wasserfalles des Niagara — hatte ich mich in einem Walde verirrt. Der Tag war hinabgesunken und ich empfand die unbeschreibliche Wonne, eine Nacht in diesen heiligen Urwäldern der neuen Welt genießen zu können.

Eine Stunde nach Sonnenuntergang erhob sich über den Gipfeln der Bäume die Mondscheibe. Ein balsamischer Nachtwind begann sich zu regen und durch die Aeste der alten Bäume hinzuwehen. Immer höher und glänzender erhob sich das nächtliche Gestirn, bald klar und ungetrübt dahin gleitend, bald hinter einen luftigen Wolkenschleier sich versteckend, und das liebliche Gewölk schwebte in den buntesten Gestalten und Erscheinungen auf und ab. Der Dämmerschein des Mondes fiel auf die hohen, bemoosten Baumstämme, erleuchtete die Zwischenräume der einzelnen Gruppen, durchblitzte die Gezweige, übersilberte die breiten Blätter und hob hier Lichtstellen hervor und bewirkte dort düstere Schatten. Der Fluß, welcher durch diesen Wald sich hinschlängelt, verschwand bald im Dickicht, bald erschien er wieder an lichten Stellen und zeigte in seiner ruhigen Fläche die sich abspiegelnden Gestirne; die weithin sich ausdehnenden Savanen lagen erhellt im silbernen Mondlichte da und die schwebenden Schatten der auf ihnen zerstreuten Baumgruppen schienen schwimmende Inseln zu bilden, welche das Ansehen hatten, als ob sie sich aus grüner Meeresfluth erhoben. Der Anblick war großartig.

Was aber das Feierliche dieser Szene noch erhöhte, war die tiefe Stille, welche in diesem Walde herrschte, die durch nichts unterbrochen wurde, als durch das Herabfallen von Blättern, durch den leisen Athem der Nachtluft, durch das Geriesel des Flusses und durch das nur von Zeit zu Zeit vernehmbare, aus der Ferne herübertönende Geräusch des Niagaraflusses. Diese großartige Mondscheinlandschaft machte auf mich einen Eindruck, den ich nie vergessen werde.

Vergebens sucht man ein ähnliches Schauspiel in den Gegenden unseres allzu kultivirten Europa's. Dort, wo das Auge überall dem kleinlichen Werke von Menschenhänden begegnet, wo man es gewagt hat, die Natur zu verkünsteln und zu verkleinern, dort trägt nichts mehr das Gepräge seiner ursprünglichen Erhabenheit und dort ist Kleines dem Großen auf eine oft sehr störende Weise beigesellt. Die Einbildungskraft des Beschauers ist überall beschränkt, während in diesen Urwäldern sie ihr freies Spiel treibt, sich in den unübersehbaren Waldozean versenkt, über den Abgrund der Wasserfälle schwebt, und vertieft in eine Fülle von Träumereien. Durch die gigantischen Baumgruppen rauscht es und regt sich und flüstert: man fühlt die Nähe Gottes. Da ergreift die Seele eine unendliche Sehnsucht; sie fühlt sich erhoben und durchglüht und singt einen Hymnus dem Herrn, vor dem die Wälder ehrerbietig ihr Haupt beugen und den der donnernde Sturz der Katarakte preist.

Der Mai des Lebens. (1838.)

Einmal nur im kurzen Leben
Blüht die schöne Maienzeit. —
Jugendschwärmerei soll leben,
Erste Liebesseligkeit.
Später kommen viele Sorgen
Und man ängstigt sich um's Morgen;
Regelt der Gedanken Flug
Und wird nüchtern, ernst und klug.

Jugendschwärmerei soll leben! —
Rosenwangen, braunes Haar,
Lippen, wo die Grazien schweben,
Augen, himmelblau und klar;
Pfänderspiel auf grünen Matten,
Kirchweihtanz im Lindenschatten,
Küssedurst und Liebesqual,
Träumerei und Vollmondstrahl

Jugendschwärmerei soll leben!
Frühroth um der Berge Saum,
Dichter, die uns Nektar geben
Und kastal'schen Wellenschaum;
Freundschaft, welche nie zu wanken
Schwört bis an des Lebens Schranken,
Hochentzückter Seelenschwung,
Freiheit und Begeisterung!

Jugendschwärmerei soll leben!
In der Laube hingestreckt,
Dicht von Rebenlaub umgeben,
Von Akazien überdeckt;
Becher, die im Chorus singen,
Volle Becher, die erklingen,
Keine Sorge in der Brust,
Und berauscht von glüh'nder Lust!

Jugendschwärmerei soll leben!
Wanderstab und Reisehut,
Rastlos immer weiter streben,
Wie die Lerche wohlgemuth,
Unter'm Himmel übernachten,
Die Behaglichkeit verachten,
Ueberall im Vaterland,
Wo man gute Menschen fand!

Einmal nur im kurzen Leben
Blüht die schöne Maienzeit,
Wo zu Göttern uns erheben
Erste Lieb' und Freudigkeit.
Traurig, wenn sie ungenossen,
Undurchjubelt hingeflossen,
Wem entschwand des Lebens Mai
Ohne Lieb' und Schwärmerei!

Nach Amerika. (Philadelphia, 1838.)

Viele Wagen hochbeladen, hier mit Körben, dort mit Kasten,
Die der neuen Uebersiedler ganze Habe in sich faßten,
Standen reisefertig, und es drängten Männer sich und Frau'n,
Um nach ihrem Eigenthume, ob's geordnet sei, zu schau'n.

Drauf erschien in würd'ger Haltung und mit ruhig-ernstem Schritte
Ein beruf'ner Diener Gottes; und er trat in ihre Mitte.
Alle schwiegen, denn sie ehrten diesen edlen, frommen Mann,
Der sie liebevoll begrüßte und zu reden nun begann:

„Meine Freunde, wir sind alle Pilger durch's bewegte Leben,
Und wir müssen uns dem Willen einer höh'ren Macht ergeben:
Ruh auf heimathlichem Boden, Wanderung nach fernem Land,
Noth und Fülle, Schmerz und Freude, alles kommt aus Gottes Hand.

„Drum vertrauet jenem Vater, der das Loos der Menschheit regelt;
Und von dem ein Engel mit uns durch die Lebenswüste segelt:
Ihm vertrauet, der die Bäume blühen läßt in diesem Thal,
Wie in jenen fernen Auen, wo die Freistatt uns'rer Wahl.

„Heut zum letztenmale seh'n wir diese morgenhellen Räume,
Doch dieselbe Sonne leuchtet auf des Urwald's Riesenbäume;
Dort auch gehen auf und unter ew'ge Sterne; klare Luft
Weht auch dort uns frisch entgegen und die Blüthe schwillt von Duft.

„Dort auch wachsen die Gedanken in dem Geiste, und im Herzen
Regen sich dieselben Triebe, keimen gleiche Lust und Schmerzen:
Dort auch gibt es erste Liebe, treue Freundschaft, Elternglück,
Unter'm neuen Freiheitsbaume kehrt die Ruhe bald zurück.

„Groß ist Gottes Wort und herrlich: Warum sollten wir verzagen?
Uns're Lieb' und unsern Glauben laßt uns in die Wälder tragen,
Wo gewalt'ge Ströme rauschen, wo die Berge stolz und kühn,
Gleich Altären junger Freiheit, in der Morgensonne glüh'n.

„Und so lebet wohl, ihr Fluren! wo wir in vergang'nen Jahren
Manches Lebensglück genossen, manches Ungemach erfahren!
Nichts ist dauernd; — wir sind Pilger von der Wiege bis zum Grab:
So erheben wir denn freudig, Freunde, unsern Wanderstab!"

Alle fühlten Gottes Nähe, und sie sprachen voll Vertrauen:
„Ja, auf ihn zu allen Zeiten lasset glaubensfest uns bauen;
Stets auf ihn, der uns're Loose hält in seiner Vaterhand,
Der uns führt aus dieser Heimath in ein neues Vaterland."

Ob auch Muth und Gottvertrauen über Alle sich ergossen,
Dennoch bluteten die Herzen, manche Thräne ist geflossen. —
Und sie nahmen Erd' und Steine, Blum' und Blüthen mit. Die Höh'n
Winkten letzte Abschiedsgrüße. — Vaterland, warst nie so schön!

Gewohnheit des Lebens. (1838.)

Jeder treibts auf seine Weise
In dem bunten Spiel der Welt;
Jeder schafft in seinem Kreise,
Was ihm frommt und wohlgefällt.

Alles gleicht sich aus im Leben,
Reich ist arm und Arm ist reich,
Jedem ist sein Theil gegeben,
Die Zufriedenen sind gleich.

Ob auf seid'nen Polsterkissen,
Ob im hohen Marmorsaal,
Ob im Kleide halb zerrissen,
Ob beim ärmlich kleinen Mahl,
Ob im lauten Weltgewühle,
Ob im friedlich stillen Haus,
Mittagsgluth und Abendkühle,
Die Gewohnheit gleicht es aus.

Die Gedanken, sie versöhnen
Selber mit dem Bettelstab,
Mit des Jammers bangem Stöhnen,
Mit dem Sarg und mit dem Grab.
Hier der Kindheit Maienglocken
Und der Jugend Rosenzweig,
Dort des Alters Silberlocken,
Die Gedanken machen's gleich.

Wem auf holden Mädchenwangen
Seines Lebens Rosen blühn,
Wem in's Herz die Blicke drangen,
Der wird schwärmerisch erglühn;
Wer die ernsteren Gedanken
Ferne von der Liebe hält,
Lebt in minder engen Schranken,
Seine Heimath ist die Welt.

Dieser liebt den Ruf der Schlachten
Jener Wissenschaft und Kunst;
Diese nach dem Lorbeer trachten,
Andere nach Fürstengunst:
Einer wohnt im großen Hause,
Doch Gewohnheit macht es klein;
In des Andern nied're Klause
Ziehen Götter freudig ein.

Die Gewohnheit mildert Thränen,
Heilet langsam jeden Schmerz,
Lindert Liebesgram und Sehnen
Und beruhigt unser Herz;

Tröstet, wenn die flücht'gen Stunden
Eines kurzen Glückes flieh'n,
Wenn der Jugendtraum entschwunden,
Wenn die Sterne abwärts zieh'n.

Jedem ist sein Theil beschieden
Von Entbehrung und Genuß,
Von Befehdung und von Frieden,
Von Besitz und Ueberdruß.
Jeder treibt's auf seine Weise
In dem bunten Spiel der Welt,
Und dem Kinde, wie dem Greise
Strahlet Gottes Himmelszelt.

Mein Vaterland. (Philadelphia 1839.)

Kennst du das Land, wo wir im reinsten Schooß
Der reinsten Liebe ruhten sorgenlos;
Wo Mutterlieb' ein Rosennetz gewebt,
Der Unschuld Engel schirmend uns umschwebt?
Kennst du das Land,
Der Kindheit Land?
Es ist das schöne deutsche Land!

Kennst du den Strom, bekränzt von Rebenhöh'n,
Auf dessen Fluth Hesperien's Lüfte weh'n,
Wo Dorf an Dorf und Burg an Burg sich reiht,
Natur der Gaben köstlichste uns beut?
Kennst du die Au'n? —
O Glück, zu schau'n
Den schönsten Strom in deutschen Gau'n!

Kennst du den Berg, aus dessen dunkeln Schooß
Die Quellen sprudeln, von Beglückung groß,
Wohin der Kranke Rettung suchend flieht,
Von wo gestärkt er dankbar heimwärts zieht?
Kennst du die Höh'n? —
So schön, so schön
Wirst du sie nirgends, nirgends sehn!

O heil'ger Boden, sei mir stets gegrüßt,
Du Heimath, die mein Paradies umschließt!
Auch in der fremden Welt denk ich an dich,
Und neigt dereinst des Lebens Sonne sich,
Dann, Vater, laß
Dahin, dahin
Noch einmal mich diesseits der Urne ziehn!

Lebenswechsel. (1839.)

Freund, es ist gut, daß wir die ernsten Fragen
Des Lebens selten prüfen und den Tagen,
Den unbeständigen, so gern vertrau'n,
Daß wir mit leichtem Sinne Gram und Sorgen
Verscheuchen und das ungewisse Morgen
Nur in der Hoffnung heitern Farben schau'n!

Wer leicht entsagen kann und leicht vergessen,
Dem sind die Leiden wen'ger zugemessen:
Auch unter'm Wechsel fühlt er sich beglückt.
Je fester des Besitzes Band Ihr schlinget,
Um desto tiefer schmerzt's, wenn Euch bezwinget
Ein Mißgeschick und Euch danieder drückt.

Traut nicht dem Glücke! — Schöne Ideale
Erglänzen zwar im Jugendsonnenstrahle,
Und Lieb' und Dichtkunst schmücken den Altar.
Doch bald umfangen uns des Alltags Schranken,
Da werden kalt und nüchtern die Gedanken,
Da wird getrübt, was sonst so strahlend war.

Beglückte Mutter, die die Rosenwangen
Des Kindes küßt, in zärtlichem Umfangen
Ein Engelsbild in ihren Armen hält, —
Es können diese Wangen bald erblassen
Und eine welke Hand kannst du erfassen,
Eh' noch der Thau des Morgens niederfällt.

Bunt wechselnd stets erneuern sich die Stunden.
Wer hätte je ein dauernd Glück gefunden,
Wer je gelöst des Lebens Widerspruch?
Ein dichter Schleier hüllet seine Fragen,
Und wie wir auch des Räthsels Lösung wagen,
Verschlossen bleibt das wunderbare Buch.

Fröhlicher Humor. (Mai 1842.)

Hülle dich in Gold und Seide,
Sei mit Mächtigen verwandt,
Trage am gestickten Kleide
Ehrenkreuz und Ordensband!

Zahlreich wohl sind meine Neider,
Doch ich fliehe ihren Chor,
Und mein liebender Begleiter
Ist — der fröhliche Humor.

Unter'm abgetrag'nen Hute,
In dem Kleide grob und schlicht
Wandre ich mit frohem Muthe
Durch die Welt und klage nicht,
Große Güter, große Sorgen,
Auch der Ruhm ruft Neid hervor;
Aber glücklich, wer verborgen
Lebt bei fröhlichem Humor.

Sonnengluth an schwülen Tagen,
Regenwolken weit und breit,
Warum sollt' ich drüber klagen?
Hat doch Alles seine Zeit!
Wenn Fortuna sich im Grimme
Feindlich gegen mich verschwor,
„Weiberlaune hat die Schlimme",
Sagt mein fröhlicher Humor.

Wenn ein Mädchen, dem ich schmachtend
Meine Huldigung gebracht,
Solche Zärtlichkeit verachtend,
Einen Andern glücklich macht;
Soll mein Glück für immer schwinden?
Nein! stolz richt' ich mich empor:
„Eine Andre wirst du finden!"
Ruft mein fröhlicher Humor.

Wenn die Menge Beifallszeichen
Einem Unverdienten zollt,
Wenn sie ihm den Lorbeer reichen
Und ihm spenden klingend Gold,
Wenn auf seinem Siegeswagen
Stolz sich bläht der eitle Thor,
Ruhig läßt du mich's ertragen,
Du, mein fröhlicher Humor.

Wenn mit ihren Traumgestalten
Mich die Hoffnung oft betrog,
Wenn mein liebevolles Walten
Schnöden Undank nur erzog;

Wenn ich ohne mein Verschulden
Einen lieben Freund verlor,
Wenn ich Unrecht mußt' erdulden,
Blieb doch fröhlich mein Humor.

Heiter wandr' ich so durch's Leben,
Hoff' und fürchte nicht zu viel,
Weiß mich ruhig zu ergeben
In der Tage wechselnd Spiel,
Das bald Treffer und bald Nieten
Mir und Andern auserkor,
Stets bewahret meinen Frieden
Mir der fröhliche Humor.

Dieser mag es gerne schauen,
Wenn man huld'gend ihn umzieht;
Jener dient bei holden Frauen:
Meine Freude ist mein Lied.
Mancher — g'nügt es auch nicht Allen —
Leiht mir ein geneigtes Ohr.
„Schwer ist's Jedem zu gefallen!"
Sagt mein fröhlicher Humor.

Die Schuhe. (Juni 1842.)

Kinderschuhe, — keine schönern
Finden wir im ganzen Leben,
Wie sie leicht und ohne Sorgen
Ueber Blumenpfade schweben,
Wie sie froh im Vaterhause
Und auf heiterm Spielplatz weilen,
Wie sie nicht nach luft'gen Träumen
In die weite Ferne eilen.
O, wie glücklich, wer sie trägt,
Wer noch nicht nach Morgen frägt!

Wanderschuhe, — manchen Hügel
Habet ihr zu übersteigen;
Doch ist eure Wand'rung einem
Siegeszuge zu vergleichen.
Stolze Lebensideale,
Muth und Hoffnung pilgern mit:
Alles Große, alles Schöne
Folget eurem Flügelschritt.
In der schönen Jugendzeit
Ist das Herz noch frisch und weit.

Tanz- und Brautschuh, — sel'ge Stunden,
Wo noch Rosen auf den Wangen,
Wo noch keine bitt're Täuschung
Das beglückte Herz gefangen,
Wo die Liebesgötter segnend
Aus der Höhe niederschweben
Und der Myrthe zarte Blüthen
In die blonden Locken weben.
Einmal grünet nur der Mai
Erster Liebe Schwärmerei!

Hausschuh endlich und Pantoffel
Mahnen an des Lebens Plage,
An das Regiment der Frauen,
An die arbeitsschweren Tage;
Aber auch an stille Freuden
In dem häuslichen Asyle
Und an Abendruh und Frieden
Nach des Tages buntem Spiele.
Auch im Alter füllt die Brust
Sich mit stillen Glückes Lust.

Ob wir nun auf großem Fuße
Oder ob auf kleinem leben,
Ob ein spährlich Mahl wir halten
Oder Bäll' und Feste geben,
Ob wir in dem eig'nen Hause
Oder ob in fremdem wohnen,
Ob mit Huld'gung uns die Menschen,
Oder ob mit Undank lohnen,
Jeder, scheint er auch beglückt,
Weiß doch, wo der Schuh ihn drückt.

An Deutschland. („Cincinnati Volksblatt" vom 2. April 1848.)

Jetzt oder nie!
Jetzt, Deutschland, zeige deine Reife,
Die vielgepries'ne für die Freiheit!
Sowie nach deines Gottes Dreiheit,
So auch nach deinen Kronen greife.
Mit Stolz und Hohn zermalme sie,
Und streb zur felsenfesten Einheit
Jetzt oder nie!

Jetzt oder nie!
Heraus das Schwert gerechter Rache!
Der Kriegstrompete weich die Flöte,
Denn deiner Freiheit Morgenröthe
Ist Fürstenblut. — Zum Kampf erwache!
Ja, deine kühnste Poesie
Sie kann zur höchsten Wahrheit reifen
Jetzt oder nie!

Jetzt oder nie!
Kannst du von deiner Schmach gesunden!
So brich die Ketten, die dich drücken,
Laß dich des Sängers Palme schmücken
Und heile endlich deine Wunden!
Schon viel zu lange bluten sie. —
Dein Tag des Heiles ist erschienen
Jetzt oder nie!

Die Zeit der Entstehung dieser Gedichte ließ sich nicht mehr ermitteln; sie sind hier in der Reihenfolge gegeben, wie sie in der „Alten und Neuen Welt", bezw. dem „Volksblatt", veröffentlicht wurden. Nur zwei der Gedichte — „Hoffnung und Erinnerung" und „Der Mai des Lebens" — sind, wie bereits bemerkt, in den in Deutschland herausgegebenen vier Bändchen aufgenommen worden.

Ob Wagner schon vor dem Erscheinen des Wesselhöft'schen Journals Gedichte publizirt hat, ist mir nicht bekannt. Darüber konnte mir im Jahre 1886 auch der damals noch lebende hochbetagte Drucker der „Alten und Neuen Welt", J. H. Schwacke, keine Kunde geben, obgleich er sich des Dichters noch recht wohl erinnerte.

Ich will zum Schluß nicht nochmals auf unsern Dichter zurückkommen, sondern seine Dichtungen mögen für ihn selbst reden. Wir suchen so viel unter den Wald- und Haideblüten der neuen Zeit umher, die jetzt den Garten der deutschen Poesie, hüben wie drüben, bedeuten und strengen uns an, ihnen Bewunderung abzugewinnen, und wissen nicht, daß schönere Blumen in der alten Zeit auch in diesem Lande ihre prächtigen Farben schillern ließen und ihre duftenden Kelche ergossen. Damals lebte noch das Ideale in der Dichtkunst — ist es bei unserem Streben nach der nackten Natur, nach dem Grellen, Schauerlichen, Gemeinen, welches man uns als die Wahrheit hinstellt, besser geworden? — — —

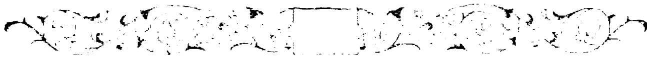


Zwei deutsch-amerikanische Eisenbahn-Unternehmer.

Andreas Groß und Johann Jakob Weiser.



Aus dem "Deutschen Pionier." Jahrgang 15.



Andreas Groß.

Das hohe Lied vom kühnen Unternehmungsgeist der Amerikaner ist schon so oft gesungen worden, daß sich dadurch die Begriffsverwechslung gebildet hat, als ob alle großen amerikanischen Unternehmungen einzig allein dem englischen Bestandtheil der Nation zugute geschrieben werden müßten, als ob Anglo-Amerikanismus und Unternehmungsgeist identisch seien. Daß das ein Irrthum ist, hat man schon vielfach nachgewiesen, allein die vorgefaßte Meinung wiederholte sich immer auf's Neue, bis sie zuletzt allgemeine Aufnahme gefunden hat. Zwar gesteht man den Deutsch-Amerikanern, nach gelieferten gründlichen Beweisen, es wohl dann und wann zu, daß sie doch den bedeutendsten Geist zu den meisten der großartigen Unternehmungen geliefert haben, daß sie die besten Ingenieure, die wissenschaftlich befähigtsten Männer gestellt haben von allen, allein die kecken Wager, die den nöthigen nervus rerum, das Geld, geliefert hätten, das seien doch die Anglo-Amerikaner gewesen.

Man könnte sich freilich wohl damit begnügen, daß man uns den Ruf läßt, der Geist des amerikanischen Volkes zu sein, während man für unsere anglo-amerikanischen Nachbarn nur das Materielle beansprucht, daß man uns die Röblings und Haßlers, die Gindeles und Finks, die Sutros und Schmidts und Flads, mit einem Wort die größten Ingenieure und leitenden Geister der bedeutendsten Unternehmungen des Landes zugesteht, und für sich bloß den Geldsack beansprucht, der diese Geister in den Stand setzte, ihre großartigen Pläne in Ausführung zu bringen, das wäre an und für sich schon Ehre genug, allein wir haben auch Beispiele des kühnen Unternehmungsgeistes unserer Landsleute in Amerika, die es laut verkünden, daß der Deutsch-Amerikaner, sofern er die nöthigen Mittel besitzt, den englischen Nachbarn auch in dieser Beziehung keineswegs nachsteht. Man denke nur an Astor's großartigem Pelzhandel und Heinrich Schultz' kecke Unternehmungen in Georgia und Süd Carolina, und in der allerneuesten Zeit an den kühnen Villard (eigentlich Hilgard, einem geborenen Speierer), dessen Meistergeist die unter anglo-amerikanischer Leitung gescheiterte „Northern Pacific Eisenbahn" in räthselhaft kurzer Zeit zu vollenden wußte, und man wird zu der Ueberzeugung gelangen, daß die gedachte aburtheilende Meinung über die Deutsch-Amerikaner mindestens eine unbegründete ist. — Auch diese Lebensskizze soll ein Beitrag sein, zu beweisen, daß deutscher Unternehmungsgeist, sofern ihm die nöthigen Mittel zur Verfügung stehen, keineswegs hinter dem der Anglo-Amerikaner zurückbleibt, gehört doch der

Mann, dessen Leben in diesen Zeilen geschildert wird, in die Reihe derjenigen genannt, die als die Ersten in diesem Lande gelten, wenn großartiger Unternehmungsgeist in Frage kommt.

An der Landstraße die von Landau über Weißenburg, Sulz und Hagenau nach Straßburg führt, liegt, etwa drei englische Meilen südwestlich von Sulz, am Eberbach, das Dörfchen Surburg, im Niederelsaß. Hier wurde am 31. Oktober 1808 der Gegenstand dieser biographischen Abhandlung geboren. Er war der Sohn des dortigen Bäckermeisters Groß, und erlernte im väterlichen Hause dieses Handwerk, bis er in seinem achtzehnten Jahr nach Straßburg kam, um daselbst die Pastetenbäckerei und Konditorei zu erlernen. Dort regte sich in ihm der Gedanke zur Auswanderung nach Amerika, und so verließ er im Sommer 1827 Straßburg, um zuerst noch von den Eltern Abschied zu nehmen und dann über Paris und Havre der neuen Welt entgegen zu gehen. Groß landete nach einer Seereise von fünfzig Tagen Ende Dezember 1827 im Hafen von New York. Er ging jedoch bald nach seiner Ankunft nach Philadelphia, wo er sofort als Bäckergesell Beschäftigung fand und etwas über ein Jahr verweilte. Dann trieb es ihn jenseits der Berge nach dem Westen, von woher mächtig der Ruf erscholl, daß hier das wahre „Eldorado“ Amerika's sei, wo der Erwerb von Reichthümern über Nacht geschehe.

Im Sommer 1829 in Cincinnati angekommen, erhielt er sogleich in einer Bäckerei Beschäftigung, die er indessen nicht lange festhielt, denn bereits im nächsten Frühjahr begann er ein eigenes Bäckergeschäft an Ecke der Sycamore Straße und dem öffentlichen Landungsplatze. Nachdem er das Geschäft bis zum Jahre 1835 erfolgreich fortgesetzt hatte, übernahm er, voller Unternehmungsgeist, zu gleicher Zeit die damals wohlbekannte Wirthschaft: "Exchange Coffee-House" in der Mainstraße, zwischen der 5. und 6. Straße. Kurze Zeit nachher verkaufte er die Bäckerei und betrieb die Wirthschaft weiter bis 1837, in welchem Jahr er als Theilhaber in das Ellenwaarengeschäft von A. B. Rohmann, 197 Main Straße, eintrat. 1838 wurde das Geschäft, welches das bedeutendste seiner Art in Cincinnati geworden war, nach 175 Main Str. verlegt, wo die Firma „Rohmann und Groß“ einen für die damalige Zeit höchst eleganten Kaufladen eingerichtet hatten. Wenige Jahre später (vor 1843) übernahm Groß das Geschäft auf eigene Rechnung und führte es noch einige Jahre fort, bis 1845 er dasselbe an seinen Bruder, Martin Groß und seinen Schwager, Johann Nepomuk Stöckle, abtrat, die es unter der Firma, „Groß und Stöckle“ fortführten. — Das ist ein Bild der alten Zeit, als die Deutschen sich aus kleinen Anfängen in wechselnden Geschäften zum Wohlstand emporschwingen konnten.

Zur genannten Zeit war Cincinnati längst die berühmte Porkstadt geworden, wovon sie den Beinamen "Porkopolis" erhielt. Hier, mehr als damals in irgend einer andern Stadt der Welt, wurde die Schweineschläch-

terei im Großen betrieben. Es ist deshalb auch ganz natürlich, daß alle mit der Schweinepökelei verwandten oder davon abhängenden Geschäfte sich hier ebenfalls rasch entwickelten und zu ausgedehnten Industrien heranwuchsen. Besonders war das in Bezug auf die Fabrikation von Schmalzöl, Seife und Lichterkerzen der Fall. Schon um die Mitte der dreißiger Jahre hatten sich einzelne unternehmende Leute, obwohl sie fast ohne jegliche Fachkenntnisse arbeiteten, mit der Seifensiederei große Vermögen erworben. Das reizte zum sachgemäßen Betrieb derartiger Industrien an, und bald fanden sich auch tüchtige Chemiker ein, welche die Seifenfabrikation und Lichterzieherei in Cincinnati derart hoben, daß diese Stadt bis auf den heutigen Tag den Ruf, die erste auf diesem Gebiete zu sein, behauptet hat.

Der alte Wiedemer, Vater des wohlbekannten Fabrikanten, Franz X. Wiedemer, begründete 1836 in Cincinnati eine Lichterzieherei, die beim Tod des Vaters in die Hände des Sohnes überging. Der ältere Wiedemer hatte das Geschäft ohne Kapital begonnen und auch dem Sohn mangelte es an den nöthigen Mitteln, um es erfolgreich erweitern zu können, weshalb er sich mit dem ihm befreundeten und wohlhabenden Andreas Groß bezüglich Erweiterung des Geschäftes besprach. Groß, der ein unternehmender Kopf war, und dem das eintönige Kaufmannsfach nicht genügte, ging auf den Vorschlag des jungen Wiedemer ein, mit ihm eine Theilhaberschaft abzuschließen und dann mit der Lichterzieherei eine Seifensiederei im Großen zu verbinden. Sie zogen den tüchtigen Chemiker Philipp F. Lange hinzu, und nun wurden Seife, Lichter und mancherlei Chemikalien in ausgedehntem Maße fabrizirt, was Groß jedoch nicht abhielt, sein Ellenwaaren-Geschäft bis 1845 mit vollem Eifer fortzuführen. Außerdem traten noch der in Cincinnati lange wohlbekannte Kapitain J. H. Schröder, ein ehemaliger Bremer Kaufmann, und Klemens Dietrich, ein langjähriger Bekannter von Groß, der wie dieser auch Bäcker war und dann an Sycamore und Columbia (jetzt 2.) Straße das „Columbus" Gasthaus betrieben hatte, in die Firma als Theilhaber mit ein. Schröder war von Hause aus reich und Dietrich hatte sich durch glückliche Unternehmungen zu einigem Wohlstand emporgeschwungen.

Die so gebildete Firma kaufte nun ein großes Grundstück an der Western Row (der jetzigen Central Avenue), nördlich von Liberty Straße, der damaligen Stadtgrenze, weil innerhalb der Stadt derartige Fabriken durch eine Ordinanz verboten waren. Hier errichteten sie zu ihrer Fabrik umfangreiche Gebäulichkeiten, die später durch Groß und Dietrich noch bedeutend erweitert wurden. Die Firma war eine der ersten, welche die zur Zeit soeben in Aufnahme gelangenden Stearinkerzen in den Vereinigten Staaten fabrizirte, welche Fabrikation Lange, der wie gesagt praktischer Chemiker war, hier zuerst einführte. — Die Theilhaberschaft zwischen den fünf Unternehmern hatte jedoch keinen langen Bestand, indem die Karaktere nicht

zu einander paßten. Zuerst traten Wiedemer und Kapt. Schröder aus, und der erstere begründete mit Karl Wolff eine neue Fabrik im Deercreekthale. Dann verließ auch Lange das Geschäft, indem er beabsichtigte, in der Nähe von Carthage ein Etablissement für Fabrikation von Limburger Käse in's Leben zu rufen, das jedoch nie recht zu Stande gekommen ist. So blieben denn Groß und Dietrich im alleinigen Besitz des Geschäfts.

Die Seifen-, Lichter- und Schmalzöl - Fabrik von Groß & Dietrich war bald eine der erfolgreichsten und die Firma galt rasch als eine der unternehmendsten der Stadt. Alle wider sie anbrausenden Unfälle konnten gegen die thatkräftigen Leute nichts ausrichten. Dreimal brannte ihre ausgedehnte Fabrik nieder und einmal wurde sie durch den Bruch des Kanals total überfluthet, allein jedesmal erhob sie sich, wie ein Phönix aus der Asche, schöner und größer als vorher. Kurz der Name „Groß & Dietrich" gehörte zu den bedeutendsten der Geschäftsunternehmer des ganzen Westens. Ihr Ruf war ein vorzüglicher und ihr Kredit ein unbegrenzter, und treu dem deutschen Karakter mißbrauchten sie diesen guten Ruf niemals.

Durch ihre Verbindungen mit der "Ohio Life and Trust Company", wovon Groß und Dietrich sehr bedeutende Aktionäre waren, — Herr Dietrich aber ein Mitglied des Direktoriums und Vice-Präsident der Bank, gerieth die Firma in weitgehendere Unternehmungen. Ihre beträchtlichen Reichthümer verwendeten sie zu großem Landerwerb in der Nähe von Cincinnati, von welchem sie dann wieder bei Verkäufen reichen Gewinn erzielten. — Damals (1850) hatte Cincinnati noch keine seiner eleganten Vorstädte, fashionabele Villen, wo die vornehme Welt residirte, wie Clifton, Avondale, Hartwell, Wyoming 2c. Nur das seitdem ganz in die Stadt eingewachsene Mt. Auburn konnte als der Residenzort der Aristokratie gelten, und dessen Umfang war sehr beschränkt. Es war demgemäß das Bedürfniß vorhanden, eine derartige Villenstadt in der Nähe von Cincinnati zu begründen, wohin sich die reichen Geschäftsleute nach des Tages Mühen aus dem Staub, Rauch und Dunst der Stadt zurückziehen und in ländlicher Stille der Ruhe pflegen konnten.

Damals wurde die „Cincinnati, Hamilton und Dayton" Eisenbahn unter der tüchtigen Leitung des Herrn Stephen S. L'Hommedieu gebaut, vorwiegend von Cincinnatier Geschäftsleuten, und die Herren Groß und Dietrich gehörten auch hier wieder zu den bedeutendsten Aktionären derselben. In Verbindung mit dem Bau dieser Bahn wurde dann auch im Jahre 1851 die Villenstadt Glendale projektirt. Dreißig der reichsten Geschäftsleute Cincinnati's kauften in dem genannten Jahre von Edmund R. Glenn und Anderen, an dem Wege der Bahn, etwa dreizehn Meilen von Cincinnati entfernt, einen Komplex von 665 Acker Land, auf dem sie eine Stadt auslegten, welcher sie den obigen Namen gaben. Die dreißig Theilhaber, zu denen Groß und Dietrich gehörten, (die ein Drittel des Kapitals gestellt

hatten), ließen mit großem Kostenaufwand prachtvolle Straßen und Wege anlegen, sämmtlich in Kreis und Schlangenform und theilten den Grund in Wohnplätzen ein, von je einem bis zwanzig Ackern, wählten die eigenen für sich aus und verkauften dann die übrigen unter der Bedingung, daß die Käufer wirkliche Residenten werden mußten, ihre Plätze nach einem getroffenen Plan herrichten lassen und nur für Privatwohnungen bestimmte Häuser aus Stein, Granit, Marmor oder Ziegeln darauf errichtet werden sollten. Es war von den ursprünglichen Eigenthümern bestimmt, daß alle Einnahmen, über den Kostenpreis, zum Zweck der Herrichtung von öffentlichen Straßen, Wege, Parkanlagen und einen künstlichen See rc. verwendet werden sollten. Ein hübscher See wurde sofort hergestellt, mehrere Parks und Baumanlagen geschaffen und Privatunternehmungsgeist that das Uebrige, so daß hier bald eine der schönsten Villenstädte des Landes sich erhob.

Die mit grünem Rasen und Bäumen und Blumenanlagen bepflanzten Wohnplätze, durch welche sich die in leichten Kurven gewundenen Straßen ziehen, gewähren einen malerischen Anblick, wenn man durch Glendale dahinfährt. Welchen Weg auch der Fremde nehmen mag, es überkommt ihn stets der Gedanke, daß er sich geirrt haben möge, und welcher Anblick ihn trifft, es ist sicher, daß er ihn überrascht. Es bringt ihn in eigenthümliche Verlegenheit, wenn er umsonst nach den Namen der Straßen oder Avenuen sich erkundigt, die weder Wegweiser noch sonstige Anhaltspunkte haben, welche man um Auskunft befragen könnte. Die Bewohner von Glendale haben solches nicht nöthig, und die verschlungenen Wege sind ihnen durch tausend Eigenthümlichkeiten bekannt, die auch dem öfteren Besucher nicht schwer zu enträthseln fallen. Ländliche Reize, durch Natur und Kunst hergestellt, besitzt Glendale gewiß für einen Jeden, der das Städtchen besucht, Reize, die kaum durch die prächtige Villenstadt Clifton, der schönsten ihrer Art in der neuen Welt, überboten werden.

Groß und Dietrich zählen zu den Ersten, die sich in Glendale elegante Residenzen bauten und hier wohnlich niederließen. Sie übten auf die Gestaltung des Städtchens in seiner herrlichen Entwickelung einen großen Einfluß aus und zählten zu den angesehensten der Bürger desselben. Beide haben in den fünfziger Jahren das Amt eines Bürgermeisters des Ortes bekleidet, wie sie auch 1855 zu den Inkorporatoren desselben gehörten. Außerdem legten sie, da sie die bedeutendsten Eigenthümer des bei der ersten Anlage nicht verwertheten Landes waren, im Frühjahr 1855 eine sogenannte „Addition" des Städtchens aus, die noch im selben Jahr der Korporation einverleibt wurde. In dieser Addition schenkten sie für die dortige katholische Kirche ein großes Grundstück und trugen zugleich das Meiste zum Bau derselben bei.

Mittlerweile war die „Cincinnati, Hamilton und Dayton Eisenbahn" vollendet und mit großen Festivitäten eröffnet worden (1852). Der letzte

Riegel war indessen kaum gelegt, als auch der eifrige Ingenieur der Bahn, Herr Robert M. Shoemaker (ein Nachkomme der Pfälzer Kolonie im Mohawk-Thale, New York, geboren in dem Oertchen „German Flats" N. Y.) bereits den Plan in Vorschlag brachte, eine Fortsetzung der Bahn bis nach Detroit zu bauen. Die Sache ging freilich nicht so rasch, und Shoemaker baute für Cincinnatier Kapitalisten die „Kentucky Central Eisenbahn" von Covington bis Lexington, welche 1853 vollendet wurde. Dann wandte er sich wieder nach Ohio und organisirte die „Dayton und Michigan Eisenbahn Gesellschaft", um die bereits früher projektirte Bahn von Dayton nach Toledo zu bauen. Zu den bedeutendsten Unterstützern, resp. Aktionären dieses Unternehmens zählten Groß und Dietrich. Ein kleiner Theil der Gradirung des Bahn-Bettes wurde auch gethan, allein bald stellten sich Hindernisse in den Weg, und die Arbeit mußte suspendirt werden, weil die Gesellschaft nicht im Stande war, ihre Anleihen in den Markt zu bringen und sie wurde bankerott. Da übernahmen Groß und Dietrich den Bau der Bahn, brachten das Material und Wegerecht der falliten Gesellschaft käuflich an sich, stellten Shoemaker als Ingenieur an und vollendeten nun die Bahn auf ihre eigene Rechnung, eine Strecke von 142 englische Meilen, mit einem Kostenaufwand von zwischen zwei und drei Millionen Dollars. Das war ein Unternehmen, wie es bis dahin noch nie von Individuen unternommen worden war, und das bis heute als Wagestück einer einzigen Firma wahrscheinlich seines Gleichen noch nicht kennt. Was eine aus Kapitalisten bestehende Gesellschaft nicht hatte fertig bringen können, die beiden unternehmenden Deutschen, die als arme Bäckergesellen kaum fünfundzwanzig Jahre zuvor nach Amerika gekommen waren, brachten es zu Stande, wenn auch mit dem kolossalen Aufwand aller ihrer Kräfte.

Der Ruf von Groß und Dietrich war durch die Fertigstellung dieses Unternehmens ein landeskundiger geworden, und erhielten sie von allen Seiten anerkennende Gratulationen. Bei der Eröffnungsfestlichkeit (1857) waren sie die gefeiertsten Männer des ganzen Staates Ohio. Bei jener Feier hielt der spätere Richter des Vereinigte Staaten Supreme Gerichts, Stanley Matthews, die Festrede, worin er dem Unternehmungsgeist und der Beharrlichkeit und Ausdauer des Deutsch-Amerikanerthums das höchste Lob spendete, und es wird gesagt, daß Groß zur Zeit über das glücklich vollbrachte gewaltige Wagestück so ergriffen war, daß er in eine Flut von Thränen ausbrach.

„Glück und Glas, wie bald bricht das!" heißt es im Sprichwort, und so ging es auch hier. Groß und Dietrich waren mit der Vollendung der Bahn auf den Zenith ihrer Größe gestiegen. Ihr Ruf war über das ganze Land gedrungen, ihr Kredit schien unbegrenzt und ihr Ruhm dauernder als Granit zu sein. Da brach eine Katastrophe herein, welche das Wirken ihres ganzen Lebens mit einem Schlage zertrümmerte und sie wieder dorthin

zurück warf, wo sie vor Jahren gestanden waren. — Es ist bereits gemeldet worden, daß sowohl Groß als auch Dietrich zu den Haupt Aktionären der "Ohio Life and Trust Company Bank" gehörten. Dieses Institut, seiner Zeit das bedeutendste Bank-Geschäft in den Vereinigten Staaten, galt in den vierziger und fünfziger Jahren als die erprobteste und sicherste derartige Anstalt des Landes. Es war das einzige Bankinstitut, welches die Krisis vom Jahre 1841 überlebte und das in den Stürmen von 1845 und 1851 wie eine Mauer dagestanden hatte. Dadurch waren die Aktionäre kühn geworden und sie begründeten eine Zweigbank in der Stadt New York, die bald darauf, was großartige Unternehmungen betraf, das Mutterhaus in Cincinnati weit in den Schatten stellte. Die Wagnisse des New Yorker Hauses waren in der That schwindelnd riesig. Der dortige Agent schien der gewiegteste Finanzier des ganzen Landes zu sein und man setzte unbedingtes Vertrauen in ihn. Keine Eisenbahn des Landes konnte gebaut, kein großartiges Aktienunternehmen betrieben werden, ohne die Unterstützung der "Ohio Life and Trust Company" zu besitzen.

Nun scheint es aber, daß der New Yorker Geschäftsführer weiter ging, als er hätte thun dürfen. Es stellten sich Reversen ein. Der Agent wußte sie künstlich zu verdecken. Dann kamen Gerüchte über fehlgeschlagene Spekulationen. Man erzählte sich von Verlusten an gewagten Aktienunternehmungen, die nach Hunderttausenden gerechnet wurden. Die Cincinnatier Aktionäre, in der Meinung, daß es nur temporäre Schwierigkeiten seien, deckten sie. Die Verluste mehrten sich. Abermaliges Decken derselben nach großer Kraftanstrengung, wozu Direktoren und Aktionäre Geldaufnahmen machen mußten. Der New Yorker Geschäftsführer wußte sie eben zu täuschen. Er hoffte vielleicht, daß seine Spekulationen, die bergab gingen, sich mittlerweile wenden würden. Als das nicht geschah, kam im Herbst 1857 der Krach. Das New Yorker Haus riß das Cincinnatier Mutterhaus vollständig mit sich in den Abgrund. Beide waren vernichtet. Die Verluste beliefen sich auf mehrere Millionen Dollars.

Groß und Dietrich, die Alles auf die Bank gebaut und ihre Bahn zur Aufrechthaltung derselben verpfändet hatten, wurden von dieser Katastrophe gänzlich niedergebrochen. Sie verkauften ihre große Fabrik an George Hatch, dem späteren Mayor von Cincinnati und gingen nach New York, um dort zu retten, was noch zu retten war. Es war aber leider nicht viel mehr übrig. Sie mußten ihre ganzen ausgedehnten Besitzungen verkaufen, um ihre Obligationen zu decken. Die „Dayton und Michigan Bahn" ging in die Hände einer neuen Bahngesellschaft über, die sie später an die „Cincinnati, Hamilton und Dayton Bahn" verpachtete, mit welcher sie seitdem verschmolzen wurde.

Andreas Groß behielt zwar noch einen Theil seines Vermögens, wenn auch nur einen verhältnißmäßig sehr geringen Theil, übrig. Er wohnte

noch bis zum Herbst 1868 in Glendale, zog dann aber mit seiner Familie nach New York, wo er sich bereits seit dem Bankkrach zumeist aufgehalten hatte. Aus den Trümmern seines einst riesigen Vermögens hatte er noch soviel gerettet, daß er in dem New York gegenüberliegenden Jersey City wieder eine Seifen- und Lichterfabrik gründen konnte, die er mit ziemlichem Glück bis zu seinem am 19. August 1882 erfolgten Tode fortführte. Sein Geschäftstheilhaber, Dietrich, ist seitdem in Baltimore gestorben.

Nachdem in Vorhergehendem das Geschäftsleben Groß' geschildert worden, bleibt nur noch eine Darstellung seiner gesellschaftlichen Stellung, des Antheils, den derselbe am sozialen und kirchlichen Leben genommen hat, mitzutheilen übrig. — Groß war mit Veronika Stöckle aus Oensbach, Baden, seit 1833 vermählt. Der Ehe entsproßten zehn Kinder, von denen acht die Eltern überlebten — die Mutter starb bereits im Jahre 1852. — Als Groß in Cincinnati ankam, schloß er sich als Katholik der deutschen katholischen Gemeinde an, deren Pfarrer der spätere Bischof von Detroit, Dr. Friedrich Rese damals war. Als einige Jahre darauf die erste deutsche katholische Kirche Cincinnati's gebaut wurde, ward Groß zum Präsidenten des Verwaltungsraths der Gemeinde gewählt. In dieser Stellung wirkte er mehrere Jahre lang mit großem Eifer. Besonders wurde seine Thätigkeit durch den späteren Bischof Henni angeregt, als dieser Pfarrer der Gemeinde wurde. Groß genoß Henni's intimstes Vertrauen, und wenn dieser etwas unternehmen wollte, gehörte Groß zu denen, womit er die Angelegenheit zum Voraus berieth. So beim Inslebenrufen des deutschen katholischen Waisenvereins, zu dessen ersten Verwaltern Groß gehörte — er war später zweimal Präsident des Vereins — so bei der Gründung des „Wahrheitsfreundes", zu dessen pekuniären Unterstützern er gehörte, der „Cäcilia Gesellschaft" (1839), der „Deut. kath. Gottesacker- und Armenpfleger-Gesellschaft" (1839), des „Deut. Schul- und Lesevereins", als katholische — und die „Deutsche Gesellschaft" (1836), die „Harmonie" (1840), der „Allgemeine deutsche Lese- und Bildungsverein" (1845), weltlich — zählten Groß, wie auch Klemens Dietrich, zu ihren eifrigsten Mitbegründern und Unterstützern. Wo überhaupt in Cincinnati ein deutsches Unternehmen gesellschaftlicher Art auftauchte, da war es auch sicher, daß Groß und Dietrich zu den Projektoren und Theilnehmern gehörten.

So haben wir denn in Groß und Dietrich zwei Männer, deren Leben einen mehr als vorübergehenden Nachhall hinterlassen haben. Als energische Geschäftsleute hatten sie hier wohl kaum ihres Gleichen. Wenn man heute auf der Eisenbahn von Dayton nach Toledo fährt, so sollte man sich ja der beiden Männer erinnern, welche jene Bahnstrecke aus eigenen Mitteln erbauten und nicht vergessen, daß es deutsche Männer waren, die fest den Wahlspruch bewahrheiteten:

„Willenskraft Wege schafft!"

Johann Jakob Weiler.

Ueber 101 Jahre alt starb zu Mansfield, Ohio, am 1. August 1881 einer der ältesten deutschen Pioniere des nördlichen Ohio, der über sechzig Jahre in diesem Staate gelebt hat, Johann Jakob Weiler. Derselbe war am 4. Juni 1780 zu Herisau im Kanton Appenzell in der Schweiz geboren, und erlernte in seiner Jugend im elterlichen Hause die Spitzenweberei, ging dann im Alter von sechzehn Jahren nach Frankreich, um sich in diesem Kunstgewerbe zu vervollkommnen und hielt sich zu dem Behufe zwei Jahre in Lyon und dann noch einige Zeit in Marseille und Paris auf. Dann machte er eine Wanderung durch Deutschland, Oesterreich und Italien. Während der Kriegsjahre 1806 bis 1809 war es ihm eine zeitlang unmöglich, in seinem Fach Beschäftigung zu finden, weshalb er noch das Bäckergewerbe und Braufach erlernte. 1812 wurde er in Straßburg konskribirt und der französischen „Rheinarmee" einverleibt, blieb aber mit dem Beobachtungsheer in Sachsen zurück, während die große Armee des Kaisers den verunglückten Feldzug nach Rußland unternahm. Mit dem Uebergang der Rheinbundstruppen aus der französischen Armee in das Heer der Alliirten, kam auch Weiler in das deutsche Heer. 1814 erhielt er seine Entlassung, war aber 1815 wieder in Dienst, als die Verbündeten gegen den zurückgekehrten Korsenkaiser nach Frankreich marschirten. Die Abtheilung, welcher Weiler angehörte, blieb jedoch am Rhein zurück, als die Alliirten 1815 nach Paris gingen. Bei dem feierlichen Siegeseinzug in Berlin war er jedoch wieder zugegen.

Nach dem Frieden entlassen, kam Weiler mit einem jungen Neffen, Johann Ulrich Tanner, im Winter 1815 nach Hamburg, wo sie sich entschlossen, nach Amerika auszuwandern. Sie verließen Hamburg am 19. Mai 1816 und kamen, nach einer mehr als dreimonatlichen Seereise, gegen Ende August des genannten Jahres in Philadelphia an. Hier lag Weiler eine zeitlang im Hospital am Fieber erkrankt darnieder. Nach seiner Genesung arbeitete er kurze Zeit als Bäcker in Philadelphia, entschloß sich indessen im Herbst 1818 mit seinem Neffen nach dem neuen Westen, wie Ohio damals genannt wurde, überzusiedeln. Sie kamen im Oktober in Mansfield an, das damals wenig über drei Dutzend Häuser, nein Blockhütten zählte. Es war jedoch ein Grenzposten gegen die Indianer, die sich in jener Zeit noch im nördlichen Ohio aufhielten, und da hier oft Militär durchkam, so begann Weiler an der Mainstraße, damals die einzige Straße des Orts, zugleich die durch den Wald gehauene Heerstraße, eine Wirthschaft und Bäckerei. Er heirathete drei Wochen nach seiner Ankunft eine Deutsche, Marg. Steyer, die ein kleines Grundstück hier eignete auf dem sich eine Blockhütte befand, die nun zugleich Weilers Taverne und Bäckerei bildete. Es ist derselbe Platz

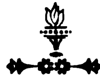
auf dem sich gegenwärtig das erste Hotel in der Stadt Mansfield befindet, das nach ihm benannte und bis zu seinem Tode von ihm geeignete „Wiler House." — Das Blockhaus hatte die für eine Taverne damals vorgeschriebenen fünf Räume oder Stuben, von denen eine zugleich als Wirthsstube, Wartezimmer, Speisezimmer, Bäckerladen u. s. w. diente.

Ohne Geldmittel beginnend, hat sich Weiler zum reichsten Mann der ganzen Umgegend emporgeschwungen. Die alte Blockhütte machte zuerst einem „Framehause" und dann einem Backstein-Gebäude Platz, das sich immer mehr erweiterte, bis es jetzt ein Hotel ersten Ranges für Städte von der Größe Mansfield's geworden ist. Die „fünf Räume" haben sich auf über hundertundfünfzig elegant ausgestattete Gaststuben vermehrt. Beim Betrieb des Hotels kam Weiler das erlernte Handwerk eines geschickten Bäckers und Bierbrauers vorzüglich zu statten. Er backte sein eigenes Brod und seine Kuchen und Pasteten mundeten den Gästen so wohl, daß er immer die vornehmste Kundschaft hatte. Auch hatte er die Welt gesehen und feinen Anstand sich angewöhnt, der höchst vortheilhaft von den rauhen Manieren der damaligen Tavernenbesitzer des Westens abstach. Deshalb verkehrten Richter und Juristen und überhaupt die vornehmeren Leute gern in Weiler's Taverne.

Weiler war lange Jahre in Richland und den benachbarten Counties eine angesehene Persönlichkeit. Mit allen bedeutenden Männern Mansfield's, vom alten Richter Brinkerhoff bis zum Senator Sherman war er intim befreundet. Er war in alter Zeit ein Freiboden-Demokrat, betheiligte sich als solcher lebhaft an der Politik und übte einen weitgehenden politischen Einfluß aus, obschon er nie bewogen werden konnte, ein öffentliches Amt anzunehmen. Für die Hebung des Landes war er jedoch stets auf's eifrigste thätig. So war Weiler einer der Hauptanreger für den Bau der „Atlantic u. Great Western Eisenbahn", an welcher er sich mit seinem großen Vermögen als einer der bedeutendsten Aktionäre betheiligte. Als der Bau der Bahn in Angriff genommen wurde, eine Feierlichkeit, bei welcher der Gouverneur des Staates und andere hohe Würdenträger anwesend waren, gestattete man dem alten deutschen Herrn die Ehre, den ersten Spatenstich zu thun.

Seinen guten Ruf erwarb er sich durch strenge Rechtlichkeit und ein offenes biederes Wesen. Durch ihn gewann das Deutschthum von Mansfield und Umgegend großen Einfluß auf die politischen, geschäftlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse. An seinem Leichenbegängniß nahm die ganze Bevölkerung der Stadt Theil. Unter den Leidtragenden befanden sich der Ver. Staaten Schatzamtssekretär Sherman, der Kongreßabgeordnete Richter Barnabus Burns, General Brinkerhoff und andere hervorragende Bürger von Mansfield. — Weiler war zweimal verheirathet. Nach dem 1868 erfolgten Tode seiner ersten Gattin vermählte er sich im Herbst 1869 mit Wittwe Susanna Vogel, als er bereits über neunundachtzig Jahre alt war.





Deutsch-Amerikanische Dichter
im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts.







Poesie und Litteratur, wie überhaupt jede Kunst, knüpfen sich an die Bedingung, daß sie sich einem Kreis von Lesern und Mitempfindenden offenbaren können. Aus diesem Grunde hat sich die deutsche Dichtung auch im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts in den Vereinigten Staaten nicht über wenige und selten geäußerte Zeichen zu erheben vermocht, etliche in bäurischer Gestalt und in pennsylvanisch-deutscher Mundart ausgenommen. Aber auch jene seltenen Singvögel verdienen unsere Aufmerksamkeit, weil sie die Boten eines kommenden Frühlings waren, welcher nach dem Winter, der mit dem Unabhängigkeitskrieg über die sich eben aus den Knospen enthüllende deutsche Litteratur des Landes hereinbrach, den neuaufwachenden deutschen Geist verkündeten. Da es indessen an einem nöthigen Vehikulum fehlte, einer guten deutschen Zeitung, in welcher der Poet seine Herzensstimme ertönen lassen konnte, so sind diese Klänge ungehört geblieben. Vielleicht erschienen in „Plitts' Amerikanische Nachrichten" (1820–1821) und in Ritter's und Goßler's „Amerikanischer, bezw. Philadelphischer Korrespondent" (1825–1832), einige deutsche Gedichte und Prosa-Aufsätze auf dem Felde der Schönlitteratur amerikanischen Ursprungs, allein so viel ich mich darum bekümmert habe, so wenig ließ sich davon auffinden.

Der Buchdruck für Originalschriften, außer auf dem Gebiet des religiösen Lebens und der praktischen Landwirthschaft und Gewerbethätigkeit, existirt vor 1831 nicht. Gleichwohl war der deutsche Geist nicht müssig; was wir aber darüber finden können, muß mühsam aus Kalendern und verborgen liegenden Manuskripten zusammengesucht werden, und das Meiste ist für immer verloren gegangen. Erst mit dem Erscheinen von J. G. Wesselhöfts „Alte und Neue Welt" (4. Januar 1834 bis 25. Dezem. 1844) fand sich auch das Medium zur Befruchtung des schöngeistigen Triebes, der im deutschen Volke von jeher geruht hat. In fast jeder der Nummern derselben (nebst den Beilagen etwa 600 an der Zahl) finden sich Original-Gedichte und Prosa-Aufsätze von Deutsch-Amerikanern, welche die allmählig angewachsenen Begriffe von der Stumpfheit und Lethargie unseres Elements jener Zeit in ein gänzlich verändertes Licht stellen würden, wenn sie allgemein bekannt wären.

Die in Deutschland veröffentlichten Litteraturgeschichten, die häufig die trivialsten Leistungen breit mittheilen, wissen nichts aus Amerika zu berichten; die deutschen Dichter- und Schriftsteller-Lexikons kennen nicht einmal die Namen der deutsch-amerikanischen Litteraten vor 1850. Und wie

sieht's in Amerika aus? — Wenn ich nicht früher im „Deutschen Pionier" von Zeit zu Zeit darauf aufmerksam gemacht und einige wenige Gedichte aus jener vergessenen Periode veröffentlicht hätte, so würde selbst eine im Jahre 1892 in Chicago gedruckte Anthologie nichts darüber gewußt haben. So sind darin von 54 Gedichten der vor-achtundvierziger Periode 37 dem „Pionier" entnommen. Von den vielen Hundert noch im Dunkel schlummernden deutsch-amerikanischen poetischen Produkten weiß auch diese in Amerika publizirte Anthologie nichts. Was kann man da von Deutschland erwarten? —

Um nun in dieses Dunkel mindestens etwas Helle zu verbreiten, soll hier eine Reihe der „Vergessenen", theils in biographischen Umrissen, theils durch kurze Nachrichten über einige Andere, soweit sie noch zu erlangen waren, zugleich mit Proben ihrer Dichtungen, dem geneigten Leser vorgeführt werden. Von einer Vollständigkeit kann dabei nicht die Rede sein, da immer nur Beispiele Platz finden konnten; auch noch andere Dichter und deren Produkte aufgefunden werden mögen, die hier würdig Raum fänden.

Gruppirt habe ich sie nicht nach der Zeit des Erscheinens der Gedichte, sondern nach der Zeit in welcher die Dichter zuerst nach Amerika kamen, bezw. hier lebten, und zwar die der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in drei Gruppen: 1. von 1790 bis 1830; 2. von 1830 bis 1840; 3. von 1840 bis 1850, — wodurch die drei Perioden der damaligen deutschen Einwanderung scharf gegliedert auftreten: die der sog. „Demagogen-Verfolgung" vor 1832; die der durch die Pfälzer, Hessischen, Frankfurter und Würtembergischen Aufstände der dreißiger Jahre hierher Vertriebenen; und die des Druckes müde Vierziger Einwanderung vor der 1848ger Revolution.

Was die Dichtungen selbst anbetrifft, so sind diese von den Zeitereignissen lebendig beeinflußt. Selbstverständlich ist die reine Lyrik, die aus des Dichters Innerem strömt, vorwiegend. Es sind die Empfindungen der Menschenseele, die sich in allen Welttheilen gleich bleibt, und die deshalb von der Lyrik der alten Heimath sich nicht wesentlich unterscheidet. Die ersten zwei Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts sind, wie bemerkt, noch in tiefes Dunkel gehüllt. Erst mit den aufgeregten Zeiten der sog. Demagogenhetze, welche hunderte von wissenschaftlich hochgebildete Männer nach Amerika trieb, beginnt auch die eigentliche und karakteristisch selbstständige deutsch-amerikanische Litteratur sich zu entfalten. Da war es zuerst der Rückblick nach der verlassenen Heimath, die Liebe zum Vaterland, das seine nach der Freiheit ringenden Söhne hinausgestoßen hatte in eine ferne, fremde Welt. Die Dichter, wie Wilhelm Wagner, die schon früher und ohne Verfolgung herüber kamen, äußern sich noch in der Liebes- und Empfindungslyrik, im stillen Anschauen des Lebens und der Natur oder in religiösen Sentimenten. Aber auch diese wurden durch die Patrioten mit hineingezogen in die Flut der Erinnerung an Deutschland und dessen traurige politische Zustände.

Nachdem die meisten dann die Heimwehperiode und den Widerwillen gegen den sich hier überall äußernden Zug nach dem Materiellen, der nur ein Versenken in die Mystik des religiösen Ahnens als erlösende Oase in der Wüste des Daseins kannte, nachdem dieser Mißmuth allmählig überwunden war, da begann auch die freudige Anerkennung der unbegrenzten Freiheit und des frischen Entwickelns der Kräfte im gesegneten Westlande sich zu regen. Der 4. Juli wurde von vielen deutsch-amerikanischen Dichtern alljährlich besungen; Washington, Franklin, Jefferson, Lafayette, Steuben, Thomas Paine und die Väter der Republik wurden gefeiert; die Schönheit und Fruchtbarkeit des Landes, seine großartigen Naturwunder, sowie der Wohlstand seiner freien Bewohner in Dichtung und Prosa gerühmt, aus denen die Zufriedenheit mit dem glücklichen Zustand des Volkes der Union in lebendiger Begeisterung hervorleuchtet.

Der Aufstand der Polen, gleich nach dem Sturz der Bourbonen-Herrschaft in Frankreich, lieferte für mehrere Jahre lang etlichen der damaligen Dichtern eine sympathisirende Stimmung, die sich noch erhöhte, als viele der flüchtigen Polen in den Vereinigten Staaten ankamen. Zunächst waren es die unglücklichen Zustände in Deutschland, welche, durch den Hambacher Festaufstand, die hessischen und würtembergischen Wirren, den Frankfurter Putsch 2c. veranlaßt, eine neue Patriotenverfolgung herbeiführten, die sog. „Dreißiger Einwanderung", die nach Tausenden zählende Söhne des Vaterlandes an die Gestade Amerikas schleuderte. Auch sie findet in der Dichtung, noch mehr aber in zahlreichen Prosa-Artikeln ihre Wortführer im Lande der Freiheit.

Neben diesen eingestreut, finden sich Ergüsse einzelner Dichter über Personen und Ereignisse ihrer Neigung und Abneigung, erstere in rühmenden, letztere im satyrischen Gewand. Die meisten der Satyren konnten hier nicht berücksichtigt werden, z. B. Schimpfen auf Pfaffen und Religionsmeinungen, Persönlichkeiten 2c., weil sie der Zeit entschwunden sind, und ihr Inhalt nicht durch den frischen, kecken Humor oder doch der schönen poetischen Gestalt sie auch für die Zukunft werthvoll machen.

Aus dieser ersten Periode, der Einwanderung von 1800 – 1830, ist in den Biographien von Franz Lieber, Karl Follen, Bischof Henni, Wilhelm Wagner, Heinrich Harbaugh und der Frau Professor Robinson („Talvj") bereits reiche Kunde gegeben worden; hier mögen nun die weniger bekannten Dichter bis 1830, auch in kurzen Mittheilungen, nebst Proben ihrer Dichtungen Platz finden. **Die der Einwanderung von 1830 bis 1840 folgen im nächsten Band.**

Gustav Anton von Seckendorff. ps. Patrick Peale.

Geboren zu Meuselwitz im Altenburgischen, kam nach vollendeten Studien in Leipzig und Freiburg, im Anfang des Jahres 1796 nach Philadelphia, wo er Vorlesungen über Kunst, Musik und Deklamation in Peale's Museum (ob in englischer oder deutscher Sprache, wird nicht berichtet) hielt, bis 1798, in welchem Jahr er wieder nach Deutschland zurückgekehrt sein soll. 1812 wurde er Privatdozent an der Universität Göttingen und 1814 Professor am Gymnasium in Braunschweig. Im Jahre 1820 oder 1821 kehrte er nach Amerika zurück, lebte in Alexandria am Red River im Staate Louisiana, wo er Dezember 1823 im Alter von 48 Jahren gestorben ist. In seinen kunstästhetischen und dichterischen Schriften (von denen ich die meisten besitze) ist nichts enthalten, was auf amerikanischen Ursprung hindeuten könnte. Nur ein einziges in Philadelphia gedichtetes Lied hat Beziehung zu des Dichters Aufenthalt in jener Stadt. Dasselbe wurde in Philadelphia 1798 mit den Noten gedruckt.

Liebeserscheinung. (Philadelphia, 1797.)

(Gedicht und Musik von Patrick Peale.)

Denk, Liebchen! denk', auch fern von dir
Kann ich bey dir doch seyn;
Denn du erscheinest täglich mir,
Du läßt mich nicht allein;
Mit mir besuchest du den Wald,
Du irrst mit mir im Thal,
Und deine liebliche Gestalt
Verfolgt mich überall.

Kömmt nur ein Lüftchen über's Meer,
So wird mir wohl und warm
Stoß ich auf was von ohngefähr,
Denk ich, es sey dein Arm.
Die ganze Gegend spricht von dir;
So weit mein Aug' mich trägt
Seh' ich auf jedem Gräschen schier
Dein süßes Bild geprägt.

Wenn ich oft ganz im Stillen bin,
Und bänglich schlägt mein Herz:
Da gleitst du an der Mauer hin,
Als ahndst du meinen Schmerz;
Und mir kömmt vor in meinem Wahn,
Du wärst zu mir gewandt,

Sähst mich mit Liebesblicken an
Und reichtest mir die Hand.

Noch gestern, als beym Wink der Nacht
Die Sonne, königlich,
In fast noch nie geseh'ner Pracht
Von unser'm Himmel wich:
Da sah ich in den Himmelshöh'n,
Auf wunderbare Weis',
Ganz deutlich deinen Namen steh'n,
Mit einem güld'nen Kreis.

Und als er nach und nach verblich,
Es dunkler ward umher,
Und der geliebte Name sich
Verhüllt in Wolken schwer:
Da hob sich aus dem Thal der Mond,
Und wie ich rückwärts sah,
Stand auch am blassen Horizont
Dein liebes Bildniß da.

So, Liebe, bleib' ich dir getreu,
Treu der geschwor'nen Pflicht;
Auch nicht ein Stündchen geht vorbey,
Wo dein ich dächte nicht:
Am vollen Tisch, im bunten Kreis,
Schwebst du mir in den Sinn,
Und alles drängt sich zum Beweis,
Daß ich ganz dein noch bin.

Justus Heinrich Christian Helmuth.

Zu den deutsch-amerikanischen Dichtern des 18. Jahrhunderts, die noch bis tief in das 19. hineinragen, gehört auch der Ehrwürdige J. H. C. Helmuth. Derselbe wurde am 16. März 1745 zu Helmstädt im Herzogthum Braunschweig geboren, kam als Waise in das Waisenhaus zu Halle, studirte nachher an der dortigen Universität Theologie, wurde Lehrer am Waisenhause, dann im Jahre 1769 als Lutherischer Prediger ordinirt und nach Amerika gesandt. Hier war er zuerst Pastor an der lutherischen Kirche in Lancaster und ward 1779 als Prediger an die Zionskirche nach Philadelphia berufen, wo er bis zu seinem am 5. Februar 1825 erfolgten Tode verblieb. Die Universität von Pennsylvanien verlieh ihm 1785 den Titel eines Ehrendoktors der Theologie. Helmuth ist Verfasser mehrerer Werke, darunter: „Empfindungen des Herzens in einigen Liedern“ (1781); „Taufe und die heilige Schrift“ (1793); „Kurze Nachricht von dem sogen. Gelben

Fieber in Philadelphia" (1793); „Bruderliebe gegen die Armen in Philadelphia" (1794); „Unterhaltungen mit Gott" (1795); „Geistliche Lieder" (1809) und zahlreiche Jugend- und Kinderschriften.

Elegie auf einen Land-Friedhof. (1798.)

(Abgekürzt. — Der ursprüngliche Titel lautet: „Trauer-Musick auf den Abschied des seligen Herrn Dr. Hendels, den 9ten December 1797." Nur zwei subjektiv auf den Verstorbenen sich persönlich beziehende Strophen sind hier weggelassen worden.)

Hier fließe, heiße Thräne,
Benetze sanft das Grab,
Es deckt der Tugend Schöne —
Dort liegt der Pilgerstab
Von hundert warm Geliebten;
Hier fand ihr Fuß die Ruh,
Die winket den Betrübten
Von allen Hügeln zu.

Die Freundin ruft dem Gatten:
Hier, Theurer, wohnt sich's gut!
Des Grabes kühler Schatten
Löscht jede heiße Gluth! —
Hier ruhen Töchter, Söhne,
Hier schläft der gute Freund:
Hier trocknet jede Thräne,
Die sonst der Gram geweint.

Und da, zu meiner Rechten,
Wer fand den dort sein Grab?
Ist er's, den von den Knechten
Des Herrn hier deckt das Grab?
Wohl, er ist hingeschieden
Aus dieser Erde Noth;
Nach Arbeit und Ermüden
Fand er den frühen Tod.

O weine laut, Gemeine!
Wohl ist dein Jammer groß:
Doch ruhn hier die Gebeine
Im kühlen Erdenschooß.
Der Mund ist nun verschlossen,
Die Lippe regt sich nicht,
Von denen Weisheit flossen,
Voll Trost und Gnadenlicht.

Herz, stille deine Klagen,
Es bringt nicht den Verlust
Zurück! Du mußt es tragen,
Das Leiden in der Brust!
Wohl billig mußt du flehen
Zu Gott, dem güt'gen Herrn:
Hilf uns aus Deinen Höhen,
Rufst Du, wir folgen gern!

Friedrich Wilhelm Vandersloot.

Derselbe war in Dessau am 11. November 1773 als der einzige Sohn des gleichnamigen Vaters, welcher zur Zeit Prediger und Konrektor in Dessau war, geboren. Nachdem der junge Vandersloot in Dessau und Helmstädt studirt hatte, kam er im Jahre 1801 nach den Ver. Staaten, wurde im nächsten Jahre zu Philadelphia als Lizentiat der reformirten Kirche von der Pennsylvania Synode ordinirt, war dann Prediger an verschiedenen Orten in Pennsylvanien und von 1818 bis 1824 in Philadelphia, darauf drei Jahre lang in Rockingham County, Virginia und seit 1827 in York County, Penn'a. Pastor, wo er am 14. Dezember 1831 gestorben ist. Er war sehr sprachgewandt, predigte deutsch, englisch, holländisch und französisch und hatte Talent für Poesie. Seine Gedichte werden von Dr. Heisler, dem Biographen Vandersloot's sehr gerühmt, doch habe ich nur das folgende einzige Gelegenheitsgedicht von ihm auffinden können:

Zum Andenken an William Hiester, Prediger in Libanon, Pa.

(Das Gedicht ist in dem Geiste als von Hiester selbst verfaßt und zu seiner Gemeinde redend, gedacht.)

Oft hörtest du, geliebte Heerde,
Das Wort vom Kreuz aus meinem Mund.
Es sei dir heilig stets: es werde
Dein immer fest'rer Glaubensgrund;
Nur der gewährt dir Zuversicht,
Wenn sterbend einst dein Auge bricht.

Auch mir brach's, doch nicht meine Liebe,
Die mich mit dir so eng verband —
Die Jahre lang aus reinem Triebe
In deinem Kreis ich oft empfand.
Sie (diese Liebe) bricht nicht ab,
Reicht über Welt und Tod und Grab.

O Gott, wie werd' ich mich dann freuen,
Wenn für der Erde Mühe Lohn
Ich Viele von euch Gottgetreuen
Empfangen darf vor Seinem Thron!
Wenn Jesus spricht: „Auch ihr seid mein,
Geht in die Friedenshütten ein!"

Ernst Ludwig Walz.

Derselbe war evangelischer Prediger an verschiedenen Orten in Pennsylvanien von 1816 bis 1833. Im Jahre 1818 war er in Philadelphia Prinzipal der „Franke Akademie." 1830 Prediger in Hamburg, Berks County, Pa.; 1834 wurde er der erste Redakteur von Wesselhöft's „Alte und Neue Welt", in welcher Stelle er bis zum Spätherbst 1837 verblieb, als der bekannte Radikale, Samuel Ludvigh, an seinen Platz trat. Walz gründete dann eine eigene Zeitung: „Sonntagsblätter für christliche Familien", welche mit dem Beginn des Jahres 1838 ihr Erscheinen machten. Ein religiöser Klang zieht sich durch Walz' Dichtungen, die kaum einen höhren Schwung erreichen und, bei oft schwacher Form, wenig Geist verrathen. Von Walz im Buchdruck sind erschienen: „Das Element d. deutschen Sprache", in Philadelphia, 1818; und „Vollständige Erklärung des Calenders", Hamburg, Pa., 1830.

Ostern. (April 1834.)

Hinunter in das tiefe Meer
Versank des Todes Graun
Und jeder kann nun leicht und hehr
In Jesu Zukunft schau'n.

Der dunkle Weg, den Er betrat,
Geht in den Himmel aus,
Und wer nur hört auf seinen Rath,
Kommt auch in Vater's Haus.

Nun weint auch keiner mehr allhie,
Wen Eins die Augen schließt:
Vom Wiedersehn, spät oder früh,
Wird dieser Schmerz versüßt.

Es kann zu jeder guten That,
Ein jeder frischer glühn,
Denn herrlich wird ihm diese Saat
In schönern Fluren blühn.

Er lebt und wird nun bei uns sein
Wenn Alles uns verläßt:
Und so soll Ostertag uns sein
Ein Weltverjüngungsfest.

Christian Daniel Ludwig Lehmus.

Ein Opfer der Verfolgung der sog. Demagogen in den zwanziger Jahren des 19. Jahrhunderts war auch Dr. Daniel Christian [Ludwig] Lehmus, zur Zeit außerordentlicher Professor der Mathematik in Jena, als Karl Follen dorthin kam. Auch Lehmus gerieth in Verdacht, dem „Bund der Schwarzen" anzugehören und wurde seines Lehramtes enthoben, und da er befürchtete, wie Jahn, de Wette und Andere in Untersuchungshaft gezogen zu werden, zog er es vor, nach Amerika auszuwandern. Lehmus kam bereits im Anfang des Jahres 1824 nach Germantown, Ohio, in das dortige sogen. „lateinische Settlement" (siehe „Deut. Pionier", Jahrgang XI, S. 348). Als Eduard Schäffer hier die „Nationalzeitung der Deutschen" in's Leben rief (1826) wurde Lehmus Redakteur derselben. Nachdem diese einging, war er eine zeitlang Redakteur einer deutschen Zeitung in Canton, O., dann an Lieber's "Encyclopædia" als Uebersetzer thätig, Schulmeister und Prediger an verschiedenen Orten in Pennsylvanien und 1840 Redakteur von Wesselhöfts „Alte und Neue Welt." Er war der Sohn von Christian Balthasar Lehmus, Rektor des Gymnasiums in Rothenburg a. d. Tauber, Baiern, und wurde dort im Jahre 1786 geboren. Im Jahre 1845 lebte er in Indiana, im gleichnamigen County, Pa., als evangelischer Prediger. Sein ferneres Leben ist mir unbekannt. — Lehmus hat nur wenige Gedichte und einen unvollendet gebliebenen Roman, „Die Emigranten", geschrieben die alle im Jahre 1840 in der „Alten und Neuen Welt" in Philadelphia gedruckt wurden.

Die deutschen Emigranten.

(Einleitungsgedicht zu dem Roman: „Die Emigranten." Januar, 1840.)

Ein hoffend Sehnen treibt uns in die Weite,
Mit Muth verlassen wir den Vaterort;
Indessen engt und hemmt von jeder Seite
Gewalt und Trug, und reißt uns mit sich fort.
Ringst du bei innerm Kampf mit äußerm Streite,
Ach! dann vernimm das schwer verstand'ne Wort:
Nur wenn der Pilger selbst sich überwindet,
Tagt ihm ein Morgen, der ihn glücklich findet.

Die Helden der Republik.

Ehret die Helden, die freudig ihr Leben
Hin der Erfüllung der Pflichten gegeben,
Willig zu fallen im Kampf und im Streit;
Einig im Geiste, von Eifer durchdrungen,
Ist dieses Opfer den Helden gelungen:
Ihnen sei uns're Verehrung geweiht.

Washington strahlt in der herrlichen Mitte,
Seht, wie mit ruhigem, männlichem Schritte,
Er auf der Heldenbahn groß sich bewegt!
Und zu der Freiheit erhabenem Ziele
Leitet sein Volk er im Kampfesgewühle
Furchtlos, weil festes Vertrauen er hegt.

Nicht kann die Sache der Streiter erliegen,
Tapfer sie kämpfen, sie bluten, sie siegen;
Höher noch steiget der Kämpfenden Muth!
Seht, auch der Deutschen erprobete Treue
Sieget an Washingtons Seite auf's Neue,
Opfert der Freiheit mit Freuden ihr Blut.

Steuben und Kalb werden nimmer vergessen:
Ihre Verdienste — wer wär so vermessen,
Sie zu verkleinern durch Scheelsucht und Neid? —
Nein, dieses Land ehrt die Namen der Helden,
Und, o ihr Ruhm steht in beiderlei Welten,
Trotzend dem nagenden Zahne der Zeit.

An Fanny Elßler.

Am 30. Juni hatten wir das Glück, Fräulein Fanny Elßler im Arch-Straßen-Theater auftreten zu sehen. — Auftreten — nein — schweben sollten wir sagen, und mehr können wir auch nicht zu ihrem Lobe beifügen, da sie über alles Lob erhaben ist.

Mit Freuden hörten wir von deinem Kommen,
Du schöner Gruß vom theuren Vaterlande,
Von dem so schwer wir Abschied einst genommen.
Uns galtest du als eine Anverwandte;
Und stolz hob sich das Herz im deutschen Busen, —
Die Regung galt der lieblichsten der Musen.

Du kamst, du siegtest! und von tausend Zungen
Ergoß dein Ruhm sich schnell in tausend Strömen,
Als ob die Siege, die du dort errungen,
Dir durch das Weltmeer nachgezogen kämen.
Der Sylphen Schweben und der Grazien Haltung
Entzückten uns in deiner Kunstgestaltung.

Bald kehrst du heim zum schönen Donaustrande,
Und heiße Wünsche für dein Wohlergehen
Begleiten dich zum fernen Vaterlande.
Wirst du dies Blatt einst jenseits wieder sehen,
Gedenke unser, wie wir dein gedenken,
Bis diese Welt in Lethe wird versenken.

Der 4. Juli. (1840.)

Drei herrliche Sterne erfreuen,
Sie glänzen so freundlich und klar,
Sie glänzen im Herzen der Treuen
Und schmücken den Freiheits-Altar.

Und immerdar werden sie scheinen,
Hellstrahlend im hohen Verein:
Und wie sie zum Sternbild sich einen,
Beglückt ihr verklärender Schein.

Die Sterne sie schützen, sie schirmen
Den Pilgrimen leuchtend die Bahn,
Und ob auch Gefahren sich thürmen,
Sie leuchten zum Siege voran.

Und fragt ihr, wo wandeln die Sterne?
O freue dich, Menschengeschlecht!
Die Freundlichen sind uns nicht ferne,
Sie scheinen für Freiheit und Recht.

Was hoch dort wie Sirius funkelt,
Ist Washington's blendender Stern;
Im Buch der Geschichte verdunkelt
Kein andrer ihn nahe und fern.

Auch Franklin's Stern leuchtet nicht minder
In klarem, erquickendem Licht:
Es freun sich die Enkel der Kinder
Noch seiner. — Vergesset sein nicht!

Er pflegt noch der heiligen Keime,
Wie einst seine Feder es that;
Es freun sich die himmlischen Räume,
Wenn ihnen der Hohe sich naht.

Und Jefferson, seht wie er leuchtet
Und blitzt in die britische Nacht. —
Wenn Reif zarte Pflanzen befeuchtet,
Dann wärmt sie sein Auge und wacht.

So hat seiner Blitze Gefunkel
Die britischen Stolzen geschreckt:
Er scheuchte des Sklaventhums Dunkel
Und hat uns zur Freiheit geweckt.

In Weisheit und Schönheit und Stärke
Vereint sich die heilige Drei!
Wir sehn ihre herrlichen Werke
Und stimmen dem Lobgesang bei:

Glänzt ferner, ihr leuchtenden Sterne,
Im traulichen Bruderverband:
Frei sei, was der Freiheit noch ferne,
Frei bleibe Kolumbia's Land!

An Metternich.

Macht gab dir dein schwacher Herrscher, schwer vom bösen Feind bedräut,
Ehre bot dir Franz als Futter, wie man Fraß dem Spürhund beut;
Treue schwurst du nur den Träumern deiner mönch'schen Kaiserzeit,
Thronen, Schergen, Fesseln, Kerkern, die, wie Alba, du erneut.
Eng vereinend Tücke, Lüge, List, Kraft, Muth, Verschwiegenheit,
Riesenkräfte des Verstandes — doch kein Herz — nur Sinnlichkeit. —
Nie wird dich die Menschheit ehren, nie war ihr dein Dienst geweiht,
In dem Aufflug edler Geister sahst du nur Vermessenheit;
Christlich-heuchlerisch verbanntest du das Licht in Dunkelheit,
Hörtest keines Mitleids Stimme, keinen Ruf der Menschlichkeit. —
METTERNICH, dich schrecket beides: Sterblich- und Unsterblichkeit!

Kinderlied am Weihnachten in Amerika.

Wie sind wir so glücklich, wie sind wir so froh,
Daß endlich der Christtag gekommen.
Habt Dank, liebe Eltern, Ihr habt uns erfreut,
Habt Kuchen und Nüsse und Aepfel uns heut
Und mancherlei Gaben bescheret.

Wie brannten die niedlichen Kerzen so hell
Am zierlichen Weihnachtsbäumchen;
Wie hat uns das alles so kindlich entzückt,
Wie waren wir Schwestern und Brüder beglückt!
Brennt lange, ihr Weihnachtskerzen!

Es ist doch gar herrlich, das Weihnachtsfest,
Da sind wir so glückliche Kinder.
Wir wollen nun folgsam und artig auch sein,
Dann werden die Eltern uns wieder erfreun,
Wenn Christtag erscheinet auf's Neue.

Nicht wahr, gute Eltern, Ihr liebet uns sehr,
Wenn gute Kinder wir bleiben? —
Ihr habt uns so oft von Deutschland erzählt,
Wie sehr man das Christfest in Ehren dort hält,
Und treu bleibt der löblichen Sitte.

Und sind wir einst größer, dann wollen wir auch
Recht freundliche Gaben Euch spenden.
Und denken der schönen Kinderzeit,
Wo Ihr uns der Blumen so viele gestreut,
Und waren wir glücklich, Euch freutet.

Das Beste doch sei uns ein kindlicher Sinn:
Den wollen wir immer bewahren,
Und niemals vergessen, wie treu Ihr's gemeint. —
Sind wir dann auch einstens nicht Alle vereint,
So wollen doch Weihnacht wir feiern.

Jakob Smith.

Sein wirklicher Name war Jakob Schmidt, und nur als Dichter nannte er sich Smith. Derselbe war ebenfalls ein durch die Reaktion in den zwanziger Jahren verfolgter Flüchtling, der sich in den Vereinigten Staaten eine neue und freie Heimath suchte. Wir finden ihn zuerst in Lancaster, Ohio, wo er bereits 1828 Redakteur des „Ohio Adlers" war, der ältesten deutschen Zeitung westlich vom Alleghany-Gebirge, 1807 begründet, in welchem Blatt er die ersten von ihm bekannten Gedichte veröffentlichte. Als im Jahre 1835 der von J. A. Etzler und J. G. Backofen in Pittsburg herausgegebene „Beobachter", infolge Etzler's Uebersiedlung nach Cincinnati, zu erscheinen aufhörte, kam Schmidt nach Pittsburg, trat mit Backofen eine neue Theilhaberschaft zur Herausgabe einer andern deutschen Zeitung ein, und sie nannten das Blatt „Adler des Westens." Durch seine Redaktion des „Ohio Adlers" (er redigirte zugleich die englische Ausgabe dieser Zeitung,

den "Ohio Eagle", und weil er eine kühne Feder führte und eine Glatze hatte, nannte man ihn "Smith, the Democratic Bald Eagle of Lancaster", einen Beinamen, den er sich gern von seinen Kollegen der Presse gefallen ließ (siehe das Gedicht „Scheidegruß"). Und so wurde das Blatt „Adler des Westens" genannt. Schmidt setzte, als Backofen bald darauf zurücktrat, mit Friedrich Stahl die Zeitung bis 1838 fort, als sie infolge der radikalen Stellung, welche Schmidt der evangelischen Synode gegenüber einnahm, von den Strenggläubigen verpönt wurde, die nun Viktor Scriba bewogen, mit dem „Freiheitsfreund" von Chambersburgh nach Pittsburg zu übersiedeln (1836), worauf der „Adler des Westens" das Feld räumen mußte. Stahl ging nach Cincinnati, wo er eine Buchdruckerei betrieb, bei mehreren ephemeren Zeitungsversuchen Gevatterschaft übernahm (Walker's „Protestant", „Erzähler am Ohio" ꝛc.) und 1849 der Drucker der „Protestantischen Zeitblätter" wurde. Schmidt aber wandte sich nach Missouri, wo er sich auf einer Farm bei Westport, Jackson County, unweit von Kansas City, niederließ und gestorben ist. Sonstige Nachrichten über ihn fehlen. Sein nachstehendes größeres Gedicht, „Des Deutschen Erinnerung", scheint eine autobiographische Schilderung seines Jugendlebens in Europa zu sein.

Nord-Amerika, das Land meiner Wünsche. (Lancaster, O., 1829.)

Kennt Ihr das Land, wo frei die Meinung ist,
Kein Zensor je der Worte Kühnheit mißt,
Das Urtheil frei von Mund zu Munde geht
Und unverletzt der Freiheit Tempel steht?
Kennt Ihr es wohl?
Dahin, dahin
Möcht' ich mit Euch, o meine Freunde, ziehn!

Wißt Ihr, wo man nach eig'nem Herzensdrang
Den Herrn verehrt im eig'nen Lobgesang,
Kein Glaubenszwang zur Heuchelei verführt
Und Duldung stets den freien Glauben ziert?
Wißt ihr es wohl?
Dahin, dahin
Möcht' ich mit Euch, o meine Freunde, ziehn!

Kennt Ihr das Land, wo gleich sich Alle sind?
Wo's keine Junker gibt, kein Fürstenkind,
Den Besten selbst der Name „Bürger" schmückt,
Kein Kastengeist Gemeinsinn niederdrückt?
Kennt Ihr es wohl?
Dahin, dahin
Möcht' ich mit Euch, o meine Freunde, ziehn!

Kennt Ihr das Land, wo das Gesetz regiert
Und kein Despot? Wo freie Wahl erkürt
Den besten Mann, des Staates Haupt zu sein;
Kein Titel gilt, nur das Talent allein?
Kennt Ihr es wohl?
Dahin, dahin
Möcht' ich mit Euch, o meine Freunde, ziehn!

Kennt Ihr das Land, wo kein Beamtenheer
„Zu herrschaftlichem Dienst", des Thrones Wehr,
Im goldverbrämten Rock, mit Ordensband,
Durch Sold und Steuern schätzet Stadt und Land?
Kennt Ihr es wohl?
Dahin, dahin
Möcht' ich mit Euch, o meine Freunde, ziehn!

Kennt Ihr das Land, das, stark durch Bürger's Arm
Und Vaterlandeslieb', der Söldner Schwarm
Entbehren kann? Wo Zwinger man nicht kennt,
Und Männerbrust die rechte Feste nennt?
Kennt Ihr es wohl?
Dahin, dahin
Möcht' ich mit Euch, o meine Freunde, ziehn!

Des Deutschen Erinnerung. (Pittsburg, 1835.)

Gedenkst du, Deutscher, noch, wo deine Wiege,
Bewacht vom treuen Mutterauge stand?
Gedenkst du dessen, deutscher Mann, so fliege
Dein Geist empor! — Es ist das Vaterland!
Es ist das Land der bunten Jugendtage,
Die wir einst froh und glücklich dort verlebt,
Es ist das Land, wo manche Heldensage
Des Jünglings Brust mit Kampfeslust durchbebt.

Gedenkst du, Deutscher, noch der Silberfluthen
Vom schönen, rebenreich bekränzten Rhein?
Denkst du daran, so muß das Herz dir bluten,
Dein blaues Auge thränenschwer dir sein.
Gedenkst du seiner blumenreichen Auen,
Der Nachtigallen Himmelsmelodien?
Denkst ihrer du, der treuen deutschen Frauen
Wird Schmerz und Wonne dir die Brust durchglühn!

Gedenkst du, Deutscher, wie wir einst als Krieger
Vom größten Helden angeführt, beglückt
Im Jugendtraum, von Stadt zu Stadt als Sieger
Gezogen und die Brust so reich geschmückt?
Denkst du daran, wie wir in Spanien schlugen,
Von Gift und Dolch bei Tag und Nacht bedroht?
Wie wir bis Moskau stolz die Fahnen trugen,
Im Kampf mit Schnee und Eis und Hungersnoth?

Gedenkst du, Deutscher, wie des Fremdjochs müde,
Die Söhne Herrmann's griffen zu dem Schwert?
Wie Körner, Arndt im hehren deutschen Liede
Zum Kampfe riefen Männer — Deutschlands werth?
Denkst du daran, wie holde deutsche Frauen
Die Fahnen stickten für die Heldenschaar,
Die sich dem Tode weihend, voll Vertrauen
Auf Gott und deutsche Volkserlösung war?

Gedenkst du, Deutscher, wo im Völkerkriege
Der deutsche Löwe seine Kraft gezeigt?
Wie wir geeilt von Sieg zu neuem Siege,
Bis Frankreichs Adler sich vor uns gebeugt?
Denkst du daran, wie jener große Kaiser
Zu Fontainebleau von seinen Helden schied?
Wie Frankreich glücklicher, jedoch nicht weiser
Durch ihn gemacht, den großen Mann verrieth?

Gedenkst du, Deutscher, wie wir heimwärts zogen,
Das Siegerhaupt mit Eichenlaub geschmückt?
Wie aller Herzen uns entgegenflogen —
Wie fühlten wir uns damals hochbeglückt!
Denkst du daran, das Vaterland zu retten,
Vergossen wir so freudig unser Blut;
Es zu befrein von fremden Sklavenketten,
Von fremdem Joch und fremdem Uebermuth!

Gedenkst du, Deutscher, dieses hehren Strebens?
Für Freiheit war's und nicht für Fürstentand!
Ach! unser Blut vergossen wir vergebens —
Die Freiheit ward ihm nicht, dem Vaterland!
Denkst du daran, daß wir gutmüth'ge Thoren
Dem Fürstenwort sein künft'ges Glück vertraut?
Daß die Treulosen falsch dem Volk geschworen
Und, ach! daß wir auf Sand sein Heil gebaut?

Gedenkst du, Deutscher, Deutschland's heil'ger Sache,
Der Fürsten Meineid gegen Freund und Feind?
Daß einst die Stunde einer heil'gen Rache
Dem tiefgebeugten Vaterland erscheint?
Denkst du daran? Auf blutgetränkter Erde
Keimt nur und blüht der Freiheit gold'ne Saat!
Franklin und Washington, die riefen „Werde
Frei, Vaterland! — Frei ward's durch kühne That!

Gedenkst du, Deutscher, daß es ew'ge Schande
Dem Mann, der's Vaterland verleugnet, bringt?
Siehst du den Abgrund nicht, an dessen Rande
Du zaudernd stehst, bis daß er dich verschlingt?
Denkst du daran, dann zage nicht mehr länger
Und zeig dich deiner deutschen Ahnen werth!
O, schließ den Bund mit deutschen Brüdern enger,
So wirst du stark, frei, groß und hochgeehrt!

Gedenkst du, Deutscher, daß auf Millionen
Von Deutschen jetzt Kolumbia's Sonne scheint,
Die weit zerstreut im großen Bunde wohnen?
O, welch ein Riesenvolk, wär' es vereint!
Denkst du daran, so streb' es zu vereinen,
Zu gründen ihm ein deutsches Heimathland:
Der Freiheit Sonne wird dann erst erscheinen
Im höchsten Glanz beim Namen — Vaterland!

(„Adler des Westens.")

Bank Yankee-Dudel. (1836.)

Yankee-Dudel! Bankerott
Sind jetzt alle Banken!
Sollst dafür dem lieben Gott
Recht von Herzen danken.

Die papierne Herrlichkeit
Ist in Nichts zerfallen
Und Kolumbia steigt befreit
Aus des Wuchers Krallen.

Was ist's werth — solch Lumpengeld?
Wahrlich, keinen Heller!
Keine Bank hat Silbergeld
Für's Papier im Keller.

Sie versprachen hartes Geld
On demand für Noten.
Prosit! Nick*) hat's eingestellt
Und gar streng verboten.

Yankee-Dudel! armer Tropf!
Nimm die Schienbeinpflaster,
Stopf sie in den Pfeifenkopf
Und rauch Biddle's Knaster.

Denk als Christ — daß sich in Rauch
Alles Ird'sche löse;
Folglich Biddle's Lumpen auch —
Sei darum nicht böse!

Mußt dich in die neue Kunst
Fleißig einstudiren,
Dich auch ohn' papiernen Dunst
Reich zu spekuliren.

Noten all' auf einen Hauf' —
Trage sie zusammen,
Wirf Nick Biddle oben drauf
Und setz' sie in Flammen.

Yankee-Dudel! dann Hurrah!
Schrei aus voller Kehle,
Wenn zum Höllen-Urpapa
Fährt die Schacherseele.

Wirst dann wieder frei und frank
Aus dem Staub dich heben,
Und bei Gold- und Silberklang
Reich und glücklich leben.

Yankee-Dudel! ein Hurrah!
Jackson und Van Büren!
Sie sind's, die Kolumbia
Nur zum Glücke führen.

Durch sie wird das Volk belehrt,
Daß die Papierwische
Keinen rothen Heller werth
Sind — wie faule Fische.

---

*) Nicholas Biddle, Präsident der „Vereinigte Staaten Bank“, deren Bankerott die Kalamität herbeiführte.

Ohne Bank und Monopol'
Wird der Staat gesunder;
Darum, Mephistophel hol'
Den papier'nen Plunder!

(„Adler des Westens.")

Scheidegruß an die Deutschen.

Von Jakob Smith, vormaligem Redakteur des „Adlers des Westens."
(Pittsburg im März 1838.)

Leb' wohl, mein Volk! das nimmer ich beleidigt —
An dem ich fest mit deutscher Treue hing;
Das ich in beiden Welten oft vertheidigt,
Und liebend stets wie eine Braut umfing;
Dem ich zum Opfer Alles hingegeben,
Was lieb und theuer mir auf Erden war;
Dem ich die Freiheit, Gut und Blut und Leben
So gern geweiht in Stunden der Gefahr.

Leb' wohl, mein Volk! an dessen Treu' ich glaubte
In jener und in dieser neuen Welt;
Für das sich kühn der Aar mit kahlem Haupte
Dem Haß und der Verfolgung bloßgestellt;
Deß Ruf so oft, zum bessern deutschen Leben,
Den Urwald dieser neuen Welt durchscholl;
Der keinen Wunsch, kein Glück, kein andres Streben
Gekannt, als seines deutschen Volkes Wohl.

Leb' wohl, mein Volk! im fernen schönen Westen
Birgt künftig eine Hütt' den kühnen Aar,
Der nicht für's eig'ne — nur zu Deinem Besten —
Dein Recht verfocht in jeglicher Gefahr.
Der Speichelleckern und verschmitzten Schmeichlern
Die reine, ernste Wahrheit sehen ließ;
Der schonungslos den frömmelnd feilen Heuchlern
Die Lügenmaske vom Gesichte riß.

Erinn're Dich, mein Volk! daß ich die Wahrheit,
Dein Recht und Deine Wohlfahrt nur vertrat.
Vergib! wenn ich es nicht mit jener Klarheit,
Wie Du und sie's verdienten, immer that.
Vergib! wenn ich zuweilen auch gepudelt,
Und Dir nicht stets nach Deinem Willen schrieb. —

Ich bin ein Mensch! — ward derb dafür gehudelt,
Bis mir auch nichts, g a r n i ch t s mehr übrig blieb.

Leb' wohl, mein Volk! ich scheid', wie ich geboren,
Von Dir — verlassen, arm und nackt und bloß;
Denn was ich hatte — Alles ging verloren
Im Kampf um Dich zu machen frei und groß.
Für Dich trat ich entschlossen in die Schranken
Gen Pfaffenthum und Aristokratie:
Im Voraus überzeugt, — daß Du nicht wanken? —
Nein! — mich verfolgen würd'st für meine Müh'.

Leb' wohl, mein Volk! ein Märtyrer der Wahrheit
Ward Christus selbst, der freudig für sie starb,
Gekreuzigt durch des Judenvolkes Narrheit,
Weil er sich nicht um Pfaffengunst bewarb.
Dank Dir, mein Volk! wie dürft ich da noch klagen? —
Ein Gottmensch starb für Wahrheit und für Recht!
Sein Volk hat höhnend ihn an's Kreuz geschlagen,
In blindem Wahn ward es sein Henkersknecht.

An die Kollegen.

Mein Lebewohl Euch, Brüder! Redaktoren,
Die Ihr für Deutsche ferner druckt und schreibt,
Fahrt rüstig fort — bis Alles Ihr verloren
Und Euch die Noth von Euren Pressen treibt.
Dann aber folgt mir in des Urwald's Grauen
Und laßt Euch nieder am Missouristrand,
Sucht dort, wie ich, ein Blockhaus Euch zu bauen
Und tretet in — den freien Bürgerstand.

Lebt alle wohl, geehrte Herrn Kollegen!
Der Ex-Kolleg' reicht Euch die Bruderhand
Zum Abschied hin, und wünscht viel Glück und Segen
Euch auf der Bahn, wo er nur Dornen fand.
Behüt' Euch Gott vor allen bösen Geistern
Im Dienst der Kirche und der Despotie,
Und könnt Ihr sie, die Höllenbrut, nicht meistern,
So fallt als Männer — und ergebt Euch nie! *)

„Anzeiger des Westens“, 10. März 1838.)

*) "La Garde muerte! elle ne se rend pas!" Wahlspruch der französischen Kaisergarde und mit ihrem Blut besiegelt in der Schlacht von Waterloo. — Auch im Feinde soll man Tugend, Seelengröße und Heldenmuth ehren, sie nachahmen und — übertreffen.

Victor Scriba.

Abermals war es ein der „Demagogie" verdächtigtes Mitglied des „Jünglingsbundes", das in Amerika Heimath und Freiheit suchen mußte und auch gefunden hat, der schon in den zwanziger Jahren hierherkam, Victor Scriba. In Beantwortung einer Anfrage im „Anzeiger des Westens", St. Louis, vom Jahre 1836 über den Aufenthalt der noch lebenden Mitglieder jener Verbindung, werden unter den „Verschollenen" die Namen Victor Scriba, Christian Sartorius und Friedrich August Marwedel genannt, die sich alle drei zur Zeit in Amerika aufhielten. — Ueber Scriba's früheres Leben konnte ich bislang nur das Folgende in Erfahrung bringen: Im Jahre 1834 war er Redakteur des von Henry Ruby in Chambersburgh, Pa., herausgegebenen „Freiheitsfreund", der 1835 in Scriba's Hände überging, und mit dem er ein Jahr später nach Pittsburg übersiedelte, wo der „Freiheitsfreund" als politisches Oppositionsblatt des „Adlers des Westens" auftrat. Scriba blieb der Eigenthümer und Redakteur des Blattes bis 1848, in welchem Jahre er Louis Neeb als Theilhaber zu sich nahm und im Jahre 1850 verkaufte er die andere Hälfte an dessen Bruder, Wilhelm Neeb. Scriba's ferneres Leben ist mir nicht bekannt. Seine Gedichte, die im „Freiheitsfreund" erschienen, sind lyrisch, und mögen die beiden folgenden als Muster dienen:

Spruchlied. (Pittsburg 1835.)

Läuft dein Schiff auf falscher Bahn,
So lenke!
Führt dich gern der Leichtsinn an,
Bedenke!
Hängt die Traube reif vor dir,
Genieße!
Lockt es dort und lockt es hier,
Beschließe!
Fühlst du, Ruhe sei nicht gut,
So wandle!
Treibt dich edler Sinn und Muth,
So handle!
Drückt ein Leid dich heimlich, still,
So trage!
Wenn das Glück nicht blühen will,
So wage!
Faßt die Flamme dich im Zorn,
So dämpfe!
Stachelt dich der Sinne Sporn,
So kämpfe!

Will's im Guten nicht mehr fort
So treibe!
Fühlst du dich am rechten Ort,
So bleibe!
(„Freiheits-Freund.")

Herbstlied. (1835.)

Jene Tage sind vergangen,
Die den Frühlingsgruß gebracht,
Und entblättert sind die Rosen
Und des Baumes Blüthenpracht.
Alle Früchte sind gebrochen
Von den Aesten mild und reich,
Und der Windhauch kalter Lüfte
Flüstert um den dürren Zweig.

Keine munt're Saatenfülle
Grünt im hellen Hoffnungsschein,
Und in Duft und Nebelwolken
Hüllt im Thal die Flur sich ein.
Frost und Kälte beugt den Pilger,
Der auf nackten Bergen wallt,
Und wo sonst sich Leben regte,
Starrt des Todes Aufenthalt..

Nur ein Stern ist uns geblieben
In dem rauhen Nebelgraun,
Und ein Zweig treibt volle Blüthen,
Weckt und läutert das Vertraun:
Daß nach langen, kalten Nächten
Bald der Frühling frisch ersteht
Und um all die Todtenhügel
Auferstehungsrufen weht.

Glaube ist die fromme Leuchte,
Die so hell, so traulich glänzt,
Wenn in ernsten Lebensstürmen
Uns kein grünes Laub bekränzt.
Hoffnung ist die stille Pflanze,
Die noch Frücht' und Knospen zeigt,
Wenn allum im Weltenraume
Grabwärts sich der Frühling neigt.

Nicht auf immer ruhn die Keime
In den Furchen regungslos,
Wenn die Sonnenblicke wieder
Wärmen mild den Erdenschooß;
Mächtig treiben sie dann Wurzeln
Im erwachten Lebensdrang,
Und die Maien kehren wieder
Mit dem hellen Liederklang.

Schöner Traum voll Wunderblüthen,
Der uns süß die Brust umflicht
Und als Aussichtsstrahl die Nebel
Dumpfer Wehmuth klar durchbricht!
Ew'ge Frühlingsluft umsäuselt
Einst die weite Gräberflur,
Und aus allen Hügeln sprosset
Reine, geistige Natur.

(„Freiheits-Freund.")

Anonymus.

Wenn es eines Beweises nöthig hätte, daß der deutsche Geist, der um die Wende des 18. in das 19. Jahrhundert im alten Vaterlande den Gipfel erklomm, auch bereits im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts in der neuen Welt Wurzel faßte, so lieferte uns die folgende begeistrungsvolle Nachbildung von Schillers Hymne „An die Freude" das sprechendste Beispiel. Das Mangelhafte in der Form wird bei dem hohen Schwung, den das Gedicht nimmt, gewiß gern übersehen. Wo bleibt da das Gefasel von den „Kauderwälsch", das in jener Zeit allein in der deutsch-amerikanischen Presse geherrscht habe? — Das Gedicht erschien zuerst im „Reading Adler" und wurde in Karl Goßler's „Philadelphischer Korrespondent und Allgemeiner deutscher Anzeiger" vom Samstag, den 3. Juli 1830, abgedruckt.

Ode zum 4. Juli 1830.

Mit der Freude Jubelklange
Stoßt die vollen Gläser an,
Und im frohen Rundgesange
Töne: Heil sei jedem Mann!
Laßt der Helden Namen schallen,
Die uns diesen Tag geweiht:
Denen jetzt in Himmels Hallen
Sich dies frohe Schauspiel beut.

Chor.

Wie ihr schönes Werk gelungen,
So ist göttlich auch ihr Lohn:
Von der Nachwelt Richterthron
Wird ihr Name hoch besungen.

Welches Glück kann uns noch fehlen?
Freiheit, Friede, Wohlstand, Ruhm,
Was wir Gottes Gnade zählen,
Es ist unser Eigenthum:
Eines nur, das wir entbehren —
Einem gebet Euch noch hin:
Was uns uns're Weisen lehren,
Brüder! — Weltenbürger-Sinn!

Chor.

Und noch einmal hall' es wieder:
Reiner Weltenbürger-Geist!
So wie Gott der Vater heißt,
So sind alle Menschen Brüder.

Was uns Washington gegeben,
Was uns Jefferson gelehrt:
Uns'rer Freiheit ganzes Leben,
Unsers Lebens ganzer Werth!
Nicht allein den Millionen
Gab ihr großer Geist sich hin:
Allen, die das All bewohnen,
Galt ihr Weltenbürgersinn.

Chor.

Höher muß das Herz sich heben!
Brüder! bei dem großen Geist,
Den der Freude Jubel preist:
Alle Menschen sollen leben!

Nicht durch kalte Selbstsucht werde
Uns're Freude frech entweiht,
Die dem ganzen Rund der Erde
Gern die Bruderhände beut.
Dem, der für der Freiheit Krone
Gab der Heimath Zauber hin —
Jedem Kinde jeder Zone
Grüße Weltenbürgersinn!

Chor.

Gebet nicht, statt schönem Bande,
Vorurtheiles bitt'ren Schmerz —
Nein! Es schlage nur ein Herz
In der Freiheit stolzem Lande.

Und vereint mit Herz und Seele
Schalle jetzt der Jubelton
Durch der Lüfte weite Säle
Zu des Weltenrichters Thron: —
Die uns diesen Tag erfochten:
Welch ein göttlicher Gewinn!
Tausend schon hat eng umflochten
Ihr Kosmopoliten-Sinn.

Chor.

Laßt die Chöre froh erklingen,
Uns'rer Freude Jubelschall!
Uns'rer Herzen Widerhall
Soll bis zu den Sternen dringen!

Ludwig Bosecker.

Wer der Dichter war? — Das Grab deckt über so manchen Geist sein stummes Vergessen und auch der Name Bosecker's ist längst verklungen. Nur in drei Gedichten, die Verfasser dieses entdeckte, ist sein Name uns erhalten. Bosecker war bereits vor 1830 in Pennsylvanien, soviel ließ sich erfahren. Er lebte in Madisonburg, Centre County, Pa., noch im Jahre 1836, wie aus dem letzten von ihm in der „Alten und Neuen Welt" veröffentlichten Gedicht hervorgeht, das von dort an das gedachte Blatt adressirt ist. Vielleicht gehörte er der Schaar jener Unglücklichen an, die sich vor den drohenden Kerkern deutscher Fürsten in den zwanziger Jahren nach Amerika flüchteten, wie Follen, Lieber &c. Er war ein Deutscher und liebte sein Volk und dessen Sprache. Aber er liebte auch die Freiheit, und als im Frühjahr 1831 die Kunde von dem Aufstand der Polen nach Amerika gelangte, da regte sich Boseckers Geist, es „ertönte wieder seine längst verstummte Leyer", und er jubelte der Freiheit Polen's mit voller Seele entgegen. Daß er schon früher gedichtet hatte, geht aus obigem Zitat hervor. Wo diese Gedichte aber im Druck erschienen, läßt sich nicht mehr sagen, da von den deutsch-amerikanischen Zeitungen, mit außerordentlich geringen Ausnahmen, alle Blätter im Sturm der Zeit verweht sind. Den wenigen Bruchstücken, die in der Bibliothek der Historischen Gesellschaft zu Philadelphia sich befinden, verdanken wir diese Gedichte, die mein Freund John W. Jordan, Hülfsbibliothekar jener Gesellschaft, mit gewohnter Liebenswürdigkeit für mich kopirt hat.

Kantate an die Polen.

Nach der Schlacht am 19. Februar 1831 bei Warschau.

Ertöne wieder mir, du längst verstummte Leyer!
Ein hohes Freudenlied wallt stark in meiner Brust!
Denn welches edle Herz schlägt lauter nicht und freier,
Wenn Freiheitsdrang ein Volk beseelt und Kampfeslust?

Dort wo die Weichsel sich um Warschau's Bollwerk windet,
Erwacht ein braves Volk für Recht und Vaterland,
Das laut den Untergang der Sklaverei verkündet,
Die nie die Feigheit ihm, nur Falschheit zugewandt.

Ja, jenes Laster, das sich keiner Tücke schämet,
Wenn Herrschsucht, List und Geiz die Kriegesfackel schwingt,
Womit es, sei es auch mit Golde reich verbrämet,
Den Schwächern dennoch stets in härtre Fesseln zwingt.

Den Tod kann dieses Volk, doch Hohn und Spott nicht tragen;
Empört ist es schon längst durch harte Tyrannei;
Den Lügnern traut es nicht, es will sich lieber schlagen:
Sieg oder Tod ist nun allein sein Feldgeschrei.

Nur seinem Gott vertraut's und der gerechten Sache,
Von daher nur erfleht es Hülfe sich und Schutz;
Begeistert und entflammt von Heldenmuth zur Rache,
Lacht es dem Spotte Hohn und beut dem Stolze Trutz.

Schlagfertig stehen da die Helden Polen's alle,
In Tempeln nahmen sie die heil'ge Weih' zum Tod;
Und fallen sie? — Wohlan, ob diesem Trauerfalle
Erwacht der Menschheit Muth, erschlafft der Bosheit Spott.

Und jedes gute Volk, das auf der Erde Kreisen
Gott, Tugend, Vaterland und Völkerfreiheit liebt,
Fleh' vor dem Throne des Allgütigen und Weisen
Um Sieg für dieses Volk, das Nikolaus bekriegt.

Denn dreimal stärker kommt als Feind er hergezogen,
Und trägt in seiner Hand Verderben, Rache, Tod.
Nein, ärger drohen nicht im Sturm die Meereswogen
Und höher steiget nie der Völkerschaften Noth!

Einst landet' Xerxes so an Hela's schönen Küsten;
Unzählbar war sein Volk — man weiß, er maß es nur —
Das schöne Land wollt' er aus Herrschsucht ganz verwüsten;
Geplündert und zerstört wähnt' er schon Stadt und Flur.

Ja, selbst das Meer hieß er im Uebermuthe strafen. —
War der Erfolg jedoch von seinem Wagniß groß?
Welch Unglück und Geschick nun seine Horden trafen,
Das blühet, Niklaus, dir vielleicht als eignes Loos.

So soll auch dir, wähnst du, der sich're Sieg verbleiben;
Doch kämpfen magst du nicht, du kannst zermalmen nur:
Zu Staube willst du auch den letzten Mann zerreiben,
Dies ist bei deinem Grimm so fester Sinn als Schwur.

O Niklaus! Czar und Herr von sechzig Millionen,
Macht nicht dein großes Reich auch größer deinen Geist?
Erkennst du nicht, daß dir der größte Herr der Kronen,
Mit seinem Beispiel zeigt, was wahre Größe heißt?

Wie wild zerfleischest du mit kaiserlichen Krallen
Die junge Taube, die dem weißen Ei entflieht!
O schäme dich, Monarch! du mächtigster von allen,
Auf den dein Bruder nur mit Schmerz vom Himmel sieht.

Willst du ein Volk, das dich nicht lieben kann, regieren?
Verlierst du so weit schon vom Ehrenpfad die Spur? —
Laß zur Erkenntniß dich auf Koburg's Fürsten führen:
Er will zum Herrschen nicht den Thron, zum Volksglück nur! —

Und selbst an Xerxes kannst du einen Spiegel finden:
Er hält die Zukunft dir laut prophezeihend vor!
Erwach! erwache doch! Themistoklesse winden
Bei Krieg und Noth sich leicht aus jedem Volk hervor.

Die Ahnung schwellt mir schon den Busen, weckt der Leyer
Den frohen Ton, den Ton des heil'gen Friedens zu;
Und dich als Mensch und Herr und Held umstrahlet freier
Der Glanz des Ruhm's und Glück's und der Gewissensruh!

Doch weh' der Täuschung! Nein, sie fechten, ha! welch Feuer
Blitzt aus den Reih'n des Feind's auf dieses Volk hervor! —
So stürzt aus Wolken sich ein flammend Ungeheuer
Und schleppt den schwachen Feind leicht im Triumpf empor.

Geschützesdonner brüllt, und Stoß auf Stoß erbebet
Die Erde fürchterlich; die helle Sonne schließt
Ihr Auge trauernd zu; der Pulverdampf erhebet
Wie graue Wolken sich, aus welchen Feuer schießt.

Die Hölle öffnet sich: in menschliche Gestalten
Entsteigen ihr der Mord, Verderben, Wuth und Graun. —
Wie werdet, Polen, ihr an diesem Abgrund walten?
Was muß mein weinend Aug' in diesem Zweifel schaun?

Sie stehen, Felsen gleich, in schweren Donnerwettern
Und kämpfen voller Muth mit Sense, Speer und Schwert;
Vergebens sucht der Feind sie blitzend zu zerschmettern,
Sie weichen nicht und sind der edlen Freiheit werth!

Beharrlich standen sie bei allen wehen Schlägen,
Vom strengen Schicksal oft seit Jahren preisgestellt.
Im Kriege fochten sie so oft mit ihren Degen
Für manches andre Volk, wie je ein Volk der Welt.

Und will nun Niemand sie erkenntlich wieder schützen?
Verkündet Niemand laut die Fahnen Sinais? —
Und müssen sie allein ihr Heldenblut verspritzen?
Wo weilt der fromme Hirt, der Knabe Isais? *)

Doch horch der Wandlung! wie die Feuerschlünde schweigen:
Dwernicky nimmt sie kühn durch neue Taktik weg.
Triumpf! Triumpf! O seht wie die Barbaren weichen,
Geschlagen und verfolgt auf ungebahntem Weg.

Triumpf! Triumpf! Heil euch! — Ersehnetes Erreichen,
Vom guten Vater euch vom Himmel hergesandt.
Du erster Sieg, du bist das klarste, schönste Zeichen,
Daß er euch liebt und hilft! — Heil eurem Vaterland!

O heil'ge Wahrheit! die die Offenbarung lehret:
„Dem Herrn ist es nicht schwer, zu helfen, wenn er will,
Durch wenig und durch viel." **) — Und wenn ihr euch nun wehret,
So krönt euch, Polen, einst der Sieg, des Kampfes Ziel!

Ertöne wieder nun, du längst verstummte Leyer!
Ein hohes Freudenlied wallt stark in meiner Brust!
Denn welches edle Herz schlägt lauter nicht und freier,
Wenn Freiheitsdrang beseelt ein Volk mit Kampfeslust!

„Geschrieben am 16. Mai 1831 in Pennsylvanien."

(„Philadelphischer Telegraph und deutsches Wochenblatt" 15. Juni 1831.)

---

*) David, der Sohn Jesse's. — Buch des Propheten Isaias.

**) Siehe im Samuel. Jonathan, Saul's Sohn.

Szazaniesko, die polnische Wittfrau aus Posen.

Fernhin strahlet der Ruhm, in würgende Schlachten erfochten,
Und im Triumpf einher schreitet, mit Lorbeern geschmückt,
Prachtvoll und herrschend der Held! — Ach! aber dem höheren Seher
Triefet sein Stirnkranz von Blut! — Aechzend und trauernd umher
Schaut er verstümmelte Leiber der streitenden Feinde und Freunde,
Siehet verwüstet und öd' Felder vom Landmann gepflegt;
Dampfender Rauch entsteigt den Trümmern von Städten und Kirchen;
Aller Gewerbfleiß entfloh; leer steht der Lehrstuhl verwaist.
Trauernd senket ihr Haupt die Freiheit, belastet mit Ketten, —
Ach! und zum Wehe der Welt flieht ihr beglückender Geist.
Finsterniß lagert sich tief auf Herda's*) freundliche Züge: —
„Nimmer erfleht' ich mir, Gott, diesen beängst'genden Ruhm,
Denn in der Ewigkeit trägt er doch nur bezweifelnde Früchte! —
Aber, Szazàniesko, du glückliche Lauscherin, du
Träufelst in's trauernde Herz mir heilige, himmlische Triebe,
Wohlthun erkennest du nur, Saat für das ewige Heil;
Und das Unglück erscheint dir zur Prüfung ringender Seelen;
Aber noch zeichnet dein Herz schöner die liebende That."
Ihrem Vaterland naht' eine furchtbar schreckliche Hydra,
Droht ihm Verderben und Tod. — Harmvoll sorget der Staat
Hülfe an Waffen und Wehr. Szazàniesko eilet behende —
Fliehend zum fernen Asyl? — Nein, zum Altare des Land's,
Opfert mit hohem Entschluß ihre reiche, glänzende Habe,
Eines Rittergut's Werth. Und mit Demuth dann greift
Nun die Opfernde nach dem Schleier barmherziger Schwestern,
Pflegt Verwundete jetzt, Kranke durch Hülfe und Trost.
Und ihr Beispiel entflammt; es schwellt wie Woge zu Wogen
In Poloniens Gau'n, über den Erdball dahin.
Weiber opfern den Brautschmuck, es waffnen mit Lust sich die Männer,
Es ermuthigt den Sohn selbst nun die Mutter zum Kampf;
Greise ziehen einher, bewaffnet, im Bollwerk zu fechten;
Auch in Borussia's Reich, wie an der Seine Strand;
Ja in Russien selbst, im Lande der Hydra, erwachet
Jählings der flammende Geist; über's atlantische Meer
Trägt ihn der Fittich des Ruhm's, Hülfe, Gefühle erregend,
Nach Nadowessien's Welt.
Was die Johanna von Arc
Mit dem Schwert in der Faust für ihr Vaterland fechtend errungen,

*) Herda, die Schwester Lagienka's und der Gräfin Szazàniesko, war Priorin des Klosters der barmherzigen Schwestern in Warschau.

Kann, Szazàniesfa, auch durch deine Aussaat geschehn.
Dennoch erfüllest du nur das Gesetz des göttlichen Lehrers,
Das im Tempel er gab und einst die Heuchler erschreckt:
„Lieb den Nächsten wie dich und Gott über Alles am meisten!" —
Herrlich strahlest du nun, herrlich in deinem Triumpf!
Aehren erwähleter Saat sie bilden dein tröstend Gefolge;
Blumen beschreitet dein Fuß, aufwärts erhebt sich dein Blick,
Um deine Schläfe bemerkt mit himmlischer Ahnung der Seher
Schon den Heiligenkranz, den dein Erlöser dir reicht!

„Pennsylvanien, am 4. Juli, 1831."

(„Phil. Telegraph u. deut. Wochenblatt", Samstag, 30. Juli 1831.)

An die Deutschen Pennsylvaniens.

Teutonier! Ein Vaterland zu gründen
Für Euch und Eure Kinder, heischt die Pflicht!
Des Zeitgeists Stunde schlägt: Ihr könnt es finden
Erwachend, denn noch haltet Ihr es nicht.
Wo mir aus Flur und Wald nicht meine Sprache tönt,
Wo man mit fremder Zung' mich unterjocht, verpönt,
Da ist der Vater mir und ich bin ihm entwöhnt.

Ist Einer unter Euch so tief gefallen,
Daß er in's Angesicht der Mutter schlägt,
Weil ihre deutschen Töne ihm mißfallen,
In andrer Mundart er nach Deutung frägt?
Er fliehe, weile nicht in unserm Kreise! Nein!
Kombabe, kann er nicht der Unsern Einer sein!

Doch wem noch deutsches Blut in Adern rollt,
Wer noch Gefühl für Recht und Ehr' empfindet,
Wem noch das treue Herz von Trauer grollt,
Sieht er ein braves Volk für Recht erblindet,
Der trete rüstig bei und ohne scheues Zagen
Vernehme freudig er das nun entwölkte Tagen!

Ein Vaterland! O heil'ger Name, bebe
Durch mein Gebein! Es steigt im Osten auf!
Nur Muth! nur Muth! Mit Zauberkraft erhebe
Ein Geist der Eintracht sich in seinem Lauf!
Soll'n uns're Wünsche uns ein hehres Schicksal zollen,
So dürfen wir mit Recht nur das, was Recht ist, wollen.

„Madisonburg, Pa., den 14. Mai, 1836."

(„Alte und Neue Welt", vom 28. Mai, 1836.)

Dr. Franz Wolfram Gräter.

Geboren als Sohn des Alterthumsforschers, Philologen und Dichters, Friedrich Daniel Gräter, in Schwäbisch Hall im Jahre 1798, erhielt er seine Jugenderziehung im Gymnasium seiner Vaterstadt unter der Aufsicht seines berühmten Vaters, des Herausgebers der Alterthumsdichtungen, bekannt unter den Namen: „Gräters Bragur" und „Nordische Blumen", sowie des „Bardenalmanachs der Deutschen", wobei in dem Sohne die Neigung zur Philologie und Litteratur schon früh geweckt wurde. Seit 1818 war er Student der Philosophie in Jena, gelangte dort in die Bekanntschaft von Karl Follen und wurde als Mitglied des „Jünglingsbundes" in die damaligen politischen Verdächtigungen mitverwickelt, gefänglich eingezogen und in dem Breslauer Prozeß mit Jahn, Rob. Wesselhöft, A. A. L. Follenius u. A. zur Untersuchungshaft verurtheilt. Nach ihrer Entlassung kehrte Gräter nach Ulm zurück, wo sein Vater seit 1818 Rektor und Pädagogarch des Gymnasiums geworden war. Als er abermals gefänglich eingezogen werden sollte, begab er sich in die Schweiz nach Zürich, woselbst er seine Studien fortsetzte und 1823 den Doktorgrad der Philosophie erhielt.

Jedoch die langen Armee der drei Großmächte, Preußen, Oesterreich und Rußland, streckten sich auch bis nach der Schweiz aus und forderten von den dortigen Behörden die Auslieferung der sog. Demagogen, worauf Gräter im Jahre 1824 nach Amerika flüchtete. Hier bekleidete er eine Lehrerstelle in Philadelphia und erhielt 1826 einen Ruf als Dozent der lateinischen Sprache an die Harvard Universität, welche Stelle er bis zum Jahre 1831 bekleidete, als Dr. Beck zurückgerufen und zum ordentlichen Professor der lateinischen Sprache und Litteratur ernannt wurde. Gräter ging darauf nach Allentown, Pa., woselbst er eine Professur an der Akademie erhielt und zugleich die Redaktion des „Lecha Patriot" führte. Im Jahre 1832 erwarb er, in Theilhaberschaft mit Jakob Blumer, den 1812 von Joseph Ehrenfried und Heinrich Ebner gegründeten „Friedensbothen und Lecha County Anzeiger", der jetzt in „Der Allentown Friedensbote" umgetauft wurde, den Gräter bis 1849 redigirte, in welchem Jahr das Blatt in den Besitz von Viktor Blumer, Jakob Leisenring und Karl S. Busch überging. Gräter zog sich dann auf ein Landgut in Lehigh County, Pa., zurück.

Deutschland. (1832.)

Bei dem Tode zugleich denk' ich auch an das Schwert —
Und ich hoffe, daß Gott mir meinen Wunsch gewährt:
Daß ich sterb' mit dem Schwert in der Rechten!
Daß er komme, der Tag, der die Despoten erschreckt —
Daß er komme, der Tag, der die Deutschen erweckt,
Ein Germanien sich zu erfechten.

Ohne Vaterland sein, ach! ist ein traurig Loos —
Und in Verbannung ein Grab ferne im Erdenschooß,
　Ist kein Trost für ein traurig Leben.
Ach! entfremdet ward uns ja unser „deutsches Land“,
Denn sie haben's mit drei Dutzend Namen benannt;
　Mög der Himmel es ihnen vergeben!

O Gedanke so schön, wonnig, Gedanke so rein:
Unter Vaterlands Eichen frei und ein Deutscher sein!
　Und wenn nicht, doch als Deutscher zu fallen!
Laß dich denken, Gedanke! du, o mein einz'ger Trost,
Wenn die Willkür herrscht, jedes Gesetz umstoßt,
　Unbehindert durch schwache Vasallen.

Laß dich denken, Gedanke, herrlich und groß und hehr!
Daß jedes Deutschen Herz deutsch und ein Heiligthum wär,
　Durch sich selbst gegen Frevel beschirmet!
Daß sich erhebe ein Geist, mächtig, germanisch-stark!
Daß die Kraft sich erkennt, fühlt in des Volkes Mark,
　Ehe die Zwingburg noch höher sich thürmet. —

O Gedanke, du Deutscher: — Einig ein Vaterland,
Ein germanisches Volk und ein Schwert in der Hand!
　Werde Wirklichkeit, dann will ich sterben;
Will als Opfer dir gern bringen mein Herz, mein Blut!
Könnt ich sterbend dein Heil mit kühn entschloß'nem Muth,
　Deutsches Volk, durch den Tod dir erwerben!

(„Lecha Patriot.“)

Der Polen Ankunft in der neuen Welt. (1834.)

Es hob die Flügel Gallien's Hahn; sein Schreien
Verkündigte Europa lichten Tag.
Da stürzte Frankreichs Thron; sich zu befreien
Eilt' jedes Volk, das noch in Ketten lag,
Und mit dem Schwert, dem lang verborg'nen treuen
Brach es die Ketten, rächte Schmach um Schmach;
Hell glänzte bald der Freiheit gold'ner Morgen,
Doch ihre Sonne ist bis jetzt verborgen.

Zum Himmel wohl in blutig rothen Strahlen
Warf Polen's Aufstand seine Riesengluth, —
Doch sie verglomm, — und unter neue Qualen
Weint jetzt das Volk, trotz seiner Helden Muth.

Mit Blut und Leben wollten sie bezahlen
Der Freiheit heil'ges, heißersehntes Gut;
Doch jenem Joch, das Tyrannei geschaffen,
Ihm sollte sich die Welt noch nicht entraffen!

Ist's denn zu früh, daß Freiheit sie beglücke,
Daß aus der Nacht die helle Sonne bricht? —
Die Frage liegt noch bei dem Weltgeschicke
Und sie entschied selbst Polen's Stärke nicht.
Doch ob auch jetzt der Hölle finst're Tücke
Verhüllt mit Mitternacht der Sonne Licht,
Erst wenn des Krieges Donner wieder hallen,
Dann wird entscheidend euer Würfel fallen!

Wie kühn sie nach dem Göttlichen gerungen,
Voll hohen Muths, mit stolzer Heldenkraft!
Schon wähnten sie die Tyrannei bezwungen,
Befreit sich aus der Knechtschaft schwerer Haft;
Doch war das große Werk noch nicht gelungen:
Vom letzten Drang der Hoffnung hingerafft,
Galt es, des Lebens höchstes Gut zu wagen,
Galt es, des Sieges große Schlacht zu schlagen.

Sie zagten nicht! dem Vaterlande Treue,
Mit Gott für Freiheit und für Volkes Recht —
Das war des schweren Kampfes heil'ge Weihe,
Das trieb sie kühn in's blutigste Gefecht.
Auf daß der Glanz der Ahnen sich erneue,
Schwur'n sie vereint — ein heldengroß Geschlecht —
„Des Sieges Krone würdig zu erwerben,
Für sie zu leben und für sie zu sterben!"

Wer zählt die Opfer, die sie hingegeben?
Wer zählt der Wunden unbegrenzte Zahl?
Wie manches edle, glutentflammte Leben
Losch todesbang in namenloser Qual!
Wer zählt die Thränen, die im letzten Streben
Verzweifelnd spähten nach des Himmels Strahl —
Ach! es versank in tiefe Nacht auf immer
Der süß geträumten Freiheit Morgenschimmer!

Und alle Opfer sind umsonst gefallen,
Umsonst geweint der Thränen Schmerzensfluth,
Umsonst geflossen aus den Wunden allen
In eitlem Kampf das heil'ge Heldenblut:

Der Despotismus stürmt durch Warschau's Hallen
Und beugt in's Joch den hingesunk'nen Muth!
Nur denen, die der Tod hinweggenommen,
Ist ew'ger Freiheit Morgenroth erglommen!

Und die dem Vaterlande Alles weihten,
Die in der Schlacht nicht Feindesstahl erschlug,
Sie irren heimathlos durch alle Breiten,
Nicht trauend ihrer Ueberwinder Trug;
Die eine Welt — verrathen — nicht befreiten,
Die so des Schicksals Walten niederschlug,
Verbannten selbst sich aus dem Vaterlande:
Sie ziehen vor den Untergang der Schande!

Verlassen sehen sich die holden Bräute
Von den Geliebten; Mütter weinen nach
Dem Sohne, der des grausen Schicksals Beute,
Doch nimmer theilt des Vaterlandes Schmach.
Er lenkt den Schritt nach ferne, fremde Weite;
Er kennt nichts Süßer's, als der Heimath Dach —
Doch ob auch Alles er mit ihm entbehre,
Das Höchste ist und bleibt ihm doch die Ehre!

So seht Ihr sie, die wundbedeckten Krieger,
Sie waren Sabalkansky ein Balkan.
An Eurer Schwelle seht Ihr Praga's Sieger,
Als Eure Brüder nehmet sie jetzt an.
Die für die Freiheit kämpften gegen Tiger,
Sie sind Euch gleich! — O nehmt Euch ihrer an!
Die Ihr bewundertet sind sonst verlassen,
O eilt, sie tröstend, helfend zu umfassen!

„Allentown, im April 1884. F. W. S."

(„Alte und Neue Welt" 24. April 1834.)

Geständnisse. (August 1834.)

Ich sehnt', als flinkes Mädchen,
Mich nach der Mädchen Ziel,
Blieb fleißig an dem Rädchen,
That sonst, was mir gefiel.
„Glück ist's", sprach oft beim Spinnen
Die Mutter, die gern hechelt, —
„Der Liebe zu entrinnen!" —
Da hätt' ich fast gelächelt.

Ich zählte siebzehn Jahre,
Und war noch nicht verliebt.
Man wird verleg'ne Waare,
Wähnt' ich, wenn man's verschiebt.
Bald mocht' ich Einen leiden
Vom großen Männerhaufen:
Er nahte sich bescheiden,
Ich wäre fast gelaufen.

Ei ja, da konnt' er meinen,
Man fürchte ihn gar sehr.
So durft' es doch nicht scheinen,
Drum dacht' ich: Komm nur her!
Er grüßt' mit Feuerblicken,
Die drangen mir durch's Leben —
Ein Kuß konnt mich beglücken: —
Ich hätt' ihn fast gegeben.

Der Kuß führt' oft zum Grämen;
Man nimmt ihn hin als Pfand,
Um bald noch mehr zu nehmen,
Das war mir schon bekannt.
Drum wollt' ich's nicht erlauben,
Trotz seinem steten Bitten;
Da sucht' er ihn zu rauben: —
Ich hätt' es fast gelitten.

Ich ward sehr schnöd' und spröde,
Er ehrerbietig stumm.
Da schien er mir zu blöde,
O, fragt mich nicht, warum?
Einst war er scheu gekommen,
Lag vor mir auf den Knieen,
Da war der Kuß — genommen! —
Ich hätte fast geschrien.

Nun, Mädchen, könnt ihr sehen,
Wie weit ich es gebracht.
Geschehen ist geschehen,
Ich hätt' es nicht gedacht.
Man sieht gewalt'ge Dinge,
Wenn Männer mit uns schalten: —
Er kam mit einem Ringe —
Ich hätt' ihn fast behalten.

Doch mocht ich mich auch wehren,
Er ließ mir keine Wahl!
Und um mich zu belehren,
Der Mann sei eine Qual,
Führt' er mich zum Altare;
Wir gaben uns die Hände.
Nun, meint ihr, kömmt das Wahre?
Ja, ich bin fast — zu Ende.

(„Allentown Friedens-Bote" 22. August 1834.)

Liebes-Klage.

Du mit dem rührenden,
Seelen tranchirenden,
Herzen umschnürenden,
Göttlichen Blick:
Gib mir, dem Leidenden,
Halb schon Verscheidenden,
Thiere beneidenden,
Ruhe zurück!

Oft geh auf trauernde,
Freudenleerschauernde,
Selbst mich bedauernde
Triften hinaus;
Rauf die gekräuselten,
Zephyrumsäuselten,
Schneckengehäuselten
Locken mir aus.

Rufe mit brüllender,
Schreckenerfüllender,
Boden aufwühlender
Stimme den Tod;
Weine die spähenden,
Dein Bild nur sehenden,
Krampfhaft sich drehenden
Augen mir roth.

Sieh meinen quälenden,
Marmorzerschellenden,
Riesenentseelenden,
Grausamen Schmerz!

Rühret nicht schwärmendes
Unglückenthärmendes,
Eisblock-erwärmendes
Mitleid dein Herz?

Schlägst du dein pochendes,
Liebe nur kochendes,
Seel-unterjochendes
Herzchen mir ab:
Such ich in brausenden,
Fürchterlich sausenden,
Leichnahme schmausenden
Wellen mein Grab!

(„Friedens-Bote", 1885.)

Christian Sartorius.

Zu den eifrigsten Anhängern des Gießener „Jünglingsbundes" in den Jahren 1816–1820 gehörte auch Christian Sartorius, der mit Follen und Anderen den sogen. „Bund der Schwarzen" stiften half und einer der Dichter des „Großen Liedes" war (siehe die Biographie von Karl Follen in diesem Bande), doch ist sein Gesang verloren gegangen. Auf die Anklage der sog. „Demagogie" verhaftet, wurde er von dem Gericht in Breslau mit mehreren Anderen zur Untersuchungshaft verurtheilt und nach der Festung Köpenik gebracht, von wo sie durch das Landesgericht zu Frankfurt an der Oder, welches das „Breslauer Erkenntniß" umstieß, wieder in Freiheit gesetzt wurden. Um einer Neuverhaftung zu entgehen, kehrte er nicht wieder nach seiner Vaterstadt (er war 1797 in Darmstadt geboren) bzw. nach Gießen zurück, sondern flüchtete sich mit A. A. L. Follenius nach der Schweiz, wo er an der Züricher Universität seine Studien fortsetzte, bis die Drohungen des deutschen Bundesraths, auch von der Schweiz die Auslieferung der Flüchtigen forderte. Sartorius entschloß sich darauf, nach Amerika auszuwandern, und kam im Jahre 1824 nach New Orleans. Er siedelte sich zunächst in der Nähe von Little Rock, Arkansas, auf einer „Farm" an, ging aber einige Jahre später mit einem andern Deutschen, Friedr. Potts, nach Mexiko, wo er in einem Silberbergwerk in Orizaba als Ingenieur Beschäftigung fand, sich mit einer Kreolin verheirathete und seitdem lebte.

Nach der allgemeinen Amnestie vom Jahre 1840 kehrte er besuchsweise einige Mal nach Deutschland zurück, wo er Mitglied der geographischen Gesellschaften in Darmstadt und Frankfurt am Main wurde, vor welchen er mehrere Vorträge über Mexiko, sein Volk und seine Sitten hielt, die in den Berichten jener Gesellschaften gedruckt wurden. Diese Vorträge ergänzte er zu einem hochinteressanten Werk: „Mexiko und die Mexikaner", welches

(mit Illustrationen seines Freundes Moritz Rugendas ausgestattet) zugleich in englischer und deutscher Sprache in London, New York und Darmstadt 1859 veröffentlicht wurde. — In Amerika ist Sartorius' Muse gestorben, wenn er nicht sich hinter dem Pseudonymen „Hilarius Hinterwald" versteckt, von dem im nächsten Band die Rede sein wird. Nur zwei Gedichte (Uebersetzungen) aus Mexiko finden sich in dem obengenannten Buch, die hier Platz finden mögen.

Mexikanisches Liebeslied der Mestizen.

Mädchen, wahret euch vor Feuer!
Flamme, die verborgen brennt,
Werdet ihr nur heißer fühlen;
Feuer, das man Liebe nennt,
Wird die Kirche euch nicht kühlen.

Wird die Kirche euch nicht kühlen;
Mitten selbst in dem Gebet.
Kommt euch die fatale Störung,
Wenn ihr *euren* Heil'gen seht,
Glaubt ihr sicher an Erhörung.

Das mexikanische National-Lied.

Das Joch ist nun gebrochen,
Das unsern Nacken bog:
Amerika, das *freie*,
Das *gleiche*, lebe hoch!

Dreihundert Jahr in Banden,
Dreihundert Jahr in Schmach,
Von Despotie gelähmet,
Die drückend auf uns lag.

Doch nach so vielen Jahren
Der harten Sklaverei,
Zerbrachen unf're Helden
Die Ketten, wir sind frei!

Und nach so vielen Jahren
Von Arbeit und von Noth,
Erschien uns mit der Freiheit
Des Friedens Morgenroth.

Das Joch ist nun zerbrochen,
Das unsern Nacken bog:
Amerika, das *freie*,
Das *gleiche*, lebe hoch!

Friedrich August Marwedel.

Derselbe kam bereits vor 1828 nach Amerika, ließ sich in New York nieder, wo er in No. 148 Elm Straße nahe Grant einen Schnittwaaren- und Bücherladen betrieb, und gleich nach ihrem Erscheinen Agent der „Alten und Neuen Welt" wurde (Januar 1834), wie er auch bereits 1828 Ritter's Agent für dessen Zeitung, „Amerikanischer Korrespondent", gewesen war. In dieser und später Goßler's „Philadelphischer Korrespondent", sind auch die beiden folgenden Gedichte (1828 und 1831) veröffentlicht worden. Sonst mangeln alle Nachrichten über ihn.

Dem Vaterland. (New York 1828.)

Dich beklagend hab' ich dich verlassen,
Dich geliebtes deutsches Vaterland:
Seufzte tief und konnte kaum mich fassen,
Als der Heimath schönes Ufer schwand.

Doch auch hier bist du mir immer theuer,
Ewig dauert meine Liebe fort;
Ewig rein, umhüllt von keinem Schleier,
Bleibet dir Gedanke, Sinn und Wort.

Hier jedoch, hier ist das wahrhaft Schöne,
Das was Hermann einst erkaufte dir:
Freiheit, Freiheit! — Brüder, deutsche Söhne,
Sie ist todt dort — darum sind wir hier!

Thränen rinnen bei dem Angedenken
An das Land wo Rhein und Donau fließt;
Wenn sich Bilder in den Busen senken,
Boten dessen, was geraubt uns ist.

Welches Land wär auf dem Erdenrunde,
Das dir, Deutschland, gleich an Macht und Ruhm?
Brächten Fürsten, mit der Höll' im Bunde,
Dich nicht frech um dieses Eigenthum! —

Möchte, was ich wünsche, bald geschehen,
Daß die Freiheitsfahne rief zum Streit:
Schnell soll dann mein Weg zum Osten gehen,
Ihr zu sterben bin ich längst bereit!

Selbstgefühl. (New York 1831.)

Ich beuge mich vor Deiner ew'gen Macht.
Unendlicher, den meine Seele ahnet,

An den der Erde wundervolle Pracht,
Der Sonne Gluth, der Sterne Glanz mich mahnet.

Ich neige vor der Tugend Hoheit mich;
Es sei mir Lieb' und Unschuld hochverehret!
Verehrung dir, o Weiser, der du dich
Als Held im schweren Kampfe oft bewähret!

Ich huldige der Schönheit Zauberglanz,
Der in Natur, der mir in Kunst begegnet:
Ein holdes Bild füllt meine Seele ganz,
Und tausend, tausendmal sei's mir gesegnet!

Ich beuge nimmer mich vor Tyrannei,
Vor Zwang und eit'lem Droh'n; nur stolzer heben
Wird sich die Brust, — es bleibt der Wille frei:
Wer sterben kann, mag vor Gewalt nicht beben.

Ich neige mich vor des Geschickes Macht
Niemals in todtem, kraftlosem Erstarren;
Und naht' sich auch die wild'ste Wetternacht,
Nicht hör' ich auf zu hoffen und zu harren.

Ich huldige der Menge eitlem Wahn,
Dem schnöden Brauch und Zwang der Thorheit nimmer.
Der Freie wandelt auf der eignen Bahn,
Es hemmt und blendet ihn kein falscher Schimmer.

„New York 1831." Abermals abgedruckt im „Anzeiger des Westens" am 21. April 1838, als „Eingesandt", was bezeugt, daß Marwedel damals noch in New York lebte.

Christian Burghalter.

Derselbe war im Jahre 1784 zu Neu Wied geboren, als junger Mann in die Dienste des preußischen Feldmarschalls, Fürst Blücher, gekommen und hatte sich zum Privatsekretär desselben emporgeschwungen. In dieser Eigenschaft machte er die Feldzüge des „Marschall's Vorwärts" gegen Napoleon mit. Nach Beendigung der Kämpfe in den Niederlanden und dem siegreichen Einzug der Alliirten in Paris, nahm Burghalter seinen Abschied und kam 1816 nach Amerika, bzw. Cincinnati, wo er mehrere Jahre lang, wie Klauprecht berichtet, „als Anachoret" auf dem Landgute von Martin Baum am „Deer Creek" lebte, und Kirchenlieder für die erste deutsche Gemeinde dichtete, wovon sich indessen nichts erhalten hat. Später trat er zu den Zitterquäkern (Shakers) über und lebte mehrere Jahre in

Union Village in Warren County, Ohio, wo ihn 1825 Herzog Bernhard von Sachsen Weimar besuchte, der ihn von den Feldzügen Blücher's her kannte.

Burghalter kam jedoch bereits vor 1830 wieder nach Cincinnati zurück, wo er in Gemeinschaft mit einem andern Deutsch-Amerikaner unter dem Firmanamen „Burghalter & Heffley" (Höfle?) ein Wochenblatt: "The Western Mercury" herausgab, der bis Anfangs der fünfziger Jahre fortgesetzt wurde. Wahrscheinlich war Burghalter auch Redakteur der 1832 in Cincinnati herausgegebenen Zeitung: „Der deutsche Patriot", in welchem Blatte (Nro. 5, vom 12. Oktober 1832) das einzige untenfolgende und mir bekannte Gedicht Burghalter's gedruckt wurde. Dasselbe war vielleicht für den deutschen Befreiungskrieg (1813-1815) geschrieben. Daß Burghalter es hier an der Spitze des „Patriot" veröffentlichte, läßt sich mit Wahrscheinlichkeit auf das Schlagwort der Gegner Andrew Jackson's hindeuten, die diesen in allen Tonarten einen Tyrannen schalten, und der „Patriot" bekämpfte die Wiederwahl Jackson's und nannte ihn wiederholt einen Usurpator und Tyrannen.

Um das Jahr 1853 oder '54 war Burghalter, den ich mit seinem Quäkeranzug oft gesehen hatte, aus Cincinnati verschwunden und ich hielt ihn für gestorben. Aus Hanno Deiler's „Geschichte der New Orleanser deutschen Presse" sehe ich, daß derselbe nach Baton Rouge gezogen war, und daß er für die Feier des Schiller Jubiläums in New Orleans (1859) den Prolog gedichtet habe, den der fünfundsiebzigjährige Greis selber vortrug. Auf eine desbezügliche Anfrage, um Erlangung des Prologs, erhielt ich keine Antwort. Wahrscheinlich ist derselbe nicht gedruckt worden und somit verloren gegangen. — Im Jahre 1844 erschien von Burghalter ein Buch im Verlag von Jakob Ernst & Komp., Cincinnati, welches in vergleichender Weise das Verhältniß der englischen zur deutschen Sprache erläutern sollte, indem die Aufsätze auf den gegenüberstehenden Seiten in beiden Sprachen gedruckt und mit sprachlichen Anmerkungen erläutert werden. Diese Aufsätze sind biblischen Karakters in Prosadichtung, wie die Idyllen Geßner's, vom Verfasser geschrieben. Der Titel der Buches ist: „Geist der Sprache", englisch: "Spirit of Language."

Freiheits-Lied.

Zu den Waffen, Brüder!
Auf, erwacht!
Wollt ihr knechtisch niedre Ketten tragen,
Dulden, daß sie euch in Fesseln schlagen?
Ruft zur Schlacht
Alle deutschen Brüder:
Nieder mit Tyrannen, nieder!

Zu den Waffen, Brüder!
Ihr seid frei:
Zeigt den fremden söldnerischen Schaaren,
Ihr seid noch, was eure Väter waren,
Tapfer, treu,
Einig, brav und bieder:
Nieder mit Tyrannen, nieder!

Zu den Waffen, Brüder!
Zaudert nicht!
Zu dem Freiheitsbund der Franken, Britten,
Zähl die Welt den Deutschen als den Dritten!
Eure Pflicht
Ruft euch in die Glieder:
Nieder mit Tyrannen, nieder!

Zu den Waffen, Brüder!
Nah und fern
Von der Donau bis zum nord'schen Meere
Schall der Ruf für Freiheit durch die Heere!
Euren Herrn
Wählt wie vormals wieder:
Nieder mit Tyrannen, nieder!

Zu den Waffen, Brüder!
Sieg und Ehr'
Muß der freien Deutschen Throne krönen.
Rührt die Trommeln, laßt Trompeten tönen,
Schwingt den Speer,
Singet Kriegeslieder:
Nieder mit Tyrannen, nieder!

Zu den Waffen, Brüder!
Gut und Blut
Legt der Deutsche willig in die Waage,
Daß er Freiheit, Achtung sich erjage,
Kämpft mit Muth
In geschloßne Glieder:
Nieder mit Tyrannen, nieder!

Zu den Waffen, Brüder!
Es ist Zeit,

Daß der Deutsche seinen Geist bewähre;
Ueber's Leben geht ihm noch die Ehre!
Es ist Zeit,
Reicht die Hände, Brüder:
Nieder mit Tyrannen, nieder!

Anonymus.

Wahrscheinlich gehörte der Verfasser des nachfolgenden niedlichen Gedichtchens zu den Herrnhutern, die in Nazareth ihre Hochschule („Nazareth Hall") hatten. Der Name des Dichters ließ sich jedoch nicht mehr erfragen. Es ist indessen anzunehmen, daß er ein geborener Amerikaner und Lehrer an dieser damals in hoher Blüte stehenden Schule war.

Das Himmelsröschen.

Eine junge, dornenlose
Zart erblühte Maienrose
Stand in ihrer schönsten Pracht,
Treu geschützt vor Sturm und Nacht:
Sorgsam pflegte Gärtner's Hand
Treuer Liebe Unterpfand.

Durch das Thal der ird'schen Mängel
Kam ein stiller, bleicher Engel,
Sah das Röschen hold und schön;
Flüsterte: „Dies Erden-Weh'n,
Dem oft Sonnenstrahl gebricht,
Ist das Land der Rosen nicht.

„Bist zu zart für dieses Leben,
Will dir bessern Boden geben,
Sollst in reinern Farben glühn
Und im Gottes Garten blühn,
Sonnen dich im Strahlenschein
Ew'ger Wonne klar und rein."

Und das Röschen, hier vergöttert,
Sank von seinem Hauch entblättert —
Achtend nicht auf Trennungsschmerz,
Trug er's jubelnd himmelwärts,
Legte es voll hoher Lust
An des treusten Vaters Brust.

Armer Gartner! still dein Sehnen,
Trockne deine Schmerzensthränen,
Denn dein Röschen ist nicht todt,
Wohnt im ew'gen Morgenroth!
Armer Gärtner, weine nicht!
Sieh, dein Liebling wohnt im Licht!

(„Nazareth, Pa., Abendzeitung." Febr. 1841.)

Emanuel Rondthaler.

Emanuel Rondthaler, geb. in Bethlehem, Pa., war Professor der klassischen Abtheilung der Herrnhuther Hochschule in Nazareth von 1832 bis 1839. Er starb zu Philadelphia als Pastor der „Brüderkirche" an der Race Straße im Jahre 1848. Rondthaler war einer der Ersten, welche in der pennsylvanisch-deutschen Mundart dichteten. Der folgende von ihm verfaßte lyrische Erguß zeugt von lebendiger Gemüthsinnigkeit, in welcher Richtung er später von mehreren, besonders Heinrich Harbaugh (siehe daselbst), gefolgt wurde. Das Gedicht (hier leicht in der Schreibart abgeändert) wurde um 1825 verfaßt.

Morgets un Owets.

Morgets scheint die Sunn so schö',
Owets geht der gehl Mond uf;
Morgets leit der Dau im Klee,
Owets tritt m'r drucke druf.

Morgets singe alle Fegle,
Owets kreischt der Laubkrott arg;
Morgets kloppt m'r mit die Flegle,
Owets leit m'r scho' im Sarg.

Alles duht sich ennre' do,
Nix bleibt immer so wie nau;
Was e'm Fräd macht, bleibt net so,
Werd gar arg bald, hart un rauh.

Drowe' werd es anners sein,
Dort wo's nau so blo aussicht;
Dort is Morgets alles fein,
Dort is Owets alles Licht.

Morgets is dort Fräd die Füll,
Owets is es o noch so;
Morgets is em's Herz so schtill,
Owets is m'r o noch froh.

Ach! wie dhut m'r doch gelischte
Nach der bloe Wohning dort;
Dort mit alle gute Krischte
Fräd zu hawe, Ruh alsfort.

Wann sie mich in's Grab nei' drage,
Greint net, denn ich hab's so schö' —
Wann sie „Es is Owet!" sage,
Denkt: hell is' dort in der Höh!

Paul Weiß.

Geboren zu Bethlehem, Pa., 1763, gestorben daselbst 1840, war Professor des Kollegiums „Nazareth Hall" von 1797 bis 1803, später Herrnhuter Prediger in Emaus, Pa. Er hat mehrere deutsche Gedichte geschrieben, darunter das bekannteste eine Uebersetzung von Cowper's "John Gilpin", das mit Illustrationen von G. S. Peters in Harrisburg gedruckt, in ganz Pennsylvanien verbreitet war. Dasselbe wurde 1818 zu Emaus gedichtet.

John Gilpin.

John Gilpin war ein Bürger, der
Kredit und Ruhm genoß,
Auch Hauptmann einer Schaar war er
Von London, reich und groß.

„Mein Liebster", sprach John Gilpin's Weib,
„Wiewohl wir sind getraut
Seit zwei Jahrzehnden, haben wir
Doch nie ein Fest geschaut.

„Auf Morgen fällt der Hochzeitstag,
Da stellen wir uns fein
Beim Glockenwirth zu Edmonton,
Mit Kutsch' und Pferden ein.

„Die Schwester und der Schwester Kind,
Ich mit drei Kindern werth,
Besetzen dann die Kutsche ganz —
Und du folgst nach zu Pferd'."

John Gilpin drauf: „Vom Weibervolk
Find' ich nur eine schön,
Und das bist du, mein liebster Schatz,
Drum soll dein Wunsch geschehn.

„Ich bin ein Leinwandhändler stolz,
  In aller Welt geehrt,
Und unser Freund, Tom Callender,
  Leiht mir gewiß sein Pferd."

Frau Gilpin drauf: „Dein Wort ist gut,
  Doch Wein ist theure Waar';
Von unserm eig'nen nehmen wir,
  Der funkelt hell und klar."

John Gilpin küßt sein holdes Weib;
  Er war darob erfreut,
Daß sie, die nach Vergnügen strebt,
  Auch liebte Sparsamkeit.

Der Morgen graut, die Kutsche kam —
  Doch man erlaubte nicht
Vor's Haus zu fahren, daß das Volk
  Nicht: „Stolz ist sie!" noch spricht.

Drei Thüren weit die Kutsche hielt,
  Flugs waren alle drin —
Sechs theure Seelen — voller Lust
  Gings nun durch Dick und Dünn.

Die Peitsche knallt, die Räder roll'n —
  Nie freute Volk sich mehr,
Das Pflaster knarrt und rasselt laut,
  Als ob es rasend wär.

John Gilpin tritt an's Pferd heran,
  Steigt auf zum frohen Trab;
Kaum saß er oben, springt er rasch
  Nochmals vom Gaul herab.

Den Sattel hatt' er kaum erreicht,
  Die Reise zu bestehn,
Da schaut er eben um und sieht
  In's Haus drei Kunden gehn.

Drum stieg er ab. Der Zeitverlust
  Kränkt freilich ihn gar sehr,
Doch Geldverlust, das wußt er wohl,
  Würd' kränken ihn noch mehr.

Die Kunden brauchten lange Zeit,
  Nach Wunsch bedient zu sein. —
Zudem schreit Betty: „Herr, da steht
  Im Winkel noch der Wein!“

„O weh!“ sprach John, „doch bring ihn her,
  Auch bring den Gürtel mir,
An dem ich trag mein gutes Schwert,
  So oft ich exerzier'.“

Frau Gilpin, die sorgsame Seel'
  Zwei Krüge hielt von Stein,
Worin sie ihren Lieblingstrank
  Verwahrt, den süßen Wein.

Zwei Henkel hatte jeder Krug.
  Durch die den Gurt er zog,
Hing einen links, den andern rechts
  Daß hübsch die Balance wog.

Und über sich, daß ausstaffirt
  Vom Scheitel bis zur Zeh
Nichts fehlt, wirft er den Mantel um,
  Und nun gings fort, Ade!

Jetzt schaut, wie er auf flinkem Roß
  Beginnt den stolzen Ritt:
Erst langsam auf dem Steinweg ging's
  Mit ernstbedächt'gem Schritt.

Doch unterm wohlbeschlag'nen Huf
  Fühlt's Pferd bald glatte Bahn,
Wildschnaubend ging es fort im Trab,
  Und John war übel dran.

„Nur sachte, sachte!“ mahnt nun John,
  Vergeblich rief er dieß:
Der Trab ward zum Galopp sehr bald,
  Trotz Zügel und Gebiß.

John bückte sich, wie's Jeder muß,
  Der nicht grad sitzen kann
Und faßt des Gaules Mähn' und Hals
  Mit beiden Händen an.

Das Pferd, noch nie behandelt mit
  So wenigem Geschick,
Floh voller Furcht und ließ im Lauf
  Die ganze Welt zurück.

Fort ging es über Stock und Stein;
  Weg flogen Hut, Perrück'.
Nicht träumte John, als aus er ritt,
  Von so viel Mißgeschick.

Stark blies der Wind, der Mantel weht
  Gleich einem Fähnlein keck,
Bis endlich, als kein Knopf mehr hielt,
  Fort flog er in den Dreck.

Jetzt sahn die Leute überall
  Wie er die Krüge schwang —
Auf beiden Seiten baumeln sie,
  Wie ich schon sagt' und sang.

Die Hunde bell'n, die Kinder schrei'n,
  Die Fenster öffnet man
Und Alles schreit: Hopp, hopp! Hurrah!
  So laut ein Jeder kann.

Und fort flog Gilpin! — Ist er's nicht?
  Sein Ruhm ward ringsum kund:
„Er trägt Gewicht! — Ein Wettritt ist's,
  Und zwar um tausend Pfund!"

Und dann, sobald er nahe kam,
  War's lustig anzusehn,
Wie schnell die Schlagbäum' überall
  Für ihn weit offen stehn.

An einem Thor, durch das er flog,
  Weil's nicht ganz offen stand,
Zerschmetterten die Krüge beid',
  So links als rechter Hand.

Bedauernd sah man, wie der Wein
  Nun in die Straße floß:
Des Pferdes Flanken dampften auf,
  Die so der Wein begoß.

Doch schien's, als trüg er noch Gewicht
  An seinem Gürtel fest:
Noch baumelte so links als rechts
  Der Krüge Scherbenrest.

So setzt er durch ganz Islington
  Die tollen Sprünge fort
Bis Edmonton am Gartenhaus,
  Dem Fest-bestimmten Ort.

Hier warf den Krämpel rasch er fort
  Zu beiden Seiten ab;
Das traf des Gaules Hinterbein
  Und setzt ihn frisch in Trab.

Sein liebes Weib in Edmonton
  Schaut jetzt von der Altan'
Den guten Mann und sieht erstaunt
  Den tollen Ritt mit an.

„Halt! halt, John Gilpin! Hier ist's Haus!"
  Schrein alle jämmerlich:
„Die Mahlzeit wartet — wir sind müd!"
  Spricht Gilpin: „So bin ich!"

Jedoch sein Pferd war nicht geneigt,
  Sich hier zu ruhen aus;
Warum? — sein Herr besaß zu Ware,
  Zehn Meilen fern, ein Haus.

Wie je ein Pfeil, mit Kraft geschnellt,
  Zum fernen Ziele drang,
So flog das Roß — und dies bringt mich
  Zur Mitte vom Gesang.

Ganz athemlos muß Gilpin fort,
  Wiewohl er gar nicht will,
Bis an das Haus Tom Callender's,
  Dort stand das Pferd erst still.

Erstaunt sieht Tom hier seinen Freund
  In solchem Aufzug nahn,
Legt weg die Pfeife, läuft an's Thor,
  Und red't ihn also an:

Was gibts? was gibts? — erzähl' es doch!
  Geschwind leg' alles dar:
Warum kamst du barhäuptig her? —
  Ja, warum kamst du gar?

John Gilpin liebte gern den Scherz,
  Auch fehlt's an Witz ihm nicht:
Daher er zu Tom Callender
  Gar spaßhaft also spricht:

„Ich kam, weil es dein Pferd gewollt.
  Und hör', mir ahnet was:
Hut und Perrücke kommen bald;
  Ich ließ sie auf der Gaß'."

Tom Callender, froh, daß sein Freund
  Noch kann so lustig sein,
Erwiedert nicht ein einzig Wort
  Und geht in's Haus hinein.

Hut und Perrücke bracht' er bald —
  Voll Locken die Perrück';
Der Hut war noch in gutem Stand
  Und zierlich jedes Stück.

Er hielt sie hin und sprach zu John,
  Den Spaß erwiedernd fein:
„Mein Kopf mißt deinen zweimal auf,
  Drum sind sie nicht zu klein.

„Doch laß mich erst vom Schmutz befrei'n
  Gesicht und Kamisol;
Bleib hier und iß und trink mit mir,
  Denn hungrig bist du wohl!"

Spricht John: „Heut ist mein Hochzeitstag.
  Die Welt würd' lachend schrein:
Sein Weib speist froh in Edmonton,
  Und John in Ware allein!"

Zum Pferd sich wendend, spricht er dann:
  „Zur Mahlzeit eile ich!
Für dein Vergnügen kam ich her,
  Du gehst zurück für mich!"

O eitles Wort! O leer Geprahl!
  Als er so sprach, sieh da!
Da schrie ganz dicht daneben auch
  Ein Esel sein I-Ah!

Drob schnaubte dann das Pferd, als wenn
  Ihm brüllt' ein Leu in's Ohr,
Und galoppirt davon mit Macht,
  Noch schneller als zuvor.

Fort ging's! — Und bald im Flug entflohn
  Perrück' und Hut dem Schopf:
Sie waren Gilpin viel zu weit
  Und groß für seinen Kopf.

Frau Gilpin, als sie sah den Mann
  Hinrasen so davon,
Weit in das Land, zog aus dem Sack
  Jetzt eine halbe Kron';

Und sprach zum Kutscher, der sie fuhr:
  „Ich geb dir dieses Stück,
Bringst du mir meinen lieben Mann
  Gesund und wohl zurück!" —

Der Kutscher sprang jetzt auf sein Pferd;
  Und als nun wie ein Pfiff
John Gilpin flog zurück, er schnell
  Nach dessen Zügel griff.

Doch das mißlang! — Der Zaum entschlüpft
  Dem Postknecht aus der Hand.
Dadurch erschreckt, schoß Gilpin's Pferd
  Wie rasend jetzt durch's Land.

Das war ein Wettritt! — denn ihm folgt
  Der Kutscher auf dem Fuß. —
Des Postknecht's Gaul, froh, daß er nicht
  Die Kutsche ziehen muß.

Sechs Männer auf der Straße sehn,
  Wie Gilpin jagt vorbei,
Und wie der Postknecht ihn verfolgt,
  Erhuben laut Geschrei:

„Halt't an den Dieb, den Räuber dort!"
  Erscholl es ringsum jetzt.
Von allen auf dem Wege ward
  Ihm eilends nachgesetzt.

Doch jeder Schlagbaum öffnet sich,
  Und Alles lachte mit: —
Man glaubte, daß John Gilpin kühn
  Noch um die Wette ritt.

Er that's, — gewann sie — kam zuerst
  Nun in die Stadt mit Sieg,
Und hielt nicht, bis vor seinem Haus
  Er jetzt vom Pferde stieg.

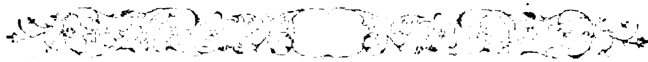
Nun singt: „Der Sieger-König leb'!
  John Gilpin leb'! Juchhei!
Und wenn er wieder reiten will,
  Wär ich auch gern dabei!"



Verzeichniß der in diesem Band enthaltenen Gedichte.



Inhalts-Verzeichniß.










89076999481
B89076999481A